14 DAYS
BOOK


VE
RI
TAS



Neue
Philologische Rundschau

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und **Dr. E. Ludwig**

in

Bremen.

Jahrgang 1902.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1902.

Register zur „Neuen Philologischen Rundschau"

Jahrgang 1902.



Gotha, 11. Januar. Nr. 1, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Der Infinitiv nach Adjektiven bei Horaz.

Von C. Wagener.

Unter Adiectiva relativa versteht man gewöhnlich solche Adjective, die eines Zusatzes bedürfen, um in der jedesmaligen Satzverbindung einen vollständigen Begriff zu geben und richtig verstanden zu werden. Denn erst durch eine solche nähere Bestimmung wird der allgemeine Adjektivbegriff modifiziert und genauer bestimmt, worin und wodurch, woran und in welcher Beziehung die Eigenschaft sich zu erkennen giebt oder geben soll. Auch Participia können vermöge ihrer adjektivischen Natur eine solche nähere Bestimmung zu sich nehmen. Alt ist, sagt Delbrück (Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen I, 354), die Verbindung mit dem Genetiv bei plenus, wohl auch bei memor und vielleicht noch bei einigen anderen. An diese schlossen sich dann Adjektive verwandten oder entgegengesetzten Sinnes, und so bildete sich die Vorstellung aus

dafs der Sinn eines Adjektivs durch ein im Genetiv stehendes Substantiv näher bestimmt werden könne. Solche Adjektive sind die sogen. Adiectiva relativa: begierig, kundig, eingedenk, teilhaftig, mächtig, voll. Die Konstruktion dieser Adjektive mit einem Genetiv ist nicht dem Griechischen entlehnt, sondern ist echt lateinisch, und mit Recht sagt Haustein (De genetivi adiectivis accommodati in lingua Latina usu p. 14): egomet affirmare audeo omnia huius structurae exempla ex ingenio linguae Latinae originem duxisse neque opus esse eo progredi, ut multifariam Graecam linguam adhibeamus ad intellegendas constructiones Latinae linguae proprias. Has enim structuras docebimus partim Indogermanicas i. e. linguarum Indogermanicarum ut Sanscritae, Graecae, Latinae proprias atque communes, partim ex illarum genuinarum analogia profectas esse.

Schon bei Plautus, Terenz und deren Zeitgenossen finden wir Adiectiva relativa mit einem abhängigen Genetiv, wie man aus Holtze (Syntaxis priscorum scriptorum Latinorum usque ad Terentium I, 336) und Loch (De genetivi apud priscos scriptores Latinos usu p. 21) ersehen kann [1]). Mit Vorliebe aber gebraucht Horaz diese Konstruktion, und es kann eine stattliche Zahl von Adjektiven angeführt werden, die als relative Adjektive oder nach Analogie derselben von anderen Schriftstellern wie auch von ihm mit einem Genetiv verbunden worden sind (vgl. Ebeling, De casuum usu Horatiano p. 24): *aemulus* Epist. 1, 19, 15; A. P. 203; *avidus* A. P. 172; *compos* A. P. 76; *conscius* Sat. 2, 7, 60; *consultus* Carm. 1, 34, 3; A. P. 369; *cupidus* Carm. 3, 14, 26; Sat. 2, 1, 44; 2, 2, 98; *damnatus* Carm. 2, 14, 19 (vgl. Erdmann, Lateinische Adjektive mit einem Genetiv S. 8); *dissimilis* Sat. 1, 4, 112; *dives* Carm. 4, 8, 5; Sat. 1, 2, 74; Epist. 2, 2, 31; *expers* Carm. 3, 4, 65; 3, 11, 11; 4, 14, 7; Sat. 2, 8, 15; A. P. 341; *exsul* Carm. 2, 16, 19; *fastidiosus* Carm. 3, 1, 37; *fecundus* Carm. 3, 6, 17; *felix* Sat. 1, 9, 12; *fertilis* Carm. Saec. 29; Sat. 2, 4, 31; *ignarus* Carm. 2, 1, 34; Sat. 1, 1, 35; Epist. 2, 1, 114; 2, 1, 132; *immemor* Carm. 1, 1, 26; 1, 15, 30; 2, 18, 19; *inanis* Carm. 3, 11, 26; *inops* Epist. 2, 2, 50; A. P. 322; *inscius* Carm. 4, 4, 6; *integer* Carm. 1, 22, 1; Sat. 2, 3, 65; 2, 3, 220; *lassus* Carm. 2, 6, 7; *liber* A. P. 212; *medius* Carm. 2, 19, 28 (vgl. Erdmann a. a. O. S. 21); *memor* Carm. 1, 33, 1; 1, 36, 7; 3, 11, 51;

1) Über die historische Entwickelung solcher Adjektive vgl. man die klare Darlegung bei Schmalz, Lateinische Grammatik § 64 S. 238 ff. (im Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft von Iwan v. Müller II. Bd. 2. Abteilung).

3, 14, 18; 3, 27, 14; *miser* Sat. 2, 2, 66; *nescius* Carm. 1, 5, 11; 3, 2, 17; *notus* Carm. 2, 2, 6; 4, 13, 21; *peritus* Sat. 1, 1, 9; *plenus* Carm. 2, 1, 6; 2, 19, 6; 3, 8, 3; 3, 25, 2; 4, 14, 2; A. P. 106; 427; 476; *prodigus* Carm. 1, 12, 38; 1, 18, 16; Epist. 1, 7, 42; A. P. 164; *prudens* Carm. 4, 9, 35; *rudis* Carm. 3, 2, 9; Epist. 2, 2, 47; *satur* 1, 7, 35; *securus* Epist. 2, 2, 17; *sollers* A. P. 407; *studiosus* Carm. 3, 27, 29; Sat. 2, 5, 80; *tenax* Carm. 3, 3, 1; *uber* Carm. 2, 19, 10; *vacuus* Sat. 2, 2, 119 [1]). — Andere Adjektive [2]) sind von Horaz zuerst mit einem Genetiv verbunden worden, worin er dann auch Nachahmer gefunden hat: positorum *abstemius* Epist. 1, 12, 7; laudis *avarus* Epist. 2, 1, 179; Graiis praeter laudem nullius *avarus* A. P. 324; *docilis* modorum Carm. 4, 6, 43; parvi *docilis* Sat. 2, 2, 52; nigrae *feraci* frondis in Algido Carm. 4, 4, 58; prolis novae *ferax* Carm. Saec 19; venenorum *ferax* Epod. 5, 22; *incautus* futuri Sat. 1, 1, 25 (vgl. Erdmann a. a. O. S. 5 u. 6); *indoctus* pilae discive trochive A. P. 380; capitis *minor* Carm. 3, 5, 42; honorum *opulenta* Carm. 1, 17, 16; veteris non *parcus* aceti Sat. 2, 2, 62; *pauper* aquae Carm. 3, 30, 11; horum semper ego optarim *pauperrimus* esse bonorum Sat. 1, 1, 78; *pauper* argenti et auri Sat. 2, 3, 142; militiae *piger* et malus Epist. 2, 1, 124; sceleris *purus* Carm. 1, 22, 1; utilium *sagax* rerum A. P. 218; operum *solutus* Carm. 3, 17, 16; *serus* studiorum Sat. 1, 10, 21; *timidus* procellae A. P. 28. — Wieder andere werden von Horaz allein mit dem Genetiv verbunden, andere Belege als die folgenden habe ich nicht finden können: vini somnique *benignus* Sat. 2, 3, 3; *bibulus* liquidi Falerni Epist. 1, 14, 34; imbrium *divina* avis imminentum Carm. 3, 27, 10; *divina* futuri A. P. 218; Noctilucam *prosperam* frugum Carm. 4, 6, 39; miror morbi *purgatum* te illius Sat. 2, 3, 27. Im Laufe der Zeit dehnte sich der Gebrauch noch immer mehr aus, so dafs später Konstruktionen vorkommen, die wir ohne Analogie der relativen Adjektive gar nicht erklären könnten, z. B. Orest. Trag. 441 Alcestis meminisse subit, quae morte maritum manibus exipuit, *pia coniugis*, impia de se, wofür Eutrop. 8, 23 und Lamprid. vita Alex. Sev. 46 in Mammaeam matrem pius sagen.

Wie der Genetiv eines Nomens oder Pronomens, so kann

1) Die als reine Adjektive gebrauchten Part. Praes Activi: *metuens*, *petens* und *sciens* sind auch bei Horaz mit dem Genetiv verbunden.

2) Unbestimmt ist Carm. 4, 1, 30 animi spes *credula* mutui, wovon animi mutui abhängt.

auch der Genetiv eines Gerundiums von einem Adjektiv abhängen. Bei Plautus fehlt auffallenderweise diese Verbindung ganz und gar (vgl. Schaefler, Die sogen. Gräcismen bei den augusteischen Dichtern, S. 87 Anm.; Schmalz a. a. O. § 167, 2, S. 304), bei Horaz finden wir sie nur zweimal (vgl. Hester, De infinitivi natura et apud Horatium usu S. 45 adn.): venit enim magnum donandi *parca* iuventus Sat. 2, 5, 79 und *exsors* ipsa secandi A. P. 305, während andere Schriftsteller sie wieder mehr anwenden. Nach meinen Beobachtungen glaube ich behaupten zu können, dafs Dichter diese Konstruktion im allgemeinen weniger gebrauchen als Prosaiker, was sicherlich im Metrum seinen Grund hat.

Anstatt des Genetivs eines Gerundiums haben zuerst Dichter auch einen Infinitiv von einem Adjektiv abhängen lassen. Bei Plautus und Terenz fehlt diese Konstruktion, sie findet sich zuerst bei Lukrez, dann bei den augusteischen Dichtern, besonders bei Horaz an 65 Stellen. Zur richtigen Auffassung mag Folgendes dienen. Der lateinische Infinitiv ist, wie jetzt allgemein angenommen wird, eine erstarrte Kasusform eines abstrakten Verbalsubstantivs, für die Alten aber, die keine Ahnung von dem Formbau des Verbums hatten, war es weiter nichts als eine indeklinabele Form, die, wie Quintil. 9, 3, 9 bemerkt, pro appellatione gleich einem abstrakten Substantiv gebraucht ist; auch Prisc. 8, 13, 69 (ed. Hertz I, 425, 9) sagt: Infinitus est, qui et personis et numeris deficit und 18, 4, 43 (II 226, 6): Significat autem infinitum ipsam rem, quam continet verbum; currere enim est cursus et scribere scriptura et legere lectio. Aus den Nationalgrammatikern läfst sich nun nachweisen, dafs die Indeklinabilien für alle Kasus verwandt werden konnten. So sagt Charis. 1, 10 S. 15 (ed. Keil I 27, 4) ausdrücklich: Velut hoc fas huius fas et hoc nefas huius nefas und auch Prisc. 5, 12, 70 (I 184, 15): Monoptota sunt, quae pro omni casu una eademque terminatione funguntur, qualia sunt nomina litterarum et numerorum a quattuor usque ad centum. Mille quoque indeclinabile est et siqua inveniuntur similia. Ut hoc a huius a, hoc alpha huius alpha, hi quattuor horum quattuor, hoc gummi huius gummi, und wirklich findet sich auch gummi als Genetiv bei Cels. 5, 23, 1; Cass. Fel. 29 (p. 52, 3 und 53, 3); ferner bemerkt Charis. 1, 19 S. 124 (I 151, 1): dicimus in omnibus casibus similiter hic nequam, huius nequam, huic nequam, hunc nequam, o nequam, ab hoc nequam. Beispiele hierfür finden sich bei Neue-Wagener II³ 171—172.

Dafs natürlich die obliquen Kasus der Indeklinabilien der Deutlichkeit wegen vermieden werden, liegt auf der Hand; man wandte dafür Umschreibungen an, wie z. B. nullius rei für den Genetiv nihil, nefarii facinoris für den Genetiv nefas, eo nefario (Liv. 9, 34, 19) für den Ablativ nefas u. a. m., vgl. Nägelsbach, Latein. Stilistik § 23 b. Genau so verhielt es sich auch mit dem Infinitiv, für dessen fehlende Kasus bekanntlich die obliquen Kasus des Gerundiums als Ersatz eintraten, die dann in der Regel von den Prosaikern gebraucht wurden. Daneben wurde aber auch der Infinitiv, also die indeklinabele Form, gelegentlich für verschiedene Kasus gesetzt, und so findet sich, wenn auch selten wie bei den Indeklinabilien, derselbe als reiner Accusativ (z. B. beate vivere alii in alio, vos in voluptate ponitis Cic. Fin. 2, 27, 86, vgl. Schmalz a. a. O. § 143 Anm. 2 S. 281), auch abhängig von Präpositionen (z. B. ut inter optime valere et gravissime aegrotare nihil prorsus dicerent interesse Cic. Fin. 2, 13, 43; multum interest inter dare et accipere Senec. Benef. 5, 10, 2; praeter plorare Hor. Sat. 2, 5, 69; praeter amasse Ovid. Heroid. 7, 164 u. a. m., vgl. Wölfflin, Der substantivierte Infinitiv im Archiv III 71—73; Brugmann, Grundrifs der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen II 442), und im finalen Sinne als Dativ (z. B. omne cum Proteus pecus egit altos visere montes Hor. Carm. 1, 2, 7; non ego te tigris ut aspera Gaetulusve leo frangere persequor Carm. 1, 23, 10; hic (orcus) levare functum pauperem laboribus vocatus atque non vocatus audit Carm. 2, 18, 40, vgl. Sörn, Beiträge zur lateinischen Grammatik, S. 3; Golling, Syntax der latein. Dichtersprache S. 8 u. 9; Schmalz a. a O. § 145 S. 282; Schaefler a. a. O. S. 68). Als Lokativ fafst Deecke (Beiträge zur Auffassung der latein. Infinitiv-, Gerundial- und Supinum-Konstruktionen S. 40) den Infinitiv auf, der z. B. mori necesse est, vivere non necesse est übersetzt: im Sterben liegt Notwendiges, im Leben nicht. Wie also der Infinitiv als indeklinabele Form für verschiedene oblique Kasus wirklich vorkommt, so kann er ohne Zweifel auch nach relativen Adjektiven als Genetiv statt des Genetivs eines Gerundiums stehen. Die Konstruktion, die echt lateinisch ist, findet sich, wie oben schon angedeutet wurde, besonders bei Dichtern, und dies hat gewifs darin seinen Grund, dafs die Form des Genetivs eines Gerundiums für das Versmafs oft schwerfällig und zuweilen gar nicht verwendbar ist. Schon Köne, dessen Buch „Über die Sprache der römischen Epiker“ viel zu wenig beachtet wird, hat S. 15

darauf aufmerksam gemacht, dafs die Dichter durch das Metrum veranlafst sind, oft Konstruktionen gegen alle Gesetze der Prosa anzuwenden, und mit Recht sagt er: Statt des für den Vers so sehr schleppenden amor casus cognoscendi und des noch schleppenderen amor casuum cognoscendorum setzt Vergilius amor cognoscere (Aen. 2, 10) und statt des gar nicht fügbaren amor audiendi das fügsame amor audiri (ib. v. 11). — Die Verbindung eines Infinitivs mit Adjektiven mag zuerst nur bei den relativen Adjektiven in Gebrauch gewesen sein, später aber, als erst einmal diese leicht verwendbare Konstruktion in Anwendung gekommen war, da wurde, vielleicht auch durch das Griechische begünstigt, der Infinitiv auch zu anderen Adjektiven gesetzt. Diese Konstruktion ist zuerst eine rein dichterische und kommt bei Prosaikern der klassischen Zeit gar nicht vor, von denen der silbernen Latinität sind es Valerius Maximus und Seneca, besonders Plinius und Tacitus, welche sie angewandt haben, vgl. Schmalz a. a. O. § 144 Anm. 1 S. 282.

Im folgenden werden diejenigen Beispiele aufgeführt, wo Adjektive, die bei Horaz mit dem Infinitiv vorkommen, mit dem Genetiv eines Nomens oder eines Gerundiums verbunden sind, woraus, wie ich überzeugt bin, deutlich hervorgeht, dafs der von relativen Adjektiven abhängige Infinitiv genau die Bedeutung des Genetivs eines Gerundiums hat.

1) Mit dem Genetiv eines Nomens und mit einem Infinitiv kommen vor [1]):

audax ingenii Stat. Silv. 3, 2, 64.	*audax* omnia perpeti Carm. 1, 3, 25.
blandus precum compellat Ulysses Stat. Achill. 2, 236.	*blandus* ducere quercus Carm. 1, 12, 11.
callidus rusticarum rerum Colum. 2, 2, 1.	*callidus* quidquid placuit iocoso condere furto Carm. 1, 10, 7; resonare septem *callida* nervis Carm. 3, 11, 4.
agricolas legum *catos* Auson. Mosell. 400.	*catus* iaculari Carm. 3, 12, 10.
dignissimus tuae virtutis Cic. Epist. ad Att. 8, 15 A 1.	*dignus* moveri Carm. 3, 21, 6; *dignus* notari Sat. 1, 3, 24; *dignus* describi Sat. 1, 4, 3; *dignus* cul-

1) Während aus Horaz alle Beispiele aufgeführt sind, mag für die Konstruktion aus anderen Schriftstellern ein Beispiel genügen.

	pari Sat. 1, 4, 25; *dignus* legi Sat. 1, 10, 72; *dignus* sequi Epist. 1, 10, 48; *dignus* regi A. P. 133; 283.
durior oris equus Ovid. Amor. 2, 9, 30.	*durus* componere versus Sat. 1, 4, 8.
venenum soporis *efficax* Apul. Met. 10, 11 S. 698.	amara curarum eluere *efficax* Carm. 4, 12, 20.
firmus propositi Vell. Paterc. 2, 63, 3.	pascere *firmus* Epist. 1, 17, 47.
vir animi bellique *fortissimus* Vell. Paterc. 2, 27, 1.	*fortis* et asperas tractare serpentes Carm. 1, 37, 26; spernere *fortior* Carm. 3, 3, 50; contemnere honores *fortis* Sat. 2, 7, 85.
urbanae militiae *impiger* Tac. Hist. 1, 87.	*impiger* hostium vexare turmas Carm. 4, 14, 22.
indignus avorum Verg Aen. 12, 649.	*indigni* rumpere foedus Epist. 1, 3, 25; *indigna* tragoedia effutire versus leves A. P. 231.
indocilis pacisque modique Sil. 12, 726.	*indocilis* pauperiem pati Carm. 1, 1, 18.
indoctus pilae discive trochive A. P. 380.	Cantabrum *indoctum* iuga ferre nostra Carm. 2, 6, 2.
levis opum Sil. 3, 102.	tradidit fessis *leviora* tolli Pergama Graiis Carm. 2, 4, 11.
capitis *minor* Carm. 3, 5, 42.	*minorem* certare Sat. 2, 3, 313.
notus animi paterni Carm. 2, 2, 6; *notus* artium gratarum Carm. 4, 13, 21.	*notus* et properare loco et cessare et quaerere et uti Epist. 1, 7, 56.
militiae *piger* Epist. 2, 1, 124.	*piger* scribendi ferre laborem Sat. 1, 4, 12.
segnis laborum Tac. Ann. 14, 33.	*segnis* nodum solvere Carm. 3, 21, 22.
suetus lasciviae Tac. Ann. 1, 31.	*suetus* hunc vexare locum Sat. 1, 8, 17.
timidus procellae A. P. 28.	pro patria non *timidus* mori Carm. 3, 19, 2; *timidus* perire Carm. 4, 9, 52.

2) Mit dem Genetiv eines Gerundiums und mit einem Infinitiv finden sich folgende Adjektive:

ille *celer* nandi Sil. 4, 585.	*celer* sequi Carm. 1, 15, 18; *celer* arto latitantem fruticeto excipere aprum Carm. 3, 12, 11; *celer* pronos volvere menses Carm. 4, 6, 39; irasci *celer* Epist. 1, 20, 25.
et (aeonas) *idoneos* efficere generandi in se agnitionem patris Tertull. adv. Val. 11.	*idoneus* nomen dare rivo Epist. 1, 16, 12.
radix medendi *utilis* Ovid. Heroid. 5, 147, Ehwald schreibt medendo.	tibia adesse choris erat *utilis* A. P. 204.

3) Mit dem Genetiv eines Nomens und eines Gerundiums sowie mit einem Infinitiv lassen sich folgende Adjektive nachweisen:

cautus rei divinae Macrob. Sat. 1, 15, 8.	*cautus* rapiendi Fulgent. Mitolog. 2, 1 (ed. Helm p. 36, 17).	*cautus* adsumere dignos Sat. 1, 6, 51.
doctus futuri Stat. Theb. 1, 398; unsicher ist indocte sermonis oder sermones Hor. Carm. 3, 8, 5.	*doctus* fandi Verg. Aen. 10, 225.	*doctus* sagittas tendere Sericas Carm. 1, 29, 9; Sabellis *docta* ligonibus versare glaebas Carm. 3, 6, 38; ludere *doctior* Carm. 3, 24, 56; *doctae* psallere Chiae Carm. 4, 13, 7; *doctus* et Phoebi chorus et Dianae dicere laudes Carm. Saec. 75; *doctus* cantare Sat. 1, 10, 19; *doctus* eris vivam musto mersare Falerno Sat. 2, 4, 19, vgl. Merguet, De usu syntactico infinitivi Latini maxime poetico p. 38.
impotens rerum suarum Liv. 9, 14, 5.	*impotens* regendi Liv. 35, 11, 10.	quidlibet *impotens* sperare Carm. 1, 37, 10.
ne ille ecastor hinc trucidetur *largus* lacru-	mercandi dextras *largus* Sil. 15, 495.	spes donare novas *largus* Carm. 4, 12, 19.

marum foras Plaut. Asin. 533.		
nescius aurae fallacis Carm. 1, 5, 11; repulsae *nescia* sordidae Carm. 3, 2, 17.	*nescius* simulandi Quint. 1, 3, 12.	Pelidae stomachum cedere *nescii* Carm. 1, 6, 6; *nescios* fari pueros Carm. 4, 6, 18.
et animi et generis *nobilissimus* adulescens Val. Max. 5, 6, 2.	fandi *nobilis* Auson. Profess. 4, 2.	hunc equis illum superare pugnis *nobilem* Carm. 1, 12, 27.
pertinax irae Val. Max. 6, 3, 3.	nec docendi *pertinax* Auson. Profess. 5, 33.	ludere *pertinax* Carm. 3, 29, 50.
rerum *prudens* Carm. 4, 9, 35.	adulandi gens *prudentissima* Iuven. 3, 86.	*prudens* anus Novendialis dissipare pulveres Epod. 17, 47.
Musa lyrae *sollers* A. P. 407.	*sollers* cunctandi Sil. 7, 126.	*sollers* nunc hominem ponere nunc deum Carm. 4, 8, 8.

Zuletzt mögen noch die Adjektive folgen, die sich zwar mit keinem abhängigen Genetiv nachweisen lassen, die aber bei Horaz doch den Infinitiv nach sich haben: *cereus* flecti in vitium A. P. 183; ferre iugum *dolosi* Carm. 1, 35, 28; virtus recludens *immeritis* mori caelum Carm. 3, 2, 21; non *lenis* recludere fata Carm. 1, 24, 17; aperire partus *lenis* Carm. Saec. 14; vultus *lubricus* aspici Carm. 1, 19, 8; *niveus* videri Carm 4, 2, 59; armata relinquere *pernix* A. P. 105; *praesens* vel imo tollere de gradu mortale corpus Carm. 1, 35, 2; *ridiculus* absorbere placentas Sat. 2, 8, 24; *saevus* opprobria fingere Epist. 1, 15, 30 und zuletzt *verax* mit einem Infinitiv. Perfecti Activi: veraces cecinisse Parcae Carm. Saec. 25.

---

1) **Leo Meyer, Handbuch der griechischen Etymologie.** I. Bd.: Wörter mit dem Anlaut *α*, *ε*, *ο*, *η*, *ω*. Leipzig, S. Hirzel, 1901. 656 S. gr. 8. ℳ 14.—.

Da das offenbar grofs angelegte Werk des bekannten Gelehrten bis jetzt nur im ersten Bande vorliegt, so läfst sich blofs ein vorläufiges Urteil darüber fällen. Erleichtert wäre dieses, wenn der Verf einige Worte vorausgeschickt hätte über seine Stellung zu den „Grundfragen der Sprach-

forschung“ etwa in der Art, wie dies soeben B. Delbrück in dem gleichnamigen Buche S. 93 ff. im Hinblick auf die tiefgreifenden Untersuchungen in W. Wundts „Völkerpsychologie I“ gethan hat. Es wäre nützlich etwas zu erfahren über das Verhältnis des gesetzlichen und des durch Absicht, Systemzwang u. ä. gestörten, des allmählichen und des springenden, des unbedingten und des bedingten u. s. w. Lautwandels. Zu ständiger Orientierung und Kontrolle würde sich empfehlen die Beigabe einer Tabelle der Lautentsprechungen in den einzelnen idg. Sprachen nach dem Vorbilde der von W. Prellwitz entworfenen. Schätzbar wäre auch eine gedrängte Mitteilung der wesentlichsten Litteratur unter den einzelnen Artikeln. Wie es scheint, hat L. Meyer den neueren und neuesten Erscheinungen keinen oder doch nur sehr geringen Einfluſs auf seine Auffassung und Darstellung gestattet. Oder täuschen wir uns mit der Annahme, daſs ständige und eingehende Rücksicht, um nur wenige zu nennen, auf Brugmann, Hirt, Per Persson, Joh. Schmidt, Wilh. Schulze, Solmsen, z. T. wohl bemerkliche Unterschiede gegenüber der jetzigen Fassung bewirkt hätte? So wird häufig etwa zu einem Adj. (wie S. 259 *ἀριπρεπές*) ein nicht belegtes Substantiv (**τὸ πρέπος*) als Grundlage der Ableitung hinzuerschlossen, während doch stets die Möglichkeit vorliegt, daſs hier unmittelbare Anbildungen an einen schon als fertig empfundenen Adjektivtypus stattgefunden haben. Wenn auch mit den Lautgesetzen „nicht viel Staat zu machen ist“ (Delbrück a. a. O. S. 95), so geht der Verf. doch da und dort etwas zu ungebunden mit ihnen um, z. B. S. 150, wo er für das *χ* an Stelle von *κ* in *λύχνος* auf den Nasal, in *ἄχυρον* auf das *υ*, in *ἀχώρ* auf **ἀκϝώρ* verweist. Nach S. 89 soll in lat. *sine* das *i* für „älteren A-Vokal“ eingetreten sein, wie in dem verneinenden lat. *in-* = *ἀν-*: damit werden die schwierigen, durch Brugmanns epochemachende Abhandlung angeregten und vor kurzem von Bechtel und Joh. Schmidt eingehender Kritik unterzogenen Probleme der „nasalis sonans“ doch in zu einfacher Weise erledigt. Diese Theorie erklärt vieles und hätte sich oft verwerten lassen, z. B. S. 144, um die grundverschiedenen Bedeutungen von *ἄδρυον* 1) = Einbaum, *πλοῖον μονόξυλον* und 2) a. Pflock, b. Frucht aufzuhellen. No. 2 geht offenbar auf **n̥-drŭu̯om* zurück mit der Nullstufenform der Präposition *en* und bezeichnet so *τὸ ἐν δρυΐ*. Entsprechend wird S. 88 *ἀ-τενές* eher zu jon. *ἐν-τεταμένως* = lat. *in-tentus* gehören. S. 406 *ἑνεκ* ist von *ἐνεγκ* zu trennen, wie schon Brugmann I. F. I, 174 und III, 263 gesehen hat; dasselbe gilt für die Paare *ἐρέγματα-ἐρείκω*;

πέκω-πείκω, δεκ-ἀριδείκετος. S. 407 *ἔνος* „Jahr“ kann nicht zu ahd. *sum-ar* gezogen werden, weil Binnenwandel von *m* zu *ν* sonst nicht griechisch ist; *ἐνιατός* ist überdies von Prellwitz (unter Beistimmung von Bechtel) jüngst schön erklärt worden durch Verselbständigung (Hypostase) von *ἐνὶ αὐτῷ.* S. 428 soll *ἐγερ* eine reduplizierte Form sein = **γεγερ* wie S. 378 lat *imitari* = **mimitari.* S. 438 wird *ξανθός* in Beziehung gesetzt mit *candidos.* S. 241 findet man *λάβε* zu ai. *gṛbhnâ'ti* „er ergreift“ gestellt und daraus geschlossen, dafs „*β* nicht selten an der Stelle von altem bh steht“: allein idg. *bh* wird griech. durch *φ* (= ph) wiedergespiegelt nnd *λαβ* gesellt sich wie *λάζομαι* zu ags. *läccan* „nehmen, ergreifen“ von √ *lag.* S. 15 *οὖρος* „günstiger Wind“ wird man nicht zu **ἄϝημι* stellen können. S. 306 f. *ἐναλίγκιος* scheint mir durchaus unvereinbar mit ai. *dṛç,* das so ganz anders in *δέδορκα* sein Gegenbild findet. Vielfach wird gearbeitet mit den sogen. prothetischen Vokalen; mit das Beste über sie findet man immer noch bei Per Persson, Studd. z. gr. Wurzelerw. 225 ff. und jetzt bei Hirt, Idg. Ablaut; man schlage etwa bei letzterem nach S. 71 No. 178 und S. 133 No. 658 unter der Basis *awege* „wachsen“, und vgl. nun L. Meyer S. 412, wo angenommen wird, dafs gr. *αυ* sich mehrfach aus dem Grunde eines alten [idg.?] *va* entwickelt habe, und es dann heifst, *ἐνιαυτός* stehe im engsten Zusammenhang mit *ϝέτος*, ai. *vatsás* „Jahr“! — In der Gestaltnng des Homertextes huldigt, soviel ich sehe, L. Meyer freien Anschaunngen; er dürfte sich hier mit Nauck und seinen Nachfolgern berühren: z. B. Il. XXIII, 135 soll *καταϝείνυσαν* ersetzt werden durch **καταϝέννυσαν* (s. aber Brugmann, Gr. Gr. [3], S. 155 unten, S. 291 Mitte) oder noch besser *καταϝείλυον.* Bedenklich sind Auflösungen wie S. 412 *αἰδοῖοιο* u. S. 324 **κλεϝιτός*: letzteres z. B. enthält wahrscheinlich nicht einmal „echtes“ *ει* (= *ei̯*), sondern „unechtes“ (= *ẹ*) und ist entstanden aus **κλεϝετός* wie z. B. herakleotisch *Ἡρά-κλητος* zeigt; vgl. Gnil. Schulze, Quaestt. epp. 167 f.; G. Meyer, Gr. Gr. [3], S. 171. — Immer lanter haben sich im Laufe der Jahrzehnte die Stimmen vernehmlich gemacht, die Einsprache erhehen gegen die von A. Kuhn, M. Müller u. a. s. Z. mit so viel Phantasie vertretene mythologisch-natursymbolische Ausdeutung der Götternamen; es genügt hier zu verweisen auf einige Vertreter der ethnologisch-animistischen Richtung wie Spencer, Tylor, Lippert, Oldenberg, Rohdes; auch Gruppes in der Kritik sehr treffende Darlegungen sind aller Beachtung wert. Allerneuestens gesellt sich diesen noch bei

ein Sprachforscher wie F. Solmsen, der (Unters. z. gr. Laut- u. Versl., Strafsb. 1901, 216) für *Ἑστία* das ursp. Vorhandensein des Digamma zu bestreiten und das Wort an *ἐσ-χάρα* anzuschliefsen wagt, in vollem Bewufstsein, dafs damit „diese scheinbar so feste Säule dahinstürzt“. L. Meyer bekennt sich seinerseits zur alten Lehre, so wenn er *Ἑρμῆς* zusammenbringt mit *sāramējás* und S. 449 *Ἐρινύς* mit ai. *saranjû's*. Wie farblos klingt da sein „Name eines weiblichen mythischen Wesens“, gehalten gegen die aus den unheimlichen Tiefen urweltlichen Wahnglaubens schöpfende Schilderung E. Rohdes, Psyche [2] II, 231. Um gleich noch einiges auf die Götter bezügliche anzureihen, so wird *Ἀπόλλων* die Messung mit langem *ᾱ* doch einfach metrischer Dehnung verdanken (Schulze, Qu. epp. 269 ff.); dafs er ein Sonnen- oder gar Feuergott gewesen sei, ist mehr als zweifelhaft, s. bes. Wernicke bei Pauly-Wissowa R.-E. II, 1 ff. S. 256 das auffallende *Ἀρες* nebenbei *Ἆρες* hat Schulze a. a. O. S. 454 ff. sicher richtig auf die metr. Freiheit der *στίχοι ἀκέφαλοι* bezw. *μείουροι* zurückgeführt. — S. 369. Die Vergleichung von hebr. שֶׁבַע mit griech. *ἑπτά* erinnert an eine glaubenskühnere Entwickelungsstufe der Sprachwissenschaft, wo man noch hoffen zu dürfen glaubte, über die Verschiedenheit zur Einheit der Sprachstämme zurückzugelangen. Wertvoll erscheint uns an dem Verfahren L. Meyers besonders die sonst in etymologischen Wörterbüchern nicht herkömmliche Anführung einer gröfseren Anzahl von Belegstellen. Bei dem engen Zusammenhang von Bedeutung und Lautgestalt ist es durchaus zu wünschen, dafs das Wort nicht blofs versteinert in der Pausaform, sondern als beseeltes Gebilde im lebendigen Zusammenhange des Satzes erscheine. Auch hier wird es förderlich sein, wenn Brugmanns vor Jahren aufgestellte Forderung der gegenseitigen Durchdringung von Philologie und Linguistik immer mehr zur Wirklichkeit wird. Aufserordentliche Vertrautheit mit dem griechischen Schrifttum verrät der Verf. auch auf dem gern stiefmütterlich bedachten Gebiete der Pflanzen- und Tierbezeichnungen, wenn freilich auch die Eigenart gerade dieser Wörter einer restlosen Zerlegung und Zurückführung auf Urbestandteile schon wegen der hier in besonderem Mafse vorhandenen Gefahr der Entlehnung aus der Fremde die gröfsten Hemmnisse entgegensetzt. Sehr dankenswerte Sorgfalt widmet der Urheber der Vergl. Grammatik d. Gr. u. Lat. endlich einem Punkte, mit dem man sich oft zu rasch abfindet, nämlich der Herausstellung der Suffixe. Für den Benützer, der die Vorzüge des Buches zu finden versteht, wird sein Gebrauch

fruchtbar sein u. a. auch deshalb, weil er daraus ersieht, wie viel wir nicht wissen können.

Maulbronn (Württemberg) **Meltzer.**

2) **Pauly's Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.** Neue Bearbeitung, herausgegeben von **Georg Wissowa.** VII. Halbband: Claudius mons — Cornificius. Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag, 1900. 1632 Sp. Lex.-8. ℳ 15.—.

Dieser 7. Halbband ist 6 Bogen stärker als die früheren Halbbände, 51 statt 45 Bogen, weil der umfangreiche Artikel *Cornelius* nicht geteilt werden konnte. Das giebt der Redaktion und dem Verleger Veranlassung, auf der Innenseite des Umschlages der von verschiedenen Seiten geäufserten Befürchtung entgegenzutreten, es möchte die Realencyklopädie den in Aussicht genommenen Umfang von 900 Bogen oder 20 Halbbänden zu 45 Bogen, weit überschreiten. Da beispielsweise in der „Prosopographia imperii Romani“ die Buchstaben A—C von 90 Bogen 31 füllen, so stellt sich für die Realencyklopädie mit 325:900 Bogen das Verhältnis nicht wesentlich anders, zumal wenn man berücksichtigt, dafs diese unter A eine lange Reihe umfangreicher Artikel aus dem griechischen Gebiet, das für die „Prosopographia“ nicht in Betracht kam, zu erledigen hatte, wie Aphrodite, Apollon, Ares, Artemis, Asklepios, Athena. So darf man also erwarten, dafs der im Voranschlage auf Grund von „ziemlich tief ins einzelne gehenden Vorausberechnungen“ festgesetzte Umfang von 900 Bogen nicht erheblich wird überschritten werden. Wenn auch das Tempo des Erscheinens nicht ein so rasches ist, wie die Herausgeber anfänglich hofften, so ist doch „nach Überwindung einer gröfseren Stockung“ dafür gesorgt, dafs nunmehr allermindestens jährlich ein Halbband ausgegeben werden kann. Zugleich teilt die Redaktion mit, dafs das Supplementheft zu den Buchstaben A—C in Vorbereitung ist und dafs Korrekturen, Nachweise von Lücken, und Ergänzungen vom Herausgeber mit Dank entgegengenommen werden.

Da der 7. Halbband von *Claudius mons* bis *Cornificius* reicht, so fehlen natürlicherweise Artikel aus dem von mir in dieser „Rundschau“ zu besprechenden Gebiete des griechischen Rechts; dagegen enthält der Band eine Anzahl umfangreicher und gründlicher römisch-rechtlicher Artikel mit gelegentlichen Bemerkungen über griechisch-rechtliche Erscheinungen. So handelt z. B. Kornemann in seinem vorzüglichen

Artikel *collegia,* der eine sehr übersichtliche Geschichte des römischen Vereinswesens enthält, Sp. 390 über die Vereine der *νέοι* in den griechischen Städten des Ostens. Er betrachtet sie wohl richtig mit Collignon als „staatlich beaufsichtigte Turn- oder Sportvereine“, jedenfalls ohne politische Bedeutung, die auch für die *γέροντες* nicht direkt zu erweisen ist. Auch über das Fortleben der Korporationen der dionysischen Künstler wird hier gehandelt (Sp. 397). Einen zusammenhängenden Artikel über griechisches Vereinswesen werden wir, da ein so umfassender term. techn. wie collegium dem griechischen Rechte fremd ist, unter dem Stichworte „Vereinswesen“ erwarten dürfen. — In dem vortrefflichen Artikel *commentarii* behandelt A. v. Premerstein Sp. 734 auch die *ὑπομνηματισμοί* der praefecti Aegypti und giebt Sp. 746 die Begründung, warum er von den zahlreichen *ὑπομνηματισμοί* aus Ägypten nur diese berücksichtigt. Dafs diese amtlichen *ὑπομνηματισμοί* ihre Vorbilder an den *ἐφημερίδες* Alexanders d. Gr. und der Diadochen hatten und von dort nach Rom gelangten, nicht, wie Mommsen glaubt, von Rom nach Ägypten, scheint mir Verf. Sp. 747 mit Recht anzunehmen.

Nur R. Leonhard, dessen römisch-rechtliche Artikel eine für die Grofszahl der Benützer der Realencyklopädie schwer verständliche Diktion haben — ich verweise z. B. auf *consensus* (Sp. 902 ff.) und auf *contractus* (Sp. 1161 f.) — verhält sich sehr spröde gegenüber der Berücksichtigung des griechischen Rechtes. So viel ich gesehen habe, weist von den zahlreichen Artikeln, die Leonhard zu diesem Halbbande beigesteuert hat, lediglich *color insaniae* (Sp. 589) auf den griechischen Ursprung der Anfechtung eines Testamentes wegen Geisteskrankheit des Testators hin und wird unter *concubinatus* die selbständige, von griechischem Recht unbeeinflufste Entwickelung des Instituts auf römischem Boden verfochten. Gerne sähen wir in diesem Artikel, der im wesentlichen aus Polemik gegen das bekannte Buch von P. Meyer besteht, doch weningstens einen Hinweis auf die analogen griechischen Verhältnisse, auch den sogen. legitimen Konkubinat des attischen Rechts, und das um so mehr, als auch für das griechische Recht eher Konkubinat, als *παλλακή* oder Pellikat, das treffende Stichwort für die Darstellung der Gesamterscheinung wäre. Auch unter *consensus* (Sp. 902 ff), einem ebenfalls von reicher Polemik durchsetzten Artikel Leonhards, steht kein Wort von griechischen Verträgen. Allerdings fehlt ja ein griechischer Juristenstand, eine griechische Codification und eine durchgängige griechische Terminologie; aber die Grundideen sind, wenn

auch nicht dogmatisch entwickelt, doch vorhanden und sollten — mehr zu verlangen wäre unbillig — in den römisch-rechtlichen Artikeln einer Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft doch wenigstens angedeutet werden. Ich verlange nicht eine fortwährende Rechtsvergleichung, sondern nur naheliegende Verweise, wie sie das kurze Lemma *controversia* von Leist durch den Hinweis auf *ἀμφισβήτησις* und *διαδικασία* enthält, dagegen Leonhards Artikel *conubium* (Sp. 1170 ff.) schmerzlich vermissen läfst, indem nicht einmal auf *ἐπιγαμία* verwiesen ist. Hier wäre m. E. sogar ein Ineinanderarbeiten der ganz analogen Institute der beiden Rechtsgebiete möglich gewesen. Dafs sich Griechisches und Römisches unter dem gleichen Stichwort nebeneinander behandeln läfst, ohne dafs der Klarheit irgendwie Eintrag geschieht, zeigen aufs beste die schönen Artikel von Mau über *comissatio* und *convivium*, welche auch die Trinkgelage nach griechischen Mahlzeiten (*κῶμοι*) und diese selber (*σύνδειπνα* oder *συμπόσια*) behandeln. Ebenso ist unter *coriarius* der *βυρσεύς* oder *βυρσοδέψης* mit behandelt.

Sehr umfangreich ist natürlich der Artikel *Cornelius*, 462 Nummern auf über 350 Spalten, darunter wichtige historische und litterarhistorische Persönlichkeiten, wie die Scipionen und Sulla (von Franz Fröhlich) einerseits, Fronto, Cornelius Nepos und Tacitus anderseits. Den Schlufs des Bandes bilden die *Cornificii*, unter ihnen der sogen. *Auctor ad Herennium*, dem Brzoska einen teilweise auf Marx fufsenden, teils aber auch gegen ihn polemisierenden, gründlichen Artikel gewidmet hat.

Zum Schlusse will ich einmal ausdrücklich bemerken, dafs eine Besprechung, die sich blofs auf einen verschwindend kleinen Teil des Gesamtgebietes der Realencyklopädie erstreckt, der enormen Leistung, die jeder Halbband repräsentiert, weder gerecht werden will noch kann. Doch will ich nicht unterlassen auf einige der wichtigsten gröfseren Artikel des 7. Halbbandes noch besonders hinzuweisen: *Clientes* (A. v. Premerstein), *Cocceius Nerva* (Stein), *cohors* (Cichorius), *collegium*, *coloniae*, *concilium* und *conventus* von Kornemann, *colonatus*, *comites* und *Constantius* von Seeck, *comitia* (Liebenam), *commentarii* (v. Premerstein), *condictio* (Kipp), *Constantinopolis* (Oberhummer), *Constantinus I* (Benjamin), *consul* und *consularis* von Kübler. Nur schon diese Stichwörter dürften zeigen, welch reiche Fülle der Belehrung auch dieser Band uns bietet.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

---

3) **H. Collitz und F. Bechtel, Sammlung der griechischen Dialekt-Inschriften.** IV. Band. II. Heft. 2. Abteilung. Wortregister zum zweiten bis sechsten Hefte des zweiten Bandes. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1901. S. 169—331. 8.

Der Inhalt des neuesten Heftes unserer Sammlung setzt sich aus folgenden einzelnen Teilen zusammen: Wortregister zu den Orakelinschriften von Dodona und zu den Inschriften von Achaia. Von Dr. Heinrich Meyer (S. 169—180). Register zu den Inschriften von Delphi. Von Dr. Carl Wendel. Dieses Inhaltsverzeichnis ist in drei Teile gegliedert. Erster Teil: Grammatik, und zwar Lautlehre (S. 183—185), Formenlehre (S. 186—192), Syntax (S. 192—193), Wortformen (S. 193), der zweite enthält das alphabetische Wörterverzeichnis (S. 194—205), der dritte Teil den Index der Eigennamen (S. 205—331). Letzterer gliedert sich wieder nach folgenden Gesichtspunkten: I. Personennamen. A. Delphische Personennamen. 1. Privatpersonen (S. 205—242). 2. Delphische Beamte (S. 242—262) B. Nichtdelphische Personennamen, alphabetisch geordnet nach den Ethnika (S. 263—310). C Sklavennamen (S. 311—317). II. Geographische Namen, und zwar A. Geographische Lokalitäten (S. 318 bis 320); B. Ethnica (S. 320—327). III. Kultische Namen. A. Götter und Heroen (S. 327). B. Feste, Heiligtümer, kultische Verbände (S 327 bis 328). C. Monatsnamen (S. 328—331).

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

4) **Michaud, Histoire de la première croisade.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von **H. Aschenberg.** (Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller.) Band XXII. S. 1—83 Text, S. 85—104 Anmerkungen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1900. VII u. 104 .S 8.

geb. ℳ 1.20; Wörterverzeichnis ℳ —.20.

Michaud als Schulschriftsteller bedarf keiner erneuten Empfehlung, trotzdem novellistische und realistische Stoffe ihm wie andern ebenso bedeutenden Autoren heute etwas weniger oft das Wort in der Klasse gewähren. Die Zeit der Kreuzzüge, „le réveil de l'esprit humain", ist meisterhaft dargestellt, eine echte Jugendlektüre, und der erste Kreuzzug übertrifft noch das Übrige. Die für eine Schullektüre mehrfach zu grofse Breite läfst Kürzungen wünschenswert erscheinen, damit nicht Unwichtiges die Durchnahme der Hauptereignisse zurückhalte. Deshalb hat Aschenberg u. a. Folgendes ge-

strichen: die Geschichte Palästinas vor den Kreuzzügen, das Schicksal der ungeordneten Scharen Peters von Amiens, den Aufenthalt der Kreuzfahrer in Konstantinopel, ihre Wanderung durch und um den Taurus herum, den Streit Tankreds mit Balduin, die Gründung des Fürstentums Edessa, sowie die Schlacht bei Askalon. Ebenso ist die ungeschichtliche Erzählung von der Zusammenkunft Peters mit dem Patriarchen von Jerusalem fortgelassen. Dieses alles hat jedoch in den Anmerkungen kurze Erwähnung gefunden. Die Entstehung der Kreuzzüge, die Hauptführer im ersten Zuge, Nicäa, Doryläum, Antiochia, Kerboga, Jerusalem: diese Andeutungen genügen, um den Inhalt zu kennzeichnen. Ich denke, diese Auswahl ist natürlich und geschickt. Störende Lücken im Gedankengange als Folge der Kürzungen sind mir nirgends aufgefallen. — Verf. hat das Buch für III[a] (und II[b]) angesetzt. Mit Recht, denn einerseits sind die Kreuzzüge schon im Geschichtsunterricht der III[b] vorgekommen, anderseits ist Geschichtliches als Anfangslektüre von dauernderem Interesse als Novellistisches, da sein Inhalt unwillkürlich höher eingeschätzt wird als Dinge, welche die Knaben täglich in der Muttersprache zur Erholung mühelos geniefsen können, stilistisch aber noch nicht zu werten vermögen. Zu schwer aber ist Michauds Schreibweise für Tertia nicht. — Die Anmerkungen enthalten demgemäfs reichlichere Übersetzungshilfe, die jedoch, gleich den sachlichen Notizen, durchaus angemessen gehalten ist. Nur hätte m. E. manches aus den Anmerkungen in das Wörterbuch verwiesen werden können. Fehler: S. 93, 20, 23 lies *Chalcédoine*] Chalcedon; auch ist hier die Aussprache anzugeben; ib. 20, 26 lies Hélénopolis. Das Wörterbuch kann für die Anfangslektüre bei dem so verschiedenen Wortmaterial unserer weit auseinandergehenden Schulbücher nicht leicht zu umfangreich werden. Das vorliegende scheint jedoch für eine Durchschnittsklasse ausreichend zu sein. Die Aussprache konnte für ***blocus***, ***emmener*** und ***hennissement*** beigefügt werden; ***collège***, ***diocèse*** und ***domaine*** haben falsches Geschlecht; Angabe des Geschlechts fehlt bei ***espoir*** und ***exactitude***, des Numerus bei ***ténèbres*** und ***vivres***; Druckfehler bei ***consterné***, ***épidémie*** und ***sursaut***; ***ascension*** und ***assomption***, ***état*** und ***Etat*** sind zu unterscheiden; bei ***lieue*** wird das Mafs wohl besser genau angegeben. Mein Gesamturteil ist ein lobendes und empfehlendes.

Osnabrück. **K. Beckmann.**

5) **Richard Ackermann, Les Époques Principales de la Littérature française.** Extrait de l'Histoire de la Littérature française par **L. Petit de Julleville.** Auswahl mit Anhang, Anmerkungen und Wörterverzeichnis. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). IV u 157 S. 8. ℳ 1.50.

Das Buch Ackermanns enthält, wie schon der Titel sagt, einen Auszug aus der Litteraturgeschichte des geistreichen, im vorigen Jahre gestorbenen Professors an der Sorbonne Petit de Julleville. Die Schriftsteller des „grand siècle" und des 19. Jahrhunderts sind bevorzugt worden und nehmen mit Recht den breitesten Raum in dem Auszuge ein. Mit dem Historiker Michelet endet der eigentliche Text des Büchleins auf S. 116. Dann folgt bis S. 129 ein Anhang, Supplément littéraire et biographique betitelt, der eine Reihe von Ergänzungen zu dem vorausgehenden Texte liefert. Hieran schliefsen sich sprachliche und sachliche Bemerkungen bis S. 138, und der Rest des Büchleins enthält ein Wörterverzeichnis.

Der Verf. hat den vorliegenden Auszug veröffentlicht, weil er, wie in seinem Vorwort zu lesen ist, „einen kurzen Überblick über die französische Litteratur, der, für die Prima unserer Gymnasien und übrigen Mittelstufen berechnet, die Hauptzüge und die hervorragendsten Gestalten des französischen Schrifttums unserer reiferen Jugend im Rahmen einer Schulausgabe vorführte", vermifst. Nun, die „Hauptzüge und die hervorragendsten Gestalten des französischen Schrifttums" sollen allerdings alle Abiturienten unserer höheren Schulen kennen lernen. Ist es aber darum nötig, einen Teil der kostbaren Zeit, die auf der Schule dem Französischen zur Verfügung steht, zur Lektüre eines besonderen Auszugs aus einer französischen Litteraturgeschichte zu verwenden? Mir will es scheinen, dafs es besser ist, diese Zeit zur gründlichen Lektüre eines französischen Schriftwerkes zu benutzen.

Zur Klassenlektüre scheint mir also der Auszug Ackermanns wenig passend, desto mehr aber eignet er sich für den Lehrer. Wenn es sich z. B darum handelt, die Schüler auf die Lektüre eines der bedeutenden Werke des 17. Jahrhunderts vorzubereiten, kann nach voraufgegangener mündlicher durch Frage und Antwort in französischer Sprache vermittelter Einleitung ein Diktat der passenden Stellen aus Ackermanns Büchlein sehr gute Dienste leisten, da es den Lehrer der Mühe überhebt, sich das Nötige erst mühsam zusammenzusuchen.

In dieser Beziehung sei das Büchlein den Fachgenossen empfohlen.

Breslau. **Heinrich Knobloch.**

---

6) **Martin Wohlrab, Ästhetische Erklärung von Shakespeares Hamlet.** Berlin-Dresden-Leipzig, L. Ehlermann, 1901. 98 S. 8. ℳ 2.—.

Der Verf. beabsichtigt, in einer Reihe von Bänden, ästhetische Erklärungen Shakespearischer (sic!) Dramen für die Bedürfnisse derer herauszugeben, die den Dichter wie einen deutschen Klassiker lesen und geniefsen Der vorliegende Band liefert den Beweis, dafs er dazu wohl berufen ist.

Nach einer über die Quellen des Dramas orientierenden Einleitung und einer Zusammenstellung der Vorfabel (Hamlet bis zum Beginne des Stückes) folgen eingehend analysierende Inhaltsangaben der einzelnen Scenen und Akte, Zusammenfassungen und Rückblicke, in denen die Charaktere, namentlich Hamlets Entwickelung, und die Komposition zerlegt, beleuchtet und gewürdigt werden. Der Verf. sieht, wenn auch von einem anderen Standpunkt aus als Fr. Paulsen, wie dieser in Hamlet die Tragödie des Pessimismus: er findet die Erklärung für Hamlets Willensschwäche in dem zu plötzlichen Umschlag seines Wesens vom Idealisten zum Pessimisten. Aber andrerseits hat Hamlet doch schon von Hause aus wenig Willenskraft (S. 93), und seine Entwickelung zum Pessimisten geht ebenso folgerichtig aus seinem Charakter hervor wie aus der Erfahrung, dafs die Welt schlecht ist. Im einzelnen möchte ich folgendes bemerken: der 5. Baud von Belleforests Histoires Tragiques, welcher die Geschichte Hamlets enthält, erschien erst 1564 und keine englische Übersetzung dieser Geschichte vor 1608. Shakespeare las die Histoires Tragiques jedenfalls im Original. Dafs Shakespeare Hamlet in Wittenberg studieren läfst, halte ich nicht für so bedeutungslos wie der Verf.: der Hofmann Laertes bildet sich in Paris, der Denker und Grübler Hamlet auf der von allen zeitgenössischen berühmtesten, aufserdem durch die Faustsage mit Magie und Spiritismus in Verbindung gebrachten Humanistenuniversität. Es scheint mir nicht nur leicht verständlich, sondern durchaus natürlich, dafs Laertes und Ophelia ihrem Vater die gröfste Liebe und Verehrung widmen. Sehr gesucht ist die Verbindung, welche Verf. in der vierten Scene des ersten Aktes hergestellt wissen will zwischen dem zechenden jetzigen König und der Erscheinung des vorigen: auch Hamlets Vater war ein scharfer Zecher, dafür mufs er in der Hölle büfsen! Wir denken uns unter den *foul crimes* (I, 5, 12) doch etwas anderes als Trinkgelage, aufserdem spricht Hamlet nicht von den moralischen Folgen der Unmäfsigkeit, sondern von der üblen Nachrede, in die sie bringt. Der Ansicht, dafs Claudius eine

im Grunde bestialische Natur sei, kann ich, zumal nach Paulsens gerechter abwägeudem Urteil, nicht zustimmen. Das Bestreben des Verf., Wort- und Sacherklärung eiuzuflechten, bringt mauches für den Zusammenhang Unnötige in deu Text und ist nicht immer glücklich. So umschreibt er Hamlets Zuruf *old mole* mit dem Satze: „Hamlet bezeichnet den Geist mit Ausdrücken, die ihn mit in der Tiefe arbeitenden und sich fortbewegeuden Wesen vergleichen." Hamlets Bemerkung a *little more than kin and less than kind* wird erklärt: es hestehe zwischen ihnen (Hamlet und Claudius) etwas mehr als Vetternschaft und weniger als Blntsverwandtschaft, während Hamlet doch den Gegensatz zwischeu seiner nun so nahen Verwandtschaft mit Claudius und seiner von verwandtschaftlicher hezw. kindlicher Liebe weit entfernten Gesinnung meint. Beanstanden mufs ich anch die durch Popes und Malones Konjektureu iu den Text geratenen Polen, die zu Schlitten herangekommen nnd von Hamlets Vater in einer Schlacht auf dem Eise besiegt seien: sprachlich sowie dem Zusammenhange nach will mir die hammerheschwerte Streitaxt *(poleaxe)* hier allein richtig erscheinen. Was Euphuismns ist, wird dem Leser nach der Charakteristik S. 13 kanm klar sein: eine knrze Bemerkung über den Ursprung der Benennung dnrfte nicht wohl fehlen. Eiuige Sätze des Verf. bedürfen bei einer Neuauflage der stilistisch bessernden Hand: S. 8: wie sehr mufste einem so weichen ... Manne ... Zuneigung wohlthun und aufrichten; S. 64: beachtlich (!) bleibt... Er fürchtet, das Mitleid möge (!) so die Oberhand über ihn gewinnen, dafs es die ohnehin schwache Willenskraft gänzlich zurückdränge (!); S. 48 viermal in neun Zeilen das Pronomen dieser; S. 54 u. 55 der Ausdruck obscön dreimal. S. 61 unten ist herumkriechen zu lesen statt herumkriegen.

Kolberg. **Gustav Wack.**

7) **T. N. Toller, Outlines of the History of the English Language.** Cambridge, University Press; London, C. J. Clay & Sons, (Leipzig, F. A. Brockhaus) 1900. XIV u. 284 S. 8. geb. 4 s.

Dieser Ahrifs der Geschichte der englischen Sprache ist, wie die Sammlung, in der sie erschienen ist (The Cambridge series for schools and training colleges) auch verrät, für rein praktische Zwecke berechnet und auf englische Verhältnisse zugeschnitten. Für deutsche Verhältnisse ist das Bnch wegeu der (zuweilen etwas sehr) kompendiöseu Art der Darstellung meines Erachtens ungeeignet. Bei dieser Behandlungsweise sind

manche Punkte sogar für einen Grundrifs schlecht weggekommen. So wird z. B. die Thätigkeit Caxton's bei weitem nicht genügend gewürdigt, und von der Entstehung der neuenglischen Schriftsprache, einem der wichtigsten und interessantesten Kapitel englischer Sprachgeschichte, erhält der Leser kein klares Bild. Den Abschnitten, die der Lautlehre gewidmet sind, möchte man etwas mehr Systematik wünschen, von Syntax ist sehr wenig die Rede, dafür nehmen stilistische durch Sprachproben illustrierte Erörterungen, die aber mit Rücksicht auf den Zweck des Buches nicht allzu tief gehen können, einen breiten Raum ein. Immerhin mag das Büchlein zum "cramming" für bestimmte Examina und als Leitfaden für gewisse Schulen in England geeignet sein, den deutschen Studenten wollen wir doch lieber auf eingehendere Darstellungen, an denen ja glücklicherweise kein Mangel ist, verweisen.

Berlin. **Heinrich Spies.**

8) **Th. Gaspey, Englische Konversationsgrammatik.** Neu bearbeitet von **H. Runge.** I. Teil. 23. Aufl. Heidelberg, Jul. Groos, 1901. VII u. 210 S. 8. geb. ℳ 3.60.

This neat little book is not a new one in one sense, the grammars on the Gaspey-Otto Sauer Method being well known, but this, the twenty-third edition of the English "Konversations-Grammatik", is practically new, having been corrected and brought quite up to date by the editor, H. Runge. The grammatical rules are as concise as clearness will allow; for example, the rules on the position of adverbs in an English sentence are good and simple, though some exceptions would be allowable. Thus: "I see her very often" is quite permissible. It may, however, be remarked that the pronoun "either" is incorrectly, used as "both" on p. 122. — The various exercises are carefully selected and often give useful hints on English customs. The lists of abbrevations, of titles of address with the form of writing these, and of similar-sounding words, etc. are very good, and the same praise is due to the pronunciation, which is given with much care and fulness, the proper stress being also pointed out. It must be mentioned that the directions given for pronouncing "a" as in *hat, cab,* etc. (SI, 3) will not produce the modern sound of that vowel, which is fuller than the early Victorian style given here. The usual sound of this "a" is that in the German word Hand. In St. 42 and 43 the difficult *th* — sound is also represented in a misleading man-

ner; no sound of "s" is ever heard in the correctly spoken English *th*. On page 8, III *more, port, bore* are made to sound like *or, horse*, whereas the usual pronunciation of this *o* is like *rose, noble*. *Door, court, journey*, and *courtesy* are not quite correct, but the exact sound of these words is not easy to give. *Bade* (see list of similar sounding words) is generally pronounced like *made, lade* — not *bad*. The rules for punctuation are good, but in the example in 4) no comma is needed. Though it cannot be considered as a fault, it is a mistake to state (p. 119 that Robin Hood died at Berkeley; he probably never was there, and tradition affirms that his death occurred at Kirklees Priory in South Yorkshire, where his grave may be seen in the Park (once part of Sherwood Forest), a bowshot from the Priory, in accordance with his dying command to his lieutenant, Little John. The book is nicely bound and well printed, with scarcely an error; inside one cover is a map of the British Isles, and inside the other a map of the world, showing the distribution of the English language.

Bremen. **A. E. M. Kenny.**

---

9) **Joseph Kürschner, Welt-Sprachen-Lexikon.** (Deutsch-Englisch - Französisch - Italienisch - Lateinisch.) Berlin, Eisenach, Leipzig, Chicago, Herm. Hillger, o. J. XII u. 816 S. 3264 Spalten) gr. 8.

Kürschners Welt-Sprachen-Lexikon ist in seiner Art jedenfalls ein Unikum. Es kostet gebunden 3 Mark und bietet dafür Folgendes: 1. einen deutsch-fremdsprachlichen Teil (Sp 1—1472), 2. einen fremdsprachlich-deutschen Teil (Sp. 1473—2960), 3. geographische und Personen-Namen (Sp. 2961—3032), 4. eine Sammlung von Sentenzen, geflügelten Worten u. s. w. (Sp. 3033—3050), 5. einen historisch-sprachlichen Abrifs des Englischen, Französischen u. s. w. (Sp. 3051—3096), 6. ein Fremdwörterbuch (Sp. 3097 - 3264), 7. ein Verzeichnis der dem Englischen, Französischen u. s. w. eigentümlichen Abkürzungen (Vorsatz S. III—XII). Als Mitarbeiter an dem Werke sind genannt L. Pröschold für das Englische, A. Schroot für das Französische, W. Kaden für das Italienische und K. Steinmetz für das Lateinische. Die Anordnung der Wörter ist anders als man sie sonst gewöhnlich in Parallelwörterbüchern, z. B. in den bekannten von Ch. Ph. Reiff findet, nämlich bei dem deutsch-fremdsprachlichen Text in folgender Weise: Köhler *s/m* [e] char'coal-

burner *s/m* [f] charbonnier *s/m* [i] carbonājo *s/m* [l] carbonarius *s/m* ~glaube *s/m* [e] blind faith *s/n* [f] foi *s/f* robuste [i] fede *s/f* ciēca [l] temeraria fides *s/f.* — Bei dem fremdsprachlich-deutschen Teil sind alle aufgenommenen englischen u. s. w. Wörter untereinander rein alphabetisch angeordnet, z. B. little [e] nebst Zusammensetzungen und Verbindungen (a little, little duck, little-go, etc.), littoral (f.), littore [i], litura [l], jedes mit deutscher Erklärung.

Die lateinische Übersetzung ist im ersten Teile auch bei ganz modernen Begriffen, z. B. Eisenbahn, Fernrohr, Stenographie, mit angegeben, doch fehlt sie hin und wieder z. B., bei Abonnement Achsenlager und Aktie.

Die Aussprachebezeichnung beschränkt sich auf die Angabe der Tonsilbe bei den englischen, italienischen und lateinischen Wörtern, z. B. [e] decrep'it, [i] decrepīto, cadūco [l] senīo confectus, bei den beiden letzten Sprachen, wie man sieht, nach Mafsgabe der lateinischen Betonungsregeln.

Man wird ein abschliefsendes Urteil über den Wert des Kürschnerschen Buches natürlich erst nach längerer Benutzung desselben abgeben können. Doch wollen wir nicht verhehlen, dafs uns die Stichproben, welche wir zum Zweck dieser Besprechung gemacht haben, im ganzen befriedigt haben. Das Buch leistet jedenfalls alles, was man bei einer solchen Raumbeschränkung und für einen so geringen Preis erwarten kann. Die Zahl der aufgenommenen Wörter und Wortverbindungen ist erstaunlich; nur ganz vereinzelt bemerkten wir Lücken, die vielleicht ausgefüllt werden könnten (Edelmarder, Hausmarder, Frauenbewegung, Puppenwagen und unter den englischen Abkürzungen c/s). Darüber, ob das Buch sich für Schüler und Schülerinnen eignet, kann man verschiedener Ansicht sein. Für jüngere Knaben und Mädchen hat das Nebeneinander der Sprachen jedenfalls etwas Verwirrendes, auf höheren Stufen dagegen kann dasselbe anregend und belehrend wirken — man denke z. B. an die verschiedene Weise, in der im Englischen und Französischen die Begriffe Ausstellung und erwarten mit Hilfe lateinischer Etyma ausgedrückt werden, an die Artikel segnen und verwunden mit bless: bénir und wound: blesser, und anderes mehr. Selbst für den Philologen, der mehr gewöhnt ist, den Wortschatz der einzelnen Sprachen in etymologischer Hinsicht zu vergleichen, hat die Nebeneinanderstellung nach Mafsgabe der Bedeutung oft etwas Interessantes.

Der Druck ist klein, aber deutlich. Druckfehler scheinen selten zu

sein; wir bemerkten nur S. VI Lordkämmer, IX répons und Sp. 753 Lachse (statt Lasche).

Alles in allem genommen können wir das Buch für den Zweck schneller Orientierung, bei der es auf grofse Gründlichkeit nicht ankommt, unbedenklich empfehlen. -s-.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 25. Januar. Nr. 2, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

10) **Gerh. Heinr. Müller, Sophokles' Elektra.** Für den Schulgebrauch erklärt. Zweite, verbesserte Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. ℳ 1.20.

Müllers Elektra ist eine fleifsige Arbeit. Er bietet einen gut lesbaren Text, und im Kommentar sind — zumal für diese zweite Auflage — die Vorgänger und die neuen Forschungen auf diesem Gebiete gewissenhaft zu Rate gezogen und benutzt. Eine irgendwie eigene Richtung hat der Verf. nur insoweit eingeschlagen, als er allen für die Zwecke der Schule unnötigen philologischen Ballast beiseite liefs.

Im allgemeinen ist die Schulerklärung des Sophokles gegenüber derjenigen anderer Schriftsteller in einigen Beziehungen noch etwas im Rückstand, man wagt hier — mit verschwindenden Ausnahmen — viel zu wenig, die scholastisch-pedantischen Geleise zu verlassen. Und doch liefsen sich heute, da wir die Werke von Kaibel (Elektra 1896) und Plüfs (Elektra 1893), die Übertragungen von Wendt und Wilamowitz u. s. f.

besitzen, mit Leichtigkeit auch für die Schulkommentare neue fruchtbringende Gesichtspunkte finden. Besonders nach zwei Seiten hin scheinen mir solche gefordert zu sein. Man weifs, wie heutzutage der Gymnasiast nicht mehr von Latein und Griechisch allein lebt, wie die alten Sprachen immer mehr, sei's faktisch, sei's moralisch-relativ zurückgedrängt werden. Um so mehr ist es die Pflicht der Philologen, wenn sie es nicht vorziehen, die häusliche Präparation der häuslichen Repetition ganz unterzuordnen, Ausgaben zu schaffen, die für den Schüler eine möglichste Zeitersparnis bedeuten und ihm zugleich den Geist der betreffenden Autoren, so gut es irgend geht, nahe bringen.

Das erste geschieht dadurch, dafs dem Lernenden die hauptsächlichen sprachlichen und Übersetzungsschwierigkeiten in klarer Weise gelöst, und nicht, wie dies noch häufig genug geschieht, in verschleierten Bemerkungen ungenügend angedeutet werden. Man rufe nicht gleich *μηδὲν ἄγαν*. Nein, lieber etwas zu viel als zu wenig! Gerade G. H. Müller legt oft eine ängstliche Scheu an den Tag, dem Schüler zu viel zu verraten, und ich glaube behaupten zu dürfen, dafs manche seiner Noten ihm nicht nur wenig Nutzen gewähren, sondern die Arbeit geradezu erschweren. Ist er gewissenhaft, so wird eine Entmutigung und ein Widerwille gegenüber dem Dichter die Folge sein; andernfalls wird er zu unerlaubten Hifsmitteln greifen, was ihm bei den sonstigen grofsen Pensa, die er auf allen Gebieten zu bewältigen hat, nicht zu verargen ist. Und wo man ehrliche Arbeit auf Kosten der Heuchelei belohnen kann, da sollte keine Mühe zu viel sein. Dem Schüler bleibt ja trotz aller Handreichung des Kommentars noch genug zu thun übrig.

Der zweite Wunsch wird, da es sich um einen Dichter handelt, nur erfüllt, falls der Gymnasiast von vornherein das Bewufstsein erhält, er habe Poesie zu übertragen, falls die Anmerkungen, die er studiert, nicht, wie dies bei Müller entschieden bisweilen der Fall ist, steife und vor lauter Korrektheit möglichst pedantische Wendungen als Übersetzungsproben empfehlen. Wenn Paul Cauer für die griechischen Tragiker dem Übersetzer empfiehlt „ein wenig von der Überkraft des Ausdruckes abzuziehen“ (Die Kunst des Übersetzens, S. 24), so mag das sicherlich häufig richtig sein, schliefst aber keineswegs ein Prosaisch-werden der Diktion in sich. Man sage nicht, es sei die Pflicht des Lehrers, aus den trockenen Vorschlägen des Kommentars den dichterischen Funken zu schlagen. Eine Sophokles-Auslegung sollte a priori das ästhetische Empfinden des Jüng-

lings anregen, poetisches Leben erzeugen, und zeigen, dafs die dichterische Sprache nicht einen vom Autor prinzipiell beabsichtigten Kontrast zur Prosa involviert, sondern aus sich selbst herausgeboren wird. Der Lehrer hat immerhin noch genug zu erklären, sei's auf diesem Gebiet, sei's auf dem Gebiete des Sachlichen und Mythologischen, und zwar um so mehr, wenn der Kommentator — wie G. H. Müller — auf das letztere so viel wie nicht eintritt (vgl. Vers 148 Ἴτυν, 504—515 Πέλοψ, Μυρτίλος u. s. f.).

Auf dem Wege, den — in Bezug auf die obigen Postulate — Brosin in seiner vorbildlichen Vergilerklärung, teilweise auch Henke in seinem Schülerkommentar zu Homer, und Nohl in seinen Cicero-Ausgaben, Luterbacher für Livius XXI. und XXII. u. a. eingeschlagen haben, sind für Sophokles noch wenig wirklich Brauchbares geleistet worden: ich nehme höchstens Kommentare wie diejenigen von Bellermann-Wolff und Chr. Muff bis zu einem gewissen Grade aus. — Ich möchte im folgenden an Hand der Müllerschen Anmerkungen zu den ersten 250 Versen einige Belege für das oben Gesagte geben — mehr in prinzipieller Absicht als um die Arbeit des Herausgebers anzugreifen.

Vers 18: Zu σαφῆ genügt die Bemerkung „proleptisch". Sie ist klarer als Müllers Wendung: „als Prädikat (?) mit κινεῖ zu verbinden". Mit der nämlichen Erklärung „proleptisch" dürfte φονίῳ (Vers 99) versehen werden. — Vers 22: ἔργων ἀκμή erfordert wohl für den Schüler eine Übersetzung im Kommentar. — Vers 34: Die von Kaibel zu δίκας ἀρέσθαι gemachte Bemerkung „die vom Richter zugesprochene Bufse erheben" erklärt den Ursprung dieser Redensart. Als Übersetzung würde ich sie — zumal hier — aus Gründen des sachlichen Zusammenhanges und weil αἴρεσθαι in dieser Verbindung wohl so gut wie in ἔχθραν, πένθος, κλέος αἴρεσθαι die abgeschliffene Bedeutung „erwerben, davontragen" aufweist, nicht vorschlagen. Also einfach: „das Recht sich erwerben" = „Rache nehmen"! Vgl. auch ἐνδίκους σφαγάς Vers 37 („der Mord, den das Recht verlangt"). — Vers 40: Nach dem Vorgange anderer fafst Müller ἴσθι als praesens de conatu („versuche zu wissen = erfahre"). Für diesen befremdenden Gebrauch von οἶδα geben Bellermann-Wolff Homer Od. III 18 als Parallele an. Dort kommen wir aber mit der Bedeutung „wissen" sehr wohl aus (εἴδομεν, ἥν τινα μῆτιν ἐνὶ στήθεσσι κέκευθε „wir wollen wissen, welch' einen ..."). Und auch an unserer Stelle brauchen wir den Imperativ nicht conativ zu fassen, wenn wir mit Plüfs übersetzen „sei Zeuge". Ebensowenig ist εἰδώς Vers 41, wodurch ἴσθι gewissermafsen

wieder aufgenommen wird, praesens de conatu. — Die „Auslegung" der Elektra von Plüfs bietet allerdings vieles, was man nicht ohne weiteres unterschreiben wird, aber daneben enthält sie so viele feine und einzigartige Wendungen, dafs es ein Unrecht ist, sie mit den Worten Paul Cauers (a. a. O. S. 34) „diese Auslegung bietet das Mögliche, dem Dichter fremden Schmuck zu leihen" beiseite zu legen. Bei sorgsamer Benutzung würde sie im Gegenteil für Schulzwecke eine reiche Ausbeute gewähren. — Vers 59: Die Bemerkung „λόγῳ θανών konzessiv zu σωθῶ und ἐξενέγκωμαι" ist irreführend. An den Hauptsatz τί γάρ με λυπεῖ „was ficht's mich an?" schliefst sich dem Sinn nach nur λόγῳ θανών und nicht das diesem Partizipium übergeordnete σωθῶ an. Darum darf ersteres in der Übersetzung dem letzten in keiner Weise (also auch nicht konzessiv) subordiniert werden. — Bei θανών läfst sich vielmehr darauf aufmerksam machen, dafs ein dem regierenden Verbum vorangehendes Partizip (θανών-σωθῶ), trotzdem es formal diesem untergeordnet ist, dennoch das Wesentliche des Gedankens ausmachen kann und daher durch ein Verbum finitum zu übersetzen und dem regierenden Verbum zu koordinieren, wo nicht überzuordnen ist. Der Vorrang in der Stellung, nicht der grammatische, entscheidet. Also: „Was fichts mich an, wenn ich totgesagt bin, während ich in Wirklichkeit . . ." Solche und verwandte Erscheinungen begegnen dem Schüler hie und da. Ich citiere noch Lysias, Rede gegen Eratosthenes § 35: ὧν οἱ μὲν ὑμέτεροι ὄντες πολῖται μαθόντες ἀπίασιν ὅτι ἢ δίκην δώσουσιν . . . = „von diesen wollen diejenigen, welche euere Mitbürger sind, bevor sie weggehen, erfahren, dafs sie . . ." (höchstens: „werden erst weggehen, wenn sie erfahren haben, dafs sie . . .") — Vers 71: Die Übersetzung, die Müller zu ἄτιμον giebt „des Erfolges verlustig", ist unverfälschte Prosa. Bei einer solchen sollte ein Kommentator nicht stehen bleiben. Ich schlage für ἄτιμον ἀποστείλητε zusammen die Wendung „verstofst" vor. — Vers 76: Zu ἐπιστάτης ist wohl nicht ἐφίστασθαι in der seltenen Bedeutung von „helfen", sondern in der gewöhnlichen von „vorstehen", „gebieten" zu vergleichen („der Augenblick gebietet über alles Menschenwerk"). — Vers 78: Für καὶ μήν empfehlen sich, wenn damit das Erscheinen einer neuen Person angekündigt wird, die Übersetzungen „doch sieh!" „horch!" (hier die letztere). — Vers 80: Der Schüler kennt wohl den von Müller angeführten Gebrauch von βούλει in Prosa nicht, daher ist hier eine positive Hilfe am Platz. — Vers 90: Der Bemerkung „ἤδη steigert das

vorausgehende παννυχ." dürfte die Übersetzung „vollends", „erst" (oder „gar" nach Kaibel) beigegeben werden. — Vers 107 (und 133): „μὴ οὐ verdient eine kurze Erklärung. — Vers 120: Mit der aus Cauer (a. a. O. S. 24) stammenden Wendung „ich vermag nicht mehr der Last des Kummers das Gleichgewicht zu halten" hat der Schüler noch keine einigermafsen gefällige Übersetzung gefunden. — Vers 121: Dafs wir hier „eine Verdoppelung des Nachdrucks wegen" haben, weifs der Schüler ohne weiteres, ebenso, dafs Vers 183 eine „dichterisch freie Wortstellung" vorliegt. Derlei Bemerkungen fruchten nichts, dagegen wäre Vers 115 der Ort, von einer Klimax zu reden. — Zu ἀλόντα Vers 125 verlohnte sich die Übersetzung „betrogen". — Vers 130: παραμύθιον ist abstractum pro concreto wie 289 μίσημα und nicht Akkusativ, wie Müller angiebt. Ein solcher finaler Akkusativ (= ὡς παραμυθησόμεναι) läfst sich wohl bei ἥκειν nicht leicht nachweisen. — Vers 143 f.: Wieso man ἐν οἷς und τῶν δυσφόρων auf die λιταί und εὐχαί 139 beziehen soll, ist mir nicht klar. Der Sinn der Stelle öffnet sich dem Schüler dagegen sofort, wenn gesagt wird, dafs mit τῶν δυσφόρων etwa dasselbe gemeint ist wie mit ἀμήχανον ἄλγος, und dafs auch ἐν οἷς darauf zurückweist (vgl. Kaibel). — Vers 147: Dafs dem Schüler der wenig wichtige Hiatus erklärt und dagegen die mythologische Anspielung (Itys) mit Stillschweigen übergangen wird, ist nach meiner Ansicht ein Mifsverhältnis. — Vers 154: Statt des Gemeinplatzes „beachte die freie Wortstellung der Dichter" wäre eine die Übersetzung ermöglichende Bemerkung zu οἷα angezeigt. — Vers 162: Was soll die Erklärung „εὐπατρίδαν Prädikat"? Kaibel sagt: „εὐπ. ist keine Würde, sondern ein Prädikat, das dem Orestes im Gegensatz zu Ägisth zukommt." Will wohl Müller das Wort „Prädikat" in diesem Sinne aufgefafst wissen? Dem Schüler wird mindestens die Aussicht mit Gewalt verfinstert. — Vers 169 f.: Eine Interpretation ist hier dringend nötig. Ich möchte οὐκ zu ἀπατώμενον ziehen „Jede Botschaft, die mir kommt, ist trügerisch". — Vers 181: ἔχω mit Akkusativ hat häufig die Bedeutung von „weilen auf" (vgl. Aias 135). — Vers 182: Die hier gebotene Weisheit kann der Schüler auch aus dem Lexikon beziehen. Ich schlage vor: οὐκ ἀπερίτροπος = „wacht". — Vers 183: Auch mit dem Ausdruck „mit von Zeus begünstigtem Schritt" sollte der Erklärer sich nicht begnügen. Poetisch ist z. B.: „von Zeus gnädig geleitet". — Vers 199: μορφάν dürfte wohl weder auf „die Art des Verbrechens" noch (nach Kaibel) auf die Erinys gehen, sondern in

poetisch-realistischer Weise „das Bild, das sie schufen", bezeichnen. — Vers 202: Wer wollte wohl im Ernst an dieser poetischen Stelle δή mit „gerade" oder „eben" wiedergeben? — Vers 214: So lange die Worte ἐξ οἵων nicht erklärt werden, kann der Primaner mit der ganzen Stelle nichts anfangen. Zu τὰ παρόντα möchte ich als Übersetzung vorschlagen „infolge meines Gebahrens". — Vers 221: Gegen die an sich unwahrscheinliche Konjektur Müllers, die durch eine Bemerkung Kaibels hervorgerufen wurde, ist sachlich nichts einzuwenden, nur verlangt der Sinn wohl statt δεῖ das Imperfektum. — Vers 222: Die Erklärung zu οὐ λάθει μ' ὀργά „nicht Tautologie, sondern Begründung zu ἔξοιδα" nützt dem Schüler nichts, wenn ihm nicht zugleich gesagt wird, wie er das ἔξοιδα aufzufassen habe. Die Interpretation „ich weiſs es" (scil. daſs ich Schreckliches sagen muſs) ist doch wohl zu fad; man folgt hier am besten Kaibel, der die von Müller bestrittene Tautologie treffend konstatiert. — Vers 228: Ohne Hilfe wird sich hier der Schüler kaum durchwinden können. — Vers 237: „nachlässig sein" als Übersetzung für ἀμελεῖν ist hier zu prosaisch. — Vers 242: Zu ἐκτίμους ist eine Übersetzungsanleitung dringend nötig. Die Bemerkung Müllers „ὥστε ἐκτίμους εἶναι" ist belanglos, so lange der Schüler über die Verbindung ἐκτίμους πτέρυγας und über den Sinn der Stelle im Unklaren bleibt.

Winterthur (Schweiz). **Rudolf Hunziker.**

11) **G. F. Abbott, Songs of modern Greece.** With introductions, translations and notes. Cambridge, University Press, 1900. XII u. 307 S. 8.

Der Verf. veröffentlicht in dem vorliegenden, Professor R. C. Jebb gewidmeten Buche eine gröſsere Anzahl neugriechischer Volkslieder, die bisher in Westeuropa unbekannt waren. Es sind im ganzen rund fünfzig Lieder. Von diesen gehören vierzehn der heroischen, die andern der romantischen Poesie an; dazu kommen noch hundert Distichen.

Bei der Herausgabe verfuhr der Verf. so, daſs er auf der einen Seite den griechischen Text giebt, dem er auf der anderen eine möglichst wörtliche englische Übersetzung gegenüberstellt. Den Abschnitten und, wo es nötig schien, den einzelnen Gedichten sind Einleitungen vorausgeschickt, die das sachliche Verständnis erschlieſsen und besonders auf den Zusammenhang mit der altgriechischen Litteratur hinweisen; unter diesen sind die Abhandlung über griechischen Volksgesang und Volkssänger S. 3 f. und der

Aufsatz über neugriechische Hochzeitsgebräuche S. 90 f. besonders erwähnenswert. Denselben Zweck verfolgen in sprachlicher Beziehung die Anmerkungen, die auf S. 245 f. beigegeben sind. Sehr zu billigen ist das hier, sowie in den Texten angewandte Verfahren, die Schreibung der Wörter dadurch der altgriechischen möglichst anzupassen, dafs er den Ausfall von Buchstaben und Silben überall durch Setzung eines Apostrophs andeutet, sowie er umgekehrt später eingedrungene Buchstaben durch Einschliefsung in Klammern kenntlich macht; dadurch erleichtert er das Verständnis, indem er einen Einblick in die Entstehung des Wortes gewährt.

Das Buch hat nicht nur für Philologen, sondern auch für Liebhaber der Volkspoesie grofsen Wert; beide werden dem Herausgeber für seine interessante Gabe dankbar sein.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

12) **O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde.** Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas. Zweiter Halbband. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1900. XL u. S. 561—1048. 8. ℳ 13.—.

In der Anzeige des ersten Halbbandes dieses für die indogermanische Altertumskunde unentbehrlichen Werkes in Nr. 8 des laufenden Jahrganges, S. 179—183, habe ich Zweck und Anlage desselben zum Teil mit Anführung der eigenen Worte des Verf. auseinandergesetzt. Der zweite Halbband umfafst die Vorrede (VII—XL), auf die ich noch zu sprechen kommen werde, dann die Fortsetzung des Reallexikons (S. 561 bis 1006), beginnend mit dem Abschlufs des Artikels „Musikalische Instrumente“, endlich einen Anhang (S. 1007—1048), der in dankenswerter Weise Nachträge und Berichtigungen (S. 1007—1026), die durch die nahezu zweijährige Dauer des Druckes notwendig geworden sind, ausführliche Litteraturnachweise (S. 1027—1046) und Sprachennachweise d. i. ein Verzeichnis der Abkürzungen (1047—1048) enthält. Es liegt nicht in der Absicht des Ref., die einzelnen zum Teil sehr umfangreichen Artikel einer Besprechung zu unterziehen oder einzelne Punkte herauszugreifen, wo man anderer Ansicht sein kann als der Verf. oder vielleicht noch dies oder jenes zur Ergänzung angeführt wissen möchte. So scheint mir beispielsweise die S. 583 gegebene Deutung von φθειροτραγέουσι (von den Budinen nach Herodot), wonach dieses Wort von dem Essen der Früchte der Zirbelkiefer gesagt sein soll, gerade mit Rücksicht auf den von Schrader selbst

citierten und benützten Aufsatz von Tomaschek (Bd. CXVII der Wiener Sitzungsberichte) sehr zweifelhaft und die Beziehung auf die „Läuse" viel wahrscheinlicher. Die S. 675 in dem meiner Ansicht nach vortrefflichen Artikel „Religion" gegebene Etymologie von *Αἴολος*, das aus **Fη-ιο-λο-ς* gedeutet und mit ai. *vāyú-* lit. *vė́jas* in Zusammenhang gebracht wird, wüfste ich nach griechischen Lautgesetzen nicht zu rechtfertigen. Vgl. übrigens über die Ablautsverhältnisse dieser Wurzel Hirt, Der indogermanische Ablaut, S. 101 f. (Nr. 383). Der S. 685 gemachte Versuch, das bekannte homerische Kompositum *δικασπόλος* als ein Stammkompositum aufzufassen, dessen zweiter Bestandteil zu *σεπ-* in *ἔννεπε* zu stellen sei, scheint mir sehr fraglich, da die Deutung „Rechtsverwalter" (Brugmann, Grundrifs II 52, Griech. Gramm., 3. Aufl., S. 359) weder hinsichtlich der Form noch der Bedeutung irgendwelchen Anstofs darbietet.

πέκω mufs nicht von *πείκω* stammhaft verschieden sein, wie S. 707 behauptet wird, vgl. Ref. im Festgrufs aus Innsbruck an die 42. Vers. deutscher Philol., S. 97. Der S. 729 behauptete Zusammenhang von *amuletum* und *amoliri* schwebt wohl gänzlich in der Luft. Dafs *gladius* keltisches Lehnwort ist (S. 749), kann man nicht mit Sicherheit behaupten, vgl. Hist. Gramm. I 10. Zu *Ἀίδης* (S. 869) sollte doch wohl auch Wackernagels Ausführung in den Vermischten Beiträgen etc., S. 4 ff. angegeben sein, wenn auch neuestens Solmsen Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre S. 73 die ältere Auffassung für das Epos mit guten Gründen verteidigt hat. Den nichtindogermanischen Charakter der Ligurer (S. 885) kann man nach den neuesten Untersuchungen, hinsichtlich welcher ich der Kürze halber auf Paulis Aufsatz in der Beilage der Allgemeinen Zeitung, Nr. 157 vom 12. Juni 1900 verweise, nicht mehr so sicher behaupten, vielmehr ist wenigstens nach dem Ergebnisse der Untersuchung ihrer Sprachreste ihre Zugehörigkeit zu den Indogermanen sehr wahrscheinlich gemacht.

Während durch die eben vorgebrachten Bemerkungen gewissermafsen nur darauf hingewiesen werden soll, dafs Ref. nicht nur oberflächlichen Einblick in das Buch genommen hat, sei es gestattet noch mit ein paar Worten auf die Vorrede zurückzukommen, die sich zum gröfsten Teile mit der Verteidigung des von dem Verf. eingenommenen Standpunktes, insbesondere gegenüber Kossinna und Kretschmer befafst. Es freut mich, feststellen zu können, dafs der Verf. diese Verteidigung, wie mich dünkt, mit gutem Erfolge geführt hat, wenn er auch bereit ist, die Bedeutung

der von den beiden früher genannten Forschern erhobenen Bedenken in gerechter Weise zu würdigen. Dies scheint mir auch ganz besonders aus einer S. 894 in dem Artikel „Urheimat“ gemachten Bemerkung hervorzugehen. Den Folgerungen aus den Wortgleichungen über Klima, Bodenbeschaffenheit, Fauna und Flora auf die geographische Lage der Urheimat der Indogermanen wird an der genannten Stelle die Bemerkung vorausgeschickt: „Zusammenfassend kann gleich hier bemerkt werden, dafs im ganzen wenig bedeutsames und sicheres durch derartige Mittel festgestellt werden kann.“ Überhaupt zeigt gerade der angezogene Artikel, wie sehr der Verf. bemüht ist, die von den Gegnern gemachten Einwände zu würdigen und die einander entgegengesetzten Ansichten gewissermafsen in versöhnlichen Einklang zu bringen. Auch die Stellung des Verf. zur Archäologie, Anthropologie und allgemeinen Ethnologie, von der einige neuere Forscher ganz besondere Aufklärung auch über das indogermanische Altertum erhoffen, wird in dieser Vorrede in entsprechender Weise charakterisiert, und Ref. steht nicht an zu erklären, dafs er in den Hauptsachen mit den Ausführungen Sch.s einverstanden ist, wie sich übrigens schon aus den bereits in der Besprechung des ersten Halbbandes niedergelegten Äufserungen ergiebt. Ehe ich diese Anzeige schliefse, kann ich nicht umhin noch eine S. xxxvi stehende Bemerkung des Verf. wörtlich anzuführen, weil sie geradezu vortrefflich geeignet ist, seine Auffassung über die in dem Buche angestrebten Ziele zu beleuchten. Diese Bemerkung lautet: „In den allgemeineren Artikeln des Werkes wird natürlich die Rekonstruktion eines einheitlichen Zustandes auf dem betreffenden Gebiete der vorhistorischen Kulturentwickelung angestrebt, und — wenigstens in der Theorie — wird die Zusammensetzung der in solchen allgemeinern Artikeln erzielten Ergebnisse ein einheitliches Bild der indogermanischen Urzeit ergeben. Doch soll bemerkt werden, dafs die Rekonstruktion vorgeschichtlicher Zustände, die bei dem dehnbaren Charakter von Ausdrücken wie Urvolk, Urzeit, Ursprache immer etwas fiktives behalten wird, in dem vorliegenden Werk weniger Selbstzweck als Hilfsmittel zur Erklärung der geschichtlichen Verhältnisse sein soll, von denen es ausgeht. Wie auf dem Gebiete der Grammatik die Erschliefsung der indog. Ursprache nicht dazu dienen soll, indog. Fabeln oder Zaubersprüche in ihrer urindog. Sprachform zu ermitteln, sondern das Verständnis der geschichtlich überlieferten Sprachformen zu ermöglichen, so enthält auch die Indogermanische Altertumskunde ihren eigentlichen Wert nicht dadurch, dafs sie

die Gesittung eines im Innern Asiens oder Europas gedachten Urvolks erschliefst, sondern dadurch, dafs sie die Basis bildet, auf der das Verständnis der historischen Kulturen der indog. Einzelvölker möglich wird."

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

13) **F. Freiherr Hiller v. Gaertringen, Ausgrabungen in Griechenland** (Vortrag). Berlin, Georg Reimer, 1901. 39 S. 8. ℳ 1.—.

Es ist eine Freude, eine so ausgezeichnete Schrift wie die vorliegende zur Anzeige zu bringen. Wenn sie sich mit dem Motto „Wir graben nicht mehr um Schätze, die Motten und Rost fressen: wir suchen die Wahrheit mit dem Spaten und mit dem Gedanken" (Wilamowitz) einführt, so lehrt sie zugleich auf das deutlichste, wie sehr dieser Satz cum grano salis zu verstehen ist. So wenig gegen frühere Altertumsforscher allgemein der Vorwurf erhoben werden soll, dafs sie vergänglichen Schätzen nachgegraben haben, ebensowenig gilt von ihren modernen Nachfolgern, dafs sie nicht in erster Linie dem nachforschten, was geschichtlich bedeutungsvoll ist oder durch seine Schönheit entzückt. Durch die genauere Erkenntnis der historischen Wahrheit ist uns allerdings ein ganz anderes Verständnis derjenigen Epochen eröffnet, welche früher durch die Bezeichnung „vor-" oder „nachklassisch" einer geringeren Wertschätzung ausgesetzt waren; und wieviel hier noch täglich der Wissenschaft hinzugewonnen wird, lehrt eben wieder dieser Vortrag; er zeigt, wie durch lebendige Kräfte der Gegenwart, geistige und technische, das Leben des Altertums uns wieder zu greifbarer Wirklichkeit werden kann. Und diese Schilderung kommt von berufenster Seite; denn mit allem Rüstzeug der Wissenschaft ausgestattet, hat der Verf. selber wichtige Ausgrabungen geleitet und bedeutende Ergebnisse zu Tage gefördert. Alles, was er berichtet, hat somit den Reiz des persönlich Erlebten für sich; indem man auf wichtige Probleme der Altertumswissenschaft hingeführt wird, lernt man zugleich, ähnlich wie in dem anziehenden Werke des Amerikaners Barrows, manchen interessanten Zug modernen griechischen Lebens kennen. Welch ein erfreuliches Bild für den Freund des Altertums, wenn hier Künstler, Gelehrte und Techniker, Deutsche, Franzosen, Amerikaner und Griechen in edlem Wetteifer zusammenwirken zur Erforschung jener vergangenen Zeiten, deren Studium trotz aller Verunglimpfungen eben doch immer wieder seine unversiegliche Anziehungskraft beweist!

Die deutlich bestimmte Fassung der Aufgabe, ihre Durchführung nach übersichtlich vorgelegtem Plane, die feine Art, wie der Vortrag mit seinem besonderen Zwecke in Verbindung gebracht wird, der klare Fluſs der Rede, in dem sich Gedanken und Anschauungen in reicher Fülle spiegeln, endlich auch die geschmackvolle äuſsere Ausstattung, alles zeigt den vornehmen Künstlersinn des gelehrten Verfassers. Er widmet diese Schrift als Weihnachtsgabe seiner Mutter, mit der er am 5. April 1893 das Theater von Magnesia am Mäander besucht hat. Ein Bild dieses Theaters ist beigegeben; gerade, weil es so scharf alle Einzelheiten hervortreten läſst, regt sich der lebhafte Wunsch, von dem Verf. selber noch Näheres eben über dieses Bauwerk zu erfahren.

Sondershausen. **Funck.**

---

14) **A. H. J. Greenidge, Roman public life.** London, 1901, Macmillan and Co., Limited. New York, The Macmillan Company. XX u. 483 S. 8. geb. 10 s. 6 d.

Dieses Werk, das der von P. Gardner (Oxford) und F. W. Kelsey (Ann. Arbor. university, Michigan) herausgegebenen Sammlung „Handbooks of archaeology and antiquities" angehört, behandelt in kompendiöser Weise den Stoff, der bei uns in Marquardt und Mommsen verarbeitet ist: das öffentliche Leben der Römer, solange es ein solches gab, den alten Volksstaat, die Herrschaft der Oligarchie und den Principat, unter dem der Senat noch eine Bedeutung hatte; die absolutistische Periode seit Diocletian hingegen wird mit Recht ausgeschlossen, da in dieser von einem öffentlichen Leben der Römer wenigstens auf staatlichem Gebiete nicht mehr die Rede sein kann. Für die frühere Zeit werden alle in Betracht kommenden Momente berücksichtigt: nicht nur das Centrum des Reiches, sondern auch die Municipien und die Provinzen.

Der Stoff ist in elf Kapitel gegliedert. Die ersten sechs betreffen das Altertum: das Emporkommen der Stadt Rom, die Patricier und ihre Klienten, das Auftreten der Plebejer, die verschiedenen Einteilungen des Volkes, speziell des servianische Schema, das Königtum, die Priesterschaft, den Senat. Es folgt die Entwickelung der republikanischen Verfassung: Magistratur, Senat, Comitien — in der auch bei uns herkömmlichen dogmatischen Weise, wobei die Urzeit konstruiert wird; wie schon die Alten es thaten.

In Kap. 7 kommen die Beziehungen Roms zu den Latinern und den anderen Völkerschaften der Apenninenhalbinsel bis auf die Begründung der italischen Konföderation zur Besprechung. Weiter die Verwaltung der Provinzen, sowohl unter der oligarchischen Regierung (Kap. 8), wie unter dem Principat (Kap. 11). Dem Übergang von der einen zu der anderen Regierungsform ist Kap. 9 gewidmet, worauf der Principat, seine Ausgestaltung, die Titulatur, die Form der Übertragung, der Dualismus von Senat und Princeps in Kap. 10 auf 80 Seiten (341—421) vorgeführt werden.

Der Verf. wird den Anforderungen, die ein derartiges Kompendium befriedigen soll, vollauf gerecht. Seine Diktion ist präzis, die mafsgebenden Belegstellen werden angegeben, die wichtigste Litteratur ist einleitungsweise verzeichnet, gelegentlich auch unter dem Texte citiert: Niebuhr und Mommsen (Staatsrecht und Strafrecht, abgesehen von anderem), Rudorff, Jhering, Mitteis, sogar Puntschart und das Lehrbuch der Institutionen von Czyhlarz; mitunter auch Aufsätze englischer Autoren, die uns weniger geläufig sind, so S. 110 (bei Behandlung der Plebiscite): Mr. Strachan-Davidson in *Smith Dict. of Antiq.* s. v. *plebiscitum*, and English Historical Review Nos. 2 and 19. Von den Quellen sind die jüngst zugewachsenen schon berücksichtigt, S. 313 das Fragment des Municipalgesetzes von Tarentum, S. 430 Grenfell and Hunt, *Oxyrhynchus Papyri.*

Den Schlufs bilden drei gute Indices: einer ist Sachregister, ein zweiter verzeichnet (sehr praktisch für angehende Lateiner) die gebräuchlichsten staatsrechtlichen Redensarten und Ausdrücke (abductio in carcerem, abolitio etc.), ein dritter die besprochenen Stellen aus den klassischen Autoren oder den Inschriften. Das Buch hat handliches Format und erscheint gut gebunden, was sich kontinentale Verleger zum Muster nehmen könnten.

Prag. **J. Jung.**

---

15) **H. Ehrlich, Die Nomina auf ΕΥΣ.** Leipziger Inauguraldissertation. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1901. 49 S. 8.

Dem trotz vieler Mühe immer noch unerledigten Problem sucht der Verf. auf einem neuen Wege beizukommen: während man bisher die Nomina auf *-εύς* mit den *u*-Stämmen in enge Verbindung brachte, will er sie vielmehr von diesen trennen und von *o*-Stämmen herleiten, an die das

Sekundärsuffix $_u es$, $_u os$ getreten sei, zugleich mit der alten Dehnung in der Fuge vor *u*. ἱππῆϜος sei über *ἱπϜη-Ϝσ-ος aus *ekṷē- us-os* entstanden mit schwächster Suffixform, die sich auch auf den nomin. *ἱπ-πηυς ausgebreitet habe unter Kürzung vor s in ἱππεύς; die Nebenform ἱππῆς sei als alt anzuerkennen, der vocat. ἱππεῦ eine Nachbildung nach Ζεῦ. Zur Unterstützung seiner These zieht Ehrlich ein reiches linguistisches Material bei und wirft auf die verschiedensten Fragen der Lautlehre Streiflichter: die Kontraktion der Vokale im Jonischen von Homer bis auf Heroudas wird ausgiebig erörtert, wobei sich ergiebt, dafs schon der Archetypus des Herodot von einem Grammaticus Graeculus nach den pedantischen Regeln einer Pseudo-ias zurechtgestutzt und der Text erst in seine ursprüngliche Gestalt zurückzuübersetzen ist. Dagegen wird die Homerüberlieferung für wesentlich zuverlässiger erklärt als man so gerne annimmt und A. Ludwich wird sich der konservativen, Payne Knight's Art verdammenden, Grundsätze dieses jüngsten der „Junggrammatiker" freuen; Brugmanns bekannte Regel über dissimilatorischen Wechsel von *ει* und *η* im Homer verwirft er zu Gunsten von J. Bekkers Fassung in den Hom. Bl. I, 227. Von den vielen erwähnenswerten Einzelheiten greifen wir nur heraus die verständige und vielleicht abschliefsende Behandlung von οἴγω und die Bemerkung, dafs jon. att. ἤν nicht auf ἐάν zurückgehe, weil die Einsilbler dieser Gattung nicht kontrahierten, sondern auf *ἠ-αν, während jon. att. ἄν weise auf *αἰ-ἄν, jon. att. ἐάν auf *εἰ-ἄν und endlich att. ἐάν auf eine Verschränkung von ἐάν und εάν. Mag sich die Antwort, die der Verf. auf die Grundfrage seiner Arbeit giebt, im Verlaufe der Forschung bewahrheiten oder nicht, so erhält man den Eindruck, dafs sich hier gute Kenntnis des Stoffes, treffliche methodische Schulung und Scharfsinn der Kombination verbinden: ohne den Wagemut der Hypothese aber läfst sich auf diesem Gebiete überhaupt nicht wohl weiter kommen.

Maulbronn (Württemberg). **Meltzer.**

---

16) **Peter Hau, Lateinisches Lese- und Übungsbuch** zunächst im Anschlufs an Bones latein. Schulgrammatik. Köln, Du Mont-Schauberg, 1901. 97 S. 8. ℳ 1.20.

Das Übungsbuch will nicht nur an Bones Schulgrammatik sich anschliefsen — was ein Vorzug wäre —, sondern auch gemäfs der fettgedruckten Bemerkung des Vorwortes, „bei jeder anderen Grammatik

gebraucht werden". Es benutzt laut Vorwort den Wortschatz Cäsars und „mit Mafs den des Nepos", verwendet auf den sprachlichen Ausdruck der latein. und deutschen Stücke Sorgfalt (vgl. unten!) und giebt innerhalb des Textes in Klammern Übersetzungshilfen. Alles das ist bekanntlich nichts Neues. Dagegen ist für diese erste Stufe des Unterrichtes, nicht für höhere, neu die Einübung des Aktivs der 1. Konjugation zugleich mit der des Nomens, nicht sowohl neu als bedenklich, da der Anfänger an eine ihm ganz fremde Sprache mit reicher Formgebung herantritt und durch die gleichzeitige Behandlung der überaus zahlreichen nominalen und verbalen Formen verwirrt und überbürdet wird. Der Übungsstoff besteht zum gröfsten Teile aus zusammenhanglosen Einzelsätzen und 19 kleineren zusammenhängenden Stücken. Als Probe diene eine kleine Auswahl! „Die Tauben sind die Beute der Adler (§ 1). — 4. Umbra silvarum agricolam delectat. 5. Amatis, agricolae, umbram silvarum. 6. Copia pecuniae non est causa fortunae (!). 8. Das Glück (Fortuna!) der Tochter erfreut den Landmann. 10. Der Mangel tötet die Tiere des Waldes. 12. Die Töchter des Landmannes schmücken den Tisch mit Rosen (§ 2). — 7. Coloniae Graeciae patriam mox (!) potentia superabant. 8. Sulla ante portas Romae copias Cinnae superabat (!). 9. Ehret, o Landleute (!), die Weisheit der Dichter (§ 3). — 4. Poetae Thraciam patriam Musarum nominabant (!). 8. Audacia Numidarum incolis Italiae causa lacrimarum erat. 9. Copiae (!) „victoriā reginae laetitiam paratis (§ 4)". Mehr anzuführen gestattet der Raum nicht; die Auslese beweist, dafs die Sätze nach Inhalt und Form den berechtigten Forderungen der Neuzeit nicht entsprechen. Dasselbe gilt von der Einleitung „Substantiva auf er, ar, ur, l, men, as, us (ūs und ŭs zugleich!), es (ēs und ĕs zugleich!)". Sogar die Verba auf io werden im Aktiv (§ 73) und im Passiv (§ 74) dem Sextaner zugemutet, desgleichen 3½ Druckseiten syntaktischer Regeln, darunter z. B. die über die Wiedergabe des deutschen „haben, besitzen, zeigen" bei Eigenschaften durch *esse*, über den abl. separat. und copiae, den Konjunktiv in Wunschsätzen mit *utinam* und *utinam ne*, den coni. perf. mit *ne* im Verbot, über *timeo ut* und *ne*, über den coni. final. mit *ut* und *ne* nach „bitten, anflehen, ermahnen, raten, bewegen, veranlassen, befehlen".

Eupen. **W. Wartenberg.**

---

17) **Heim, Die amtlichen Schriftstücke zur Reform der französischen Syntax und Orthographie** mit Einleitung und Anmerkungen. Supplementheft zu den Neueren Sprachen. Marburg, N. G. Elwert, 1901. 59 S. 8. ℳ 1.—.

Es ist eine eigene Erscheinung, dafs gerade dasjenige Volk, welches auf dem politischen und sozialen Gebiete die gröfsten Umwälzungen durchgemacht hat, sich die, ich möchte sagen, auf dem Polizeiwege verordneten Regeln seiner Grammatik hat gefallen lassen. Es bedurfte des Jahres 70, um den Sturm dagegen vorzubereiten.

Ich habe Brachets Grammatik in achter Auflage vom Jahre 1882 vor mir. In der Vorrede klagt er: „Au lieu d'intéresser l'enfant en lui donnant la raison de chaque règle et l'explication de tous ces faits grammaticaux, si souvent en apparence bizarres ou incohérents, on lui avait présenté la grammaire française comme les articles indiscutables d'un code pénal, qu'il devait appliquer sans les raisonner ni les comprendre. En réduisant ainsi la grammaire au rôle d'un insipide procès-verbal de l'usage, en ne faisant appel dans cet enseignement, tout mécanique et passif, qu'à la mémoire de l'élève, au détriment de son intelligence, on avait fait d'une étude attrayante et curieuse un objet de dégoût et d'ennui.“ Von seinen Neuerungen sagt er: „J'ai cherché à simplifier la syntaxe, et j'ai fait de mon mieux pour la débarrasser des puérilités scolastiques que les grammairiens philosophes y ont entassées à l'envi, depuis deux siècles, ainsi que des distinctions insaisissables dont ils surchargent, comme à plaisir, la mémoire des enfants.“ Dann führt er eine Anzahl Absonderlichkeiten auf, die in der That alle im Februarerlafs Berücksichtigung gefunden haben. „Ce n'est point assez d'être obligé de dire: *Ce* nouvel orgue est *un* des bon*nes* qui aient été fait*es* en Europe, ou les *sottes* gens resteront toujours des gens *sots*, ou *feu* la reine est morte avant la *feue* impératrice, et tant d'autres bizzarreries sur lesquelles il est impossible de revenir aujourd'hui: nos grammairiens, depuis Vaugelas jusqu'à Girault-Duvivier, sont inépuisables en subtilités de ce genre. On doit dire: Cette foule d'enfants encombr*ait* la rue, mais une foule d'enfants cour*aient* dans la rue; un déluge de pleurs inond*ait* son visage, mais une quantité de pleurs couvr*aient* son visage. Les grammairiens contemporains renchérissent, comme il est naturel, sur cette inextricable législation, et grâce à leurs efforts, nos règles d'accord seront bientôt incompréhensibles. L'un décrète qu'on dira: Leur nourriture *est* saine, mais leur nourriture *sont* des ignames. L'autre nous

explique gravement qu'il faut dire: La conscience de bien faire suff*it* à l'homme juste, mais la conscience de bien faire *sont* les délices du juste."

Da die Mannigfaltigkeit der Schreibung eines und desselben Lautes den Unterricht in der Orthographie sehr erschwert, suchen die französischen Lehrer in der Volksschule und den Unterklassen der Mittelschulen durch zahlreiche Diktate ihrer Aufgabe nachzukommen. Möglichst viel Homonymes wird auf engem Raum zusammengedrängt. Wie mit den Schwierigkeiten der Rechtschreibung macht man es auch mit denjenigen der Formenlehre und Syntax. Nun ist aber in der französischen Grammatik gar manches diktatorisch als das einzig Richtige aufgestellt worden, was die Sprache des Volkes nicht unbedingt anerkennt, was der Sprachhistoriker erst recht nicht anerkennen kann. Um so natürlicher ist es, dafs gegen derartige Regeln immer wieder gefehlt wird und dafs beim Eifer der Lehrer, mit ihren Schülern zu glänzen, diese Art Prüfungsarbeiten und ihre Vorbereitung zu einer Art Landplage wurden, welche die Zeit für bessere Arbeit verschlang und in den Prüfungen auch Leute zum Scheitern brachte, welche ein besseres Los verdient hätten. Bekanntlich ist ja der Sinn für das Formale der Orthographie und etwelche unerklärliche syntaktische Anforderungen nicht immer ein Beweis für höhere Begabung, und umgekehrt.

Wenn nun auch viele Stimmen aus Lehrerkreisen gegen solchen Betrieb laut wurden, so konnte es doch der Einzelne nicht wagen, auf eigene Faust Abhilfe zu schaffen, weil er seine Schüler der Gefahr aussetzte, in den durch fremde Lehrer abzunehmenden Prüfungen durchzufallen. Dem auf Abwege geratenen Systeme, das durch den Machtspruch eingeführt worden war, mufste drum wieder durch einen Machtspruch Einhalt geboten werden.

Dies alles setzt Heim in der Einleitung und den allgemeinen Bemerkungen, die er den amtlichen Schriftstücken beigiebt, hübsch auseinander. Wenn er aber von dem Februarerlasse sich viel Gutes für den französischen Unterricht an deutschen Schulen verspricht, so scheint er in seiner Begeisterung zu weit zu gehen. Die Neuerungen betreffen Dinge, die zum Teil lexikalischer Natur, zum Teil nebensächlich sind und bei uns nur gelegentlich besprochen wurden. Wir haben sie nicht gewaltsam in unsere Stile eingefügt. Brauchen wir doch in den unteren Klassen unsere Zeit vollauf, um das Verb in allen seinen Erscheinungsweisen und mit allem, was drum und dran hängt, so mundgerecht zu machen, dafs

der Schüler die Form nicht erst suchen mufs, was wohl die beste Vorübung ist, um ihm den Weg zum Sprechen anzubahnen. In den oberen Klassen aber mufs er mit allen Mitteln sich vertraut machen, welche der Sprache der Litteratur zu Gebote stehen, um den Gedankenzusammenhang treffend zu geben. Gegen die Schreibereien darf man sich nur ereifern, wenn sie in ungeeigneter Weise betrieben werden. Ohne Schreiben lernt man kein korrektes Französisch. Wer den Schüler gewöhnt, für das Kleinste ein aufmerksames Auge zu besitzen, ohne deshalb in Kleinigkeiten aufzugehen, der giebt ihm eine wertvolle Eigenschaft in das Berufsleben mit.

Zum Einzelnen nur Weniges. Wenn man jetzt nach dem Vorgange nachahmenswerter Schriftsteller sagen darf *il faudrait qu'il vienne* oder *qu'il vint*, so erklärt sich die doppelte Möglichkeit daraus, dafs der Conditionnel der Bildung nach eine Zeitform der Vergangenheit, der Bedeutung nach eine solche der Gegenwart ist.

Wenn ein in zusammengesetzter Zeit gebrauchtes Verb die Konstruktion des Akkusativ mit dem Infinitiv bei sich hat, so ist das Partizip der Vergangenheit unveränderlich. Heim erklärt das so: „Hier wird nämlich durch die Unveränderlichkeit das Ohr nicht beleidigt, da es sich nur um vokalisch auslautende Partizipien wie *entendu, vu, laissé* handelt.“ Nun ist aber *fait* in diesem Falle immer unverändert geblieben, obwohl gerade hier das Ohr mitzusprechen hätte. Nicht der vorausgehende Akkusativ ist eben das Objekt zum regierenden Verb, sondern der indeklinable und darum neutrale Akkusativ mit Infinitiv. Verhält es sich ebenso mit der Veränderlichkeit in dem Satze les sauvages que l'on a trouvé ou trouvés errant dans les bois? Steht *errant* für *qui erraient*, so mufs *trouvé*, wofern die Regel von der Veränderlichkeit überhaupt aufrecht erhalten wird, sich nach *que* richten. *Trouver* müfste denn nur den Verben *faire, laisser, entendre, voir, sentir, envoyer, mener* angereiht werden, und dafür giebt's allerdings Beispiele: Nous étions grisés par le plein air; la reine de la fête toasta dans sa langue natale; je *me trouvai* soudain *aimer* le grec, et un normalien rappela qu'il était la langue des déesses. Aber auch dann ist *les sauvages que l'on a trouvé errant* nur durch eine ungewöhnliche Angleichung an die Infinitivkonstruktion zu erklären.

Das sogen. expletive *ne* ist nicht etwa, wie man aus dem Beiwort schliefsen möchte, ein willkürliches Einschiebsel, sondern ein Vermächtnis der Muttersprache, das dem Gedanken eine eigenartige Schattierung giebt.

Nun ist es möglich, dafs das Gefühl für dieselbe von der Schwierigkeit der schulgerechten Erlernung in den Hintergrund gedrängt wird und dafs sich deshalb viele Schriftsteller vom konsequenten Gebrauche emanzipieren. Denn wenn irgendwo so gilt hier das Dichterwort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“

Dafs die für die Schule so bequemen, aber steifleinenen Regeln über den Gebrauch des Subjonctif keinen Eingriff erfahren haben, ist zu verwundern. Die Modifikation, welche dieser Modus der Behauptung giebt, kann doch nicht blofs vom regierenden Verb abhängig sein, und an Abweichungen von den feststehenden Regeln fehlt es drum nicht. Beispielsweise erwähne ich, dafs Petit de Julleville in der Biographie der Jeanne d'Arc nach *il semble* und *il me semble* den Subjonctif ebenso oft setzt wie den Indikativ.

Einstweilen genügt es, dafs der Stein ins Rollen gebracht worden, dafs der Sprache ihre Werdenskraft, ihr Recht als lebender Organismus wiedergegeben ist, und dieses Verdienst gebührt in erster Reihe dem derzeitigen Unterrichtsminister.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

18) **J. Bierbaum** et **B. Hubert, Abrégé systematique de la Grammaire française** pour servir de complément aux manuels de la langue française de Julius Bierbaum. Leipzig, Rofsberg, 1900. VII u. 176 S. 8.

Ob es sich lohnt, im Klassenunterricht eine französisch geschriebene Grammatik zu verwenden, darüber scheinen die Ansichten noch geteilt zu sein. Die eine Schulbehörde empfiehlt, die andere gestattet, die dritte untersagt diesen Gebrauch. Sintemal die Grammatik überhaupt nicht mehr das grofse Ansehen geniefst, wie früher und nur so nebenber auf induktivem Wege erworben werden soll, wäre sicherlich ein in fremder Sprache abgefafstes Hilfsmittel bei mangelndem Verständnis der Schüler nur ein Hemmnis. Aber im Privatgebrauch zum Nachschlagen und zur Befestigung der in der Klasse erläuterten Regeln und technischen Ausdrücke mag eine kurzgefafste Repetitionsgrammatik wie der vorliegende Abrégé dem Schüler gute Dienste leisten, namentlich in solchen Anstalten, die in den unteren Klassen die Bierbaumschen Lehrbücher schon benutzt haben.

Im einzelnen dürfte vielleicht hie und da manches, wenn auch von

geringer Bedeutung, zu verbessern sein. Ich habe mir unter anderem folgendes notiert: wie bei quatre-vingt-un sollte auch das t in cent un als stumm bezeichnet werden (p. 29); ob man sagen kann: il en *va* de même *avec* accélérer (p. 46), ist mir zweifelhaft; je voudrais que nous nous reposassions dürfte heutzutage kaum ein Franzose sagen; p. 64 ist voldrai statt vouldrai zu lesen; p. 85: dites au cocher qu'il s'arrête — de s'arrêter, Infinitiv weil die Subjekte beider Sätze gleich sind? p. 92: la conjonction *que* sert quelquefois à marquer la supposition: „wenn auch, sofern" — drückt „wenn auch" Voraussetzung aus? p. 96 fehlt faire hinter avoir beau; p. 138: chacun et chaque ont un sens distributif, tout s'emploie dans un sens collectif — ist das genügend verständlich für den Schüler? p. 140: quelque chose de etwas, quelque autre chose de etwas anderes — demnach könnte der Schüler übersetzen: das ist etwas anderes — c'est quelque autre chose de? p. 160: je *suis* passé vite — soll das heifsen: ich bin rasch vorübergegangen? ib.: „au milieu de la phrase, ces adverbes — welche? — qui commencent la phrase? — sont mis entre deux virgules"; p. 92 steht: après l'impératif les conjonctions *afin que* et *pour que* sont remplacées simplement par *que* und p. 161 das Beispiel: montons-y pour que vous jouissiez d'une belle vue. Das ganze Kapitel über die Concordance des temps könnte nach meinem Dafürhalten wegbleiben. Wenn es auf der einen Seite (p. 80) heifst: si le verbe de la proposition principale est au présent ou au futur, celui de la subordonnée doit être au présent, au passé indéfini ou au futur, und auf der anderen (p. 81): le temps de la subordonnée ne correspond pas toujours à celui de la principale, z. B.: je crois qu'il pleuvait ..., so mufs man fragen, welchen Wert haben solche Regeln für den Schüler?

Schade, dafs die Verf. die Herausgabe dieser Grammatik nicht um einige Monate hinausgeschoben haben, sonst hätten sie wohl zuerst die Erleichterungen aufnehmen können, welche die Erlasse des französischen Unterrichtsministeriums vom 31. Juli 1900 und 26. Februar 1901 den Schulen in Frankreich gestattet. Dann wären manche Regeln ganz fortgefallen, andere wären vereinfacht oder anders gefafst worden. Denn wir werden doch nicht fortfahren wollen, unsere Schüler mit spitzfindigen Regeln zu plagen, die sich die Franzosen selber schenken.

Würzburg. **Johannes Jent.**

19) **Die Absolutorialaufgaben aus der französischen Sprache, sowie aus dem Englischen und Deutschen,** zusammengestellt von **Franz Jaeger.** Achte, vervollständigte Auflage durchgesehen von **Friedrich.** Würzburg, Stahelsche Verlagsanstalt, 1901. 2 Bändchen. 113 resp. 94 S. 8. je ℳ 1.—.

Aus der Stabelschen Sammlung von Prüfungsaufgaben liegen uns Bd. 3 und 11 in achter Auflage die Aufgaben vor, welche seit 1861 bzw. 1868 den Abiturienten der bayrischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen gestellt worden sind. Diese Aufgaben für die schriftliche Reifeprüfung werden in Bayern vom Ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten festgesetzt, und zwar für gleichartige Anstalten gleichlautend, und an die Rektorate in verschlossenen Briefumschlägen versandt, um erst unmittelbar vor Beginn der zur Bearbeitung bestimmten Zeit geöffnet zu werden. Die Zahl der Auflagen beweist, welcher Beliebtheit sich diese Sammlungen in Bayern sowohl als aufserhalb erfreuen, und in der That giebt es wohl kaum einen sicherern Mafstab für die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche ein Examinand zur Prüfung mitzubringen hat, als die Lösung der Aufgaben, welche früheren Jahrgängen von Abiturienten zur Bearbeitung gestellt waren. Lehrern und Schülern, ganz besonders bei privater Vorbereitung von Externen, werden daher die naturgemäfs mit grofser Sorgfalt ausgewählten und vorbereiteten Übersetzungsaufgaben und Aufsatzthemata willkommen sein. **Sch.**

---

20) **E. J. Mathew, A History of English Literature.** London, Macmillan & Co., 1901. 534 S. 8.

In der grofsen Zahl englischer Litteratur-Geschichten, die in England im Umlauf sind, wird Mathew's Buch eine beachtenswerte Stellung beanspruchen können. Leider hat Verf. dem Buche keinerlei Vorrede vorangestellt, worin die Gesichtspunkte gegeben wären, nach denen das Buch zusammengestellt ist; leider ist auch keine Inhaltsangabe nach Kapiteln und Paragraphen beigefügt, so dafs daraus sofort die Einteilung des Stoffes ersichtlich wäre. Trotzdem wird aber der Benutzer des Buches bald erkennen, dafs Mathew in der Anordnung und Behandlung der weitschichtigen Stoffmenge selbständige Wege geht.

Der Hauptwert des Buches liegt in den trefflichen Inhaltsangaben einer Reihe von Werken aus den verschiedensten Perioden und in den

beigefügten, oft wirklich glücklich ausgewählten Proben. Die biographischen Notizen bei den einzelnen Autoren sind durchgehends kurz gehalten; dagegen ist die Bedeutung ihres Schaffens stets ins richtige Licht gesetzt. Die altenglische Periode bis zur normannischen Eroberung wird unter besonderer Hervorhebung des Beowulfliedes, Caedmons, Cynewulfs, der westsächsischen Hegemonie und der Sachsenchronik auf 18 Seiten abgemacht. Mathew's Unterschied zwischen Old English und Anglo-Saxon wird manchem neu sein: The terms Old English and Anglo-Saxon are often used as if they meant the same thing. This, however, is not the case, for Anglo-Saxon is merely another name for the Wessex dialect, while by Old English we mean the whole of the four (Northumbrian, Mercian, Wessex, Kentish) dialects spoken in England before the Norman Conquest (S. 8). Vier Dialekte (the Southern, the East Midland, the West Midland, the Northumbrian dialect), unterscheidet Mathew (S. 23) auch in der früh mittelenglischen Zeit, wenngleich der diese Dialekte behandelnde Paragraph die Überschrift: "The Three Dialects" führt. Der Kampf des Englischen mit dem Normannisch-Französischen bis auf Chaucer ist klar veranschaulicht in den besprochenen Hauptwerken dieser Zeit; dabei bespricht Verf.: Books of virtually pure English (Layamon's Brut, Ormulum, Aucren Riwle, Owl and Nightingale), English books with a tinge of French (Lay of Havelok, King Horn), books with a large admixture of French (Robert of Gloucester, Robert of Brunne, Cursor Mundi, Ayenbite of Inwyt, Laurence Minot, William Langland). Die beigefügten Proben sind modernisiert, und wo altertümliche Wendungen beibehalten sind, oder wo Eigennamen vorkommen, sind kurze Erläuterungen gegeben. Bei der Besprechung der Bedeutung Chaucer's wird seine Beeinflussung durch die Renaissance in Stoff und Form nicht genügend hervorgehoben; die Analyse der Canterbury Tales ist sehr eingehend (S. 46—84). Nach einer möglichst kurzen Zusammenfassung der Erscheinungen auf litterarischem Gebiete in der Zeit von Chaucer bis Spencer verweilt Verf. wieder mit besonderem Nachdrucke bei Spencer (S. 119—140). Etwas spärlich ist die Geschichte des Dramas bis auf Shakespeare ausgefallen (S. 140—151); die biographischen Notizen bei Shakespeare sind kurz gefafst, allen Streitfragen weicht Verf. aus. Eine besondere Wertschätzung läfst Mathew dem gröfsten Zeitgenossen Shakespeare's, Ben Jonson, zu teil werden, und zu den wertvollsten Seiten im vorliegenden Buche gehört ohne Zweifel der Vergleich zwischen Shakespeare und Jonson (S. 183—194). Sehr

kurz wiederum, diesmal wohl mit Recht, ist der Verfall des Dramas nach Shakespeare und Jonson beleuchtet (S. 194—201). Die mannigfachen Erscheinungen auf dem Gebiete der Prosa und Poesie von 1590—1680 sind übersichtlich geordnet in den Kapiteln: Minor Poets, The Three Satirists, 1593—1598 (Joseph Hall, Marston, Donne), Prose Writers between 1577 and 1679, the Caroline Poets, the Forerunners to the New Age (Waller, Denham, Cowley); die Kapitel über Milton bilden wie die Besprechungen Chaucer's und Spencer's wieder einen Ruhepunkt in der Betrachtung der sich mehr und mehr verzweigenden Litteratur des englischen Volkes. Der Abschnitt über Dryden's Thätigkeit, besonders auf dramatischem Gebiete, ist sehr ins einzelne gehend. Ausgiebigste Berücksichtigung findet das 18. Jahrhundert (S. 277—416); kein Gebiet scheint Mathew so allseitig zu beherrschen, wie gerade dieses, wie die Kapitel über Swift, Goldsmith, William Collins, Thomas Gray u. s. w. beweisen. Gegen diese Darstellung des 18. Jahrhunderts fällt die etwas summarische Behandlung des 19. Jahrhunderts sehr ab. Gerade mit Bezug auf die Abschnitte über die Schriftsteller des 19. Jahrhunderts wäre es erwünscht, aus einer Vorrede die Gesichtspunkte kennen zu lernen, die den Verf. bei der Auswahl des Stoffes und der einzelnen Autoren geleitet haben. Merkwürdig berührt es den Leser, wenn z. B. Byron auf 2½ S., Shelley auf 2 S., Scott auf 4 S., Dickens auf 2 S. u. s. w. abgehandelt werden, wohingegen Charles Lamb 6½ S., William Hazlitt 4 S., Leigh Hunt 6 S. u. s. w., ja im Kapitel vorher Oliver Goldsmith, den Mathew "one of the most charming figures in the world of literature" nennt, gar 13 S. gewidmet sind. Immerhin kann es dem Benutzer des Buches vielleicht nur erwünscht sein, hier über einzelne Autoren, die in den meisten landläufigen Litteraturgeschichten nur flüchtig berührt werden, etwas Eingehenderes zu erfahren, während man ja auf allbekannte Thatsachen bei Byron, Scott gern verzichtet; aber welche Rücksichten sind hier mafsgebend gewesen?

Versucht man Mathew's Buch mit einer der anderen bekannten Litteraturgeschichten zu vergleichen, so liefse es sich am ehesten neben Wülker stellen, dessen Buch es in vielen Punkten ergänzt. Zu bedauern ist nur, dafs Mathew's Werk nicht eine dem Wülcker'schen Werke auch nur annähernde Ausstattung erhalten hat. Leider erschwert der Druck, besonders in den eingeschobenen Specimens, das Lesen sehr. Zur Übersichtlichkeit würde es beitragen, wenn die Namen der zu besprechenden Autoren in stärkerer Schrift deutlich aus dem Texte hervorträten.

Münster i. W. **H. Hoffschulte.**

---

21) **Erwin Preuschen, Antilegomena.** Die Reste der aufserkanonischen Evangelien und urchristlichen Überlieferungen herausgegeben und übersetzt von **E. P.** Giefsen, J. Ricker, 1901. VIII u. 175 S. 8. ℳ 3.—.

Was diese Sammlung will, sagt der Titel; wie viel sie enthält zeigt am besten das Inhaltsverzeichnis mit seinen 18 Nummern: „Origenes über apokryphe Evangelien; Reste des Ägypterevangeliums; Reste des Hebräerevangeliums; (Reste des Evangeliums der Ebioniten); Evangeliencitate der Naassener; Aus den Überlieferungen des Matthias; Aus dem Evangelium des Philippus; Reste des Petrusevangeliums, Bruchstück des Petrusevangeliums; Aus dem Thomasevangelium; Das Evangelienfragment von Fajjûm; Die Evangeliencitate im sogen. II. Clemensbrief; Die Evangeliencitate Justins; Celsus und die Evangelien; Λόγια Ἰησοῦ; Herrenlose Herrnworte; Reste der Petrusapokalypse; A. Bruchstück von Akhmîm, B. Die andern Bruchstücke; Reste des Κήρυγμα Πέτρου; Fragmente des Papias; Die Presbyter bei Irenäus; Die Fragmente des Hegesippus.“ Ein Anhang bietet dann noch „Ein ophitisches Evangelium der Eva; Evangeliencitate in den clementinischen Homilien; Ein Fragment, vielleicht von einer Evangelienschrift.“ Dazu kommen „Litteraturnachweise, Stellenverzeichnis, Verzeichnis der Eigennamen.“ Die Texte sind den zuverlässigsten Ausgaben entnommen, stellenweise von einem sorgfältigen kritischen Apparat begleitet; dem Ganzen ist S. 105—175 eine sehr dankenswerte Übersetzung beigefügt, da sich mancher für diese Stoffe interessieren werde, dem eine Kenntnis der Ursprachen abgeht; dem Studenten, der hiermit alles aufs bequemste beisammen hat, kann sie ein Lexikon ersetzen. Es fehlt nicht ganz an Druckfehlern (S. 13, 2 οἴτως, S. 20, 9 θαμάζουσιν, S. 104 Sahorniliani); der eine oder andere Nachtrag liefse sich anfügen; z. B. für das Hebräerevangelium aus dem 1896 erstmals veröffentlichten Hieronymustext zu Matth. 6, 11 Anecdota Maredsolana III, 2, 262; zur Leidens- und Auferstehungsgesichte die Angaben der syrischen Didaskalia (ed. Lagarde S. 87 ff.) mit ihrer eigentümlichen Chronologie und der sonst nicht belegten Notiz, dafs Jesus am Morgen des Sonntags „bei Levi eintrat“; die Namen der Schächer; vgl. Harris im Expositor, March und Apr. 1900 mit den dort nicht benutzten Formen Joathas und Cammathras aus dem Evangelium von Spalato (Berger, Bull. Crit. 1897, p. 64); bei Papias das rätselhafterweise bisher nur bei Schubart nachzuweisende Wort der ersten Christen „Laſst uns zur Freundlichkeit gehen“ (χρηστό-

τηρα? statt Christus) und anderes; auch ein Hinweis auf Rahmanis Testamentum Domini und ähnliche apokryphische Litteratur wäre erwünscht. Alles in allem aber sind unsere jungen Theologen zu beneiden, nun ein Material beisammen zu sehen, wie es zum Teil erst durch jüngste Funde zugänglich wurde, zum Teil bisher nur sehr schwer erreichbar war. Die Sammlung wird sicherlich fleifsig benutzt werden. Sie verdient es.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

Vakanzen.

Altona-Ottensen, R.S. Obl. Math., Nat. Dir. Strehlow.
Bochum, G. Obl. Gesch. u. kl. Phil. Dir. Dr. Spiefs.
Dortmund, O.R. Obl. N. Spr. Schulkuratorium.
Düsseldorf, G. u. R.G. Hilfsl. resp. Obl. N. Spr. u. ev. Rel. Dir. Dr. Cauer.
Halberstadt, O.R. Obl. Math. u. Phys. Direktor Dr. Perle.
Lippstadt, R.G. u. R. Obl. Gesch. Dir. Boesche.
Magdeburg, O.R. Obl. Math. u. Phys. Magistrat.
Marienwerder, H.M.S. Direktor. Magistrat.
Neuwied, H.M.S. Obl. Deutsch, Gesch., Geogr. Bürgermeister Dr. Geppert.
Oberhausen, R.G. Obl. 1) Gesch. 2) Math., Nat. Bürgermeister.
Oberlahnstein, Prg. Obl. Math. Kuratorium.
Osnabrück, Rathsg. Hilfsl. Lat., Griech. Dir. Knoke.
Quedlinburg, R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Solingen, G. u. R.S. Obl. Deutsch, Franz. u Engl. Dir. Dr. Schwertzell.
Sondershausen, H.M.S. Obl. Rel., Deutsch, Gesch. Dir. Dr. Kunze.
Tiegenhof, R.S. Obl. N. Spr. Direktor.
Viersen, G. Obl. Klass. Phil. oder Gesch. Dir. Dr. Löhrer.
Wiesbaden, O.R. Hilfsl. Math., Nat. Dir. Güth.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 8. Februar. Nr. 3, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

22) **Carl Wunderer, Polybios-Forschungen.** Beiträge zur Sprach- und Kulturgeschichte. Zweiter Teil: Citate und geflügelte Worte bei Polybios. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, 1901. 100 S. 8. ℳ 2.40.

Dem vor drei Jahren erschienen ersten Teile seiner Forschungen hat Wunderer, der inzwischen auch anderweitig, nämlich durch Veröffentlichung wertvoller „kritisch-exegetischer Studien" in den Bl. f. bayer. Gw. (XXXVII, 480 ff.) seine Gediegenheit als Forscher auf diesem Gebiete dargethan hat, nunmehr einen weiteren folgen lassen. In dieser Fortsetzung zeigt der Verf. im einzelnen dieselbe Sorgfalt und Geschicklichkeit, wie ich sie (vgl. Jahrg. 1898 Nr. 26 dieser Zeitschrift) bei Besprechung des einleitenden Teiles rühmend hervorheben konnte, und zwar, wie S. 98[1] ersehen läfst, in Übereinstimmung mit allen Rezensenten, einen einzigen ausgenommen.

Die Aufgabe, welche sich Wunderer in dem vorliegenden zweiten Teile stellt, besteht im Grunde darin, aus der Art, wie der von ihm behandelte Geschichtschreiber seine Citate wählt und anwendet, Schlüsse auf

dessen litterarische Bildung und ästhetische Anschauung zu ziehen und damit einen charakteristischen Einblick in das Wesen des Mannes zu gewinnen. Dabei werden jedoch nicht etwa die wissenschaftlichen Citate in Betracht gezogen, die aus Historikern oder Geographen angeführt werden, sondern nur die rhetorischen d. h. jene, die zum Redeschmuck dienen. Dafs die Demarkationslinie zwischen Sprichwörtern und geflügelten Worten ebenso verschwommen und unsicher ist, wie ich dies früher betreffs der Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten bemerkt habe, wird vom Verf. selbst zugegeben; Wunderer subsummiert hierbei ganz objektiv nach der vom Historiker selbst beliebten Bezeichnung. Dankenswert erweist es sich, dafs die Untersuchung die jüngst auch von Elter in Bonn, einem gründlichen Kenner der Spruchsammlungen, geäufserte Ansicht, Polybios bediene sich litterarischer Hilfsmittel und schöpfe mit nichten aus unmittelbarer Kenntnis der Dichter, fortwährend im Auge behält und so dazu kommt, der Frage nach den Quellen der Citate noch gründlicher nachzuspüren, als bereits im ersten Teile geschehen ist, ferner, dafs Livius, jedenfalls, trotzdem der Verf. (S. 56[1]) deren Berechtigung bestreitet, dank der Anregung v. Scalas (Lit. Centralbl. 1899, S. 822) etwas mehr berücksichtigt wird. Der Gang, den die Untersuchung einschlägt, scheint mir so zweckentsprechend und sachgemäfs angelegt, dafs man die mancherlei Wiederholungen, die auf den ersten Blick Anstofs erregen könnten, bei näherem Zusehen als unvermeidlich wohl gerne mit in den Kauf nehmen wird.

Nach einer orientierenden Einleitung lernen wir zunächst (§ 1) die litterarisch-ästhetischen Grundanschauungen des Polybios kennen. Die stoischen Prinzipien des *καλόν* und *ὠφέλιμον* sind es, die den Historiker die litterarischen Erzeugnisse einerseits nach der materiellen Seite des Staatsinteresses, anderseits nach der idealen des ästhetischen Genusses bewerten lassen. Überwiegt auch bei Polybios das Utilitätsprinzip den ästhetischen Gesichtspunkt weit an Bedeutung, so glaubt doch Wunderer im Gegensatze zu v. Scala (S. 8[4]) auch in letzterer Beziehung zum wenigsten einen deutlich wahrnehmbaren Fortschritt der Entwickelung in den Anschauungen unseres Geschichtschreibers nachweisen zu können. Sodann untersucht der Verf. (§ 2) die Stellungnahme des Polybios zu der in jener Zeit noch mit Vorliebe behandelten homerischen Frage und kennzeichnet dieselbe als eine geographisch-philologische, verwirft übrigens gerade die im 34. Buche begegnenden Anschauungen über Homer wegen

der Anlehnung an Eratosthenes und mehr oder minder unmittelbar an Krates als durchaus unselbständige und deshalb für die Zwecke der vorliegenden Untersuchung nicht brauchbare, sucht sich vielmehr aus den sonstigen Citaten sein Urteil zu bilden. Hand in Hand damit geht in allen Fällen, gegenüber Schweighäuser unstreitig ein bedeutender Fortschritt, die Erledigung der Vorfrage nach der Echtheit der Citate. Das resultierende für Polybios keineswegs schmeichelhafte Bild ist doch weit entfernt von dem abfälligen Urteile Belochs, bewegt sich vielmehr etwa in einer gesunden Mitte zwischen den Aussprüchen v. Scalas und v. Wilamowitz. Im Anschlusse an Homer werden noch zwei angebliche Hesiodcitate und solche aus der Sagenlitteratur besprochen. Auch sie beruhen nicht auf eigener Lektüre, sondern werden entweder als geflügelte Worte des Jugendunterrichts, teilweise wohl auch als Frucht früherer gelegentlicher Lektüre aus dem Gedächtnisse angeführt oder entstammen den gerade benutzten Quellen. Polybius hat sich eben „an seine Vorlagen viel enger angeschlossen, als wir nach heutigen Begriffen für möglich halten“. Eine weitere Quelle für derartige Citate sind Spruchsammlungen (vgl. das über eine παροιμίαι-Sammlung im ersten Teil Gesagte!). Der Umstand, dafs die hier in Betracht kommenden Dichtercitate vor allem in den ersten acht Büchern begegnen, mit dem neunten auf einmal παροιμίαι zur Anwendung kommen, berechtigt zu dem Rückschlufs auf zwei verschiedene Sammlungen. Unter den gleichen Gesichtspunkten wird sodann (§ 3) die Stellung des Polybios zu den Lyrikern und der Spruchdichtung gewürdigt, welch letzterer gegenüber der Historiker so auffällige Inkonsequenzen sich zu schulden kommen läfst, dafs ihm wohl der Vorwurf des Mangels an zielbewufster Selbständigkeit nicht erspart bleiben kann. Die Stellung zur Tragödie und Komödie, speziell zu Euripides bespricht § 4, wo aber das § 1 S. 9 Gesagte beizuziehen ist; bezüglich des Euripides, des einzigen von Polybios unter Nennung des Namens citierten Dramatikers, darf eigene Lektüre, jedoch nur in sehr bescheidenem Mafse, angenommen werden. Daran reiht sich (§ 5) die Erörterung des Verhältnisses zu philosophischen und rhetorischen Schriften. Jetzt erst folgt (§ 6) die Untersuchung über Art und Verwendung der Citate, um schiefslich (§ 7) über den kritisch und logisch so hervorragend veranlagten Historiker, dessen weiter Blick in der Politik volle Bewunderung verdient, in ein wenig erfreuliches Urteil auszuklingen, demzufolge des Polybios allgemeine litterarische Bildung auf ein bedenklich niedriges Niveau herabsinkt. Es bestätigt sich eben

aufs neue der schon früher gebilligte Satz, dafs die Sprache des Polybios sich als eine in die schriftstellerische Sphäre erhobene Volkssprache erweist.

Damit habe ich in Kürze des Buches reichen Inhalt angedeutet, dessen klare Ausprägung in hübscher Diktion die Lektüre zu einem wirklichen Genusse macht. Wie weit freilich alle einschlägigen Fragen zu einem befriedigenden Abschlusse gefördert worden sind, mag vorerst noch dahingestellt bleiben. Nach drei Richtungen jedoch hat die Untersuchung m. E. nicht zu unterschätzende Resultate aufzuweisen, insofern nämlich das Urteil erstlich über des Polybios Stellung zur schönen Litteratur, ferner über den Einflufs der letzteren auf seine geistige Entwickelung, schliefslich über des Historikers Verhältnis zu gewissen litterarischen Strömungen seiner Zeit (vgl. S. 87—95) dem jetzigen Stande der Forschung am ehesten gerecht wird. Mit Recht darf sich daher Wunderer schmeicheln, in diesen Beziehungen ein etwas treueres Bild des Mannes zu geben als v. Scala. Jedenfalls wird auch dieser zweite Teil der Beiträge nicht blofs dem Philologen und Litterarhistoriker mancherlei Anregung bieten, sondern auch dem Kulturhistoriker, für dessen Arbeitszimmer das Büchlein als unentbehrlich sich erweisen wird; ist doch unbestrittenermafsen das Polybiuswerk bei seiner Vielseitigkeit gerade in Hinsicht auf das kulturelle Gebiet eine aufsergewöhnlich reiche Fundgrube.

An Druckversehen verbessere man aufser S. 76 Z. 5 noch und lese S. 36 Z. 5 sei, S. 69 Z. 4 *ἀμφισβητούμενον*, S. 77 Z. 1 *Ξενοφῶντα*. Z. 14 *στεφάνου*, S. 85 Z. 6 rhetorico.

München. **Ph. Weber.**

23) **F. Solmsen, Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre.** Strafsburg, Karl J. Trübner, 1901. VII u. 322 S. 8.

In der ersten von S. 1—126 reichenden Abhandlung „Zur Lehre von der metrischen Dehnung im älteren griechischen Epos" hat S. die von W. Schulze in seinen „Quaestiones Epicae" niedergelegten Untersuchungen, die bereits durch O. A. Danielsson, „Zur metrischen Dehnung im älteren griechischen Epos" (Skrifter utgiva af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala V. 16 v. J. 1897) in mehrfacher Richtung eine Revision und Erweiterung erfahren hatten, auch „in anderen Richtungen, als seitens des schwedischen Forschers nachgewiesen ist", berichtigt und

ergänzt. Ohne auf Danielssons Ausführungen, die sich erstens mit der Arsisdehnung und zwar A) in einer Kürzenreihe und B) vor langer Thesissilbe, zweitens mit der Thesisdehnung in kretischer Silbenfolge befafsten näher einzugehen, sei nur der folgende Satz aus D.s Schrift S. 73 hervorgehoben: „Die obigen Erörterungen scheinen mir zu dem allgemeinen Ergebnisse geführt zu haben, dafs im älteren und besonders im homerischen Epos die metrische Dehnung, ohne darum gänzlicher Regellosigkeit zu verfallen, von nicht unwesentlich freieren Gesetzen beherrscht gewesen ist, als in den Q. E. zugegeben wird.“ Und Solmsen äufsert sich im Eingang der ersten Abhandlung, er sei zur Überzeugung gelangt, „dafs Schulze den Bogen zu straff gespannt, dafs er die Technik der epischen Dichter in Regeln eingeschnürt hat, die dem Mafs von Freiheit nicht gerecht werden, dessen sich jene in Wahrheit erfreuten“. Die Ergebnisse der von Solmsen mit bekannter Exaktheit geführten Untersuchungen, welche sicher die Zustimmung der Fachgenossen finden werden, da sie eben mit zwingender Logik für sich selber sprechen, sind im wesentlichen folgende. Während im älteren Epos Wörter, welche aus drei kurzen und einer vierten Silbe bestehen, die entweder kurzen Vokal enthält und auf einfachen Konsonanten endigt, also 'positione' gelängt werden kann oder einen langen Vokal oder Diphthong, der vor anlautendem Konsonanten die ursprüngliche Länge beibehält, vor vokalischem Anlaut aber Verkürzung erfährt, gewöhnlich so gestellt werden, dafs die letzte Silbe als Länge fungiert und die erste metrische Längung erfährt, war es auch möglich für solche Wörter im daktylischen Hexameter eine Verwendung zu finden, wenn die zweite Silbe metrisch gelängt wurde (⏑ ⏑́ ⏑ ⏑). Schulze läfst diese zweite Art der Behandlung nur für *διίφιλος* gelten, Solmsen aber weist nach, dafs sie neben der ersteren, allerdings weit häufigeren (Schema ⏑́ ⏑ ⏑ ⏑́) dann statthaft ist, „wenn das betreffende Wort innerhalb des Verses unmittelbar vor die bukolische Cäsur zu stehen kommt.“ Auch Wörter, welche aus vier kurzen Silben bestehen, erfahren vor der bukolischen Cäsur metrische Längung der zweiten Silbe (⏑ ⏑́ ⏑ ⏑), während an anderen Stellen des Verses die auch bei den an erster Stelle angeführten Wörtern gewöhnliche Behandlung nach dem Schema ⏑́ ⏑ ⏑ (⏑́) eintritt, indem die letzte Silbe entweder Längung erfährt oder elidiert wird. Somit werden Wörter der beiden eben bezeichneten Kategorieen im Hexameter des älteren Epos auf ganz gleiche Weise verwendet, ein Nachweis, der insofern über Schulze hinausgeht, als dieser Forscher bei den Wörtern nach dem

Schema ⏑⏑⏑⏑ die Umgestaltung zu ⏑–́⏑⏑ als die eigentlich normale hingestellt hatte. Nicht so glatt geht die Rechnung auf bei den fünfsilbigen Wörtern mit vier Kürzen und schwankendem oder kurzem Schlufs. Immerhin aber ist es beachtenswert, dafs wenigstens einige sichere Beispiele, darunter die Casus obliqui der im Nominativ viersilbigen Personennamen auf *-ιων*, z. B. *Δολοπίονα*, *Ὑπερίονος*, *Ὑπερίονι* und *Ὑπερίονα*, die Messung ⏑⏑–́⏑⏑ vor der bukolischen Cäsur aufweisen. Die eben genannten teils drei-, teils vier-, teils fünfsilbigen Eigennamen, welche S. einer eingehenden Betrachtung unterzieht, sind entgegen den Ausführungen Schulzes, der in ihnen das Komparativsuffix erkennen wollte, nach der älteren, früher allgemein anerkannten Ansicht als individualisierende Parallelbildungen zu solchen auf *-ιος* zu betrachten, z. B. *Κρονίων* neben *Κρόνιος* (patronymisch), *Ἀσφαλίων* und *Ἀσφάλιος* (ersteres Kurzmann). Nach dem eben Gesagten werden wir ῑ in den eben angeführten Personennamen auf *-ιων*, wenn es nicht allenfalls Kontraktionsprodukt aus ι + ι ist, durchaus als metrische Längung betrachten dürfen. Und darum können die Formen dieser Personennamen nach der Art von *Δολοπίονα*, natürlich auch *Ἀρίονα* u. s. w., als Belege in der oben angedeuteten Weise in Anspruch genommen werden. Ein weiterer Abschnitt befafst sich mit Wörtern, die aus zwei Kürzen und schwankender Schlufssilbe bestehen (kurzer Vokal mit einem Konsonanten, der durch Position gelängt werden kann, oder langer Vokal oder Diphthong, der vor folgendem Vokal gekürzt werden kann). Nach Schulze sollte nur im ersten Versfufse, der sich überhaupt durch besondere Freiheiten in metrischer Hinsicht auszeichnet, die Messung –́⏑⏑ möglich sein. Dem gegenüber hat schon Danielsson a. a. O. S. 13 ff. in überzeugender Weise dargethan, dafs auch im Innern des Verses in einer nicht unbedeutenden Anzahl von Fällen die Messung –⏑⏑ (im ersteren Falle und in einigen auch im letzteren) anerkannt werden müsse, z. B. *ἄνερος*, *ἱερον* u. s. w. Zu den von Danielsson bereits gesammelten Belegen hat S. noch einige neue hinzugefügt, die als willkommene Belege der schon von Danielsson behaupteten freieren Verwendung der Wörter von dem oben beschriebenen prosodischen Charakter bezeichnet werden müssen. Der letzte Abschnitt der ersten Abhandlung befafst sich mit dem Thema „*οι* und *ω* als Dehnungen von *ο*“. Während als regelrechter graphischer Ausdruck der „metrischen“ Längung von *ο* vor Konsonanten das Zeichen des Diphthongs *ου* verwendet wird, z. B. in *δουλιχοδείρων* neben *δόλιχος*, *Οὐλύμποιο* neben *Ὄλυμπος* (nur die Schreibung *Πρωτεσίλαος*, das, wie kret.

Πορτεσίλας Πορθεσίλας beweisen, zu *προσίημι*, bez. **πορτίημι* gehört, zeigt eine Abweichnng [für **Προυτεσίλαος*], welche aher in dem frühzeitigen volksetymologischen Anschlufs des Eigennamens an das Ordinale *πρῶτος* ihre Erklärung findet), dient als solcher vor Vokalen der Diphthong *οι*, daher die Schreibungen *οἴιες* (Harleianus, vgl. kret. *οἶις οἶιν*), *γελοίιον*, *ἠγνοίησεν* (von **ἄγνοϝος*) und andere zum Teil allerdings zweifelhafte oder nnsichere Fälle. Das widersprechende *ἐλούεον* (für zu erwartendes **ἐλοίεον*) verdankt sein *ου* der Anlehnung an die Formen mit regelrechtem *ου*, wie *λοῦσθαι, λοῦσαι, λούσομαι, λελουμένος*.

Das sind die Hauptpunkte des ersten Teiles unseres Buches. Auf viele Einzelheiten einzugehen mufs ich mir versagen, nur sei es mir gestattet noch folgende Punkte besonders hervorzuheben, und zwar 1) die Ausführungen über die schwankende Bezeichnungsweise der durch metrische Dehnnng bewirkten Längung des Vokals S. 17 ff., ferner über *ἔννεπε ἐννέπετε ἔννεπον*, deren Doppelnasal S. 35 mit grofser Wahrscheinlichkeit aus metrischer Dehnnng erklärt wird (neben *ἐνέποιμι, ἐνέπων, -οντα -οντε -οντες ουσα*), über *Ἄιδος*, über *ἄλιψ, ἄβλαξ* S. 73 f. u. s. w., endlich die Belege für Haplologie, welche S. 97 f. aufgeführt sind. Als sehr beachtenswert für die Geschichte des Homertextes führe ich noch die S. 125 f. stehende Äufserung des Verf. über die oben berührte „metrische" Dehnung des *ο* zu *οι* an: „Es kann nicht zweifelhaft sein, dafs die Sänger selbst das *ο* in der Stellnng vor Vokal so gut wie in der vor Konsonant bei der Recitation einfach länger aushielten, also *ἠγνόησεν* sagten. Wenn nun nichts desto weniger der Mann oder die Männer, die die metrische Durcharbeitung nnd Regulieruug der alten epischen Texte besorgten, *ἠγνοίησεν* einsetzten, so haben wir darin einen eklatanten Beleg dafür, dafs in derartigen Dingen keine bestimmte und ununterhrochene Tradition von der Periode der lebendigen Pflege des epischen Gesanges bis auf ihre Zeit hinabreichte; denn dafs sie sich über eine solche hinweggesetzt hätten, wenn sie bestanden hätte, ist nicht glaublich."

Der zweite Teil unseres Buches heschäftigt sich mit Ausführungen „Zur Lehre vom Digamma" und zwar speziell I. Über metrische Wirkungen und Wesen des Digamma; II. Über scheinbare Störungen im Auftreten des Digamma; III. Über Vokalvorschlag vor Digamma, wozu noch ein Exkurs tritt, welcher die Schicksale der Lautgruppen Nasal oder Liquida + ϝ im Ionischen hehandelt.

In den Ausführungen des ersten Abschnittes knüpft S. an die schon

von Hartel im dritten Hefte seiner 'Homerischen Studien' niedergelegte, aber von der Wissenschaft bisher nicht beachtete Wahrnehmung an, dafs schliefsende Silben mit kurzem Vokal und konsonantischem Auslaut Positionsverlängerung vor folgendem Vokal nur in der Hebung erfahren, während sie in der Senkung durchweg in der Geltung von Kürzen erscheinen. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch bei den mit Digamma beginnenden Konsonantengruppen *ϝϱ-ϝλ-* und vor der Lautgruppe *δϝ-*, vor welcher kurze Silben ebenfalls nur in der Hebung gelängt werden, während die oben namhaft gemachten Konsonantengruppen im Wortinnern auch in der Senkung die längende Wirkung ausüben. Fast genau so ist auch das Verhalten von 'muta cum liquida', welche im Inlaute einer vorhergehenden Kürze so gut wie immer den Charakter der Länge verleihen dagegen im Anlaut nur unter dem Schutze der Arsis. Dieses eben erwähnte gleichmäfsige Verhalten des Digamma und der namhaft gemachten Konsonantengruppen ist aber „kein vereinzeltes, ganz für sich stehendes Phänomen der homerischen Verskunst" (S. 133), sondern findet sich in allen poetischen Werken, für die wir Digamma noch als lebendigen Laut voraussetzen dürfen, nämlich bei den lesbischen Lyrikern, Alkman, Korinna, vielleicht auch Epicharm. Ihre Erklärung findet diese auffallende Erscheinung in dem richtigen Verständnis des Wesens der Positionslänge, das Verf. S. 161 ff. einer eingehenden Erörterung unterzieht. Die ausführliche Darlegung des lautphysiologischen Vorganges würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, es mufs genügen, hier anzuführen, dafs es die infolge der Hebung bewirkte Verschiebung der Silben- oder Druckgrenze ist, welche die Längung in der Arsis erklärt. Speziell für das Wesen des Digamma ergiebt sich aber daraus der Schlufs, dafs es, wie übrigens auch schon früher, z. B. von Brugmann, Griech. Gramm.[2] 37, hervorgehoben worden ist, kein spirantischer, sondern ein halbvokalischer, dem englischen *w* ähnlicher Laut gewesen sein mufs, wofür übrigens auch noch eine Reihe anderer Belege S. 167 ff. beigebracht werden, so der Übergang von *ἀν* + *ϝλ-*, *ἐ* + *ϝϱ-* in *αὐλ-* und *εὐϱ-* (ursprünglich allgemeingriechisch), Entstehung von *υ*-Diphthongen bei Dehnung des *ϝ* im Inlaut (thess. *Κλεύας* für * *Κλεϝϝας* (Kurzname), hom. *αὐίαχος*, kypr. *εὐϝϱητάσατυ*), *κενευϝόν*, *υ* als Wiedergabe von *ϝ* im Anlaut. Auf spirantische Aussprache des *ϝ* weist die Bezeichnung durch *β*, die sich im Aiolischen mit Ausnahme von *ϝϱῆξις* (Rest des älteren Zustandes) regelmäfsig vor *ϱ* findet. Auf dialektisch verschiedene Aussprache des Lautes im Wortinnern weist aiol.

ναῖος εἴωθα neben dor. *νᾱός* ion. *νηός εἴωθα*. Ebenso ist die verschiedene Behandlung der Lautgruppe *-νϝ-* in den einzelnen Dialekten aus der verschiedenen Aussprache des *ϝ* zu erklären. Ich kann mich in dieser Anzeige auf eine weitere Aufführung des Inhaltes dieses Abschnittes, soweit er das Wesen des Digamma betrifft, nicht einlassen und begnüge mich hervorzuheben, dafs durch S.s Darstellung unsere Kenntnisse über die Natur dieses Lautes, über welchen bekanntlich so viele verkehrte Auffassungen in Umlauf gesetzt worden sind, eine wesentliche Vervollständigung und Präzisierung erfahren haben. Aufserordentlich reichhaltigen Inhalt, namentlich auch in sprachvergleichender Richtung bieten die beiden Abschnitte „Über scheinbare Störungen im Auftreten des Digamma" und „Über Vorschlagevokale vor Digamma". Auch betreffs dieser beiden Abschnitte, die, wie schon angedeutet worden ist, namentlich durch scharfsinnige und einschneidende Erörterungen auf dem Gebiete der Etymologie (vgl. z. B. S. 198 ff. die Ausführungen über *σφός*, das aus dem Reflexivstamm mit Suffix *-bhso-* gebildet ist, *Suēbi*, *Sabini*, S. 268 die über *ἄεθλον*, S. 285 über *ἀολλής* u. s. w.) sich auszeichnen und eine sehr dankenswerte Bereicherung unseres Wissens bedeuten, kann ich mich nur sehr kurz fassen. Im ersteren Abschnitte sucht S. den wohl nicht vollkommen neuen Gedanken zu beweisen, dafs in allen Fällen, in welchen Wörter teils mit, teils ohne digammatischen Anlaut, sei es auf griechischem Sprachboden, hezeugt sind, wie ἕξ und ϝέξ, sei es durch auswärtige Parallelen neben griech. Spiritus asper *su̯-* als Anlaut dargethan wird, wie z. B. in *ἱδρώς*, das keine Spur von anlautendem Digamma aufweist, neben ai. *svédas* u. s. w., bereits vorgriechische Doppelformen mit *su̯-* und *s-* im Anlaute vorliegen. In der zweiten Abhandlung werden die Zeugnisse für Vorschlagsvokale vor Digamma in einer bis jetzt nicht dagewesenen Vollständigkeit gesammelt, wobei insbesondere auch das in den früheren Darstellungen nur verhältnismäfsig wenig berücksichtigte dialektische Material in umfassendstem Mafse Berücksichtigung gefunden hat. Es klingt sehr wahrscheinlich, dafs die Färbung des Vokals der nachfolgenden, vielleicht mehr noch die der vorausgehenden Silbe (vgl. z. B. *ἀν-άεδνος* neben *ἔεδνα*) Einflufs auf die Färbung des vor dem Digamma entwickelten Vokals genommen habe. — Doch ist, wie der Verf. selbst S. 301 bemerkt, diese Frage, wenn sie überhaupt je beantwortet werden kann, nur im Zusammenhang mit einer Untersuchung der Vorschlagsvokale vor den Liquiden, den Nasalen und den Lautgruppen *s* + Konsonant zu lösen.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

24) **Waldemar Belck, Beiträge zur alten Geographie und Geschichte Vorderasiens.** I. Leipzig, Eduard Pfeiffer, 1901. 56 S. ℳ 3.—.

Der Verf., welcher sich durch seine Reisen in der Asiatischen Türkei, besonders in Armenien, um die heutige und alte Geographie und Geschichte jener Länder grofse Verdienste erworben hat, giebt hier interessante Beiträge als Ergänzung und Kritik zu einer Schrift seines Reisebegleiters Prof. Dr. Lehmann „Zwei Hauptprobleme der altorientalischen Chronologie und ihre Lösung“. Ich teile die wichtigsten Ergebnisse B.s mit:

1) Die „synchronistische Tafel“ giebt eine kurze Schilderung der Geschichte Assyriens von seiner Unabhängigkeit von der babylonischen Herrschaft an bis zur Unterwerfung Babylons unter die assyrische Oberhoheit; etwa von 1540 an war Assyrien unabhängig; den Angriff Ägyptens auf Nordmesopotamien benutzte Ašurbelnišišu, sich und sein Gebiet von der Oberherrschaft Babels frei zu machen; Adadnirari III. (812—783) vollzieht die Vereinigung Assurs und Babels. Von 812—755 ist die assyrische Dynastie (drei Könige) in Babylon anzusetzen und die sogen. achte Dynastie der babylonischen Königsliste ist in mindestens zwei zu teilen.

2) Auf der Peutingerschen Tafel finden sich mehrere Routen nach und von Artaxata verzeichnet, deren Verlauf bis jetzt nicht sicher ermittelt ist. Die Strafse Trapezunt — Bylae — Satala — Lucus Basaro — Andaga — Chadas—Raugonia—Artaxata ging über Satak (= Satala), dann etwa über das heutige Erzerum (arabisch = Land Roms) und Hassankaleh an den Araxes, doch sind die anderen Orte nicht identifiziert; für die zweite Strafse: Trapezunt—Apsaro Sebastopolis—Caspiae—Artaxata fehlt es ganz an Anhaltspunkten; die Entfernung von Sebastopolis (= Poti?) bis Artaxata soll nur 240 mp betragen. Für die dritte Route Artaxata—Sanora—Teleda (resp. Philado) und die vierte Artaxata—Sanora—Sataro—Lazo hat Belck den Anfang sichergestellt durch die Identifikation von Sanora mit dem heutigen Dorfe Nora an der Strafse Eriwan—Nachitschewan, das gerade 40 mp von Artaxata entfernt liegt. Eine Militärstrafse führte also den Araxes abwärts wohl bis an die unzugänglichen Schluchten bei Ordubad; wie aber die von Nora sich abzweigenden Strafsen gingen, ist nicht anzugeben; hoffentlich wird auch hier ein glücklicher Fund weitere Lösung bringen.

3) Matiati, wohin König Ašurnasirapal II. einen Eroberungszug unternahm, ist von Belck wieder aufgefunden: es ist das jetzige Seört, in dessen

Nähe sich eine Reihe von Felsenwohnungen findet; mit diesen ist die in der Inschrift des genannten Königs als erobert angeführte mahâz kabraniša sicher identisch, was nicht als „Gräberstadt", sondern als „Höhlenstadt" zu deuten ist.

4) Tsoph, syrisch Çuphan, bei den Römern Sophene oder Sophanene, gehörte nicht zu Armenien, hatte ursprünglich wohl hethitische Bevölkerung, nicht armenische, und dehnte sich nicht über den Tigris aus; östlich vom Tigris begann erst Armenien.

Von dem umsichtigen Verf., der seine Forschungen in Armenien wieder aufgenommen hat, können wir noch manche Bereicherung unserer Kenntnisse über Alt- und Nordarmenien erwarten.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

25) **Ed. Hula, Römische Altertümer.** Mit einem Plane der Stadt Rom und sechzig Abbildungen. Leipzig, Verlag von G. Freytag, 1901. IV u. 120 S. gr. 8. geb. ℳ 2.—.

„Dieses Buch ist als Lese- und Nachschlagebuch zur Förderung des sachlichen Verständnisses römischer Schulschriftsteller gedacht." So kennzeichnet der Verf. in der Vorrede den allgemeinen Zweck seiner Schrift. Wir fürchten sehr, dafs der Schüler — denn dieser ist doch der Leser — trotz des gut ausgearbeiteten und sehr eingehenden alphabetischen Registers manchmal vergeblich sich Auskunft suchen wird, wenn er blofs auf das Buch angewiesen ist. Denn was z. B. über die höheren Ämter in dem systematischen Abschnitte mitgeteilt wird, ist vielfach nicht ausreichend; und nur für einige wird das Wesentliche nachgeholt in der nachfolgenden, in biographischer Form gegebenen Darstellung der Magistraturen. Verf. hat nämlich — ein an sich vortrefflicher und sehr praktischer Gedanke — die politische Laufbahn Cäsars und Ciceros kurz skizziert „als Beispiele für die letzte Zeit der Republik". An einigen Stellen wird der unerfahrene Leser zweifelhaft sein, wie er die Angaben zu verstehen hat. So wenn es S. 18 a. A. heifst: „Der Prätor vertritt den Konsul in der Leitung der Volksversammlungen und des Senats, insbesondere aber übernimmt er für ihn die Rechtsprechung." Auch nur vertretungsweise? Wenig wird der Leser über Eheschliefsung belehrt, wenn er S. 103 unter dem Abschnitte über die Tracht den (auch stilistisch nicht einwandfreien) Satz findet: „Ähnlich war die Tracht der Braut, die nach alter, streng ritueller Weise (confarreatio) heiratete, während die spätere Zeit in den meisten

Fällen eine formlosere Art der Eheschliefsung gestattete"; wie denn die Knappheit der Darstellung manchmal auf Kosten der Deutlichkeit und Vollständigkeit erreicht wird. Am besten gelungen erscheint uns das Kapitel über das Kriegswesen und dasjenige über die Topographie Roms, beide mit verhältnismäfsig zahlreichen Abbildungen; bei letzterem Abschnitte ist an vielen Stellen kulturhistorischer Stoff verarbeitet worden und auch manche Einzelheit aus anderen Stadtbildern herangezogen. Ein Hauptvorzug des Buches sind die sorgfältig ausgewählten Abbildungen und die meist recht geschickten, belehrenden Erläuterungen dazu. Und so wenig Verf. an manchen Stellen mit Abbildungen gespart hat, so hat er doch ein Übermafs derselben vermieden in richtiger Erkenntnis, dafs allzu viel Bilder die Phantasie lähmen. Denn leider scheint gegenwärtig bei der Masse von Anschauungsstoff, den man unserer Jugend glaubt bieten zu müssen, die schöne Gottesgabe der Phantasie ihr in der That mehr und mehr abhanden zu kommen.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

26) **Eduard Kurtz** und **Ernst Friesendorff, Griechische Schulgrammatik.** 5. Auflage (9. u. 10. Tausend). Leipzig, August Neumann, 1901. 180 bzw. 193 S. 8.

Ein Schulbuch, das in fünfter Auflage erscheint, bedarf eigentlich keiner Empfehlung. An der trefflichen Arbeit ist vor allem die Korrektheit hervorzuheben; nur an ein paar Stellen, S. 80 u. 102 sind einige Accente abgesprungen, ähnlich S. 157 u. 158; S. 159, wo in der ersten Zeile ein Fragezeichen und S. 161, wo bei *διά* das *α* fehlt. S. 70 steht erschrak mit ck. S. 98: „Er hatte die Tasche voll mit Steinen", wo wir sagen würden „voll Steine". S. 141 in § 292 erwartet man der Gleichheit halber den Zusatz „*ἐγένετο ἄν*". Das Wort *ἀμνός* S. 2 dürfte in der Lektüre nicht häufig begegnen und wäre deshalb vielleicht besser durch ein bekannteres zu ersetzen. — Die Regeln sind sämtlich klar, leicht zu verstehen und knapp gefafst, was ein nicht zu unterschätzender Vorzug eines für die Hand des Schülers bestimmten Werkes ist. Auf die Formenlehre, die nichts Überflüssiges enthält, folgt von S. 94—162 die Syntax, dann ein Abschnitt „Vom homerischen Dialekt", S. 163—174, „Das Wichtigste aus Prosodie und Metrik", S. 175—180, ein alphabetisches Verbalverzeichnis für die Formenlehre, ein griechisches Register und zum Schlufs S. 190—193 ein deutsches Sachregister. Die angestellten Stichproben

haben ein vollständig befriedigendes Ergebnis geliefert, so dafs das Büchlein als sorgfältige und wohlgelungene Arbeit aufs beste empfohlen werden kann.

Ansbach. **Schleufsinger.**

27) **W. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der Romanischen Sprachwissenschaft.** Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung, 1901. (Erster Band der Sammlung Romanischer Elementarbücher herausgegeben von **M.-L.**, I. Reihe: Grammatiken.) X u. 224 S. 8. geh. ℳ 5.—.

Das Unternehmen, eine Reihe Romanischer Elementarbücher, nämlich Grammatiken, litterarhistorische Werke und Wörterbücher herauszugeben, ist besonders unter einer so hervorragenden Leitung, wie die des Wiener Professors Meyer-Lübke mit Freuden zu begrüfsen. So wichtig die bevorstehenden Veröffentlichungen auch für die Studierenden der romanischen Sprachen sein mögen, auch für den aufserhalb der Universitäten stehenden Fachmann sind Arbeiten wie die vorliegende von dem gröfsten Interesse. Selbst wenn der durch seinen Beruf in Anspruch genommene Philologe Zeit und Gelegenheit hätte, die wichtigeren Einzelarbeiten zu verfolgen, oder wenigstens sich durch das Studium von Vollmöllers Jahresbericht auf dem Laufenden zu erhalten, so gewinnt er doch einen ganz anderen und viel umfassenderen Blick über den augenblicklichen Stand der einschlägigen Fragen, wenn Männer, die auf der Höhe stehen, ihr Eigenes zum besten geben und nicht blofs über die Arbeiten anderer kritisch berichten. Es ist daher sehr zu wünschen, dafs die anderen in Angriff genommenen Bücher der Sammlung in kürzester Frist folgen.

Um nun von dem Inhalt des vorliegenden Werkes einen Begriff zu geben, folgt Ref. hier der Einteilung des Buches selbst. In der Einleitung werden die wichtigsten Litteraturangaben, teilweise mit kurzen kritischen Bemerkungen gegeben (§ 1—11), sodann die äufsere Grenze und innere Gliederung der romanischen Sprachen festgestellt (§ 12—25). In dem darauffolgenden ersten Hauptteil unterzieht der Verf. den Stoff der romanischen Sprachwissenschaft einer Prüfung. Gleich in § 26 macht er auf eine schwerwiegende Unterlassungssünde aufmerksam, nämlich die bisherige Vernachlässigung der Lautverhältnisse in den Ortsnamen. Er zeigt in einigen treffenden Beispielen, wie ihre Beobachtung Zweifel in der Lösung einschlägiger Fragen bei den Appellativen zu heben vermag. In

den folgenden §§ 28—32 wird der lateinische Wortschatz hinsichtlich der Erbwörter, Lehnwörter, Neubildungen u. s. w. betrachtet, und es wird auf die vielen Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die einer genauen Sichtung im Wege stehen. Diese Untersuchung wird in den §§ 33—37 für das gallische, in §§ 38—48 für das germanische Element fortgesetzt, wobei die gröfsere Wichtigkeit des letzteren gebührend hervorgehoben wird. Von besonderem Interesse ist der Versuch, die germanischen Elemente nach historischen Schichten und den Dialekten, die für das ausgedehnte romanische Gebiet in Betracht kommen, zu prüfen bzw. zu ordnen. Selbstverständlich kann es sich dabei stets nur um Angabe der Hauptgesichtspunkte und derjenigen Aufgaben handeln, die der Lösung noch harren.

Im zweiten Teil, der den bei weitem gröfseren Abschnitt des Werkes umfafst (§ 49—216), werden in einem einleitenden Paragraphen die Aufgaben der romanischen Sprachwissenschaft aufgestellt. In treffender Weise führt Verf. aus, dafs die Betrachtungsweise nur dann zu wissenschaftlichen Ergebnissen führen kann, wenn sie vertikal gerichtet und nur nebenbei horizontal ist, dafs weiterhin die zu lösenden Aufgaben biologischer und paläontologischer Natur sind. Die biologischen Aufgaben erstrecken sich auf das Studium der Sprachveränderungen; sie suchen „das Wesen des Sprachlebens zu erkennen, die letzten Ursachen aller Veränderungen zu ergründen, das allgemein Menschliche von dem Eigenartigen gröfserer oder kleinerer Sprachgruppen zu scheiden. Diese Seite der Sprachforschung ist also eine durchaus entwickelungsgeschichtliche und das Romanische stellt sich als ein Ausschnitt aus der allgemeinen Sprachgeschichte dar.“

„Im Gegensatz dazu steht nun die paläontologische Forschung, deren Hauptziel dahin geht, verschwundene Sprachzustände wiederherzustellen, undeutliche möglichst aufzuklären, also vor allem die Sprachverhältnisse in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung aufzuhellen, wo noch nicht oder wenig romanisch geschrieben wurde, das Lateinische aber sich von der im schriftlichen Gebrauche immer noch festgehaltenen klassischen Form stark entfernt hatte.“

Diese eigenen Worte des Verf. zeigen u. a., von welcher Wichtigkeit die Bewältigung der sogen. paläontologischen Aufgaben namentlich auch für die Geschichte der lateinischen Sprache sein wird, hat sie doch im Gegensatz zur Biologie ein ganz ausschliefslich romanisches Interesse.

In dem die biologischen Aufgaben behandelnden vierten Kapitel (§ 50—67) wird zunächst in 4 §§ das Verhältnis der Grammatik zur Phonetik

oder Lautphysiologie festgestellt, die Wichtigkeit der letzteren gebührend hervorgehoben, dann auf die wichtigen Arbeiten des noch wenig in Angriff genommenen Gebietes der beschreibenden Phonetik aufmerksam gemacht. Die folgenden Paragraphen (§ 54—57) gelten der „Lautgeographie" d. h. der räumlichen Umgrenzung der lautlichen Erscheinungen, der sich in § 58 wichtige Bemerkungen über die zeitlichen Grenzen von Lautveränderungen anschliefsen. Dieselben Betrachtungen sind natürlich auch für die formalen, syntaktischen und lexikographischen Erscheinungen erforderlich. Wortwanderungen und Sprachausbreitung, also Wortgeographie und Wortgeschichte beschäftigen den Verf. in § 60—61; der nächste gilt dem Kampf zwischen Schriftsprache und Mundart, die folgenden der Sprachpsychologie, wozu auch der sehr wichtige Faktor des Sprechtempo zu rechnen ist; endlich, am Schlufs des Kapitels wird die Urschöpfung von Worten besprochen.

Bei der Fülle des Materials, das im fünften, die paläontologischen Aufgaben darstellenden Kapitel der Betrachtung unterzogen wird, können wir im Rahmen dieser kurzen Anzeige im grofsen und ganzen nur die im Inhaltsverzeichnis gegebene Einteilung wiederholen. Der Verf. betrachtet A. das Verhältnis vom Lateinischen und Romanischen, B. dasjenige des Vorlateinischen und Romanischen, C. die Ortsnamenforschung. Die Untersuchung des Verhältnisses zwichen dem Lateinischen und Romanischen erstreckt sich zunächst auf das Lautsystem, und zwar werden Lautstand, Betonung, Dauer und Klang, kombinatorischer Lautwandel und Wortmischungen betrachtet. An zweiter Stelle giebt Verf. die wichtigsten Gesichtspunkte für das Studium des Formensystems, das in den beiden Erscheinungen der Flexion und der Wortbildung untersucht wird.

Eine der schwierigsten und zugleich lockendsten Aufgaben ist die Feststellung des Einflusses der vorrömischen Völker auf die Entwickelung der romanischen Sprachen. Während die Kenntnis der Sprachen dieser Völker eine verhältnismäfsig sehr beschränkte ist, lassen sich die Einflüsse moderner aufsereuropäischer Sprachen, z. B. in Südamerika, mit unvergleichlich viel gröfserer Sicherheit feststellen und ihr Studium kann daher für jene von besonderer Wichtigkeit werden. Eine umfangreichere Betrachtung widmet Meyer-Lübke dem Einflusse des gallischen Elementes, namentlich dem vielfach darauf zurückgeführten Wandel von *ū* zu *ü*, wofür nach des Verf. Auseinandersetzung nicht der Schatten eines wissenschaftlichen Beweises gegeben werden kann, so verführerisch auch manche

sprachliche Erscheinungen darauf hinzudeuten scheinen. Überhaupt konstatiert der Verf. in § 192, dafs der Einflufs der vorrömischen Sprachen auf das Lautsystem der romanischen ein sehr geringer zu sein scheint, sobald man strenge Begründung statt blofser Vermutungen verlangt. Er fragt sich aber gleich, ob das den thatsächlichen Verhältnissen entspricht oder die Folge der mangelhaften Beschaffenheit unserer Hilfsmittel ist. Um letzterer abzuhelfen, werden die Vorarbeiten angegeben, die zunächst auszuführen wären.

Wenn, wie schon oben erwähnt, die eingehende Berücksichtigung der Ortsnamenforschung wichtige Aufschlüsse über die lautliche Entwickelung der romanischen Sprachen geben kann, so hat davon abgesehen diese Forschung auch an sich einen wissenschaftlichen Wert. Sie dient weiter zur Bestimmung der vorrömischen ethnographischen Verhältnisse, giebt Auskunft über das Verbreitungsgebiet der Romanen, belehrt uns über die Art und Weise des Siedelungswesens. Da nun auf keinem anderen Forschungsgebiet der Dilettantismus die Untersuchung so sehr geschädigt hat, wie gerade auf diesem, so giebt der Verf. in § 196—211 eine Menge von Gesichtspunkten, nach denen die Forschung sich zu richten hat, eine Menge von Warnungszeichen, um an dem Einschlagen falscher Wege zu hindern.

Nach allem bisher Gesagten braucht kaum wiederholt zu werden, dafs die Ausführungen des Verf. durchaus von dem höchsten wissenschaftlichen Werte sind und dafs das Werk ein Wegweiser für das Studium der romanischen Sprachwissenschaft ist, den kein Fachgenosse unbeachtet lassen darf. Wenn die Grundzüge der Syntax nicht gegeben worden sind, so liegt das daran, dafs der Verf. nicht Lust hatte „den dritten Teil der romanischen Grammatik auszuschreiben“, der bekanntlich erst im letzten Jahre zum Abschlufs gelangt ist. Auf den zweiten Band der romanischen Grammatik wird häufig zurückgewiesen, trotzdem natürlich das vorliegende Buch viel Neues bringt; die Kapitel über lautliche Erscheinungen zeigen durchweg die vielfachen Errungenschaften gegenüber der im Jahre 1890 erschienenen Lautlehre (I. Bd. der rom. Gr.).

Am Schlufs des Bandes ist dankenswerterweise ein ausführliches Wortregister gegeben, zu wünschen wäre dringend für eine zweite Auflage ein alphabetisches Sachregister, da es schwer ist, bei der Fülle des behandelten Materials sich schnell in einzelnen Fällen zurechtzufinden.

Zu dem leider recht grofsen Verzeichnis von Druckfehlern, das unbedingt vor Benutzung des Buches zu berücksichtigen ist, sei nachgetragen VIII Z.

5 es st. er; x Z. 13: 36 st. 37; S. 174 Z. 1 piüze st. pnize. In § 26, 5. Z. v. u. mufs der Zwischensatz „wie A. Mussafia, Rom. XXIV 433, annimmt" zwei Zeilen vorher hinter „sei" eingeschaltet werden. Ein Druckfehler liegt offenbar vor in der Seitenangabe S. x, 189, vielleicht auch S. 65 Z. 22, wo die Angabe st nicht zu stimmen scheint; doch fehlt den Ref. augenblicklich die Möglichkeit einer Kontrolle.

Berlin. **B. Röttgers.**

---

28) **A. R. Levi, Storia della Letteratura Inglese** dalle origini al tempo presente. Volume secondo: Dall' avvenimento di Giacomo Stuart alla fine del secolo XVIII (1603 a 1800). Palermo, Alberto Reber, 1901. XV u. 530 S. 8.

Der Ref. ist diesem zweiten Bande der Levischen Litteraturgeschichte gegenüber in weit angenehmerer Lage, als dies bei dem ersten der Fall sein konnte (vgl. N. Ph. R. Jahrg. 1898 Nr. 20); der Verf. befindet sich hier offenbar mehr als bei der Darstellung der älteren Perioden auf terra firma.

Die Besprechung der Shakespeareschen Dramen, welche auf den ersten 150 Seiten dieses Bandes zu Ende geführt wird, zeugt, ohne gerade viel neue oder originelle Gedanken zu enthalten, in der Hauptsache doch von gutem Verständnis und richtigem ästhetischem Urteil. Wenn der Verf. auf S. 97 die Behauptung aufstellt, dafs in Deutschland und Frankreich „Die lustigen Weiber von Windsor" nicht in demselben Mafse geschätzt und verstanden werden könnten, wie in England oder in den Vereinigten Staaten, so bleibt er für diese Behauptung den Beweis schuldig. Denn die Erklärung: „il carattere di Falstaff è troppo nazionale e troppo locale perchè i non inglesi arrivino ad intenderlo ne' suoi particolari più minuti e nelle sue sfumature sapienti" ist eben doch nur eine persönliche Ansicht, zu deren Begründung auch die im Anschlufs daran erzählte Thatsache nichts beiträgt, dafs die „Lustigen Weiber" im Jahre 1878 in einer italienischen Übersetzung von dem Verf. dieses Buches ein Fiasko erlitten haben. Wenn L. in diesem Zusammenhang des Verdischen „Falstaffs" gedenkt, so scheint ihm dagegen die Nikolaische Oper unbekannt geblieben oder keiner Erwähnung wert gewesen zu sein.

Unter den weiteren Abschnitten ist dem Ref. das zweite Kapitel des zweiten Buches, welches die Überschrift trägt: „Gli oratori e gli scrittori puritani", besonders lesenswert erschienen. Dafs dem „Verlorenen Para-

dies" ein besonderes Kapitel eingeräumt wurde, ist ganz in der Ordnung, und es mufs nur beanstandet werden, dafs die Besprechung der letzten Werke Miltons, insbesondere auch des „Paradise regained" derjenigen des gröfseren Gedichtes vorangeht, da letzteres naturgemäfs die Voraussetzung des anderen bildet.

Mit der Zusammenfassung mancher Perioden unter dem Namen ihrer hauptsächlichen Vertreter wie Tempi di Newton e di Dryden u. s. f. kann man im Prinzip einverstanden sein, und man kann auch dem Verf. zugeben, dafs z. B. die ersten 40 Jahre des 18. Jahrhunderts in der englischen Litteraturgeschichte Addison und Pope „gehören". Dennoch erscheint es nicht unbedenklich, wenn unter dem Namen eines solchen „führenden Geistes" so viel verschiedene und an und für sich bedeutsame Erscheinungen subsumiert werden, wie es in der „Dittatura di Johnson" geschieht. Percy, Chatterton und Macpherson auf der einen Seite, Lady Montagne, Chesterfield und Junius auf der anderen gehören freilich im wesentlichen derselben Zeit an, ihre Beziehung zu Samuel Johnson ist aber doch zum Teil eine zu lose, als dafs sie alle unter den schützenden Fittichen dieses „Diktators" gemeinsam Platz finden könnten.

Mit der Besprechung der Grandi romanzieri del secolo XVIII schliefst dieser zweite Band ab. Ein dritter soll die Darstellung des 19. Jahrhunderts enthalten, fortgeführt „alla incoronazione di Edoardo VII". Er wird sich also anscheinend auch mit der gegenwärtig wohl noch kaum entstandenen Fest- und Jubelhymne des englischen Laureaten befassen wollen!

Verhältnismäfsig häufig nimmt der Verf. Gelegenheit, sich in mehr oder minder verbindlicher Weise mit den Deutschen, vor allen natürlich mit den „scienziati tedeschi" zu beschäftigen. Wenn er uns „grafomani per eccellenza" nennt und von der „curiosità critica e lo spirito di investigazione che li distingue" spricht, so können wir damit, unbeschadet des ironischen Nebengeschmackes, wohl einverstanden sein. Die Behauptung (S. 130) dagegen „tutta la Germania è ormai d'accordo nel proclamare la santità e la inviolabilità del suo (Shakespeares) nome" werden wir kaum geneigt sein, ohne weiteres zu acceptieren. Noch weniger die folgende (ebendort): „i concittadini di Goethe, di Schiller e di Heine si sono talmente immedesimati col genio dello Shakspeare che se si chiedesse loro: dite qual' è il vostro più gran poeta, essi non esiterebbero a rispondere: William Shakespeare." Und vollends als geschmacklos zurück-

weisen müssen wir die folgenden Sätze, welche sich der Verf. auf S. 122 leistet: „Gli scienziati tedeschi si sono ormai impadroniti del colosso dell' Avon, gli hanno ficcate le unghie dentro le carni e non è presumibile che se lo lascino scappare così presto di mano. Essi ne hanno già fatto un demonologo, un psichiatra, un alienista, un clinico, un criminalista, e sono sulla via di farne un sociologo, un economista e un uomo di Stato, sul taglio di Gladstone e Bismarck buon' anime loro."

Die Liste deutscher Shakespeare-Kommentatoren auf S. 129 hätte man gern etwas umfangreicher gewünscht. Dafs Georg Brandes in dieselbe aufgenommen ist, wollen wir uns gern gefallen lassen, dagegen auf unseren Delius, der (S. 126) unter die Engländer geraten ist, doch nicht verzichten. Offen bekenne ich, dafs sich in diesem Verzeichnis, so klein es ist, ein mir völlig unbekannter Name befindet: von einem Shakespearegelehrten „Forscher" habe ich nie etwas gehört. Sollte hier etwa der Gattungsname mit dem Familiennamen verwechselt sein?

An Druckfehlern sind mir nur die folgenden aufgefallen: „il das mehr Licht di Goethe" (S. 31); hier steht offenbar ein Artikel zu viel. Ferner ist auf S. 129 das Jahr 1854 anstatt 1864 als das Jahr der Begründung der Deutschen Shakespearegesellschaft angegeben. Drittens (S. 380 Z. 11 v. u.) Weekly (News) anstatt Veekly zu lesen.

Der bei der Anzeige des ersten Bandes ausgesprochene Wunsch nach einem Sach- und Namenregister sei hier wiederholt.

Stuttgart. **F. P. v. Westenholz.**

---

29) **Bonner Beiträge zur Anglistik.** Herausgegeben von **M. Trautmann.** Heft V: Sammelheft. Heft VI: J. T. T. Brown, The Wallace and the Bruce Restudied. Bonn, P. Hanstein's Verlag, 1900. 192 u. 175 S. 8. ℳ 4.80 u. ℳ 4.50.

Das fünfte Heft enthält vier Arbeiten. Die erste davon bringt „Untersuchungen zur altenglischen Genesisdichtung" von H. Jovy (S. 1 bis 32). Der Verf. unterzieht darin nochmals die drei Hauptfragen nach dem Dichter, nach der Heimat und der Entstehungszeit des Werkes einer Prüfung; auf Grund metrischer und stilistischer Beobachtungen kommt er zu dem Ergebnis, dafs das ganze Gedicht aus mehreren einzelnen Liedern, von denen nur die vier Abschnitte über die Erschaffung der Welt, die Vertreibung aus dem Paradies und Kains Mord, über Noah und über Abraham einen gemeinschaftlichen Verfasser haben, von einem

gelehrten Bearbeiter zusammengefügt worden sei. Seine Gründe sind nicht immer stichhaltig, wie er selbst gelegentlich eingesteht, und die Beweisführung ist nicht in jeder Beziehung einwandfrei. Dahin gehören besonders die Stellen, wo er (S. 5 und mit wörtlicher Wiederholung S. 8) nur mit modernem Empfinden, ohne auf den Geschmack des frühen Mittelalters Bedacht zu nehmen, die „Geschmacklosigkeit" des Dichters verurteilt, der über 200 Verse auf ein Geschlechtsregister verwendet. Als Heimat des Werkes stellt er aus der Sprache Nordhumbrien fest, als Zeit der Entstehung der älteren Teile die Zeit um 700. Den Schlufs bilden eine Reihe textkritischer Bemerkungen. — In der zweiten Untersuchung handelt F. Mennicken über „Versbau und Sprache in Huchowns Morte Arthure" (S. 33—144). Als Schüler Trautmanns verficht der Verf. dessen metrische Theorieen, wonach dem altgermanischen Allitterationsvers für jede Hälfte vier Hebungen zukommen und dementsprechend der mittelenglische Allitterationsvers als Siebentakter aufgefafst wird. Wer nicht von vornherein auf Trautmanns Seite steht, den werden auch M.s Ausführungen nicht überzeugen, obwohl es ihnen an Fleifs, Mühsamkeit und Geschick nicht fehlt. Für die ganze Frage schliefst sich der Berichterstatter dem Urteile an, das K. Luick im „Beiblatt zur Anglia" XII, 33 ff. in einer ausführlichen Besprechung dieser und noch zweier anderer metrischer Schriften gefällt hat (über M. besonders S. 46 ff.). Ob übrigens die Trautmannschen Ausdrücke wie „An- und Abvers, der Schmitz, der Stabe, der Treff, die Treffigung, treffigen" eine schöne Bereicherung unserer Sprache sind, mufs sehr in Frage gestellt werden. — J. T. T. Brown, der nicht zu den eigentlichen „Philologen" gehört, sondern „Lawyer" in Glasgow ist, bezeichnet selbst seinen Aufsatz „The Author of Ratis Raving" (S. 145—161) mehr als eine Skizze, die zu weiterer Forschung anregen soll, denn als eigene, in ihren Ergebnissen abgeschlossene Untersuchung. Er gipfelt in den beiden Aufstellungen, dafs der Verf. des genannten Lehrgedichts ein hoher Geistlicher am Hofe Jakobs I. Namens David Rate gewesen ist und dafs dieser seinen Stoff einem Werke des Florentiners Matteo Palmieri, dem Dialog „Della vita civile", entnommen habe. — Die letzte Arbeit endlich stammt vom Herausgeber der Sammlung selbst und enthält wichtige Beiträge „Zur Berichtigung und Erklärung der Waldhere-Bruchstücke" (S. 162—192). Im Anschlufs an Holthausens letzte Ausgabe derselben mustert er kurz den Wert der früheren Untersuchungen über sie, um dann, nach Abdruck von Holthausens Um-

schriften und berichtigtem Text, eine reiche und wertvolle Zusammenstellung von Bemerkungen über eine grofse Anzahl textlicher Fragen nebst Besserungsvorschlägen zu geben. Am Schlufs folgt auf Grund dieser ein hergestellter Text und eine stabreimende Übersetzung, zu der noch einige Erläuterungen hinzukommen.

Heft VI. Gleichwie Brown's kleiner Beitrag über den Verf. von „Ratis Raving" im fünften Hefte ist auch die vorliegende gröfsere Studie eine höchst anregende Arbeit, deren eigenster Wert in den Ausblicken liegt, die sie gewährt, während die allerdings auch durchaus beachtenswerten Ergebnisse der eigenen Forschung erst in zweiter Linie kommen. Das Buch behandelt eine ganze Reihe von einzelnen Problemen, die mit den im Titel genannten Werken verknüpft sind, aber nur einige der wichtigsten können hier andeutungsweise genannt werden; für eine ausführliche Inhaltsangabe der nicht immer übersichtlichen Schrift sei auf Wülfings Anzeige im „Beiblatt zur Anglia" XI, 336—345 verwiesen. Der Anfang der Untersuchung beschäftigt sich mit dem mutmafslichen Verfasser des „Wallace", dem schottischen Minstrel Blind Harry, der weder von Geburt an blind, noch ein armseliger Verseschmied gewesen sein, noch auch das ganze Werk so, wie wir es kennen, allein geschrieben haben kann. Ein weiterer wichtiger Abschnitt gilt der Quellenfrage. Teile von Wyntoun's „Orygynale Chronykil of Scotlande" sind nahezu wörtlich verwendet worden, auch von Barbour's „Bruce" ist der „Wallace" abhängig, und inhaltliche Übereinstimmungen finden sich auch noch mit anderen Ritterdichtungen; der Form nach kommt er Huchown's „Morte Arthure" und der „Gest Historiale of the Destruction of Troy" am nächsten, die beide der Verf. gekannt haben mufs; auch Chaucer's Werke waren ihm, wie mehrere Anklänge erweisen, recht geläufig. Für die Verfasserfrage stellt Brown fest, dafs Blind Harry notwendig einen Mitarbeiter gehabt haben mufs; dieser sei höchst wahrscheinlich der Schreiber der beiden uns erhaltenen Manuskripte gewesen, Sir John Ramsay, der auch unter dem Namen Sir John the Ross auftritt.

Der zweite Teil der Arbeit beschäftigt sich mit Barbour's „Bruce", dessen Handschriften wahrscheinlich nicht ein einheitliches, ursprüngliches Werk Barbour's, sondern vielmehr eine Überarbeitung aus dem 15. Jahrhundert bieten. Verwickelt sind die Zusammenhänge mit anderen Litteraturwerken. Für die Anspielungen aus dem „Alexander" sei doch — entgegen Skeat's Annahme — die schottische Fassung von 1438 be-

nutzt worden. Die in Wyntoun's Chronik stehende Erzählung von Hannibal sei nicht, wie so vieles andere, aus dem „Bruce" herübergenommen, sondern der spätere Bearbeiter dieser Teile des „Bruce" habe umgekehrt die Chronik benutzt. Eine der wichtigsten Quellen ist ferner Froissarts französische Chronik. In einem Nachworte weist Brown die von Neilson in einem Vortrage „John Barbour Poet and Translator" (gedruckt Strafsburg 1900) aufgestellte Behauptung zurück, dafs Barbour auch als Verfasser des Bruchstücks vom trojanischen Krieg, einer Sammlung von Heiligenlegenden und des schottischen Alexander anzusehen sei. — Alle seine Ausführungen belegt Brown mit zahlreichen Beweisstellen; ob seine Aufstellungen richtig sind, seine Beweisführung gelungen ist, darüber werden die genaueren Kenner der frühen schottischen Litteraturgeschichte zu entscheiden haben. **-tz-**

30) **K. Meier** und **B. Assmann, Hilfsbücher für den Unterricht in der englischen Sprache.** Teil II: Englisches Lese- und Übungsbuch. B. Oberstufe. Leipzig, Dr. Seele & Co., 1901. VIII u. 244 S. 8.

Meiers und Assmanns vorliegendes Buch enthält 1. Syntactical Exercises (S. 1—71), 2. einen „Reader" (S. 73—195), der lediglich aus englischen Schriftstellern zusammengestellt ist und vorwiegend litterarhistorische und geschichtliche Stoffe bringt, 3. Composition Exercises (S. 196 bis 217), 4. Stoffe zu Übersetzungsaufgaben (S. 218—237) und 5. eine Chronological Table (S. 238—241). Die syntaktischen Übungen schliefsen sich im wesentlichen dem Gang der von K. Meier verfafsten Grammatik an. Man vergleiche über diese sowie über die Unter- und Mittelstufe des Lesebuches den vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 234 ff. Charakteristisch für Meiers und Assmanns Methode ist die Verwendung von Satzformeln bei den syntaktischen Übungen. Die dafür geltenden Grundsätze findet man auf S. 242 ff. kurz zusammengestellt. Hauptsätze werden durch grofse Buchstaben bezeichnet, Nebensätze durch kleine; so bedeutet z. B. A. Behauptungssatz, A? Fragehauptsatz, A! Ausrufe- oder Befehlssatz; s Subjektssatz, p Prädikatssatz, t Temporalsatz. Die Unterarten der Nebensätze werden durch Indices bezeichnet: t_a = temporal clause, relation of antecedence; t_d = temporal clause, expressing duration. Die Stellung des Nebensatzes zum Hauptsatz wird durch die Stellung der Buchstaben zu einander kenntlich gemacht:

t, A = ein Temporalsatz ist Vordersatz
A, a, A = ein Attributsatz ist Zwischensatz
A, o = ein Objektsatz ist Nachsatz.

Das Zeichen + bedeutet kopulatives Verhältnis der Sätze, ⟨⟩ adversatives, : kausales Verhältnis, u. s. w. So wird dann auch die Subordination, die Erweiterung und Verkürzung der Sätze und die Umänderung des ganzen Satzverhältnisses, z. B. die Verwandlung der Koordination in Subordination, durch einfache Formeln ausgedrückt. Wie die Verfasser die Schüler mit den Satzbildern arbeiten lassen wollen, wird am besten durch ein Beispiel klar. Wir wählen den Zeitsatz mit dem Verhältnis des Späterseins (tp = temporal clause, relation of posteriority), S. 49. Die Aufgabe lautet hier: *Join the following, and give the abridged form, if possible.* Position: tp, A *or* A, tp.

Temporal Clause.	Principal Sentence.
1. to be undressed	there is a knock at the door,
2. te pass indoors to supper	to have a game at chess
3. to utter the last words (Passive Voice)	to feel that one will have to answer
7. to reach the outskirts of the wood)	(thunder and lightning to be frequent.

Ziemlich kompliziert werden die Formeln in der 16. Übung (Complex Subordinate Clauses). Man glaubt hier auf den ersten Blick geradezu ein mathematisches Lehrbuch vor sich zu haben, und mancher praktische Schulmann wird sich kopfschüttelnd fragen, ob Formeln wie die folgende

$$Z,tp.\ Y \langle\rangle B : Z, \frac{m_3}{m_2} + m_3^*$$

den Schülern die Arbeit nicht eher erschweren als erleichtern werdern. Nach unserer Ansicht ist dies nicht zu befürchten, wenn der Lehrer selbst Interesse für die Methode hat, wenn ihm eine genügende Stundenzahl zur Verfügung steht, und namentlich, wenn zugleich der deutsche und der französische, eventuell auch der lateinische Unterricht in derselben Weise betrieben wird. Für Realanstalten möchten wir Meier-Assmanns Buch deshalb empfehlen, für Gymnasien ist es kaum verwendbar. Übrigens sind die Verf. der Übersetzungsmethode nicht durchaus feindlich gesinnt; sie haben vielmehr „da, wo für das Übersetzen erfahrungsgemäfs Klippen bestehen“, Übersetzungsbeispiele hinzugefügt. Mit Rücksicht auf die Anforderungen bei der Abschlufsprüfung sind sogar zusammenhängende Stoffe

zu Übersetzungsübungen beigegeben worden (S. 218—237, vgl. oben). Das Hauptgewicht allerdings legen Meier und Assmann auf die Pflege der freien Arbeiten; sie haben deshalb der „Oberstufe", wie wir schon erwähnten, eine Anzahl „Composition Exercises" beigefügt, welche zum Teil auch Material für Sprechübungen enthalten.

Wir glauben hiermit das auf dem Boden der besonnenen und methodischen Reform stehende Buch hinreichend charakterisiert zu haben. Zu einem weiteren Eingehen auf Einzelheiten fehlt uns der Raum. -b-

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 22. Februar. Nr. 4, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

31) W. Helbig, Zu den homerischen Bestattungsgebräuchen.

München, G. Franz'scher Verlag (J. Roth), 1900. 81 S. 8. (S. 199—279.)

Die oben genannte Schrift ist als Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der philos.-philol. und histor. Klasse der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften 1900 Heft II erschienen. Sie beschränkt sich nicht auf bloſse Feststellung der Bestattungsgebräuche, wie wir sie in den homerischen Epen finden, sondern sucht klar zu legen, auf welche Anschauungen über die Seele und deren Existenz nach dem Tode diese Gebräuche und die Wandlungen derselben zurückzuführen sind. Hinsichtlich der Bestattungsart und der Änderungen derselben ergiebt sich aus den Gräberfunden, daſs nach einer ältesten Periode der Leichenverbrennung die mykenische

Kultur allgemein die Beisetzung der Toten anwendet, dafs dann aber in der nachmykenischen Zeit die Feuerbestattung wieder die Regel wurde, wie wir sie in den homerischen Epen finden. Allerdings hat neben derselben die Erdbestattung, wenn auch mehr sporadisch, weiter bestanden. Helbig führt nun aus, wie mit dieser Wandlung auch eine Änderung der Anschauungen über die Existenz nach dem Tode Hand in Hand gehe. Diejenigen, welche zur Zeit der allgemein üblichen Beisetzung lebten, hielten es offenbar für zuträglich für den Verstorbenen, dafs der Leichnam nicht vernichtet wurde, was besonders noch dadurch bestätigt wird, dafs in dieser Kulturperiode auch eine Konservierung des Leichnams bekannt ist und, wenigstens bei den Leichen Vornehmer, geübt wird. Nach der Anschauung dieser Zeit kann vermutlich die Seele in den Körper zurückkehren, sie hat Kenntnis und Empfindung von dem, was mit dem Leichnam vorgeht, und sie steht also noch in gewissem Zusammenhange mit der Welt der Lebenden. Daher kann sie auch von Gegenständen, die dem Körper bei der Bestattung mitgegeben werden, sowie von Totenopfern und dergleichen Genufs und Nutzen haben. Dagegen verbindet die Zeit der Leichenverbrennung mit diesem Bestattungsgebrauch wahrscheinlich die Anschauung, dafs durch Vernichtung des Körpers die Seele an einer Rückkehr zur Oberwelt gehindert wird. Es besteht keine Verbindung zwischen der abgeschiedenen Seele, die aufserdem ohne Erinnerung und Empfindung weiter existiert, und der Welt der Lebenden, und ein Totenkult hat deshalb ebensowenig Sinn und Zweck wie Beigaben für die Leichen. Dem entsprechend — führt Helbig nun aus — finden wir in den älteren Teilen des homerischen Epos keine Erwähnung von beigegebenen Geräten, Waffen und dergleichen, ebenso keine Erwähnung von Totenkult. Auch eine Anzahl vorklassischer attischer Brandgräber zeigen keine Spur von Beigaben. Wenn nun in klassischer und späterer Zeit dennoch ganz allgemein trotz der Feuerbestattung den Leichen Waffen, Schmuck, Geräte beigegeben wurden und Totenopfer stattfanden, so deutet das auf eine abermalige Änderung der Anschauungen über die Existenz der Abgeschiedenen. Der Glaube, dafs die abgeschiedene Seele noch etwas empfinde, dafs sie auch die unterlassene Sorge für den Leichnam und die unterlassenen Totenspenden vermissen und deshalb zürnen könne, drang trotz der Feuerbestattung doch wieder durch und führte nun zu den eigentlich unlogischen Gebräuchen, die uns die klassische und die spätere Zeit zeigt.

Diese Darstellung der Entwickelung der Bestattungsgebräuche und

der damit verbundenen Anschauungen stützt Helbig einerseits auf zahlreiche Grabfunde, anderseits auf die einschlägigen Stellen der homerischen Epen, und man kann das Resultat wohl in seiner Gesamtheit als überzeugend bezeichnen. Im einzelnen freilich vermag Ref. manches doch nur mit Vorbehalt anzuerkennen, manchem überhaupt nicht zuzustimmen. So ist die Teilung der in der Ilias erscheinenden Bestattungsgebräuche in ältere äolische und jüngere ionische und überhaupt die Auffassung, als sei die Zerlegung der Ilias in eine äolische und eine ionische Dichtung einfach feststehende Thatsache, doch nur mit Vorsicht anzunehmen und nur als das zu betrachten, was sie wirklich ist: als Hypothese, nicht als Gewifsheit, wie sie sich giebt. Hinsichtlich der Beurteilung der einschlägigen Stellen des Epos kann Ref. in vielen Punkten zustimmen, in manchen dagegen, besonders in der Deutung und Verwendung des Gesprächs des Achill mit der Seele des Patroklos vermag er dem Herrn Verf. nicht zu folgen.

Zerbst. **H. Kluge.**

32) **Xenophontis Hipparchicus** sive de magistri equitum officio recensuit **Pius Cerocchi.** Berolini apud Weidmannos MCMI. 66 S. 8. ℳ 2. —.

Die letzte Rezension von Xenophons sachverständigem und frommem Schriftchen, das ein so bezeichnendes Licht auf die attische Milizreiterei fallen läfst, ist die Dindorfsche. Aber während sich Dindorf in der Oxforder Ausgabe auf eine willkürliche Auswahl unter den Handschriften beschränkte, hat Pius Cerocchi das gesamte handschriftliche Material verarbeitet; er hat auch gerade eine von Dindorf nicht benutzte Handschrift, den cod. Vatic. graec. 989, den er B tauft, zur Grundlage seines Textes gemacht. Leider hat auch Cerocchi der alten, schlechten Sitte nicht entsagt, die codices anders zu buchstabieren als der Vorgänger: sein L ist Dindorfs M (Lips.), sein G = Dind. L (Laurentianus, nach Cer. LV, 21, nach Dind. plut. 53, 21). Dafs sein B der beste der vorhandenen codd. ist, dürfte der Herausgeber erwiesen haben, aber die Sonderstellung, die er ihm im Gegensatz zu allen übrigen anweist, erscheint durch die sechs Worte in IV, 5, die B allein bietet, keineswegs gesichert. Dazu sind der Fehler zu viele, die B mit der übrigen Überlieferung gemeinsam hat.

An der Auswahl des kritischen Apparates unter dem Text ist kaum etwas auszusetzen; wer mehr braucht, findet es im Appendix var. lect. et

coniecturarum. Mir ist folgendes aufgefallen: V, 10 bieten alle codd. (auch B!) das sinnlose *πρὶ δὲ ἅ*, wofür Dind. mit vollem Recht *πρίνδα* in den Text gesetzt hat. Mit Stolz erklärt er: librorum scripturam quum nemo expedire potuisset, *ego πρίνδα* restitui ad Anab. ed. p. 181 (Leipz. Teubn. 1826). Cerocchi aber sagt „*πρίνδα* Dind. ex Hermanni coniectura." Da liegt wohl ein Irrtum vor, Sauppe kannte 1838 die elegante Konjektur nur als Dindorfisch. VII, 14 bezeichnet Cer. seinen Text *μεμεληκότα πόσοι* als Konjektur Cobets; von ihm stammt aber nur das *πόσοι*, während er *μεμαθηκότα* geschrieben wissen wollte. Die alte crux interpretum IX, 5 *οἷς καθίστησι τὸ ἱππικὸν* hat auch Cer. und Vatic. B nicht beseitigt. Hier möchte man C. F. Hermanns treffliche Konjektur *τοῖς καθιστᾶσι* unter dem Texte sehen. Im Hinblick auf das IX, 6 gebrauchte *εἰς ἱππικὸν καθισταμένους* möchte ich allerdings vorschlagen *οὓς καθίστη εἰς ἱππικὸν* sc. *ὁ ἵππαρχος*.

Dankenswert ist die Beigabe eines Index verborum. Die ganze Ausgabe ist eine gediegene Leistung, die es wohl verdient hat, dafs Diels sie dem Weidmannschen Verlag empfahl, der das Büchlein tadellos ausgestattet hat.

Barmen. **Wiesenthal.**

---

33) **D. Detlefsen, Die Beschreibung Italiens in der Naturalis Historia des Plinius** und ihre Quellen. (= W. Sieglin, Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie I.) Leipzig, Ed. Avenarius, 1900. 62 S. 8. ℳ 1.60.

Diese Schrift bildet das erste Heft eines neuen Organs: „Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, herausgegeben von W. Sieglin", das in zwanglosen Heften erscheinen und teils Quellen, zunächst der alten Geographie, teils Abhandlungen über Geschichte, Geographie und Ethnographie sowohl der griechischen und römischen wie der orientalischen Welt bringen soll. Das neue Organ wird in trefflicher Weise durch eine Arbeit unseres bedeutendsten Pliniuskenners eingeführt. Eine Quellenuntersuchung macht bei Plinius deswegen besondere Schwierigkeit, weil er offenbar sehr belesen war und sich beim Lesen viele Excerpte für seine Arbeiten gemacht hat, dabei aber, trotzdem er seine Quellen namentlich aufführt, nach Weise der Alten keine genaue Rechenschaft über deren Benützung giebt, sondern die benützten

Quellen und die von diesen citierten nebeneinander oder auch nur die citierte allein anführt.

Ich teile die Hauptergebnisse Detlefsens mit. Die exquisiti autores sind: 1) Augustus, Descriptio Italiae totius in regiones XI. Den reichen statistischen Stoff hat Plinius für die Binnenlandstädte fast unverändert aufgenommen, für den Periplus und einige beschreibende Abschnitte verarbeitet. 2) Agrippa, Erdkarte, sicher Quelle für den Periplus, einige Städtereihen und die Mafsangaben. 3) Catos origines, zum Teil wohl direkt benutzt, besonders aber durch Vermittelung von 4) Cornelius Nepos, der für die Beschreibung Norditaliens sicher Hauptquelle war, aber auch durch seine Notizen aus griechischen und älteren römischen Quellen für die anderen Teile Stoff bot. Von Nepos' Gut ist schwer zu scheiden das aus 5) M. Terentius Varro Entnommene, da wir leider von beiden nur kärgliche Fragmente erhalten haben. Aus Varro leitet Detlefsen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Mafsangaben über Entfernungen zur See und die Beschreibung süditalischer Küstenstrecken ab, und zwar aus dem Werke: Legationum libri tres, ferner verschiedene ethnographische Mitteilungen über Mittel- und Unteritalien aus den Antiquitates rerum divinarum et humanarum; auch andere varronische Schriften scheinen ausgebeutet zu sein. Daneben sind aus mehreren anderen Autoren kleine Bruchstücke entnommen; die meisten citierten Autoren sind nicht direkt, sondern durch eine der erwähnten Hauptquellen, besonders Nepos und Varro, benutzt.

Es ist zwar eine ganz sichere Scheidung des aus Nepos, Varro und der Karte stammenden Materials nicht durchzuführen, ebensowenig sind die mittelbar und direkt benützten Autoren bei einem Schriftsteller wie Plinius mit absoluter Gewifsheit zu sondern, doch glaube ich, dafs D. das Richtige getroffen hat. Dabei mag man bei Einzelheiten vielleicht anders urteilen. Ich habe z. B. Bedenken bei D.s Ansicht über die dem Pomponius Mela vorliegende Karte. D. glaubt, sie habe oben Süden gehabt; ich habe sie immer für „geostet" gehalten und finde dies nach Konrad Millers Mappae mundi für notwendig (vgl. bes. Heft 6, S. 104). Von den von Detlefsen angeführten Stellen könnte höchstens eine Schwierigkeiten machen: II, 59 super Lucaniam Bruttii; in der That liegt aber, wenn man von der Westküste Italiens ausgeht, Bruttium noch supra, d. h. höher auf der Karte als Lucanien, auch wenn sie „geostet" ist, zumal da Italien noch etwas weiter nordwest-südöstlich gedacht wurde, als es ist.

Ad sinistram und ad dextram in demselben Paragraph weisen nicht notwendig auf eine Karte, die oben Süden hatte. Super eos in III, 93 pafst für eine derartige Karte absolut nicht, für eine „geostete“ dagegen, wenn man dort eine nördlich oder nordwestlich verlaufende Küste Afrikas annimmt.

Wenig empfehlenswert finde ich für die Jahre vor Christi Geburt die Rechnung nach Jahren Roms. Mag unsere Zeitrechnung auch für die vorchristliche Zeit unpraktisch sein, die Zeit für die Umwandlung in eine Weltära ist verpafst. Wenn man nun vor Christi Geburt ab urbe condita zählt, so fragt man doch, cui bono? Nutzen bringt's keinen, eher ist es störend, da die meisten Leser doch in Jahre vor Christo umrechnen, um von der Zahl eine Vorstellung zu haben. Alles Überflüssige schadet, so auch hier.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

34) **Patin, Parmenides im Kampf gegen Heraklit.** 25. Supplementband der Jahrbücher für klassische Philologie. Leipzig, B. G. Teubner, 1899. S. 491—660. 8. ℳ 5.—.

Die vorliegende Arbeit gipfelt in dem Satz, dafs die landläufige, von Hegel ausgehende, von der beherrschenden Autorität Zellers vertretene Ansetzung des Parmenides vor Heraklit ein Irrtum und zwar ein folgenschwerer Irrtum ist, der das Verständnis des Parmenides wie des Heraklit aufs schwerste schädigt. Die richtige Einreihung des grofsen Eleaten hat Diels in seiner Parmenidesausgabe dem Verf., der seine „neue Beleuchtung des Doppelsystems des Parmenides“ schon fertig hatte, vorweggenommen, Patin glaubte aber mit Recht, seine Arbeit deshalb nicht zurückhalten zu sollen, war er sich doch bewufst, das was Diels mehr nur angedeutet hatte, durch zahlreiche, unzweifelhafte Beweise erhärten zu können, und in der Erkenntnis, dafs vieles in dem parmenideischen Gedicht als Polemik gegen Heraklit zu fassen ist, den Schlüssel zum wahren Verständnis des Parmenides gefunden zu haben. Patin zählt 15 Wendungen, die nur durch Erinnerung an Heraklit, sei es in freundlicher Anlehnung oder erhitterter Polemik sich erklären lassen, und 12 Punkte, die nur durch Beziehung auf Heraklitisches einen vollen Sinn erhalten. Diese Beeinflussung des Eleaten durch den Ephesier findet Patin 1) in den negativen und positiven Prädikaten, welche Parmenides seinem Seienden zuerkennt, 2) in der abweichenden Ordnung, in der die Prä-

dikate des Seienden erst aufgezählt, dann bewiesen werden, 3) in dem Kolorit zahlreicher Worte, Wendungen und Gedanken, welche innerhalb der originalen Beweisführung teils Anlehnung, teils Feindseligkeit bekunden. Patin macht sich seine Aufgabe nicht leicht, er behandelt das parmenideische Gedicht, das ihm ein ausgereiftes, bis ins einzelste wohl erwogenes Werk ist, mit konservativem, pietätvollem Sinn. In tiefeindringender Untersuchung geht er dem Ideengang des Philosophen nach, jedes der inhaltsvollen Worte prüfend, Bedeutung und Beziehung ergründend. Wo sich ein befriedigender Sinn nicht ergeben will, wendet er den „vielerprobten Schlüssel“ an, der wirklich in überraschender Weise bisher Verschlossenes öffnet und zahlreiche Rätsel löst. Dabei ergiebt sich, dafs nicht nur einzelne Wendungen, sondern wichtige, centrale Gedanken des Parmenides von Heraklit angeregt, in Übereinstimmung oder im Kampf mit ihm konzipiert und ausgesprochen sind. Wenn nun auch manchmal die behauptete Beziehung als gesucht erscheint, wenn die Fäden zwischen den beiden zuweilen gar zu fein gesponnen sind, so bleiben doch dauerhafte und überzeugende genug, um die These des Verf. zu erweisen. Natürlich beschäftigt Patin auch die vielerörterte Frage nach dem Sinn und Zweck der zweiten Hälfte des parmenideischen Gedichtes, welche im Gegensatz zur *ἀλήθεια*, zum wahren und ewigen Sein, die *δόξα*, die Lehre vom Schein, die Kosmologie enthält. Tannery fand den Unterschied zwischen Wahrheit und Schein darin, dafs der Philosoph die Lehre vom Sein streng beweisen, das im zweiten Teil entworfene Weltbild nur wahrscheinlich machen zu können glaube. Ausgehend von der inhaltlichen Unvereinbarkeit der beiden Hälften hält Zeller die Lehre vom Schein für fremde Anschauungen, die Parmenides nicht übergehen wollte, während Diels die Beziehung zwischen beiden Teilen dadurch herstellt, dafs er der wahren Lehre vom Sein die natürlich von Haus aus verfehlte landläufige Weltansicht folgen läfst als Schulkatechismus, als Material für den Schüler, um seinen Scharfsinn und seine auflösende Kritik daran zu üben. Diese niedere Schätzung der zweiten Hälfte des Gedichtes, die inhaltlich bedeutsam und neu ist und die Parmenides selbst so gut wie den ersten Teil sich von der Göttin verkündigen läfst, vermag Patin nicht zu teilen. Die *δόξα* hat höhere Geltung, sie ist der allgemein gültige und notwendige Schein, ist ein natürliches *πάθος* des Menschen. Die Physik des Parmenides ist das Weltbild, wie es dem Menschen nach seiner geistigen Struktur erscheinen mufs, das zwar die

Vernunft als irrig erkennt, das aber dem Menschen unabweisbar vorschwebt. Dem Seienden, wie es ist, steht ein Scheinendes, wie es scheint, gegenüber und wie das Wesen des Seienden von den verschiedenen Philosophen verschieden aufgefafst worden ist, so ist auch das Scheinende verschiedener, richtiger oder falscher, Auffassung nnd Darstellnng fähig. Der zweite Teil des Gedichtes enthält also die richtige, von der Göttin inspirierte Lehre vom Schein, d. h. die originelle Ansicht des Parmenides.

So bietet uns die Schrift Patins vielfache Belehrung oder wenigstens Anregung und niemand, der sich philosophisch oder philologisch mit dem grofsen Eleaten beschäftigt, darf an ihr vorübergehen.

Böblingen. **A. Mettler.**

35) **R. Reitzenstein, Zwei religionsgeschichtliche Fragen** nach ungedruckten griechischen Texten der Strafsburger Bibliothek. Mit zwei Tafeln in Lichtdruck. Strafsburg, Verlag von Karl J. Trübner, 1901. VIII u. 149 S. 8.

Durch die Bemühungen vor allem von W. Spiegelberg und R. Reitzenstein ist die Strafsburger Bibliothek in den Besitz einer Sammlnng von etwa 2000 Bruchstücken von Papyrusurkuuden und von über 600 Ostraka gekommen, und haben die beiden genannten Forscher in dankenswertester Weise sofort mit der Veröffentlichung und Bearbeitung der wichtigsten Stücke begonnen. Znnächst wurde das Fragment eines koptischen Evangeliums von Spiegelberg und einem seiner Schüler, A. Jacoby, herausgegeben. Es hat sich an diese wertvolle Arbeit eine längere Polemik angeschlossen infolge einer Besprechung von C. Schmidt, welche neben sachlichen Angriffen auch persönliche vor allem gegen Spiegelberg richtete. Reitzenstein äufsert sich in vorliegendem Werke in dem Nachwort zu dieser Angelegenheit. Dabei geht er auf die sachlichen Angriffe nicht ein — diese sind von Spiegelberg und Jacoby in der Sphinx IV, S. 171 ff. im einzelnen erörtert worden —, dagegen weist er mit gröfstem Nachdrucke die persönlichen Angriffe des Kritikers znrück und entwickelt an der Hand eigener Erinnerungen und der Angaben anderer beteiligter Persönlichkeiten die Irrtümer und unrichtigen Voraussetzungen, anf welchen Schmidt seine Angriffe aufgebaut habe.

Das Werk Reitzensteins selbst ist zwei bisher unedierten griechischen Stücken der Sammlung gewidmet. Das erste, freilich nur fragmentarisch erhaltene, berichtet eine gegen Ende der Regierung des Antoninns erfolgte

Verhandlung vor dem römischen Oberpriester Flavius Mela, welche den Zweck hatte, ägyptischen Vätern die Erlaubnis zu verschaffen, ihre Kinder ἱερατικῶς zu beschneiden. Eine solche Erlaubnis war notwendig, da Hadrian die Beschneidung verboten hatte; die Texte zeigen, dafs man zu Gunsten der ägyptischen Priester Ausnahmen machen mufste, wobei aber Abstammung aus priesterlichem Geschlecht und körperliche Reinheit gefordert wurden. Im Anschlufs an den Text hat Reitzenstein, aufser einer Reihe sonstiger auf das ägyptische Priestertum bezüglicher Punkte, die viel behandelte Frage nach der Verbreitung der Beschneidung der Knaben und Mädchen im alten Ägypten an der Hand des bisher vorliegenden Materiales eingehend besprochen. Mit Hilfe der griechischen Quellen macht er es nahezu sicher, dafs in der späteren Zeit im Nilthale neben einer Art Ahnenprobe die Beschneidung für die Aufnahme in den Priesterstand notwendig erschien, dafs aber damals die übrigen Ägypter nicht beschnitten wurden. Auch auf die Beschneidung bei den Juden wird in diesem Zusammenhange eingegangen. Wie es mit der Sitte im älteren Ägypten stand, ist schwer zu entscheiden. Dafs die bildlichen Darstellungen im allgemeinen keine Rückschlüsse gestatten, hebt Reitzenstein mit Recht hervor, auch dafs die Mumien, wenn auch nicht ausnahmslos, die Ansicht bestätigen, dafs die Priester beschnitten waren, das Volk aber nicht. Das Material ist jedoch einstweilen nicht genügend, um weitere Schlüsse für die ganze Dauer des Ägyptertums zu gestatten. Von Darstellungen der Ceremonie ist bisher nur eine, aus der Zeit um 1100 v. Chr., entdeckt worden, in der sie an fast erwachsenen Knaben vorgenommen wird. In den Inschriften scheint sie mir nur an einer bisher, auch von Reitzenstein nicht herangezogenen Stelle (Spiegelberg, Hieratic Ostraka found in the Ramesseum pl. 40 nr. 326) erwähnt zu werden, an der es heifst „man kam (?) um abschneiden zu lassen die Sünde (Unreinheit) vor Amon“.

Das an zweiter Stelle veröffentlichte Stück besteht aus den Resten zweier Blätter einer Papyrushandschrift, welche zwei Gedichte ein und desselben Verfassers enthielten. Das erste behandelte einen Krieg, der, wie Reitzenstein ausführt, nur derjenige sein kann, welchen 297 Diokletian und Galerius gegen die Perser führten. Nicht lange nachher mufs das vorliegende Gedicht entstanden sein. Das zweite Blatt enthielt eine Kosmogonie, die die eigenartige, aber wie der Verf. S. 62 zeigt, auch sonst auftretende Ansicht zeigt, dafs Sonne und Mond erst nach Er-

schaffung der Menschen zu leuchten beginnen. Der Herausgeber bespricht im Anschlufs an diesen Text die Einflüsse ägyptischer Vorstellungen auf griechische Schöpfungssagen und die Logoslehre, besonders insoweit sie an Thoth-Hermes anknüpft, und eine Reihe der verwickelten Fragen bezüglich der religiösen Gedankengänge der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Angefügt wird dem der Text und die Erörterung eines alten (vielleicht 6. Jahrhundert) griechischen Mariengebetes, welches sich auf einer von Spiegelberg in Luxor erworbenen Scherbe gefunden hat, und welches in einzelnen Bemerkungen auf einen verlorenen, an Lukas erinnernden, Evangelientext hinzudeuten scheint. Dieses Mariengebet und die zweite Hälfte des Gedichtes über die Weltschöpfung sind auf den der Publikation beigefügten Tafeln im Faksimile veröffentlicht worden.

Das vorliegende Werk wird durch die neu an das Tageslicht getretenen Texte und durch die ergebnisreiche Behandlung, die der Verf. diesen gewidmet hat, nicht nur für Philosophen, sondern auch für Orientalisten, Theologen und Religionshistoriker wichtig und in weitem Mafse belehrend sein.

Bonn. **A. Wiedemann.**

---

36) **Otto Gradenwitz, Einführung in die Papyruskunde.** I. Heft: Erklärung ausgewählter Urkunden, nebst einem Konträr-Index und einer Tafel in Lichtdruck. Leipzig, S. Hirzel, 1900. XV u. 197 S. 8. ℳ 5.—.

Heute noch etwas über die epochemachende Bedeutung der Papyri im allgemeinen, der Papyrus-Urkunden im besonderen zu sagen, würde nur den Vorwurf herausfordern, dafs man Eulen nach Athen trage, zumal Ulrich Wilcken in seinem vortrefflichen, auf der Dresdener Philologenversammlung im Jahre 1897 gehaltenen Vortrage, über welchen ich in dieser Zeitschrift seiner Zeit berichtete, dies aus seiner profunden Sachkenntnis heraus im einzelnen ausgeführt hat. Von welcher Wichtigkeit diese neuen Quellen speziell für die rechtshistorische Forschung des Altertums sind, hat vor allem Mitteis' grundlegendes Werk „Reichsrecht und Volksrecht" bewiesen; daher erklärt sich auch, dafs an der in der letzten Zeit so regen Beschäftigung mit den Papyri die Juristen, unter den Deutschen in erster Linie Mitteis und Gradenwitz, in hervorragender Weise teilnahmen. Gradenwitz bietet uns jetzt eine Einführung in die Papyruskunde; und auch da braucht nicht bemerkt zu werden, dafs ein solches Werk als

Orientierung über die auch dem Fachmann fast unübersehbare Masse des Materials schon längst eine Notwendigkeit war. Allerdings wird man den weitgefafsten Titel etwas einschränken müssen; das vorliegende Buch ist, wenigstens nach dem ersten Heft zu schliefsen, weder eine allgemeine Einleitung in die Papyrologie überhaupt, noch in die Papyrus-Urkunden — für letztere verweist G. auf Wilckens Vortrag —, man könnte es am besten als juristische Einführung in die Papyri bezeichnen. Die methodischen Fragen, welche der Verf. behandelt, haben zum Ziel stets das juristische Verständnis der Papyri, als Urkunden für das Privatrecht; dafs G. dafür umfassende Kenntnis der Sache und des Sprachgebrauchs sowie ungemeiner Scharfsinn zu Gebote stehen, war nach seiner langjährigen Beschäftigung mit dieser Disziplin zu erwarten.

G. geht, der durch den Titel des Heftes ausgedrückten Absicht gemäfs, gleich medias in res, indem er in dem ersten Abschnitt („Zur Theorie der Entzifferung") in einzelnen Fällen die Behandlung verstümmelter Papyri und die Ergänzung fehlender Worte und Buchstaben behandelt; als Material verwendet er, wie in dem ganzen Buch überhaupt, die griechischen Urkunden des Berliner Museums. Natürlich kommen schon in diesem Abschnitt viele juristische Einzelheiten zur Sprache. Noch mehr gilt dies für den zweiten, ungemein lehrreichen Abschnitt („Römische und griechische Vertrags-Typen"), in welchem der Verf. zunächst an einem Beispiel des römischen Sklavenverkaufs aus Siebenbürgen die Theorie des römischen Kaufvertrags entwickelt und demselben die verschiedenen Arten der in den ägyptischen Urkunden vertretenen griechischen Verträge: den Haustierverkauf, Sklavenverkauf, Trennung einer Gemeinschaft, Anzahlung und Abzahlung, Darleben mit Pfand und Bürgschaft, Darlehen nebst Hypothek gegenüberstellt. Zwei wichtige historische Thatsachen, die allerdings seit Mitteis nicht neu sind, springen da wieder in das Auge: die ungebrochene Fortdauer des griechischen Rechts in Ägypten — und in den übrigen östlichen Provinzen des römischen Reichs — bis in die spätere Zeit und der Einflufs, welchen dasselbe auf das römische Recht ausübte (von G. an einer Urkunde über hybriden Sklavenkauf gezeigt). Wenn bei einer Urkunde über Darlehen nebst Hypothek trotz der griechischen Grundform römische Bestandteile festzustellen sind, so erklärt sich dies daraus, dafs sie von einem römischen Soldaten ausgestellt ist.

Der dritte Abschnitt („Gemeinsames über Vertragsurkunden") ist hauptsächlich der Feststellung der urkundlichen Formen gewidmet und

bedeutet in dieser Beziehung einen entschiedenen Fortschritt. Die Urkunden werden sowohl ihren Bestandteilen nach — Verkaufserklärung (mit wichtigen Bemerkungen über die *καταγραφή* und die Rolle des *ἀγορανομεῖον*), Preisempfang, Darlehen, Quittungen — als auch ihren Arten nach charakterisiert und ermittelt, wie diese Arten: Briefe (*χειρόγραφα*), Protokolle (*ὁμολογίαι*), *διαγραφαί*, bei den verschiedenen Rechtsgeschäften angewandt wurden und welche Bedeutung die subscriptio (*ὑπογραφή*) hatte. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit den Personen der Vertragsurkunden: Aussteller und Destinatär, Beistände und Vertreter, und mit dem Gegenstand der Kaufverträge.

Der Verf. hat sein Buch noch mit einem Hilfsmittel zur Ergänzung lückenhafter Texte bereichert, dessen Erfindung sein Verdienst ist. Dieser sog. „Konträr-Index" beruht auf den griechischen Papyri des Berliner und des British Museums, sowie den Oxyrhynchus Papyri I und ist ein Verzeichnis sämtlicher Wörter, nach ihren Endungen geordnet, so dafs die Ergänzung des in Urkunden etwa verloren gegangenen Anfangs derselben sehr erleichtert wird. Besonders für weniger Geübte ist dieses Verzeichnis sicherlich sehr nützlich; dafs trotz eines solchen Hilfsmittels bei den Arbeiten über Papyri eine gewisse spezielle Begabung und die durch praktische Übung erworbene Kenntnis des Sprachgebrauches immer die Hauptsache bleiben werden, versteht sich von selbst.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

37) **W. Hohenegger, Übersicht über die Völkerwanderungen** in Westasien und Europa bis zum 4. Jahrhundert nach Christus. Wien, J. Eisenstein, 1901. 44 S. 8.

Eine grofsartige wissenschaftliche Leistung! Was die mühseligste Geistesarbeit zahlloser Forscher nicht gefunden, der Verf. weifs alles genau! Er weifs, wann die Arier aus der Urheimat auswanderten, er weifs, dafs in Indien einst semitisierte Negervölker safsen, er weifs, wie die Kelten wanderten von 5357 v. Chr. u. s. w. u. s. w., kurz, er weifs alles; er lehrt die Etymologie von Tetschen = Nordhaupt (gaelisch tuath = Nord und ceann-Haupt). Sollte nicht im Namen des Verf. das deutsche Wort „hôn" mit dem sanskritischen agra = „Haupt" vereinigt sein (= arger Spötter) zum Pseudonym? Für „Freundeskreise" ist die Schrift zusammengestellt; Freundeskreisen wird es eine Erheiterung sein wie für Dichter von Gottes Gnaden der „Klapphornist".

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

38) **Wilhelm Wundt, Völkerpsychologie.** Eine Untersuchung der Entwickelungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Erster Band: Die Sprache. Zweiter Teil. Leipzig, W. Engelmann, 1900. X u. 644 S. 8. ℳ 15.—; geb. ℳ 18.—.

Der zweite Teil führt die Untersuchungen des ersten Teiles fort. Es werden im VI. Kapitel die Wortformen behandelt, im VII. die Satzfügung, im VIII. der Bedeutungswandel. Die an der historischen Sprachentwickelung gefundenen Gesetze werden auf die vorhistorische Zeit angewandt, und die Darstellung erweitert sich so zu einer grofsartig angelegten Theorie über den Ursprung der Sprache überhaupt. Wundt kommt dabei zu Ergebnissen, die von den Anschauungen, die bisher gang und gäbe waren, wesentlich abweichen. Die Wurzeltheorie z. B. ist auf die Anschauung gegründet, dafs es einmal eine Zeit gegeben habe, in welcher die Sprache aus Wurzelwörtern von hauptsächlich verbalem Charakter bestanden hätte. Wundt zeigt in völlig einleuchtender Weise, dafs das ursprüngliche Denken ein substantivisches gewesen sein mufs, und dafs sich erst aus den Gegenstandsbegriffen (Substantiven) zunächst Eigenschaftsbegriffe (Adjektive) und dann Zustandsbegriffe (Verba) abgesondert haben. Er zeigt das an der Entwickelung der Sprachen selbst, begründet es aber auch noch psychologisch, indem er darauf hinweist, dafs die Entwickelung nur von den konkreten (Gegenstands-)Begriffen zu den abstrakten (Eigenschafts- und Zustands-)Begriffen fortgeschritten sein kann, und nicht etwa umgekehrt. Dieses Verfahren, aus dem Grade der Abstraktheit einer besonderen Denkform auf ihre relative Stellung in der Reihe der Entwickelung zu schliefsen, wird im besonderen auch auf die Entwickelung der Kasus und die der Abwandlungsformen des Verbs angewandt. In letzterer Hinsicht ist z. B. das Ergebnis bemerkenswert, dafs in der mit der eigentlichen Verbalform beginnenden Stufenreihe zunächst eine Form des Denkens vorhanden war, die den Zustand nur in seinem objektiven Verhalten erfafste, dafs dann zu subjektiven und endlich erst zu relativen Zustandsbestimmungen fortgeschritten wurde, d. h. zu einer Form des Denkens, „die den Zustand in seinem Verlauf und seiner Dauer nach seinem Verhältnis zum subjektiven Zeitbewufstsein bestimmt“. Dabei ist unter Zustandsbestimmung das Verb zu verstehen, dessen Verdeutschung „Zeitwort“ Wundt mit Recht für eine irreführende hält und durch „Zustandswort“ ersetzt wissen möchte.

Von der bisherigen Auffassungsweise gänzlich abweichend ist auch

Wundts Auffassung von dem Wesen des Satzes. Während der Satz gewöhnlich als eine „Verbindung von Vorstellungen“ oder als eine „Verbindung von Wörtern“ definiert wird, bestimmt ihn Wundt als die Zerlegung eines im Bewufstsein vorhandenen Ganzen in seine Teile oder wie es an einer anderen Stelle genauer heifst, als den „sprachlichen Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zu einander gesetzten Bestandteile“. Es liegt auf der Hand, dafs nur diese Betrachtungsweise dem wirklichen Verlauf der Entwickelung gerecht wird, während die andere psychologisch einfach unmöglich ist.

In einem Schlufskapitel „Der Ursprung der Sprache“ wird zunächst zu den bisher ausgebildeten Haupttheorieen dieses Problems (Erfindungs-, Nachahmungs- etc. Theorie) Stellung genommen, und es wird das Unzutreffende an ihnen nachgewiesen. Dann werden die Hauptergebnisse der in den beiden Bänden niedergelegten Untersuchungen als „Entwickelungstheorie“ noch einmal kurz zusammengefafst.

In die „Berichtigungen und Nachträge“ wäre noch aufzunehmen, dafs es S. 220 Z. 13 v. u. il pleut statt il pluit und S. 449 Z. 18 v. o. silly statt seely heifsen mufs. Aufserdem wäre es wünschenswert, dafs die Beispiele in dem Kapitel über die Wortformen vermehrt würden. Die sonst zahlreich in die Darstellung eingefügten Beispiele lassen nach Wahl und Verwendung die vollständige Beherrschung des einschlägigen sprachwissenschaftlichen Materials erkennen.

Das Buch ist der Ausgangspunkt und die Grundlage einer neuen Wissenschaft: der Psychologie der Sprache. Gleichwie in anderen grundlegenden Werken sind auch in ihm eine Fülle von Anregungen zu neuen wissenschaftlichen Arbeiten enthalten, deren Ergebnisse den in grofsen Zügen durchgeführten Aufbau der neuen Wissenschaft im einzelnen näher zu bestimmen haben werden.

München. **Gustav Herberich.**

39) **Arvède Barine, Saint François d'Assise** et la Légende des trois compagnons. 3e édition. Paris, Hachette et Cie. X u. 254 S. 8. geh. 3.50 fr.

Arvède Barine ist bekanntlich der Schriftstellername der Pariserin Madame Charles Vincens (geb. 1840), welche aufser zahlreichen Artikeln in der Bibliothèque de Lausanne, in der Revue bleue,

der Revue des deux mondes, dem Journal des débats und der Nouvelle revue eine stattliche Reihe gröfserer Arbeiten veröffentlicht hat. Die erste derselben war eine Übersetzung des Werkes von Herbert Barry über das heutige Rufsland (1872), auf dessen Titelblatt sie zuerst ihr russisch klingendes Pseudonym verwendete, das sie seitdem beibehalten hat. 1879 folgte die Studie L'Œuvre de Jésus Ouvrier, les Cercles catholiques, origines, organisation, action. Von anderen Schriften seien noch genannt: Princesses et grandes dames; — Névrosés (Hoffmann, Quincey, Poe, Nerval); — Bernardin de St-Pierre; — Essais et fantaisies; — Bourgeois et gens de peu; — die Übersetzung der Erinnerungen Tolstoj's, und vor allem die von der französischen Akademie preisgekrönten Studien: „Portraits de femmes" (1887) und „Étude sur les Contes de Perrault".

Das vorliegende Buch über den Begründer des Franziskanerordens enthält in seiner ersten Abteilung eine eigene Studie der Verfasserin über das Leben des Heiligen, in der zweiten eine Übersetzung der Biographie, welche die drei Genossen desselben Leo, Angelus und Ruffinus zur Ergänzung der Arbeit des Thomas von Celano geschrieben haben. In der eigenen Studie hat Frau Vincens die Ergebnisse der bisherigen Forschungen zu einer gemeinverständlichen, nur das Wesentliche berücksichtigenden Skizze verarbeitet. Sie sucht nach den Regeln der neueren biographischen Darstellung die innere Entwickelung und den Lebensgang des Heiligen aus seinen Charakteranlagen und aus den örtlichen und zeitlichen Einflüssen seiner Umgebung zu erklären. Ihr Standpunkt ist ein objektiv-kritischer, der die Zuthaten des kirchlichen Wunderglaubens zurückweist oder auf natürliche Weise erklärt, andererseits aber auch der echt christlichen Gesinnung des grofsen Asketen volle Gerechtigkeit widerfahren läfst, dessen tiefer, sittlicher Ernst bei allen Wunderlichkeiten und Extravaganzen etwas ungemein Grofsartiges und Anziehendes hat, zumal da er sich mit der gewinnendsten persönlichen Liebenswürdigkeit und mit einem hochpoetischen Verständnis für die Schönheiten der Natur verbindet. Die Verfasserin hat es verstanden, gerade diese dichterische Veranlagung des Heiligen, welche sich auch in einem gefühlvollen Eingehen auf das Seelenleben der Tiere und in einer rührenden Liebe zu denselben bekundet, in das rechte Licht zu setzen. Ihre Darstellung ist sehr elegant und anmutig — die biographische Skizze liest sich wie eine schöne, künstlerisch aufgebaute Novelle.

Gelegentlich hätten wohl die Angaben etwas eingehender sein können, so z. B. bei der Anführung des „Sonnengesanges" (S. 102), wo erwähnt

werden mufste, dafs das uns überlieferte italienische Gedicht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts zwar in seinem Inhalte der Denkweise des Heiligen völlig entspricht, immerhin aber doch nicht als Original angesehen werden darf.

Bei der Übersetzung der von den drei Gefährten des Heiligen geschriebenen Biographie hat Frau Vincens sich mit Glück bemüht, die originelle Unbehilflichkeit der in litterarischer Arbeit ganz ungeübten Verfasser zum Ausdruck zu bringen. **P.**

---

40) **Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller.** Nr. 36. **A. Daudet, Tartarin de Tarascon.** Ausgewählter Text mit Erklärungen von O. Thoene. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. VII u. 107 S. 8. geb. ℳ 1.20. Sonderwörterbuch 32 S. 8. ℳ —.20.

Die vorliegende Schulausgabe enthält die besten, mit pädagogischem Geschick ausgewählten Abschnitte aus dem berühmten Roman. Sie bietet in der trefflichen Einleitung einen Lebensabrifs des grofsen Romanciers, die Angabe seiner Hauptwerke und eine Charakteristik seiner Schreibweise. Das beigegebene Sonderwörterbuch ist mit Fleifs zusammengestellt. Die Anmerkungen zum Text sind knapp und klar. Eine Reihe derselben sind französisch gefafst; ihre Zahl hätte noch gröfser sein können. Wenig zu billigen ist, dafs die Erklärung von Avignon (S. 81) halb französisch und halb deutsch gegeben ist. Die Bemerkungen zu inutile de vous dire (S. 84), zu le fait est que (S. 85), zu cela se chantait (S. 91), zu en vouloir à (S. 93), zu la grande route (S. 97), zu foyer (S. 99), zu mosquée (S. 99) könnten wohl besser wegfallen: das hier Erklärte mufs als bekannt vorausgesetzt werden. Bei der Bemerkung zu Meudon (S. 93) ist hinzuzufügen: „berühmt auch durch den Aufenthalt des grofsen Satirikers Rabelais (1495—1553), des „curé de Meudon". Was die Bemerkung auf S. 94 zu Mahonnais anbetrifft, so sind wohl mit Bestimmtheit darunter Leute aus Port Mahon auf der Insel Minorca zu verstehen.

Wer das Vergnügen und das lebhafte Interesse beobachtet hat, mit dem die Schüler ein humoristisches Werk, wie Jules Verne's „Le Tour du Monde en 80 jours" lesen, der wird auch die abenteuerlichen Fahrten des Nimrod von Tarascon, des „illustre tueur de lions" seinen Schülern als Lektüre nicht vorenthalten. Der Humor ist die köstlichste und will-

kommenste Kost im Schuldasein, darum möge auch „Tartarin de Tarascon“ in dieser Ausstattung in recht vielen Lehranstalten (in der Obersecunda der Oberrealschulen und Realgymnasien, in der Prima der Gymnasien und Realschulen) gelesen werden.

Hannover. **Ehrichs.**

---

41) **Pierre Lanfrey, Campagne de 1806—1807.** Mit Einleitung, Anmerkungen, zwei Karten und vier Plänen herausgegeben von **Paul Apetz.** Leipzig, Stolte, 1899. VIII+96. S. 8. ℳ 1.40.

Lanfrey hat sich in der Lektüre der oberen Klassen einen so festen Platz erworben, dafs ein Abschnitt aus seiner Histoire de Napoléon Ier wohl in allen gebräuchlichen Schulausgabensammlungen französischer Schriftsteller vertreten ist. Vor allem haben die rechtsrheinischen Kriege Napoleons Berücksichtigung gefunden. Während in der bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha erschienenen Ausgabe zum erstenmal der Versuch gemacht wurde, die Feldzüge der Jahre 1805—1807 in einem für ein Schulhalbjahr reichenden Bändchen zu vereinigen, um den Schülern in den Ereignissen des Jahres 1805 auch die Vorgeschichte zu dem Kriege 1806/07 zu geben, beschränkte sich der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe, dem Beispiel anderer Herausgeber folgend, auf die Jahre 1806 und 1807. Trotz dieser Beschränkung war es notwendig, öftere Abstriche zu machen. Der Zusammenhang der Darstellung wurde dadurch jedoch nicht beeinträchtigt, und wo eine gröfsere Lücke entstand, z. B. vor den Kämpfen von Eylau und Friedland, wurde die Verbindung durch eine kurze Einleitung in den Anmerkungen hergestellt. Der Stoff ist in 64 Kapitel eingeteilt, welche besondere Überschriften erhielten. Der Text ist genau durchgesehen, von Druckfehlern fand ich nur: acti-eité statt acti-vité (S. 12), etaient statt étaient (S. 22), und a une boucherie statt à une boucherie (S. 31).

Das beigelegte Heftchen mit Anmerkungen ist ziemlich umfangreich, vielleicht nur zu umfangreich. Der Hinweis auf die Grammatik von Mätzner bei grammatischen Bemerkungen (z. B. S. 4) ist nicht recht verständlich; denn der Lehrer braucht solche Bemerkungen hoffentlich nicht, und der Schüler wird in den seltensten Fällen die Mätznersche Grammatik zur Hand haben. Ebenso scheint es mir unzweckmäfsig, vom General Brune zu sagen, er sei Mitglied der Cordeliers gewesen (S. 14), denn die wenigsten Schüler werden wissen, dafs damit ein revolutionärer

Klub gemeint ist. Im übrigen geben die Anmerkungen an geschichtlichen Erläuterungen und Erklärungen schwieriger Redewendungen alles, was zum Verständnis des Textes notwendig ist. Von Ungenauigkeiten und Druckfehlern fiel mir folgendes auf: S. 1: Preufsen mufste sich durch den Pariser Vertrag nicht verpflichten, seine (d. h. alle) Seehäfen den englischen Schiffen zu verschliefsen, sondern nur die der Nordsee und Lübeck. S. 2: Reichsdeputationshauptschlufs (1805 statt 1803). S. 4 Z. 5 v. u.: ummöglich statt unmöglich. S. 12: Arndt geb. 1867 statt 1869. S. 13 Z. 5 v. u.: längst statt längs. Das Citat findet sich übrigens in der mir zur Verfügung stehenden Ausgabe von Häufser II, 498. S. 16: Bernadotte geb. 1764 statt 1763. S. 30 Z. 4 v. u.: Dänemarck statt Dänemark. S. 33: Barclay de Tolly geb. 1755 statt 1761. S. 35: entamer „durchbrechen" ist hier wertlos, da „durchbrechen" weder die Grundbedeutung ist, noch an dieser Stelle pafst. S. 43: Victor gest. 1811 statt 1841. S. 44: Latour-Maubourg geb. 1768 statt 1766.

Die beigegebenen Karten und Pläne sind schön und zweckentsprechend, indessen vermifst man auf dem Plane von Eylau die Angabe der Seen, welche im Text S. 52 Z. 26 erwähnt werden. Von diesen Seen oder besser Sümpfen liegt der eine zwischen Althoff und Eylau, der andere zwischen Eylau und Sausgarten.

Sinsheim a. d. Elsenz. **K. Martin.**

---

42) **Victor de Ségur-Cabanac, Grammaire de la langue française** à l'usage des Allemands et des Français d'après un nouveau système en 28 entretiens. Partie française. Würzburg, Ballhorn & Cramer Nachf., 1901. 152 S. 8. ℳ 2.50.

Dasselbe. Partie allemande. Ebenda 1901. 98 S. 8. ℳ 1.25.

Der Verf. bezeichnet sich als Rédacteur en chef du journal français „le Parisien" und hat ein Werk dem Fürsten Albert Maria Lamoral von Thurn und Taxis gewidmet. Er schickt den Satz voraus: „il faut apprendre la grammaire par la langue et non la langue par la grammaire" und ist „der Überzeugung, dafs der Schwerpunkt des Unterrichtes in fremden Sprachen vorzugsweise darauf zu verlegen sei, dafs der Schüler das lebendig gesprochene Wort erfasse". Den französischen Teil bestimmt er ausschliefslich für den Lehrer, den deutschen, der im wesentlichen eine Übersetzung des französischen ist, für den Schüler. Das Buch führt in 28 Gesprächen zwischen Lehrer und Schüler die Hauptsachen der fran-

zösischen Grammatik und zahlreiche Ausdrücke und Redewendungen aus dem täglichen Leben vor, die der Schüler sich zu eigen machen soll, und der Verf. erklärt, dafs er sein absolut neues System seit vier Jahren oft mit zwölf Schülern auf einmal mit überraschenden Erfolgen angewandt habe. Ich will das nicht bestreiten, kann aber nur annehmen, dafs er damit schon recht vorgeschrittene Schüler gemeint hat, die imstande waren, ihm sofort zu folgen; denn auch die wörtliche Wiedergabe des Textes mit der französischen Wortstellung in den zehn ersten Unterhaltungen wird es dem Anfänger nicht ermöglichen, seinen Anforderungen zu entsprechen. Für die Zöglinge unserer Schulen ist das Buch nicht zu verwerten; wer bei vorgeschrittener Kenntnis des Französischen noch einmal sich die Hauptsachen in Gesprächen vorführen lassen will, mag es mit einigem Erfolg gebrauchen. Vollständig ist die Grammatik jedenfalls nicht, und über manches läfst sich mit dem Verf. streiten, so über die wörtliche Übersetzung im Anfang: Sie mich fragen, wie ich ausspreche, was würde ich sagen? Gibt es nicht von Ausnahmen? Es mufs, dafs ich Ihnen angebe, gleich einige Formeln von Höflichkeit fügen Sie bei: Ich bin etc. Die Interpunktion läfst alles zu wünschen übrig, und das Buch enthält zahllose Druckfehler und Versehen.

Nauen. **L. Fries.**

---

43) **Ludwig Hasberg, Praktische Phonetik im Klassenunterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Französischen.** Kurze Anleitung zur Erzielung einer reinen französischen Aussprache. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1901. 70 S. 8. ℳ 1.—.

Diese Schrift bietet, wie auch im Vorwort bemerkt ist, nichts neues. Der Verf. will, wie es andere vor ihm gethan haben, mit seinen Darlegungen nur zeigen, welche Mittel man im neusprachlichen Unterricht anwenden kann, um sicher und schnell eine korrekte Aussprache zu erzielen. Leider verfällt er bei der Lösung dieser Aufgabe nicht selten in einen zu pedantisch aufdringlichen Ton. Es zeigt sich dies besonders darin, dafs bereits Gesagtes überflüssigerweise immer aufs neue wiederholt wird, wodurch eine gewisse Unruhe in die Darstellung kommt. Indessen sei ihm sein Übereifer im Interesse der guten Sache, die er vertritt, gern verziehen.

Die vorgebrachten Thatsachen sind durchweg zuverlässig und den

Lehren der Phonetik entsprechend. Einige Stellen erfordern jedoch eine Berichtigung. S. 21 wird zwischen dem Adverb *pas* und dem Substantiv *pas* unterschieden; das erstere soll h e l l e s a haben, das letztere dagegen den l a n g e n und offenen a-Laut. Ein doppelter Irrtum, denn beide Wörter haben die gleiche Aussprache, nämlich k u r z e s und t i e f e s a. Es sei hier gleich bemerkt, dafs der Verf. auch an einer anderen Stelle seiner Arbeit denselben Fehler begeht, indem er S. 28 fälschlich langes ö in *peu, Dieu, vœu* etc. und langes o in *bravo, écho* etc. verlangt. A u s l a u t e n d e Vokale sind im Französischen k u r z. Diese Regel hätte ausdrücklich gegeben werden sollen, Ausnahmen davon sind selten. — S. 26 wird für Wörter wie *mes, tes, ses* dem offenen e der Vorzug gegeben. Dagegen ist zu bemerken, dafs dieser Laut im vorliegenden Falle in der Konversation affektiert ist und nur in der gehobenen Sprache des Vortrags gehört wird. Wir thun also am besten, hier ohne Bedenken geschlossenes e zu lehren, wie man es ganz allgemein in Paris spricht. Dafs pedantische Schulmeister in Frankreich noch auf die offene Aussprache halten, kann uns gleichgültig sein, denn ihr Bemühen ist gänzlich erfolglos. — Das *e moyen* (S. 27) gehört nicht in die Schule. — Eine falsche phonetische Auffassung liegt vor, wenn S. 38 zur Einübung der stimmhaften b und d empfohlen wird, diesen Lauten ein m und n vortönen zu lassen. Dieses Verfahren mufs notwendig zu einer unfranzösischen Aussprache führen, denn was die stimmhaften französischen Verschlufslaute von den entsprechenden deutschen Lauten unterscheidet, ist der sogen. „Blählaut", der etwas ganz anderes ist als m und n. — Bei den stimmlosen Verschlufslauten ist auffallenderweise gar nicht davon die Rede, dafs diese in germanischen Mundarten sehr häufig mit mehr oder weniger starkem Hauch gesprochen werden, während sie im Französischen r e i n e Tennes sind. Die Aufgabe, deutsche Schüler zur völligen Unterdrückung der Aspiration zu bringen, ist ziemlich schwer; sie mufs aber gelöst werden, denn aspiriertes *part, tas, cas* sind für das französische Ohr ebenso verletzend wie etwa unrichtig hervorgebrachte Vokallaute. — Ganz falsch ist S. 41 die Behauptung, dafs in *un gentil enfant* ein l-Laut gesprochen wird. — S. 43 wird für *faisons* die Aussprache *fzõ* gegeben; unterdrückt man aber den ə-Laut, so ist *vz* zu sprechen, denn *fz* ist eine unnatürliche Lautfolge. Man vgl. *zgõ* = *second.* — Auf derselben Seite ist *parlé-je* unter den Wörtern aufgeführt, die geschlossenes e haben; diese im gesprochenen Französisch kaum vorkommende Frageform hat aber ebenso

wie *ai-je*, *parlerai-je* etc. offenes e. — In der Übersicht über die Lautzeichen vermisse ich ein Zeichen für den Halbvokal in *lui*. — S. 54 ist in der phonetischen Umschrift von *un oiseau* ein n vergessen. — Zu S 57 ist nachzutragen, dafs das geschlossene e in *premier*, *dernier* und ähnlichen Wörtern bei der r-Bindung in offenes (halboffenes) e übergeht.

Ich schliefse mit dem Wunsche, dafs das mit vielem Fleifs nnd grofser Liebe zur Sache geschriebene Buch von allen den Neusprachlern eifrigst stndiert werde, die sich gegenüber der Verwendung der praktischen Phonetik im Ausspracheunterricht leider noch immer ablehnend verhalten.

Altona-Ottensen. **H. Schmidt.**

44) **Hugo Schütt, The life and death of Jack Straw.** Ein Beitrag znr Geschichte des elisabethanischen Dramas. (Kieler Stndien znr englischen Philologie ed. F. Holthausen Heft II.) Heidelberg, C. Winter, 1901. 160 S. 8. ℳ 4.40.

Das in Frage stehende Drama behandelt das Leben des Rebellenführers Jack Straw, der nach der Volkstradition der eigentliche Leiter des bekannten Bauernaufstandes von Wat Tyler (1381) nnter der Regierung Richards II. war. Dem Text des Dramas nnd den dazu gehörenden Anmerkungen (S. 87—160) geht eine eingehende Einleitung voraus, die alle das Thema berührenden Fragen erörtert nnd bei gewandter Darstellung gute Methode erkennen läfst. Nach einer kurzen Betrachtung der Überlieferung des Dramas (der älteste Druck stammt aus dem Jahre 1593) und der bisherigen, nicht sehr eingehenden Forschung darüber untersucht der Verf. die Quellen des Stückes, das zn der Gruppe der „Chronicle Histories“ gehört nnd hauptsächlich die Chroniken von Holinshed und Grafton benutzt. In betreff des Verfassers des anonym erschienenen Stückes bringt Schütt eine Reihe von Indicien bei, die den bekannten Dramatiker George Peele als Verfasser glaubhaft zn machen versnchen. Dann werden die sprachlichen und metrischen Eigentümlichkeiten sowie die geringen litterarischen Beziehnngen des an sich wenig bedeutenden Dramas dargestellt, als mntmafsliche Abfassungszeit wird das Jahr 1588 angegeben. Ein Anhang behandelt kurz stoffverwandte Dramen der elisabethanischen Zeit und macht auf spätere Bearbeitungen aufmerksam, worunter besonders Rob. Southey's gegen seinen Willen veröffentlichtes Jugenddrama „Wat Tiler“ beachtenswert ist. **T.**

45) **Richard Ackermann, Lord Byron.** Sein Leben, seine Werke, sein Einfluſs auf die deutsche Litteratur. Heidelberg, Winters Universitäts-Buchhandlung, 1901. XX u. 188 S. 8.
geh. ℳ 2.—; geb. ℳ 3.—.

Die vorliegende Byron-Biographie des durch seine Shelley-Studien bekannt gewordenen Verf. wendet sich an das „gebildete deutsche Publikum und vorzüglich an die studierende Jugend beiderlei (!) Geschlechtes". Unter diesem Gesichtspunkt kann man die neue Darstellung des Lebens des auch für die deutsche Litteratur einfluſsreichen Dichters des Pessimismus willkommen heiſsen. Wenn aber der Verf. im Vorwort meint, daſs die grundlegende Monographie Elzes nach Anlage und Umfang nicht geeignet sei, in weitere Kreise zu dringen, so ist das eine Täuschung; schon die äuſserliche Thatsache, daſs das Buch drei Auflagen erlebt hat, hätte vor dem Urteil warnen sollen. Ackermann hat Elze ergänzen können sowohl in der Berichtigung der einzelnen Lebensereignisse auf Grund der neueren Forschung sowie in kritischen Analysen der Werke selbst, welche Elze öfters nicht sehr eingehend behandelt. Aber es ist Ackermann nicht gelungen, ein so klar gezeichnetes, psychologisch vertieftes Gesamtbild der Persönlichkeit des Dichters zu geben wie dies Elze gethan hat. Indes soll die knappe, thatsachenreiche Darstellung anerkannt werden, doch hätte die Gesamtcharakteristik des Dichters und seines Wirkens (S. 157) gerade bei dem populären Zweck des Buches und trotz der vielen anderweitigen Darstellungen weit ausführlicher sein können. Der Stoff wird zunächst in sieben Kapitel eingeteilt; 1. Jugendzeit; 2. Universitätszeit; 3. Die groſse Tour, Childe Harold I und II; 4. Der Modedichter, Epyllien vom Giaour bis zu Parisina; 5. Schweiz und Venedig, vom Prisoner of Chillon bis Beppo; 6. Ravenna und Pisa bis Shelleys Tod; 7. Politik, Heldentum, Tod. Dann wird in zwei weiteren Kapiteln Byrons Nachwirkung in der deutschen Litteratur behandelt. Anerkennung verdient der billige Preis des Buches bei guter Ausstattung. **T.**

---

46) **The Kipling Reader.** Selections from the books of Rudyard Kipling. London, Macmillan and Co., 1900. IV u. 244 S. 8.

Unter diesem Titel veröffentlicht die Verlagsbuchhandlung zwölf Erzählungen und neun Gedichte Kiplings, die alle schon in anderen Sammlungen erschienen sind. Das Buch verfolgt offenbar den Zweck, denjenigen Gelegenheit zu geben, Kipling kennen zu lernen, welche an den

sprachlichen Schwierigkeiten seiner Werke, an ihrer bisweilen stark imperialistischen Tendenz oder dem krassen Realismus, der in einigen zu Tage tritt, Anstofs nehmen würden. Deshalb fehlen z. B. alle Erzählungen, welche im Dialekt geschrieben sind, wie von die Terence Mulvaney und seinen Freunden handelnden. Wenn daraus naturgemäfs folgt, dafs dem Leser manche wesentliche Eigentümlichkeit des Autors vorenthalten wird, so zeigt dieser sich dafür von seiner liebenswürdigsten Seite. Nur auf das bluttriefende Gedicht „The Grave of the Hundred Head" trifft diese Bemerkung nicht zu. Durch die Lektüre desselben wird vielmehr klar werden, wodurch sich Kipling auch in England so manche Feindschaft zugezogen hat. Gleichzeitig dient diese kleine Probe aber auch dazu, das Bild des Dichters wesentlich zu vervollständigen. Da ferner das Verständnis des Gebotenen durch eine grofse Zahl von sachlichen und sprachlichen Erläuterungen erleichtert wird, so kann vorliegendes Buch allen denen aufs angelegentlichste empfohlen werden, die ohne grofse Mühe und Kosten sich mit Kipling bekannt machen wollen.

Flensburg. **Adolf Herting.**

47) **F. J. Wershoven, Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische.** Dritte, verbesserte Auflage. Trier, Lintz, 1900. 163 S. 8. geb. ℳ 1.15.

Die nunmehr in dritter Auflage vorliegenden „Zusammenhängenden Stücke zum Übersetzen ins Englische" bieten im ganzen ein recht brauchbares Material zur Einübung der englischen Formenlehre und Syntax. Lobenswert ist die Einfügung zweier neuen Stücke: Nr. 19 „Seelenruhe" und Nr. 20 „Maria Stuart" in den zweiten Abschnitt des Buches: Syntax, in welchen die Hilfszeitwörter nebst „lassen" besonders geübt werden sollen. Eine weitere Veränderung in der Wahl der Stücke hat nicht stattgefunden. Warum zum dritten Abschnitt nicht ebenso wie zu den beiden anderen die Vokabeln gegeben sind, ist nicht recht einzusehen; es würde dies eine wesentliche Erleichterung für die Schüler bedeuten. Manche der Übungsstücke sind in einem gar zu trockenen Tone gehalten, Zwiegespräche fehlen leider ganz, der Briefstil ist noch zu niedrig, die Geschichte zu hoch eingeschätzt.

Döbeln (Sachsen). **Ernst Stiehler.**

48) **New Century Library. The Works of Charles Dickens.** Vol. VIII: David Copperfield. London, Thomas Nelson and Sons, 1900. VIII u. 920 S. 8. geb. 2 sh.

Diese Taschenausgabe ist ein erstaunliches Meisterstück des Buchgewerbes. Der Band enthält auf 920 Seiten Oktav den Gesamttext von Dickens' Copperfield in schöner, voller Schrift von Korpusgröfse, zu dessen Aufnahme alle anderen Ausgaben zwei voluminöse Bände aufzuwenden pflegen. Dabei hat jede Kolumne nicht mehr als 40 Zeilen (mit ca. 45 Buchstaben) und genügende Lichtweiten. Die Gesamtstärke des Buches ist aber nur die des kleinen Mannesfingers, da der Druck auf indischem Seidenpapier hergestellt ist. Die typographische Ausführung ist trefflich geraten, die Buchstaben und Worte scharf und klar, und der Gesamteindruck der aufgeschlagenen Kolumne wird in keiner Weise von Gegenbildern durchgeschlagener Buchstaben oder Worte gestört. Die Blätter lösen sich beim Umschlagen leicht voneinander. Der biegsame Einband, dunkelrotes Leinen, zeigt geschmackvolle Pressung auf den Deckeln, reiche Goldverzierungen mit Titeldruck auf dem Rücken und den oberen Buchschnitt vergoldet. Das Gewicht ist minimal, was sich namentlich beim Reisegebrauch vorteilhaft bemerklich macht. Übrigens verträgt das Material wie die Einrichtung auch ständige Benutzung. Endlich — und damit schliefsen wir unsere Empfehlung — kostet das schön ausgestattete Exemplar nur zwei Mark, so dafs also auch in der Beziehung die landläufigen Ausgaben erheblich unterboten sind. **R.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 8. März. Nr. 5, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

49) **Thukydides** erklärt von **J. Classen.** IV. Band. 4. Buch. 3. Auflage bearbeitet von **J. Steup.** Berlin, Weidmann, 1900. 313 S. 8. ℳ 3.—.

Die Neubearbeitung des 4. Buches der J. Classenschen Thukydidesausgabe durch J. Steup tritt ebenbürtig neben die der anderen Bücher, die von demselben Gelehrten besorgt ist. Der Text und der Kommentar ist mit derselben Umsicht und Gewissenhaftigkeit durchgesehen, und die einschlägige Litteratur ist in demselben Umfang beigezogen und mit ebenso selbständigem Urteil verwertet. So entspricht die neue Auflage in jeder Hinsicht dem jetzigen Stand der Thukydidesforschung.

Nach diesem allgemeinen Urteil über die neue Auflage will ich auf die Feststellung des Textes etwas näher eingehen. Der neue Herausgeber hat die Überlieferung an einer Reihe von Stellen gegen Änderungsversuche der Gelehrten mit Recht in Schutz genommen, so 32, 4: *κατὰ νώτου*

τε αἰεὶ ἔμελλον κτλ., 42, 3: ἐν Λευκαδίᾳ, 45, 2: Μεθώνην, 62, 2: ἢ δοκεῖτε κτλ. unter Aufnahme von παύσειεν und ξυνδιασώσειε. Auch an anderen Stellen hätte er dies thun können; so 3, 3, wo καταλαμβάνων zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unmöglich ist: „wenn er wolle, dafs die Stadt Geld ausgebe, dadurch dafs er dieso Punkte besetze"; καταλαμβάνων tritt also als nähere Bestimmung zu βούληται τὴν πόλιν δαπανᾶν, ausdrückend, inwiefern dieses stattfindet. — 14, 5: καταστάντες δὲ ἑκάτεροι ἐς τὸ στρατόπεδον, vgl. 3, 86: καταστάντες οὖν ἐς Ῥήγιον; beide, Athener und Lakedämonier, nahmen in dem Lager eine feste Stellung ein; mit dem Lager ist natürlich das der Landtruppen gemeint, wohin sich die Schiffe zurückzogen. Dafs die Athener schon von vornherein bei Demosthenes' Lager landen wollten, zeigt 13, 3.—16, 1: Ἀθηναίους δὲ τοῖς κτλ.; die Apposition zu σῖτον τακτὸν καὶ μεμαγμένον umfafst nur die Worte δύο χ. ἑκάστῳ Ἀ. ἀλφίτων; daher ist auch hinter ἀλφίτων Komma zu setzen; καὶ δύο κοτύλας κτλ. führt σῖτον weiter: Brot, Wein und Fleisch. — 18, 4: σωφρόνων δὲ ἀνδρῶν κτλ.; der Relativsatz οἵτινες ... ἔθεντο kann nur bedeuten: „wenn sie, wie es ihre Sicherheit verlangt, die Vorteile für zweifelhaft halten"; diese Bedeutung erfordert das Vorhergehende: ὥστε οὐκ εἰκὸς κτλ. und das Nachfolgende: τόν τε πόλεμον κτλ.; die Worte καὶ τοῖς ξυμφοραῖς κτλ. sind Zwischensatz, durch τἀγαθὰ κτλ. veranlafst; sie sollen den Wert einer solchen Auffassung der Dinge durch Hinweis auf das Gegenteil noch erhöhen: eine solche Auffassung bewährt sich im Glück und Unglück; übrigens schlage ich καὶ ⟨γὰρ⟩ ταῖς ξ. κτλ. vor. — 24, 2: ἐσεβεβλήκεσαν πανδημεί; die Einschiebung von πάλιν ist unnötig, da nichts in dieser Stelle zu einer Zurückweisung auf den früheren Einfall zwingt. — 47, 1: ὡς δὲ ἔπεισαν κτλ.; das Subjekt von ἐλήφθησαν wird aus ὡς ἔπεισαν ohne Schwierigkeit ergänzt: οἱ πεισθέντες; wollte man es beifügen, müfste man ⟨ἐκεῖνοι⟩ ἐκπλέοντες schreiben, nicht ⟨οἱ⟩ ἐκπλέοντες, wie der Hrsg. thut; denn ἐκπλέοντες kann nur als nähere Bestimmung zu ἐλήφθησαν treten. — 53, 3: πᾶσα γὰρ ἀνέχει κτλ.; dafs zu Lande an feindliche Angriffe auf Lakonien nicht leicht zu denken war, sagt der Hrsg. im Kommentar selbst; so bleiben nur die Angriffe zur See, deren Leichtigkeit und Häufigkeit Thukydides damit begründet, dafs das Land ganz in das Meer hinausreiche; eine Seestation auf Kythera konnte bei der günstigen Lage dieser Insel dem Seeräuberunwesen steuern. — 73, 1: οἰόμενοι σφίσιν κτλ.; die Lakedämonier bleiben in Schlachtstellung, weil sie glauben, die Athener greifen an; nur so pafst

auch das folgende καὶ τῶν Μ. κτλ.; aber sie wollen nicht zuerst angreifen, weil sie ihren Zweck anch ohne Kampf ebensogut erreichen, falls die Athener, was möglicberweise aucb gescbehen könnte, nicht zum Angriff übergeben. — 76, 4: ἐπὶ τὸ Δήλιον; denn die Besetzung von Delion ist die Hauptsache; die anderen Besetzungen dienen nur dazu, diese zu ermöglichen. — 87, 4: οὐ γὰρ δὴ εἰκότως κτλ.: „denn sonst würden wir ja" u. s. w.; damit wird, was der Hrsg. allerdings in Abrede stellt, ein Beweis für das Vorhergehende gegeben; dieser liegt in dem Vernunftgemäfsen und Folgerichtigen ihrer Handlungsweise. — 96, 2: ἑκατέρων τῶν στρατοπέδων τὰ ἔσχατα; warum der Hrsg. ἑκάτερα wünscbt, ist mir nicht klar geworden; meiner Meinung nach ist der Satz: „und auf beiden Seiten kamen die äufsersten Flügel nicht ins Handgemenge" vollständig passend. — 118, 4: καὶ τὴν νῆσον, ἥνπερ ἔλαβον οἱ Ἀθηναῖοι, ἔχοντας κτλ.; ἔχοντας schliefst sich an τοὺς δὲ ἐν Νισαίᾳ κτλ. an, und dafs es sich um eine von den Athenern genommene Insel bandelt, ist ja deutlich gesagt; daher ist die Ergänzung von ⟨ἐπὶ Λοκροῖς, τοὺς Ἀθηναίους⟩ vor ἔχοντας unnötig. — 118, 11: καὶ ὡμολόγησαν κτλ.; diese Worte setzen den Relativsatz fort: Laches beantragte, den Waffenstillstand abzuschliefsen in der Art, wie die Lakedämonier und ibre Bundesgenossen zugeben und vor dem Volke erklärten, nämlich dafs der Waffenstillstand ein Jabr dauere; so erledigen sich alle Bedenken des Hrsg.; Asyndeton ist nicbt da, Dauer des Waffenstillstands wird nur einmal festgesetzt, und Verschiedenheit der Tempora ist begründet.

An anderen Stellen hat der Hrsg. die Überlieferung gut abgeändert und verbessert; so 4, 1: [τοὺς στρατιώτας], aber im Folgenden hätte er ἡσύχαζον ὑπὸ ἀπλοίας, μέχρι κτλ. beibehalten sollen; denn die Verbindung von ὑπὸ ἀπλοίας mit σχολάζουσιν ist kaum möglich. — 9, 2: [προθυμήσεσθαι] nach dem Vorgang anderer; im folgenden § erklärt der Hrsg. οὔτε γὰρ ... ἐτείχιζον für unecht; schreibt man aber οὐ γὰρ κτλ., so lassen sich die Worte als erklärender Zwischensatz zu σφίσι δὲ τοῦ τείχους κτλ. wobl halten; οὐ wurde unter dem Einflufs des folgenden τέ zu οὔτε, als man den Satz irrtümlicherweise seines parenthetischen Charakters entkleidete. — 24, 1: οἱ [ἐν τῇ Σικελίᾳ] Συρακόσιοι. — 25, 2: [ἐς τὰ οἰκεῖα στρατόπεδα, τό τε ἐν τῇ Μεσσήνῃ καὶ ἐν τῷ Ῥηγίῳ]. — 65, 4: οὕτω τῇ τότε παρούσῃ εὐτυχίᾳ [χρώμενοι] ἠξίουν. — 68, 3: ⟨καὶ⟩ ξυνέπεσε γὰρ κτλ.; καί konnte nach δεδωκέναι leicht ausfallen. — 92, 5: κατατρέχειν mit Reiske; danach

nimmt er mit Junghahn eine Lücke an, die er mit den Worten καὶ τῶν τοιούτων τὸ θράσος ἧσσα ἐπιγενομένη φιλεῖ ἐπὶ πολὺ κατέχειν ergänzt, damit das folgende Beispiel der Schlacht bei Koronea passe. Ob dies nötig ist? Im Vorhergehenden wird der allgemeine Gedanke ausgesprochen, dafs der Ruhige und dem Kampfe Abgeneigte mehr von seiten der Feinde zu leiden hat als der Mutige und bei günstiger Gelegenheit selbst Angreifende. Dies wird durch den Hinweis auf die Schlacht bei Koronea, in der die Böoter die Athener angriffen und sich durch ihren Sieg lange Zeit gegen Einfälle der Athener sicherten, hinlänglich klargestellt; Punkt für Punkt braucht das Beispiel nicht zu stimmen.

Allerdings fehlt es auch nicht an Stellen, die man anders hergestellt wünscht, als es der Hrsg. gethan hat. 9, 3 ist mit Umstellung zu schreiben: τοῦ τε γὰρ χωρίου τὸ δυσέμβατον ἡμέτερον νομίζω μενόντων ἡμῶν, ὑποχωρήσασι δὲ ⟨οὐ⟩ ξύμμαχον γίγνεται· καίπερ ⟨γὰρ⟩ χαλεπὸν ὂν κτλ. Die Verwirrung rührt wahrscheinlich daher, dafs ὑποχωρήσασι δὲ οὐ vergessen und dann am Rande oder zwischen den Zeilen nachgetragen war. In § 4 ist mit Tilgung der späteren Zusätze zu lesen: καὶ οὐκ ἐν γῇ [στρατός ἐστιν] ἐκ τοῦ ὁμοίου [μείζων], ἀλλ' ἀπὸ νεῶν κτλ. — 27, 1 steckt in ἅμα der Überrest eines ursprünglichen χειμάζουσιν; so gewinnt man die zu τῶν τε ἐπιτηδείων κτλ. unentbehrliche Zeitbestimmung und zugleich den Gegensatz zu οὐδ' ἐν θέρει; auch καί vor οὐδ' ἐν θέρει, das Krüger für verdächtig erklärt, bekommt so seine richtige Bedeutung als Verbindungspartikel der beiden Participia. — 28, 2 hält der Hrsg. durch die Schreibung καὶ οὐκ ἂν [οἰόμενός] οἱ αὐτὸν τολμῆσαι ὑποχωρῆσαι; aber es läfst sich nicht leugnen, dafs der Satz nach δεδιὼς ἤδη lästig und störend nachhinkt. Am besten wird es sein, ihn als Stück einer Erklärung mit Krüger auszuschliefsen; andernfalls mufs man ihn mit Jahn zwischen ἀφιέναι und ἑτοῖμος ἦν stellen, natürlich mit Ausschliefsung von οἰόμενος. In § 4 ist es das Einfachste, mit Portus ⟨καὶ⟩ τοξότας zu schreiben. — 30, 3 schreibt der Hrsg. ἐσπέμπειν τότε, ὡς ἐπ' ἀξιόχρεων τοὺς Ἀθηναίους μᾶλλον σπουδὴν ποιεῖσθαι und erklärt: „so dafs die Athener sich um etwas Bedeutenderes, etwas, das es in höherem Grade verdiente, Mühe geben.“ Indes ist ὡς = ὥστε in solchen Sätzen bei Thukydides selten, die Verbindung von μᾶλλον mit ἀξιόχρεων kaum möglich, die Setzung des Subjekts τοὺς Ἀθηναίους auffällig und die Hinübernahme von τότε zum Vorhergehenden, wo schon πρότερον als Zeitpartikel steht, störend. Auch hier wird Krüger mit

der Umstellung des Satzes zwischen οὖσαν und τὴν ἐπιχείρησιν das Richtige getroffen haben. — 34, 3 ist vielleicht ἐναπεκέκλαστο aus ἐν ἀσπίσιν ἐκέκλαστο verdorben. — 36, 3 nimmt der Hrsg. eine Anakoluthie an, indem der Kausalsatz in seinem zweiten Teile zugleich die Erzählung fortsetze. Dies ist nicht nötig; die Worte ἐκεῖνοί τε κτλ. bis ἀμφίβολοι ἤδη ὄντες bilden einen erklärenden Zwischensatz, in welchem zu dem gemeinsamen Prädikat διεφθάρησαν die Partic. τῇ ἀτραπῷ περιελθόντων τῶν Π. und ἀμφίβολοι ἤδη ὄντες treten, um den Grund des διεφθάρησαν anzugeben; beidemal wurde die Besiegung durch Umzingelung herbeigeführt; διαφθαρῆναι nimmt schon Krüger mit Recht in Schutz. Im Hauptsatze als Wiederaufnahme des vorhergehenden βαλλόμενοι ἀμφοτέρωθεν ἤδη wäre ἀμφίβολοι ἤδη ὄντες störend. — 37, 1 ist ὅτι mit dem Papyrus zu streichen; es ist späterer — und sehr bezeichnender — Zusatz. — 63, 1 weist der Hrsg. mit Recht Herbsts Ansicht über τό entschieden zurück; er selbst ändert die Überlieferung διὰ τὸ ἤδη φοβεροὺς παρόντας Ἀθηναίους in δι' ἤδη κτλ. Aber dafs δι', etwa unter Einflufs des vorhergehenden διὰ τό, ebenfalls zu διὰ τό entstellt worden wäre, ist wenig wahrscheinlich; viel leichter konnte παρεῖναι τοὺς zwischen φοβερούς und Ἀθηναίους zu παρόντας werden, wie VIII 105, 2 διώκειν zu διώκοντες; ich lese also διὰ τὸ ἤδη φοβεροὺς παρεῖναι τοὺς Ἀθηναίους. — 67, 3 ist ἀφανὴς jedenfalls verschrieben; der Hrsg. schlägt ἀμελὴς vor; mir gefällt besser: ὅπως τοῖς ἐκ τῆς Μινῴας Ἀθηναίοις διὰ κενῆς δὴ εἴη ἡ φυλακή, vgl. IV 126, 5: ἥ τε διὰ κενῆς ἐπανάσεισις τῶν ὅπλων. — 69, 3 hätte sich der Hrsg. mit Stahls τείχη ⟨ἦγον⟩ zufrieden geben sollen; διῆγον ist weniger wahrscheinlich zwischen τείχη und διελομένη. — 72, 3 steckt in ἀλλ' sicher πάλιν, τελευτήσαντες aber halte ich für zusammengeschrieben aus τελευτῶντες νικήσαντες; ich lese also βεβαίως οὐδέτεροι τελευτῶντες νικήσαντες ἀπεκρίθησαν πάλιν, οἱ μὲν Βοιωτοὶ κτλ.; der Hrsg. vermutet mit Umstellung von ἀλλ' nach οὐ μέντοι den Ausfall von περιγενόμενοι hinter οὐδέτεροι. — 73, 4 schreibt der Hrsg. ἢ σφαλέντας τῷ βελτίστῳ τοῦ ὁπλιτικοῦ βλαφθῆναι τοῖσδε ξυμπάσης τῆς δυνάμεως (καὶ τῶν παρόντων μέρος ἕκαστον κινδυνεύειν εἰκότως ἐθέλειν τολμᾶν), χρόνον δὲ κτλ.; aber dagegen erheben sich viele Bedenken, zunächst der Artikel beim Prädikat, dann die Verbindung τῷ βελτίστῳ τοῦ ὁπλιτικοῦ ξυμπάσης τῆς δυνάμεως, ferner τῶν παρόντων μέρος ἕκαστον mit Bezug auf diesen besten Teil der Hopliten und endlich der auffallende Gedanke der Parenthese. Die natürliche Beziehung von ξυμπάσης τῆς δυνάμεως

geht auf die Peloponnesier, vgl. 72, 2, und nur von diesen kann auch *μέρος ἕκαστον* gesagt werden, im Gegensatz zu *τῷ βελτίστῳ τοῦ ὁπλιτικοῦ*. Daraus folgt, dafs man das überlieferte *τοῖς δὲ* beibehalten und auf die Gegner der Athener beziehen mufs. In der Überlieferung des Satzes *τοῖς δὲ κτλ.* ist nach *καὶ τῶν* eine Lücke, die ich mit *ξυμμάχων* ausfüllen möchte, vgl. 74, 1; aufserdem ist die Verbindung von *κινδυνεύειν ἐθέλειν τολμᾶν* unmöglich. Der Fehler scheint in *εἰκότως* zu liegen; denn wie der Hrsg. bemerkt, wollen ja die Peloponnesier nicht kämpfen. Ich schlage *ἀλλ' οὐδ' ὥς* vor und lese demnach: *τοῖς δὲ ξυμπάσης τῆς δυνάμεως καὶ τῶν ⟨ξυμμάχων⟩ παρόντων μέρος ἕκαστον κινδυνεύειν, ἀλλ' οὐδ' ὥς ἐθέλειν τολμᾶν*, als Parenthese, angeschlossen an das Vorhergehende: „bei den Gegnern aber, bei denen die ganze Macht samt den Bundesgenossen sei, laufe jeder Teil Gefahr, und trotzdem hätten sie keine Lust, den Angriff zu wagen." — 80, 3 wünscht der Hrsg. *τὴν ἰταμότητα* st. *σκαιότητα* oder *νεότητα*; ich ziehe *ἀβεβαιότητα* vor, das sich wieder bei Polybios findet. — 85, 7 meint der Verf., vor *ὥστε* sei etwa ausgefallen *καὶ προσέτι χρημάτων δαπάνῃ ἐφθάραται*; aber eine solche Bemerkung pafst hier, wo vom Angriff der Heere die Rede ist, nicht; richtiger ergänzt Herwerden nach *ὥστε ⟨καὶ πάνυ χρὴ θαρσεῖν, ὡς⟩*. Besser ist vielleicht noch *ὥστε ⟨τοῦτο μηδὲν μᾶλλον ποιῆσαι νῦν, ὡς⟩*, bezw. *ὥστε ⟨τοῦτο πολλῷ ἔτι ἧσσον ποιῆσαι νῦν, ὡς⟩*. — 96, 3 will der Hrsg. *οἵπερ παρῆσαν Θ.* st. *οἵπερ διεφθάρησαν Θ.* schreiben; richtiger erscheint mir *οἳ περιελήφθησαν Θ.* — 98, 6 hätte der Hrsg. bei Reiskes, von Classen aufgenommener Lesung *κατειργομένῳ* stehen bleiben sollen; der Satz ist allgemein und kann nur allgemein sein; *τῷ* kann nicht mit *πολέμῳ* verbunden werden, wie *δεινῷ τινι* zeigt, sondern gehört zum Particip., und *πρὸς τοῦ θεοῦ* bedeutet: „von seiten des betreffenden Gottes". Der subjektslose Genet. abs., den der Hrsg. herstellt, ist nicht zu verstehen. — 108, 5 will der Hrsg. *αὐτῷ ἐπὶ Νίσαιαν* streichen; ich möchte lieber in *μόνῃ* den Rest von *στρατευσαμένῳ* erblicken. — 117, 2 lautet in der Überlieferung: *τοὺς γὰρ δὴ ἄνδρας περὶ πλείονος ἐποιοῦντο κομίσασθαι ὡς ἔτι Βρ. εὐτύχει*; der Schol. zu Aristoph. Pax 479 bietet *ἕως ὅτ' ὁ Βρ.*; darin liegt, glaube ich, *ἢ ὅσ' ἔτι Βρ.*, und demnach wäre zu lesen *ἢ ὅσ' ἔτι Βρασίδας εὐτυχοῖ*: „ihre Männer zurückzuerhalten schätzten sie höher als alle glücklichen Erfolge, die Br. noch habe", woran sich dann das Folgende, das gerade an diese etwaigen weiteren glücklichen Erfolge des Brasidas anknüpft, passend auschliefst.

Der Hrsg. nimmt nach κομίσασθαι eine Lücke an, in der gestanden habe: ἢ ἐς ἐλπίδας μεγάλας καθίστασθαι. — 118, 14 ergänzt der Hrsg. βουλεύσασθαι ⟨Ἀθηναίοις προθεῖναι περὶ τῆς καταλύσεως τοῦ πολέμου πρεσβείας ἐλθούσης πρὸς⟩ Ἀθηναίους; aber davon ist nur προθεῖναι brauchbar, da alles andere schon in dem Satze steht. Ich meine, προθεῖναι steckt in πρῶτον, das hier keinen Sinn hat, und statt Ἀθηναίους ist das ursprüngliche Ἀθηναίοις wieder herzustellen. — 130, 6 ändert der Hrsg. ἐς τὴν Μένδην ⟨τὴν⟩ πόλιν; besser und richtiger lesen andere τὴν πόλιν; ἐς τὴν Μένδην, das hier nach dem vorhergehenden πρὸς τῇ πόλει unmöglich ist, macht ganz den Eindruck eines Glossems zu ἐσπεσόντες. — 132, 2 will der Hrsg. dadurch in Ordnung bringen, dafs er τὸ στράτευμα hinter Θεσσαλῶν stellt; einfacher ist die Ausschliefsung von καὶ τὴν παρασκευήν, das offenbar einem fremden, aus παρασκευάσας τοὺς ἐν Θ. ξένους entstandenen Zusatz zu διεκώλυσε τὸ στράτευμα sein Dasein verdankt.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

50) **E. Rohde, Kleine Schriften.** 1. Band: Beiträge zur Chronologie, Quellenkunde und Geschichte der griechischen Litteratur. 2. Band: Beiträge zur Geschichte des Romans und der Novelle, zur Sagen-, Märchen- und Altertumskunde. Mit Zusätzen aus den Handexemplaren des Verfassers. Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr, 1901. XXXI, 436 u. 481 S. 8. ℳ 24.—.

E. Rohde hat neben seinen beiden Hauptwerken, dem griechischen Roman und der Psyche, eine ganze Reihe von Aufsätzen und Rezensionen veröffentlicht, die sich auf das Studium der Altertumswissenschaft erstrecken. Einige davon sind als selbständige Schriften im Buchhandel erschienen; die meisten aber finden sich da und dort in Zeitschriften zerstreut und sind deshalb vielen weniger zugänglich.

Um nun die Benutzung der letzteren nach Möglichkeit zu erleichtern, hat sich Fr. Schöll, von O. Crusius und W. Schmid unterstützt, der dankenswerten Mühe unterzogen, sie, soweit sie nicht rein textkritischer Natur oder von geringerer Bedeutung sind, zu sammeln und, durch Zusätze aus den Handexemplaren des Verf. vermehrt, in zwei stattlichen Bänden herauszugeben. Der erste von diesen umfafst die Beiträge zur Chronologie, Quellenkunde und Geschichte der griechischen Litteratur, also lauter Arbeiten, die der Hauptsache nach nur ein rein philologisch-historisches

Interesse haben, während der zweite die Aufsätze vereinigt, die auch für die weitere Litteratur-, Sagen- und Altertumsforschung in Betracht kommen. Der Vortrag über griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient wurde hier weggelassen, weil er schon der zweiten Auflage des griechischen Romans als Anhang beigegeben ist. Die Zusätze aus den Handexemplaren des Verf. sind in der Regel kurz, meistens Stellennachweise, die des Herausgebers, wie er selbst in der Vorrede S. VI sagt, rein formal; beide sind im Text durch spitze Klammern kenntlich gemacht.

Auf den Inhalt der einzelnen Aufsätze brauche ich hier nicht näher einzugehen; die sicheren Ergebnisse dieser Forschungen hat die Wissenschaft gröfstenteils schon aufgenommen und wird sie auch weiter aufnehmen. Ich begnüge mich daher, hier noch beizufügen, dafs der Herausgeber durch die Beigabe eines sorgfältigen und umfangreichen Namen-, Sach-, Wort- und Stellenregisters die Benutzung der Aufsätze aufserordentlich erleichtert hat.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

51) **Karl Krumbacher, Ein dialogischer Threnos auf den Fall von Konstantinopel.** Sep.-Abdr. a. d. Sitzungsber. d. phil.-hist. Kl. d. k. bayer. Ak. d. W., 1901. Heft III. München, in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth), 1901. Mit 2 Tafeln Lichtdrucken nach dem Cod. Oxon. Misc. 302 und Cod. Venet. Marc. VII, 43. S. 329—362. 8.

Dieser von Krumbacher zum erstenmal herausgegebene Threnos gehört in die Reihe der durch den Fall von Konstantinopel 1453 hervorgerufenen litterarischen Erzeugnisse. Von Handschriften ist der Cod. Oxon. und Cod. Venet. bekannt, beide aus dem 16./17. Jahrhundert, beide mit äufserst verwahrloster Orthographie und beide redaktionell stark unter sich abweichend, also wohl, wie K. annimt, freie Bearbeitungen ein- und desselben Werkes, wie bei der Überlieferung vulgärgriechischer Gedichte sehr oft sich findet. Der Wert des Threnos ist nach K. untergeordnet; der Verf. scheint ihm ein ganz ungebildeter Mann, wahrscheinlich ein Geistlicher, zu sein. „Immerhin", sagt K., „ist das Werkchen als wehmütiges Stimmungsbild aus der Zeit der tiefsten Erniedrigung des griechischen Volkes interessant."

Karlsruhe. **Oster.**

52) **C. Fr. v. Nägelsbach, Übungen des lateinischen Stiles für reifere Gymnasialschüler.** III. Heft, achte vermehrte und verbesserte Auflage in zwei Abteilungen: Text und Anmerkungen, bearbeitet von **Iwan v. Müller.** Leipzig, Fr. Brandstetter. VIII, 80 u. 88 S. 8. ℳ 1.60.

Da Nägelsbachs Stilübungen ihre Vortrefflichkeit vorzüglich dem nach dem adäquatesten lat. Ausdrucke strebenden Kommentar verdanken, so hat der Bearbeiter der achten Auflage dieses Heftes vor allem nochmal alle jene Vorschläge erwogen, die weil. Prof. Kraz in Stuttgart (Württemb. Korrespondenzbl. 1860 u. s. w.) gemacht und bereits Baumann der dritten Auflage (bespr. B. Ghl. XI, 180) einverleibt hatte; die meisten derselben gelassen, wie *scilicet?* statt (oder neben) *egone?* 13, x, *obequitare* statt *provehi* 50, l, die eklatante Verbesserung 50 dd. *equus vacuus* (ledig fl. R.) *errans* statt *vagus errans* u. s. w., manches aber auch mit Recht beaustandet, wie z. B. 13, 6 *h* das mifsverstandene *decipi in spe* oder *spe* für *spe deici, depelli* u. dgl. oder das zu 22, a für „leider“ vorgeschlagene *nescio quo modo,* hier nicht zu gebrauchen, denn die bedauerliche Thatsache ist keineswegs unerklärlich —; entweder mit *N. scilicet,* oder gar nichts, zumal *tantum* folgt (leider nur)! Aufserdem hat der Herausgeber seine eigenen Zusätze zur 7. noch von B. besorgten Auflage (bespr. B. Gbl. XVI, 480) nach nochmaliger Prüfung aufgenommen, so 30, c für „Zeitung“ *diurna urbis acta* u. a. statt des singulären *diurna actorum scriptura,* ibid. k für „Dampfwagen“ *currus v. m.,* nicht *machinae,* zu 31, dd für „Mächte“ (allgemein) *potestates* nicht mehr beschränkt auf Zivilbeamte (weil häufig verbunden mit *imperia,* Militärbeamte), sondern nach Cic. Phil. 2, 52 noch zugelassen für *principes* überhaupt, zu 59, d „redende Erörterung“ dem liv. *verborum disceptationis res est* beigefügt das ciceron. *res in dicendi disceptationem aut controversiam vocatur* u. a. — Vor allem aber unterscheidet sich die neue Auflage von ihren Vorgängerinnen wesentlich dadurch, dafs diese nicht mehr blofs auf die Schüler Bedacht nimmt, sondern auch auf den künftigen Lateinlehrer. Die naheliegende Frage, ob dies auch im Sinn und Geiste des Verf. gelegen, möchte ich nicht verneinen; der selige Nägelsbach hatte selbst schon ein solches Bedürfnis empfunden, wenn er am Schlufs der Vorrede zur zweiten Auflage sagt: „Dafür hoffe ich“ u. s. w., und was Nägelsbachs kongenialster Schüler bereits für dessen Stilistik in systematischem Zusammenhange gethan, das bietet er uns, bezw. der Schule hier sporadisch, Früchte reicher

Belesenheit und gründlichen Forschens. Angenehm berührt es, dafs nicht, wie in so manchen Stilübungen, für jedes *quisque* mit Sup. oder ein einfaches *cum-tum,* oder *idem* auch, *non-nisi* nur, u. dgl. immer die §§ der Schulgrammatiken citiert sind, als ob Primaner darüber erst ab ovo zu belehren wären! (zu 9, v könnte daher wohl ein *„penes"* ganz wegfallen). Es genügt dafür ein kurzer Wink, in Form einer Frage (Tempus? Modus?), oder ein Musterbeispiel, um an Bekanntes zu erinnern. Etwas anderes ist es dagegen, wenn *ut quisque,* „jedesmal wenn", oder „je nachdem", oder wenn bei den korrelaten *cum-tum* (wenn das ist, dann ist das) die Anwendung des Konjunktives im Vordersatze in bestimmten Fällen (zwar, aber ganz besonders, 13, a), oder das determinative *is, incl. idem* statt eines zweiten Relatives, kurz, wenn Dinge eingehender behandelt werden, die einem Schüler weniger in die Feder wollen; daher vermisse ich für das konzessive Rel. zu 13, x: soll ich, da mein Vater u. s. w. die kurze Frage: *cum meus?* Einen reichlicheren Beispielnachweis (oft auch mit Angabe des Kommentators für einzelne Mustererklärungen, wie 42, i und 4, k), sowie häufigeres Citieren von Nägelsbachs Stilistik (auch Hdb. u. Kr. Schm.), sowie eingehendere Bemerkungen über einzelne syntaktische Erscheinungen erforderte natürlich die Rücksicht auf die Selbstbelehrung des Lehrers — und diese kommt ja stets auch dem Schüler zu gute. So ist (16, b) bei dem beschränkenden *ita* mit nachfolgendem *ut* „zwar, aber so, aber nur so, dafs", auch an dessen Gebrauch in allgemeinen Lebensregeln erinnert, „nur unter der Bedingung, dafs, nur insofern, als" u. s. w. Besonders genau erörtert sind einzelne in ihrer eigentlichen Bedeutung und ihrem vollen Gebrauche noch zu wenig erkannte und bekannte Partikeln, wie zu 3, o das prägnante *enimvero* (vgl. *verum enimvero*) incl. Wortstellung, zum Ausdruck des Unwillens: das ist denn doch zu —, vielfach falsch erklärt durch „natürlich", „allerdings"; ferner 50, k *profecto* als Ersatz oft für ein weitschweifigeres *videtur, existimandus est,* „der mufs", mit vielen Parallelstellen aus Cic. Liv. und Curt. u. s. w. — Auch in phraseologisch-stilistischer Beziehung begegnen wir zahlreichen Anregungen und Belehrungen, sowohl für einzelne Ausdrücke als für Redensarten. Neu ist: 1, h für „unversöhnlich zürnen" *implacabiliter,* möglich nach *implacabilius ir.* bei Tac., 3, h: „etwas war vergessen": *rei memoria prope iam aboleverat* nach Liv., 30, x: Ciceros *multis, omnibus partibus maior,* statt *infinito*; 40, p: Blutgerüst *catasta* (nach Klotz Lex.), anschaulicher als *patibulum*; 60, q für unser „Gelehrtenschulen": *ludi ingenuarum*

artium nach Aur. Vict.; ausführlicher besprochen ist zu 43, r: „gewinnen, herausschlagen" *reficere*, aus der wirtschaftlichen Sprache, als *causativum* zu *redeunt fructus*; 40, k *emancipatus*, aus der Juristensprache; zu 39, v: *refere alicui* im Sinne von „entgegenhalten, replizieren", dafür auch *respondere* zu verwenden, nicht aber auch *obicere* oder *reponere*, doch wohl auch *opponere rem*; zu 29, a der Ausdruck „moralisch unerlaubt", *illicitas*, auch *inconcessus*, *non concessus*, *impermissus* nach Bedeutung und Gebrauch näher beleuchtet; zu 10, h: „es handelte sich um nichts geringeres, als" bemerkt, dafs das bisher aus Florus zur Mitverwendung vorgeschlagene: *(aliquid) nihil in se minus habet* (für den Gedanken ebenso falsch, wie etwa ein *nihil minus agebatur*) nunmehr nach Madvigs Emendation lautet: *nihil insignius habet!* Hier also entweder mit *M. nulla minor res agebatur* oder mit *N. haud parvam rem agebat* — *urus!* Feinsinnig ist zu 43, h: „wenn ich diesen Kelch durchaus leeren (*exhaurire*) mufs" die Betrachtung über den tropischen Gebrauch von *poculum* und *κρατήρ* nach verschiedenen Seiten, zu 25, h: „jemand hat mir's angethan, bin von jemand wie bezaubert" das über *delenimenta* und *θελκτήριον* Gesagte statt etwa pros.*mirifice delectari aliquo* u. s. w. — Die Übersetzungsproben sind aufser einigen schon gemachten Änderungen: *ad futura* (VII, 1), nachdrucksvoller ans Ende gestellt, und V, 11: *consternatione* statt *pavore* (*uti?*) unverändert geblieben; zu V, 11 erlaubt sich Ref. unmafsgeblich einige Vorschläge: *chiliarcharum* (Oberst), präciser als *tribunorum*, *non iam* für *non amplius*, *nebulae* für *nebula*, und statt *ex placito* (und auch *ex pacto*) *consensu* — *ex tacito consensu!*

Möge das Büchlein auch in seiner jetzigen Gestalt seine bisherigen Freunde sich erhalten, neue sich erwerben, und auch das I und II. Heft bald eine ähnliche Bearbeitung erfahren!

Bayreuth. **F. Scholl.**

---

53) **Franz Fafsbaender, Lateinisches Lese- und Übungsbuch für die unteren Klassen** der Gymnasien und Realgymnasien. 1. Abteilung: Sexta. Zweite, verbesserte Auflage, besorgt von Oberlehrer **E. Niesert.** Münster i. W., Aschendorff, 1901. VIII u. 141 S. 8. ℳ 1.25.

Da die vor sieben Jahren erschienene erste Auflage in der Rundschau besprochen worden ist, so erübrigt, die Eigenheiten der zweiten Auflage hier anzugeben. Den Überschriften sind Hinweise auf die Grammatiken

von Faſsbaender, Schultz und Elendt zugefügt. Die Ordnung der deutschen Sätze ist dahin geändert, daſs ihre Übersetzung sofort begonnen werden kann, auch wenn das deutsche Stück zu mehreren lateinischen gehört. Der Übungsstoff ist durch zahlreiche Einzelsätze und 22 Lesestücke erweitert worden. Im Wörterverzeichnis sind zur richtigen Aussprache, wo es zweckmäſsig oder nötig schien, Quantitätszeichen angewendet. Diese Neuerungen sind offenbar geeignet, die Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen

Eupen. **W. Wartenberg.**

54) **Carl Schütz, Kritische Gänge auf dem Gebiete der neueren lateinischen Grammatik.** Heidelberg, Hörning & Berkenbusch, 1901. 30 S. 8. ℳ —.80.

Verf. polemisiert gegen die nach seiner Behauptung „nicht auf klaren, festen, grundlegenden Prinzipien aufgebaute“ Schmalzsche Grammatik und erörtert zu seinem Zwecke die Lehre vom Infinitiv, den Zeiten und den Bedingungssätzen. Er mag das eine und andere schärfer und besser fassen, womit aber nicht gesagt ist, daſs es für die Schulpraxis geeigneter sei; keinesfalls aber ist m. E. der manchmal angeschlagene Ton einem Manne wie Schmalz gegenüber statthaft. Übrigens scheint mir nicht einmal des Verf. erste „grundlegende“ Erläuterung des Unterschiedes zwischen der „grammatischen“ und „logischen“ Ergänzung zutreffend. Denn in dem Satze „Ich will“ fehlt dem Prädikat nicht „der Inhalt, um ein wirkliches Urteil, ein vollständiges Prädikat zu bilden“, so wenig wie etwa in dem Satze „Ich denke“; und es ist mir nicht ersichtlich, wie der Satz „Ich schreibe“ zwar „nach Form und Inhalt ein vollständiges Prädikat“, aber „doch nur einen Teil eines noch unvollständigen Gedankens enthalten“ soll.

Eupen. **W. Wartenberg.**

55) **Carl Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache.** Zum Selbstunterricht für den Anfänger. Halle a. S., Max Niemeyer, 1901. (Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Litteraturen I.) 258 S. 8. ℳ 5.—.

Innerhalb Jahresfrist erleben wir nun schon die zweite Ankündigung einer Sammlung romanischer Elementarbücher. Die erste, unter Leitung von Meyer-Lübke herausgegeben, wurde durch seine „Einführung in das

Studium der romanischen Sprachwissenschaft" ausgezeichnet eröffnet (vgl. Neue Phil. R. Nr. 27), wobei allerdings bemerkt werden mufs, dafs das Werk für den Anfänger wohl zu viele Schwierigkeiten bietet. Die zweite erscheint in dem schon seit Jahrzehnten auf dem Gebiete dieser Wissenschaft rühmlichst thätigen Verlage von Max Niemeyer in Halle a. S., ohne dafs in dem vorliegenden Hefte ein Hauptherausgeber genannt oder ein Plan für die Sammlung von Lehrbüchern aufgestellt würde. Es ist also abzuwarten, ob die zweite Sammlung eine blofse Konkurrenz der ersten oder vielmehr eine willkommene Ergänzung sein wird. Nach dem hier zu besprechenden Werke zu urteilen, scheint es sich um eine Ergänzung zu handeln [1]). Jedenfalls sind beide Veröffentlichungen ein beredtes Zeugnis für den rührigen Eifer und die gründliche Arbeit auf dem Gebiete der romanischen Sprachwissenschaft und Philologie und müssen von Studierenden wie Lehrern der neueren Sprachen mit Freuden begrüfst werden. Erstere namentlich sind den Universitätslehrern im höchsten Grade zu Dank verpflichtet für die bedeutende Erleichterung, die ihrem Studium durch solche Elementarbücher gewährt wird. Ermöglichen sie doch eine viel gründlichere und umfassendere Ausnützung der Studienzeit nach anderen Richtungen hin, ohne dafs an der Hand solch gediegener Werke die Gefahr einer Verflachung der Studien zu befürchten wäre.

Das hier zu besprechende Lehrbuch „ist aus praktischen Übungen hervorgegangen. Seine Veröffentlichung verfolgt den Zweck, dem Anfänger, welchem sich solche elementare Übungen nicht bieten, dieselben zu ersetzen und ihm diejenigen Kenntnisse mitzuteilen, vermöge deren er einer Textinterpretation mit besserem Verständnis zu folgen vermag, als es ohne solche Vorkenntnisse möglich wäre". Wie das Vorwort weiter mitteilt, hat das Werk sein litterarisches Vorbild an Zupitzas „Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen", ein praktisches an den im Sommer 1877 von Prof. F. Neumann (dem das Werk auch gewidmet ist) im romanischen Seminar zu Freiburg i. Br. veranstalteten Übungen. In der That kann man dem Buche auf jeder Seite ansehen, dafs es aus der Praxis hevorgegangen ist und zwar aus den Händen eines Universitätslehrers, dem neben gründlicher Wissenschaftlichkeit offenbar auch ein ganz

1) Wenn auch der Verf. im Vorworte eine „Einführung in das Studium der altfranzösischen Litteratur" ankündigt, die also vielleicht dem altfranzösischen litterarhistorischen Elementarbuch der anderen Sammlung gleichkommen mag.

hervorragendes Lehrgeschick zu eigen ist. Es kann daher jedem, der die oben angegebenen Zwecke verfolgt, außer den angehenden Studierenden der französischen Philologie also auch Lehrern und Lehrerinnen, die sich auf wissenschaftliche Prüfungen vorbereiten bezw. ihre Sprachkenntnisse durch Selbststudium vertiefen wollen, nur aufs wärmste empfohlen werden

Abgesehen von einer kurzen Einleitung besteht die Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache aus vier Teilen. Im ersten werden die ersten 31 Verse von Karls Pilgerfahrt erklärt und daran die Lautveränderungen und sonstigen sprachlichen Eigentümlichkeiten betrachtet. Darauf bringt der zweite Teil eine „systematische Übersicht über die bisher behandelten Lautgesetze“. Der dritte Teil erläutert Vers 32—258 der Pilgerfahrt und Vers 820—870 der Heimkehr von Konstantinopel. Der abschließende vierte Teil endlich giebt eine systematische Übersicht über Lautstand, Formenstand und syntaktische Verhältnisse der Karlsreise. Über das Maß des in dieser Übersicht sowie bei den Erklärungen und Erläuterungen gegebenen Stoffes kann man, wie der Verf. selbst auf S. x bemerkt, verschiedener Ansicht sein. Er hat dabei durchweg den richtigen pädagogischen Takt bewiesen, nicht zu viel und nur in seltenen Fällen zu wenig gegeben. Zu diesen letzteren Fällen rechnet Ref. das Fehlen einer Übersicht über die Hauptlehren der Elementarphonetik. Wenn schon im Sprachunterricht der höheren Lehranstalten, wenigstens was die neueren Sprachen anbelangt, heute die Aussprachelehre und die dazugehörigen Bezeichnungen auf phonetischer Grundlage gegeben werden, so ist das erst recht bei einem wissenschaftlichen Werke erforderlich. Der Verf. muß, da er die betreffenden Kenntnisse voraussetzen will und eine Übersicht nicht gegeben hat, im ersten Teile allerlei umständliche Erläuterungen über die Aussprache bringen, die für den Studierenden gar zu laienhaft klingen (vgl. z. B. S. 8 das über dž Gesagte) und ihm doch keine ausreichende Klarheit über die Lautbildung geben, zumal, wenn in Betracht gezogen wird, daß ein solches Buch für Nord-, Mittel- und Süddeutsche nutzbringend sein soll. Daß der Verf. in der Beziehung zu ängstlich besorgt ist, nicht zu weit zu gehen und als gefährlicher Neuerer betrachtet zu werden, zeigen die Worte S. IX, Z. 8 v. u. „Die Angabe der Aussprache entspricht dem autodidaktischen Zweck des Buches, es ist keine äußerliche Nachahmung moderner Sprachlehren.“ Zweifellos ist bei dem heutigen Stande des Sprachstudiums sowohl für „moderne Sprachlehren“ als auch für die historische Grammatik die be-

schreibende Phonetik die Grundlage der Laut-, bezw. Aussprachelehre, ganz einerlei ob sie praktischen oder theoretischen Zwecken dienen (vgl. u. a. neuerdings Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft, S 60, § 53); und so mufs denn ein Elementarbuch wie das vorliegende naturgemäfs mit der Elementarphonetik beginnen. Der Umfang wäre dadurch nicht gröfser geworden, eher das Gegenteil, aber die Klarheit über die Natur der Lautveränderungen hätte gewonnen.

Im einzelnen erlaubt sich Ref. noch folgende Bemerkungen zu machen: Der Tonvokal in *terre* weicht erheblich von dem e-Laut in norddeutschem „Geschlecht" (S. 5) ab. — S. 9 Z. 5 v. u mufs statt *n* ein *r* stehen; gleich darauf wäre wohl eine Erklärung, warum die Nominativformen n-los werden. erforderlich. — Dafs der Nominativ des Artikels *li* (S. 11, wiederholt S. 61 für *il*) sich am „wahrscheinlichsten" aus der Pluralform *illi* erkläre, ist doch mehr als zweifelhaft, da die Sprache allerdings auf anderen Wegen zu einer gleichen Form für Singular und Plural gelangen konnte, wohl aber kaum einen vorhandenen und verhältnismäfsig wichtigen Unterschied in beiden Formen durch einfache analogische Gleichsetzung aufhob. — Die Angaben über Nasalierung S. 7, 27 u. s. w. werden S. 150 Nr. 6 kurz zusammengefafst, dabei aber der Zusatz gegeben, dafs die Nasalkonsonanten *n* und *m* vor Konsonant zum Gutturalnasal η (deutsch ng) wurden und den vorausgehenden Vokal nasal machten.

Dagegen ist zu bemerken, dafs ein solcher Übergang, d. h. in einem solchen Umfange, durchaus nicht als gesichert anzunehmen ist, dafs im Gegenteil gewisse Erscheinungen in der Entwickelung der Nasalvokale sich auf dieser Grundlage kaum erklären lassen. Es genügt doch, zumal in einem für Anfänger bestimmten Buche, zu sagen, dafs das Gaumensegel statt beim Ansatz des Nasalkonsonanten schon während der Artikulation des Vokales gelockert wird. Der Grad der Lockerung ist bei den verschiedenen Vokalen und wohl auch in den verschiedenen Gegenden und Zeiten verschieden gewesen, man braucht aber durchaus nicht bis zur Bildung des oralen Versschlufslautes *ng* (η) gegangen zu sein. — S. 18 Z. 10 v. u. klingt es, als ob die besprochene syntaktische Erscheinung nur wenig Spuren hinterlassen hätte. In der That aber kommen solche Verbindungen in der heutigen Sprache zu Hunderten vor und werden täglich neugebildet: Man vergleiche nur: Quai Voltaire, rue Casimir Périer, régiment Masséna, Code Napoléon, Affaire Dreyfus, fusil Mauser etc. —

S. 31 unten liegt es für jeden Französisch und namentlich Englisch sprechenden Schüler nahe, zu sagen, dafs das Aussprechen eines stimmhaften Lautes keine „Schwierigkeiten“ mache. — S. 33 unten wäre wohl hinzuzufügen: in der Endung des Infinitivs schliefslich analogisch auch nach anderen Konsonanten, z B. irriter < irritier, traiter > traitier. — S. 39 Z. 6 v. u. konnte darauf hingewiesen werden, dafs auch die moderne französische Vulgärsprache diesen Vorschlag verwendet, z. B. *estatue* sagt. — S. 91 zu trop I scheint es doch zweifelhaft, ob man behaupten darf, der Reibelaut th (þ) sei den Romanen unbekannt gewesen. — S. 107 ist die Bedeutungsentwickelung von qua re = car wohl nur verständlich, wenn das erklärende Wort des Lehrers hinzugefügt wird. Vgl. Tobler, Verm. Beitr. III 79 und Meyer-Lühke, Syntax, S. 634/635 [1]). — S. 107, IV: Die für das Neufranzösische angegebene Möglichkeit gilt nur bis zum 17. Jahrhundert, jedenfalls nicht mehr heutzutage. — S. 135 scheint die Regel „j bleibt vor allen Vokalen als i“ nicht richtig gefafst. — S. 141. Betreffs der Veränderung von facto über faxto zu fait würde die norddeutsche Vulgärform Marcht für Markt für diese Hypothese sprechen. — S. 161. Werden die mit *h aspirée* anlautenden Wörter wirklich mit festem Vokaleinsatz gesprochen? — Das S. 163 unten über die häufige Enklise in der modernen Umgangssprache gesagte wird wohl auch für die ältere Umgangssprache Geltung gehabt haben. — S. 174. Steht es sicher fest, dafs *come* eine jüngere, analogisch gebildete Form ist? — S. 179. Chaste ist Lehnwort nicht blofs wegen des erhaltenen Auslautvokals, sondern auch wegen des erhaltenen *s*. — S. 183 zu oitante verdiente bemerkt zu werden, dafs dieses Zahlwort noch in einzelnen Teilen Frankreichs bezw. der französischen Schweiz lebendig ist in der Form *huitante* bezw. *octante*. — S. 190. Was bedeutet in der Anm. 125 zu virgenes die Angabe „palatale Aussprache des g“? — S. 198 Z. 223. Bei der Angabe über die Bildung der neuen Pluralformen *prenons* etc. hätte der Einflufs des sinnverwandten *tenons* etc., *tendrai* etc. (prendrai) erwähnt werden können. — S. 203 ist die Übersetzung zu 819 nicht glücklich, da dem Schüler gerade klar gemacht werden soll, dafs *que* nicht = als zu setzen, sondern Relativpronomen ist; dazu wären

1) Gegen Letzteren wäre zu bemerken, dafs der Frageton von *car* bei langsamerem Tempo oder in Pausa wohl noch heute zu hören ist, freilich nicht als Frageton verstanden wird; es ist aber dieselbe Hebung der Stimme!

neufranzösische Beispiele als Erläuterung hinzuzufügen. — S. 210 Z. 7 v. o. heifst es wohl besser: im älteren Französisch.

Der Verf. möge aus diesen Bemerknngen ersehen, mit welchem Interesse Ref. das gediegene Werkchen durchgesehen hat. Zum Schlufs sei es nochmals als ein höchst geeignetes Buch für den Selbstunterricht allen empfohlen, die ihre Kenntnis des Französischen auf der Grundlage der historischen Entwickelung zu vertiefen beabsichtigen.

Berlin. **B. Röttgers.**

---

56) **An English Miscellany.** Presented to Dr. **Furnivall** in honour of his seventy-fifth birthday. Oxford. At the Clarendon Press. MDCCCCI. London, Edinburgh and New York: Henry Frowde. XX u. 500 S. 8. geb. 21 s.

Es war im Sommer des Jahres 1899, als im Freundeskreise Dr. Furnivalls zuerst der Gedanke auftauchte, dem um die Anglistik hochverdienten Forscher zum 75. Geburtstag eine besondere Ehrung darzubringen. Der Gedanke fand freudigen Wiederhall, und bereits am 12. Juli 1899 konnte in London eine konstituierende Sitzung stattfinden, in der unter dem Vorsitze von Prof. Ker dreierlei beschlossen wurde: 1) Darbringung eines persönlichen Geschenks an Dr. Furnivall, das in Anbetracht seiner rudersportlichen Neigungen aus einem Ruderboot bestehen sollte. 2) Bildung eines Fonds, der den Fortbestand der von ihm gegründeten Early English Text Society dauernd sichere. Und 3) Herausgabe einer Festschrift nach deutschem Vorbild unter der Redaktion der Professoren Ker, Napier und Skeat. Diese Beschlüsse wurden sowohl auf privatem Wege bekannt gegeben, wie auch auf der 45. Philologenversammlung zu Bremen in der neuphilologischen Sektion zur Kenntnis der Gelehrtenwelt gebracht.

Der Aufruf ist in allen drei Fällen, wie auch nicht anders zu erwarten, von Erfolg gekrönt worden. An dieser Stelle haben wir es nur mit der uns vorliegenden Festschrift zu thun. Der Begriff der Festschrift ist dem Engländer an sich fremd (das Wort selbst ist als Lehnwort ins Englische übergegangen, vgl. z. B. Academy No. 1448, 3. Feb. 1900 und hier S. 494) und es wird somit durch das „English Miscellany" eine schöne deutsche Sitte nach England verpflanzt. Zwar führte ein Recensent dieses Buches in den Notes and Queries zwei ähnliche Fälle in England aus dem 17. Jahrhundert an („*Jonsonus Virbius or the memory of Ben Jonson revived by the friends ... ed. by Dr. Bryan Duppa, Bishop of*

Winchester 1638" und „*Letters and poems in honour of the incomparable princess Margaret, Dutchess of Newcastle. Written by several persons of honour and learning. In the Savoy 1676*"), doch kann höchstens das letztere als ein vereinzelt gebliebener Vorläufer bezeichuet werden, da das erste nach dem Tode Ben Jonson's erschienen ist.

Der Aufforderung, einen Beitrag für die Furnivall-Festschrift zu liefern, sind nicht weniger als 51 Gelehrte, darunter 9 aus Deutschland, gefolgt, und wie man an der Art der Ausführung sieht, mit Begeisterung gefolgt. Der so zu stande gekommene stattliche, mit einem prächtigen Stich des Gefeierten gezierte Band wird durch je ein launiges und ernstes Gedicht von G. Saintsbury und Stopford A. Brooke sehr stimmungsvoll eingeleitet. Ein weiteres vortrefflich gelungenes humoristisches Gedicht von W. W. Skeat im Versmafs der Canterbury Tales ist dem Bande nachträglich lose beigelegt worden.

In den wissenschaftlichen Beiträgen hat die vielseitige Thätigkeit Dr. Furnivall's als Mitglied, Gründer und Leiter mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften beredten Ausdruck gefunden. Mit Rücksicht auf den mir zustehenden Raum ist es natürlich ein Ding der Unmöglichkeit, den reichhaltigen Inhalt des Bandes auch nur annähernd an dieser Stelle wiederzugeben. Indem ich den Leser also im übrigen auf die Festschrift selbst verweise, will ich nur die Beiträge unserer deutschen Gelehrten und von den ausländischen nur einige wenige hervorheben: A. Brandl beweist in einem Artikel „*On the Dictes and Sayings of the Philosophers*", dafs die Behauptung des zweiten Übersetzers dieses Werkes Antoine Wydeville. die Übersetzung seines Vorgängers Guillaume de Tignonville nicht benutzt zu haben, der Wahrheit entspricht. — K. D. Bülbring bringt im Anschlufs an einen kürzeren Aufsatz im Beiblatt zur Anglia (IX, 66 ff. u. 101) eine weitere Ausführung seiner dort angedeuteten neuen Erklärung für „*E und Æ in the Vespasian Psalter.*" — E. Einenkel handelt „*On the history of the x-genitive in the English language*". — E. Flügel über „*Nicholas Udall's Dialogues and interludes*". — Max Foerster gieht in „*Two notes on old English dialogue literature*" „*A fragment of an old English Elucidarium*" und „*Middle English Echoes*". — F. Holthausen steuert „*Emendations to the text of Havelok*" bei, F. Kluge *Anglo-Saxon etymologies.* — E. Koeppels Aufsatz befafst sich mit „*Tautological compounds of the English language*". — L. Morsbach gieht das Muster einer nach allen

Regeln der Editorenkunst hergestellten kritischen Ausgabe einer Original-Pergamenturkunde von Ramsbury in Wiltshire aus dem Jahre 1376, eine bescheidene Abschlagszahlung auf die seit laugem für die Early English Text Society erwaitete, aber (nach den launigen Eingangsworten zu urteilen) anscheinend noch im weiten Felde stehende Ausgabe der *„Early English deeds and documents"*. Die Reihe der deutschen Gelehrten beschliefst A. Wülker mit einer Darstellnug der Geschichte der von Dr. Furnivall gegründeten Early English Text Society in Deutschland.

Von den Beiträgen englischer Gelehrten seien hervorgehoben: Sidney Lee, *Shakespeare and the Elizabethan playgoer*; W. W. Skeat mit (anfechtbaren) Bemerkungen über *„Andreas and Fata Apostolorum"*, H. Sweet, *A source of Shelley's Alastor* und A. S. Napier, *Contributions to old English literature*: 1) *An old English homily on the observance of sunday.* 2) *The Franks Casket.* Alle mit dem Runenkästchen zusammenhängenden Fragen werden eingehend und kritisch behandelt und die einzelnen Seiten in vorzüglichen Bildern wiedergegeben. Man wird, glaube ich, diese Wiedergabe noch der fast gleichzeitig mit der Festschrift erschienenen Vietorschen Reproduktion (*„Das angelsächsische Runenkästchen"*, Marburg 1900) vorziehen, trotzdem in letzterer die Abbildungen gröfser sind. Eine weitere Wiedergabe veröffentlichte E. Wadstein Upsala 1900. Über diese allem Anschein nicht ganz „fair" zu nennende Herausgabe vergleiche man die Bemerkung Napiers auf S. 364 Anm. 3.

Den hervorragendsten Beitrag amerikanischer Gelehrten sehe ich in Mark H. Liddell's Aufsatz *„A new source of the Parson's Tale"*. Bisher war bekanntlich nur für den einen Teil der Parson's Tale eine Quelle bekannt, für den Traktat über die sieben Todsünden (vgl. die Dissertation von Eilers, Erlangen 1882). Durch Liddell ist nun in Ms. Bodl. 923 *„The Clensyng of mannes sowle"* auch für den anderen Teil, die Bufspredigt eine der eigentlichen Vorlage zum mindesten sehr nahestehende Quelle gefunden worden. Eine bahnbrechende Entdeckung! Denn schon dadurch erscheint die Parson's Tale mit allen sich daran knüpfenden Fragen in ganz neuem Lichte. Von welcher Bedeutung der Liddellsche Beitrag für die gesamte Chaucer-Forschung ist, möchte ich hier nur angedeutet haben. An anderer Stelle werde ich ausführlicher darauf zurückkommen.

Der Band wird beschlossen, durch die lange, über acht Seiten füllende Liste der Veröffentlichungen Dr. Furnivall's von H. Littlehales und einem

Bericht über „The commemoration of Dr. Furnivall's birthday". Wem es je vergönnt war, die persönliche Bekanntschaft des Gefeierten zu machen und einen so liebenswürdigen und heiteren Gesellschafter kennen zu lernen, oder wer sich seiner stets hilfsbereiten und selbstlosen Unterstützung in wissenschaftlichen Dingen erfreuen durfte, ja selbst der blofse Kenner seiner Schriften wird eine herzliche Mitfreude empfinden an der in dem „*English Miscellany*" litterarisch und wissenschaftlich ausgeprägten internationalen Ehrung und wird dem an Jahren Alten, im Herzen jedoch ewig Jungen noch manches Jahr ernster Arbeit und heiterer Lebensfreude wünschen.

Zusätze: 1) In die Zeit, die zwischen der Abfassung und Drucklegung dieses Berichtes verflossen ist, fällt eine neue bedeutende Entdeckung auf dem Gebiete der Chaucerforschung. Mifs Kate Oelzner Petersen hat in einer in den „*Radcliffe College Monographs*" erschienenen Abhandlung „The sources of Chaucer's Parson's Tale" nachgewiesen, dafs die letzten Quellen der beiden Teile des Parson's Tale Raymond of Pennaforte's „*Summa Casuum Poenitentiae*" (um 1240) und Guilielmus Peraldus „*Summa seu Tractatus de viciis*" sind. Trotz mehrfacher Bemühungen habe ich dieser neuen Untersuchung noch nicht habhaft werden können, so dafs ich mich hier eines Urteils enthalten mufs. Soviel ich höre, ist Mifs Petersen jetzt in London damit beschäftigt, durch systematische Erforschung aller ähnlichen Werke die Zwischenglieder zu finden.

2) Inzwischen ist es mir möglich gewesen, die von Liddell bruchstückweise veröffentlichte Handschrift in Oxford selbst einzusehen. Mag sie nun die direkte Quelle sein oder nicht (worüber ich zur Zeit, wo ich dieses schreibe, noch schwanke); jedenfalls giebt sie uns noch über die von Liddell mitgeteilten Proben hinaus wichtige Aufschlüsse über einzelne Stellen der Parson's Tale und des Parson's Prologue. Ich möchte nur eins anführen: Pars. Prol. J 55 heifst es:

But nathelees, this meditacioun
I putte it ay under correccioun
Of clerkes, for I am nat textuel; etc.

Man hat auf diese Stelle grofses Gewicht gelegt (H. Simon, Chaucer a Wicliffite, Chaucer Society Second Series 227 sq.) und sie als ein Argument für die Auffassung verwandt, dafs Chaucer sich zu Wiclifs Lehre bekannt habe. Nun haben wir aber in MS. Bodl. 923 eine ähnliche Stelle,

fol. 10a oben: *Euermore I submytte me to correccion of clerkes aproued and oper holy liuers.*

Dieser Satz lehrt, dafs sich zu Chaucer's Zeit auch Katholiken (denn der Verfasser der in MS. Bodl. 923 überlieferten Anweisung zur Beichte war überzeugter Katholik) der Belehrung zugänglich erklärten gleich wie die Wiclifiten. Aufserdem läfst sich aber mit grofser Wahrscheinlichkeit vermuten, dafs Chaucer bereits in seiner Vorlage diese oder eine ähnlich lautende Stelle fand, und sie aus mancherlei Gründen in gleicher oder ähnlicher Fassung herübernahm. — Anderseits habe ich Gelegenheit genommen, auch den Liddell'schen Text einer Nachprüfung zu unterziehen, wobei ich vielfache Versehen entdecken mufste. Meiner Überzeugung nach dürfen sie in solcher Anzahl in einem zu unserer Zeit herausgegebenen Texte nicht vorkommen, obgleich sie meistens leichterer Art sind. Man wird aber zur Entschuldigung anführen können, dafs die Publikation, wie es in derartigen Fällen eine bekannte Erscheinung ist, etwas überstürzt war und dafs der Verf. kaum Gelegenheit hatte, die Korrekturen selbst zu lesen. Da eine Kollation immerhin der Mitteilung wert ist, lasse ich sie hiermit folgen; bei der Zählung sind nur die Reihen des Textes berücksichtigt:

S. 258 Z. 1 v. u. lies Abatisse statt Abbatisse; S. 259 Z. 20 lies verrey st. verry; S. 261 Z. 4 l. peticiou*n*s st. peticions; Z. 21 l. clerely st. clenely; Z. 22 *in* to und in to st. *in*to und into; Z. 23 l. *par*tie st. *per*tie; Z. 24 l. confessiou*n* st. confession; Z. 26 l. clere st. clene; S. 262 Z. 3 l. Penau*n*ce also aft*er* ... st. Penaunce aft*er*; Z. 4 l. afflicciou*n* st. afficiou*n*; Z. 13 l. vnleeffully st. vnleefully; Z. 14 l. wepi*ng* st. weping; Z. 15 l. sy*n*ne st. synne, ebenso S. 268 Z. 10; S. 262 Anm. 1 der Verweis MS. Bodl. 451 fol. 106^b stimmt nicht; auch habe ich ihn nicht rektifizieren können; S. 263 Z. 7, 8, 21, 22 (das zweite) l. pena*n*ce st. penaunce bezw. penance, ebenso Z. 7 v. u.; Z. 12 l. chirches st. churches; Z. 18 l. poeple st. people; Z. 19 nach sole*m*pnite fehlt ein Satz, ebenso Z. 24 nach sole*m*pnite (st. solempnite) „as is done on Aschewodenesday in cathedral chirche; Z. 27 l. *in* st. in; Z. 30 l. owne st. own; Z. 31 l. processiou*n* st. processioun; S. 264 Z. 1 l. & st. des ersten and; Z. 2 nach openly fehlen mehrere Sätze; Z. 16 der Seite l. fol. 30^b st. 31^b; Z. 10 v. u. l. inwarde st. inward, for st. forr; Z. 9 v. u. l. confessiou*n* st. confessioun; Z 8. v. u. l. penau*n*ce st. penaunce; Z. 6 v. n. l. poi*n*t st. point; Z. 5 v. u. l. satisfacc*i*ou*n* st. satisfacciou*n*; Z. 4 v. u.

zwischen dede und for fehlt nichts, l. wurching st. wurching; S. 265 Z. 4 l. Dothe st. Do the; Z. 5 l. diffinicioun st. diffiniciou*n*, contricioun st. con*tr*iciou*n*, ebenso S. 268 Z. 8; S. 266 Z. 2 v. u. l· wh*a*n st. whan; S. 267 Z. 18 l. Therefore st. T[h]erefore; Z. 19 l. Qna*m* st. *Qua*; Z. 21 l. And st. An; Z. 25 l. doth st. dothe; Z. 1 v. u. l. offense st. offence; S. 268 Z. 2 l. accipiat st. decipiat; Z. 3 l. tua*m* st. tuam; Z. 14 l. cet*er*a st. cetera; Z. 15 l. sto*n*de st. stonde, so euer st. soeuer, voice st. voce; S. 269 Z. 3 l. u sonst ä. excusac*ioun* st. excusacon*n*; Z. 4 l. c*er*tain st. certain; Z. 8 l. tokenes st. tokens; Z. 12 l. schalt st. shalt; Z 15 l. strengh st. strength; Z. 16 l. a*nim*a st. an*im*a; Z. 1 v. u. nach is füge ein „to sey"; S. 270 Z. 2 tilge das erste the; Z. 10 l. vnwnrthi st. vnworthi; Z. 16 l. strengh st. strength; Z. 12 v. u. l. multiplica*cioun* st. multiplicacou*n*; Z. 8 u. 5 v. u. l. penau*n*ce st. penaunce, ffor st. for; Z. 7 v. u. l. v*er*rey st. verrey, repentau*n*t st. repentaunt, p*er*ils st. perils; Z. 4 v. u. l. p*ar*tie st. partie; Z. 3 v. u. nnd sonst Confessiou*n* st. -oun; Z. 2 v. u. so*m*me st. som, anoth*er* st. another; Z. 1 v. u. l. p*re*st st. prest; S. 271 Z. 17 u. 10 v. u. l. him self st. himself; Z. 7 v. u. l. specialy st. specially; S. 273 Z. 2 u. 5 l. circu*m*staunces st. circumstawnces; Z. 3 l. Þerfore st. Þerefore; Z. 6 tilge The; Z. 18 n. 19 l. witt st. will; Z. 2 v. u. mit sey beginnt fol. 58ᵇ; S. 274 Z. 10 v. u. l. vnderstonde st. vnderstonde; Z. 5 v. u. l. & st. and; Z. 1 v. u. l. Þere st. Þer; S. 275 Z. 11 v. u. l. man*er* st. maner. In der Setzung grofser und kleiner Anfangsbnchstaben herrscht im Abdruck grofse Regellosigkeit; dasselbe gilt für Þ und th etc.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

57) **Sidney Lee, William Shakespeare.** Sein Leben und seine Werke. Rechtmäfsige deutsche Übersetznng, durchgesehen und eingeleitet von **Richard Wülker.** Leipzig, Georg Wigand, 1901. XXIV u. 469 S. 8. ℳ 7.—.

Die Shakespearebiographie von Sidney Lee, deren zweite Auflage an dieser Stelle seiner Zeit angezeigt wnrde (vgl. N. Ph. R., Jahrg. 1899, Nr. 9), hat seitdem drei weitere Auflagen erlebt und ist nunmehr auch in deutscher Übersetzung — von Martha Schwabe nnd mit einem Vorwort von Professor Wülker in Leipzig versehen — erschienen. Aus des Verfassers Vorrede zur fünften Auflage ist ersichtlich, dafs das Buch einige Zusätze erfahren hat, zum Teil auf die „Anregung von Korrespondenten" hin.

Die Erweiterungen beziehen sich in der Hauptsache jedoch auf verhältnismäfsig nebensächliche Dinge: Nachrichten über Shakespeares Handschrift, bibliographische Notizen und dergleichen. Unter den bibliographischen Notizen fällt die etwas eingehendere Berücksichtigung der deutschen Shakespearelitteratur angenehm auf, doch ist nicht ohne weiteres ersichtlich, wieviel hiervon auf Rechnnng des Verf. zu setzen, wieviel Professor Wülker zu danken ist, der, wie er im Vorwort mitteilt, auch seinerseits gerade in den betreffenden Abschnitten der Übersetzung „im Interesse des dentschen Lesers" einige Znsätze gemacht hat. Leider sind die letzteren jedoch nicht als solche besonders kenntlich gemacht.

Über den Inhalt des Bnches ist dem früher (a. a. O.) Gesagten nichts hinzuzufügen. Was die Übersetzung betrifft, so liest sich dieselbe im allgemeinen glatt und gut. Gelegentliche Härten wie „zu erlangen zu suchen" (S. 82) und „dieser ähnliche" (S. 226) (wobei „dieser" Dativ fem. ist und sich auf das vorausgegangene Hauptwort: „die Scene" hebezieht) finden sich verhältnismäfsig selten, und vollends als Ausnahme kann zum Glück ein Satz wie dieser gelten: „Die Entscheidung jedoch darüber, wie weit Shakespeare bei Schilderung seines Knmmers, dafs er die Geliebte dem Freund habe überlassen müssen, damit dieser ihm seine Freundschaft bewahrte, aufrichtig sei, mufs jeder Leser selbst treffen." (S. 142.)

Auch undeutsche Wendungen wie diese: „So geschieht es zum Beispiel im Sonett CXXIX, in dem die Verheerung, durch das Jagen nach Befriedigung seiner Lust im Menschen hervorgebracht, mit wunderbarer Schärfe und Kraft geschildert wird" (S. 140), werden nur vereinzelt angetroffen.

Während eines halben Dutzend Jahren" (S. 145) ist offenbar nur ein Flüchtigkeitsfehler, ebenso „in diesem Jahrhnndert hat Edmund Kean" u. s. f. (S. 322), was zu der Jahreszahl 1901 auf dem Titelblatt schlecht stimmt.

Die in den citierten Versen aus Spensers Coline Clouts come home againe von Lee vermutete Anspielung auf Shakespeares „herrischklingenden" Familiennamen ist in der deutschen Übersetzung (S. 73) kaum verständlich.

Direkt störend habe ich den Wechsel in der Schreibweise der Vornamen empfunden, welche uns bald in deutscher, bald in englischer Form begegnen. Während der Dichter selbst William genannt wird, müssen

sich Shakespeares Eltern die Verdeutschung in Johann und Marie gefallen lassen. Ähnlich geht es mit anderen Eigennamen, unter denen uns namentlich die bekannteren wie Heinrich Irving (der Schauspieler) oder Johann Millais (der Maler) in dieser Übertragung recht fremdartig anmuten. Auch ist nicht ersichtlich, warum die Übersetzerin in anderen Fällen, wie bei Lawrence Fletcher (S. 35) oder Jane Lee (S. 54 Anm.) wieder der englischen Namensform den Vorzug gegeben hat. Hier wäre Einheitlichkeit in der Schreibung m. E. entschieden geboten, wobei ich meinerseits die Ansicht vertreten möchte, dafs der Vorname gewissermafsen als Teil des Geschlechtsnamens zu betrachten und, wo es sich um Engländer handelt, englisch zu schreiben wäre. Als Druckfehler verzeichne ich der Ordnung wegen: Berneys (S. 328 Anm.).

Die Ausstattung verdient alles Lob, ebenso die beigegebenen Abbildungen, die sich übrigens, worauf auch Professor Wülker in seinem Vorwort hinweist, nicht mit denen des Originals decken.

Stuttgart. **F. P. v. Westenholz.**

Vakanzen.

Anclam, G. Obl. Relig., Lat. Dir. Dr. Stamm.
Brandenburg, G. Obl. Math., Phys. Magistrat.
Breslau, R.S. (kath.). Obl. Nat. Magistrat.
Cottbus, R.S. Obl. Nat. Magistrat.
Danzig, R.G. u. O.R. Obl. u. Hilfsl. Magistrat.
Dortmund, O.R. Obl. Deutsch, Gesch., Geogr., Rel. Curatorium.
Essen, O.R. Math, Nat Dir. Dr. Welter.
Hagen i. W., O.R., zwei Obl. 1) Nat., 2) N. Spr. Dir. Dr. Ricken.
Hamburg, Talmud Tora R.S. Obl. Math., Nat. Dir. Dr. Goldschmidt.
Meiderich, R.S. Obl. Math. Dir. Schnürau.
Neisse, R.G. (kath.). Obl. Lat., Deutsch. Magistrat.
Ratzeburg, G. Hilfsl. N. Spr. Dir. Dr. Wafsner.
Siegen, R.G. Obl. Nat. Dir. Dr. Taegert.
Unna, R.S. Obl. N. Spr. Direktion.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 22. März. Nr. 6, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Die Mailänder Demostheneshandschrift D. 112 sup.

Von **J. May** in Durlach.

Rede 41.

Ὑπόθεσις τοῦ πρὸς Σπουδίαν ὑπὲρ προικὸς λόγου.

1 *πρεσβυτέραν τῷ* (FΣ). — *καὶ τὸ μὲν* [1]) *μέγιστον.* — 2 *τοῦ δὲ Σπουδία* (FΣ). — *ἠβούλετο.*

Πρὸς Σπουδίαν ὑπὲρ προικός.

1 stets *ὦ δικασταί.* — 2 *κινδυνεύομεν* [2]) (AFΣQr). — *οὐδὲν* (FΣQ). — 3 *Λεωκράτῃ* [3]) (Σ). — *τῆς αὐτοῦ.* — 4 *κομίσασθαι* (FQ). — *καὶ* [4]) *μήτε κ.* —

1) Bestätigung der Konjektur Blafs'. Richtig, denn *προσεγκαλεῖ δὲ*.

2) Der Singular ist Konjektur Wolfs, der Plural ist in der Rede öfter gebraucht, wo das Verhältnis der beiden Gegnor in Betracht kommt. Dann ist freilich *τούτῳ* nach Reiske entbehrlich.

3) So jedesmal.

4) Wolf sagt: „Si *κομίσασθαι* legas, erit addendum *καὶ μήτε κ.* Sed participium melius.“ D also *καὶ*.

τῷ Πολ. (BΣQ). — 5 *ἕνεκεν* (ΣQ). — 6 *ἐνεγύα* (AΣQ). — 8 *καὶ τὸν τόκον αὐτῶν* [1]). — 9 *τῆς γυναικὸς αὐτοῦ* ohne *εἶχον* [2]). — 12 *Ἴσως μὲν* [3]) *τοίνυν*. — *ταῦτα γὰρ πρὸς τῷ*. — 14 *ἔχει* [4]). — *ἀμφοτέρων φίλων* [5]). — 16 *ἐνεγύα* (AΣQγρ.F). — 17 *τουτουσὶ* (AFQr) *διδάξῃς* (ῃςAFr). — *μὴ ἴσον*. — *λάθρα καὶ ἰδία, κρυψάμενοι*. — 18 *δ' ἀριστογένους* (FΣQ). — *οὔτ' — οὐδ' — οὐδ'* [6]). — 19 *καὶ δικαίως* [7]) (FQ). — *τότε οὔτε* (FΣQ). — *Ἀριστογένη* (Σ). — *τοῦ σπουδίου*. — 20 *σκέψασθε δὴ* (FΣQ). — 21 *παρ' Ἀριστογένη* (F). — 22 *αὐτὰ ἀποθν.* (AFr). — *δραχμαί* om. (Ar). — *τί δαὶ* [8]) *συνεσῃ*. — *μὴ πᾶσιν* om. — 23 *ἡμῖν ἔσται* (FΣQ). — 24 *ὡμολόγητό τε* [9]) (r). — 25 *ἡγοῦμαι μὲν μηδὲν*. — *μακρῶν λόγων ἔτι* [10]). —

1) FQ. *αὐτῷ*. Dies eine Verschlechterung der Lesart von D, die offenbar richtig ist. Darauf kam auch Reiske, der sagt: „correxi meo periculo *αὐτῶν*, sed simul idem quoque uncis inclusi.“ Bekker u. a. streichen das Pronomen ganz.

2) Hier scheinen FQD sowohl mit der Weglassung des ersten *ἢ* als des Verbums *εἶχον* das Richtige zu bieten, und zwar ist wahrscheinlich das erste *ἢ* erst durch die Hinzufügung von *εἶχον* veranlafst. Vor allen Dingen hat er doch nicht von des Polyeuktos Gattin etwas Besonderes. Zweitens wenn er aber wirklich von dieser etwas als Besitz zugewiesen erhalten hätte, so brauchte er doch davon nicht Zinsen zu zahlen. Zinsen zahlt man für das, was man kauft und nur davon. Der Redner will also sagen, dafs er für alles, was er von Polyeuktos oder von dessen Gattin kaufte, Zinsen zahlte, und überhaupt alles, was er schuldete, in die Masse warf, während der Gegner sich weder um die Gesetze, noch um das Testament des Polyeuktos kümmerte, noch um die hinterlassenen Schuldtitel, noch um die, welche von der Sache wufsten, sondern allem widersprach. Ich möchte also sowohl das erste *ἢ* als auch *εἶχον* gestrichen wissen. Überhaupt ist, wie *ἅπερ ὤφειλον* zeigt, von Verpflichtungen die Rede.

3) Dann wäre freilich *μὲν* zwischen *πρὸς ταῦτ'* zu streichen.

4) *ἔχειν* FQ, dies jedenfalls mifsverständlich aus *ἔχει* entstanden. Das Präs. ist sehr wohl möglich.

5) Auslassung von *καὶ* ist falsch; *κοινός* heifst hier unparteiisch, billig, gerecht, vgl. Lys. 15, 1 *κοινὸς εἶναι τῷ διώκοντι καὶ τῷ φεύγοντι*.

6) So natürlich unrichtig, aber entweder *οὔτ — οὐδ' — οὔθ'*, denn Mann und Frau werden einander gegenübergestellt oder *οὐκ* (FQ) — *οὐδ' — οὐδ'*. Letzteres, das nach Reiske auch B hat, scheint mir das Annehmbarste. Falsch ist wohl, was die Ausgaben meist bieten: *οὔτ' — οὔτ' — οὐδ'*, weil die Gegenüberstellung nicht logisch ist.

7) So will auch Schäfer lesen.

8) In F steht *δαὶ* vorher zwischen *τί* und *ποτ'*, wohin es aber nicht pafst.

9) Wegen *καὶ νῦν* wird allerdings *τότε τε* erfordert. Anderseits wird der Redner, der sich zusammendrängende Kürzen so sehr mied, kaum gesagt haben — *τό τε, τότε* oder *τότε τε*, was besser wäre. Man kann aber denken, dafs in dem Plusquamperf. das frühere, bzw. damalige Zugeständnis enthalten sei, folglich könnte *τότε* entbehrt werden, so dafs also in dem Plusquamperf. und in *τε* die Responsion zu *καὶ νῦν* enthalten wären. Wir sind also in diesem Fall für Dr.

10) Unrichtige Stellung.

26 ἐξέδοτο, τούτων [1]). — 27 ὧν om. δ (F). — προσαπέτισε [2]). — 28 ἀποτετίκει. — 29 ἀπογρ. ταύτην (FΣQ). — περὶ αὐτὸν [3]).

Rede 42.

Ὑπόθεσις τοῦ πρὸς Φαίνιππον π̔ ἀντιδόσεως λόγου.

2 ἐλήλυθεν vor καί. — τινὰ τῶν ἔνδον.

Πρὸς Φαίνιππον π̔ ἀντιδόσεως [4]).

1 ἄνδρες δικασταὶ [5]). — 3 οὐ μόνον ἐμοῦ [6]). — 5 Κυθήραδε [7]). — περιαγαγὼν τὴν ἐσχατιὰν αὐτοῦ (FΣQ). — διεμαρτυρόμην (Q). — ἀναφανήσοιτο ἐπὶ τῷ χωρίῳ [8]) (FQ). — 6 ἄλως [9]). — 7 ἀπειπὼν. κωλύσαι [10]). — τούτοις ἀπεῖπον (Q). — 8 παρέξομαι ὑμῖν. — ὡμολόγει zweimal (FΣQ). — 9 ἐν ᾗ ἀπεῖπον ἐγώ [11]). — ὅ τι ἂν βούλοιτο (FQ), οὐχ ὅτι ἂν οἱ νόμοι κελεύωσι [12]). — 11 διαῤῥήδην [13]). — τοῦ Κρισέως [14]). —

---

1) So alle Handschriften aufser Ar (τούτῳ). Es ist sehr zu bedenken, dafs τούτων τὴν μαρτυρίαν eine sehr beliebte Wendung bei Dem. ist, z. B. 37, 8 τούτων τοὺς μάρτυρας παρέξομαι; 37, 31 κάλει μοι τούτων τ. μ. u. a. Auch sehr häufig ταύτην τὴν μαρτυρίαν.

2) Hier ist die Vulgata jedenfalls richtig.

3) Ein Versehen statt αὐτῶν.

4) So auch Bekker und Schäfer.

5) So anch § 24. 30. 32 in Übereinstimmung mit Σ. Sonst immer ὦ δικασταί.

6) ἐμοῦ streicht Blafs. § 4 steht aber ἐμαυτοῦ bzw. ἐμοῦ (FQD) auch bei πλουσιώτερον. Es ist doch nicht anzunehmen, dafs der Redner das Pronomen beim ersten wegläfst und unmittelbar darauf setzt, eher umgekehrt.

7) Κυθηράδε ist allerdings falsche Accentuation. Sollte aber obige Form nicht ebenso richtig sein als οἴκαδε?

8) Dafs ἐ. τ. χ. nachgestellt ist, spricht mit Rücksicht auf ἐνταῦθα allerdings sehr für ein Glossem, wie Blafs annimmt, der jene Worte eingeklammert hat.

9) Statt ἅλως und dies (vulg.) aus ἅλω.

10) Das zweite Wort sieht, so geschrieben, einer Glosse sehr ähnlich. Sauppe streicht auch καὶ κωλύσας.

11) So ist der von Blafs beanstandete Hiatus verbessert, und es ist nicht nötig, ἐγὼ zu streichen.

12) Nicht aufser acht zu lassen ist das Fehlen des ν in κελεύωσι; zweitens ist sonderbar, dafs Blafs in dem Relativsatz, wo das allgemein Gültige jedenfalls mehr in Betracht kommt, als in dem andern, ἂν streichen will, während er im andern gegen FQ den Konj. mit ἂν beläfst. Man könnte umgekehrt der Meinung sein, dafs im zweiten ἂν κελεύωσι entschieden beizubehalten, während im ersten, der als einzelner Fall betrachtet werden könnte, FQ zu folgen sei.

13) Ist nicht einzusehen, warum die alte Schreibung nicht beizubehalten.

14) ΣγρQ dasselbe ohne Accent; ebenso wie es scheint B am Rand.

καὶ ἑτέρων τινῶν [1]). — 13 *παρά γε τοῖς νόμοις* [2]) (r). — 15 *καὶ τὴν ὑμετέραν ταύτην — εἶναι νομίζωσι* [3]). — 17 *τοῖς τοσούτοις* [4]). — *ὃν ὤμοσε.* — 18 *πεποιήκασι.* — 19 *προεκαλεσάμην.* — *δωρεὰν.* — 20 *δωδεκαίδραχμον* [5]). — *μετρητὰς* (Ar). — 21 *ποιησαμένου σε* (γρFQ). — 22 *ἀνηλωκὼς* (AΣr). — 23 *μεμαθηκώς* [6]). — 24 *ἰσχυρός. ὧν τί.* — *τοσ τρ. μεστός ἐστιν οὗτος.* — 25 *ἐθελοντὰς* (Σ). — 26 *δ' ἐντεῦθεν* (Ar). — 27 *δικαίαι* [7]) (FQ). — 28 *Φειδολέωι* [8]). — *ὀφειλήματα* (Σ). — 29 *ψευδῆ* (r) [9]). — 32 *ὑμῖν ἃ ὦφλον* (γρFQ).

Ὑπόθεσις τοῦ πρὸς Μακάρτατον περὶ τοῦ ἁγνίου κλήρου λόγου.

1 *ἐγγύτατα* (FΣ). — *εἰς ὃν γὰρ* [10]) (B). — *τοὺς ἥττωμ.* (FΣ).

Πρὸς Μακάρτατον περὶ ἁγνίου κλήρου.

1 *ὦ δικασταί* [11]). — 2 *ἀκροάσασθαι.* — 5 *ὁ τούτου πῆρ* (FΣQ). — 7 *συνομόσαντες γὰρ* [12]). — *παρὰ Μειδίαι* [13]). — *προκαλεῖσθαι* (ΣQ). — 8 *παρεσκευασμένα* (Q). — *χοὰς* [14]) (AB). — 10 *καδίσκων* gegen FQ. —

---

1) Gegen FQ.

2) Jedenfalls unrichtig, vielleicht durch das Folgende *παρὰ* veranlafst, und zu *γε* ist kein Grund. Dagegen *παρὰ ταῖς ἀρχαῖς* wahrscheinlich und ohne *τε* zu dem Vorhergehenden, nicht zu dem Folgenden zu ziehen.

3) Die Wiederholung der beiden letzten Worte ist kaum möglich. Blafs klammert *νομίζωσι* ein. Ich möchte diesen Wortreichtum auf folgendes beschränken: *καὶ ταύτην τὴν εἰς τὸ δικαστ. ὑπὲρ τῶν ἠδικ., μὴ τῶν ἠδικηκότων*: welche die Stimme der Gesetze für eure halten und zwar die vor dem Gericht erhobene zu Gunsten u. s. w.

4) So leicht ist für so viele das Lügen vor euch.

5) Ebenso Ald. Vielleicht aus *δυοκαιδεκάδραχμον* misverstanden.

6) Aber du wirst es nicht zeigen, da du gelernt hast u. s. w. Diese Lesart ist wirksam. Es ist sehr wohl möglich, dafs, nachdem *μεμαθηκὼς* verdorben war, *γὰρ* eingeschoben wurde.

7) Also *δικαίᾳ*, was Bekker nicht mifsfällt.

8) Jedenfalls *Φειδόλεῳ*, aber sonst richtige Schreibung.

9) r ohne *καὶ* vor *ἐπιωρκ.* Es scheint, dafs diese Weglassung im Zusammenhang steht mit *ψευδῆ*, so dafs dies als Acc. des Inhalts gedacht ist zu *ἐπιωρκ.*

10) Da alle Handschriften *γὰρ* lesen, so ist die Annahme einer Lücke (Blafs) sehr wahrscheinlich. Dann ist es gleichgültig, ob man *εἰσιὼν* oder *εἰσελθὼν* oder *εἰσάγων* was alles Ausdrücke der Gerichtssprache sind, liest.

11) So meist, wo nicht, wird es angegeben.

12) Es kann dadurch der übermäfsig lange Satz übersichtlicher gestaltet werden, namentlich wenn man mit Reiske das handschriftlich verbürgte *ἐπιχειροῦσιν* liest. Besser scheint uns auch wegen *οὕτως* mit Schäfer *ὥστε οὐκ οἴονται*, obgleich dies nicht unbedingt nötig ist. Also *ἐχούσης δὲ — ὥστε οὐκ οἴονται — ἀλλὰ — ἐπιχειροῦσιν — συνομόσαντες γὰρ — οὗτοι πάντες* u. s. w.

13) D steht mit dieser Lesart allein.

14) Weist auf *χοᾶς* von *χοεὺς*. *χόας* (Wolf) ist unrichtig.

12 ὁ τῷ ἁγνίου γένει [1]). — τοῦτο εἶναι (ΣQ). — 13 ἐφατρίαζε (ΣQ). — 14 οὐ θέλοντα (FΣQ). — ἀξιοῦντας. — Φατρίου (AQ). — παρέχοντος τουτουΐ [2]). — 15 φρατόρων τουτουὶ (FΣQr). — υἱὸς ἔον [3]). — νενικυῖαν (Ald.). — 16 Νόμος [4]). — 17 τῷ Ἁγνίου (AΣ). — 18 οὕτω ἐπιδεικνύειν. — 19 Στρατίος [5]) (A). — πατὴρ Β. (FΣQ). — προσῆκε [6]). — ἐγγόνους — ἐγγόνων ohne folg. τῶν (FΣQ). — 20 ἐν τῷ αὐτῷ γ. (BΣ). — οὔτε (Σ) ἠμφισβ. (AFQr). — 22 τῷ δὲ Στρατίῳ ἐγένοντο τῷ ἀδελφῷ [7]). — ὦ ἄνδρες δ. — οὗτος Πολ. (FΣQ). — Στρ. om. ὁ [8]) (FΣQ). — οἰκειότατον (FΣQ). — 23 τοῦτο ὁμολογεῖτε [9]). — υἱέως [10]) (ABFr). — τὸ om. (FΣQ). — 24 ἀδελφὸς ἦν (FΣQ). — Χαριδ. ἐγένοντο [11]) (FΣQ). — 25 υἱδοῦς. — υἱὸς οἰκειότατον (FΣQ). — 26 μήτηρ Εὐβ. (r) Μ. τῷ τρίτῳ (FΣQ). — ἔγγονον (Q corr. F). — 27 τουτῳί [12]). — μέχρις ὧν [13]). — ἢν ἁγνίου (Q). — 28 ἀνθρώπων. — λίπηται. — 29 Εὐβ. δὲ [14]) (FΣQ). — εἰσηγμ. παῖς [15]) — τοῦ Εὐβουλίδου. -- ὁ οὐδεπ. (ΣQ). — 30 παρασχόμ. (FΣQ). — καὶ δὶ ἃ πάντα [16]) (Q). — 31 ὦ ἄνδρες δ. — ἀναγί-

1) Scheint richtiger als dio zwei uebeneinander stehenden Dative. § 3, 17, 32, 76, wo dieselbe Verbindnng wiederkehrt, ist γένει jedesmal vom Dativ getrennt.

2) Indem es Makartatos zuliefs.

3) In ε scheint eine Partikel zu liegen: τε oder γε τε würde mit καὶ ἔλαχεν korrespondieren.

4) Text fehlt FΣQ.

5) Ist uoch besonders aus Στράτιος korrigiert.

6) Am Schlnsse des Satzes.

7) Dann ist die Konstruktion wie vorher (vgl. auch § 26) bei ἐγένετο. Das ist wohl auch das Richtige.

8) Bei θυγ. steht ἡ.

9) Pafst sehr gut.

10) Ebenso § 24.

11) Gerade die Wiederholung aus dem Vorhergehenden beweist, dafs ursprünglich überhaupt nichts dastand; ich möchte auch ἐγένετο streichen, wodnrch die Häufung der gleichen Wortform wenigstens etwas gemildert wird.

12) Wie Blafs.

13) μέχρι besonders im Att. auch vor Vokalen, hier aber μέχρις jedenfalls gerade wegen des folgenden Vokals.

14) § 17 Φυλομ. Εὐβουλ. δὲ θυγ. § 63 τοῦ δ' Εὐβ. ἦν θυγ. — Übrigens scheint mir die Vulg. (auch D) an dieser Stelle richtiger und natürlicher: τίνες οὖν εἰσὶ λοιποί; Antwort: οἱ ἔτι νῦν n. s. w. Unbedingter Verlafs ist auf Σ nicht.

15) Diese ganz falsche Wiederholung von παῖς beweist vorständnislose Einschiebung. Mit Ar ist jedenfalls auch υἱὸς zu streichen.

16) Offenbar hatten FΣQD auch hior ganz die gleiche Lesart, die in FΣ nnr verstümmelt ist. Wenn aber Reiske „ideoque omnia“ übersetzt, was ja der richtige Sinn ist, so entsteht dieser unter Weglassung von καὶ eben durch δι' ἃ πάντα. Übrigens

νωσκε [1]). — *Μαρτυρία*, Text fehlt wie FΣQ. — 32 *ἐνίκησεν ἡ Εὐβ.* — *καὶ αὐτὴ* [2]) *ἐν.* — 34 *ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι* [3]). — *ἐνίκησε. νῦν.* — *λέγει* (FΣQ). — *κατὰ* om. *τοὺς* (FΣQ). — 35 hier wieder *ἀναγίγνωσκε* [4]). — *Μαρτυρίαι*, Text aber fehlt wie in FΣQ. — 38 *οὐδὲν* (FΣQ). — 39 *οὐδὲ μία.* — *τηλικουτονὶ* — *οὑτωσὶ περιφανῶς ἐσπ.* [5]) (FΣQ). — *μάρτυρας* om. *ὑμῖν* [6]). — *τοσούτους* (FΣQ). — 42 *Μαρτυρίαν*, Text fehlt wie FΣQ. — 47 *ἐξ ἀν.* om. *ἦν.* — *τῷ αὐτοῦ* [7]). — *καὶ οὐκ* [8]) (vulg.). — 48 *ἂν* om. *ὅτι* (FΣQ). — *Ἀπολήξιδος* (rec. Σ). — *Θυγ. παλτίου* (FΣQ). — *Μακ. πρὸς παλτίου* (B). — *ὁ δὲ στρατίος* (Ar). — *οὑτοσὶ δὲ* [9]) *ὦ δ.* — 49 *ἀποκρίνεσθαι.* — 50 *οἴκῳ τοῦ Ἁγν.* (ΣQ). — *παρ' ἀλλήλων λαμβάνοντες* [10]). — *Νόμος.* Text fehlt (FΣQ). — 52 *τῷ Ἁγνίου.* — *καὶ δίδωσι* [11]). — 53 *ἃ προσήκει* [12]) *ποιεῖν τοῖς προσήκουσι.* — *Νόμος.* Text fehlt (FΣQ). — 55 *νόμον ὃν* [13]) (ΣQ). — 56 *τὸν Ἁγνίου* [14]). — *γένοιτ' ἄν.* — *ἢ μιαρώτ.* (FΣQ). — 57 *Νομοι.* Text fehlt (FΣQ). — 60 *δίκαιον οὐδ'* (FΣQ). — *Μακάρτ.* nach *ἐνθυμ.* (FQ). — *οὐδὲ τὸ δίκ. τετελ.* [15]). — 61 *οἰκείους τοῦ Ἁ.* (AFQr). — *καὶ περὶ* (FΣQ). — *Νόμος.*

zeigt auch diese Stelle wieder, dafs da, wo FΣQD sich berühren, Σ manchmal die weniger gute Lesart bietet.

1) Diese spätere, seit 290 v. Chr. auftretende Form findet sich öfter in D.

2) Und sie siegte selbst (durch sich) ohne irgend welches unredliche Mittel.

3) Dieser Wechsel kommt hier und da vor, z. B. auch nur einmal, wie hier, 42, 10; in anderen Reden neben *ὦ ἄνδρ. δικ.* wieder häufiger, vgl. Rede 39.

4) Also nicht konsequent.

5) Sicher lesen sich die gehäuften *καὶ* sehr schlecht. Zu *ἐσπ.* aber pafst *περιφανῶς* weniger; statt *καὶ* vor *ἐσπ.* möchte man es vor *οὑτωσί* streichen: indem sie in einer so wichtigen Sache die Richter so offenkundig täuschten.

6) Es ist nicht einzusehen, warum *ἡμεῖς* — *ὑμῖν* so nötig sein sollte; letzteres kann sehr gut wegbleiben.

7) Am deutlichsten hier, sonst *ἑαυτοῦ*, BΣQ *αὐτοῦ*.

8) Diesmal gegen FΣQ.

9) Jedenfalls richtig.

10) Scheint besser als *παραλ.* Denn dieses heifst überkommen von jem., *λαμβ.* dagegen von jem. annehmen. Gerade *ὄνομα λαμβ.* kann auch sonst nachgewiesen werden Plat. Soph. 267, d, *παραλ.* dagegen nicht.

11) Rede 32 am Schlufs der Hypoth. *ὁ νόμος δίδωσι.*

12) Statt *προστάττει.* Obige Lesart wäre eine Abwechslung gegenüber *δεῖ ποιεῖν.* Schäfer sagt zu der ganzen Stelle gegenüber Reiske mit Recht: sane idem bis dicitur, sed non eadem orationis figura. Jene Lesart wäre eine weitere Änderung der Redeform.

13) Scheint blofs Dittographie zu sein.

14) Bestätigung der Konjektur Dindorfs.

15) Dies ausnahmsweise gegen FΣQ.

Text fehlt (FΣQ). — 63 *μέχρις* r, wie § 27 bei D. — *Εὐβ. δὲ οὗτος* (FΣQ). — *θυγ. ἡ τούτου* (Σ). — 64 *οὐδὲν* [1]) *γὰρ.* — *ᾔσθετο* (ΣQ) om. *ὅτε ἦν.* — 66. 67 *ταῦτα λέγει.* — *Μαντεία.* Text fehlt (FΣQ). — 67 *ἔμελλε* (A). — *αὐτῶν* [2]) (Ar). — 68 *ἓν δὲ ὃ* [3]) (AΣQr). — 69 *πλεῖον* (FΣQ). — *ὑπέρπολυ ἐγίγν.* (FΣQ). — *καὶ ταύτας* (FΣQ). — *τὴν τούτου* (Q). — 70 *ἐπεμαρτ.* (FΣQ) *περὶ τούτων* (BΣFQ). — *Μαρτυρία.* Text fehlt (FΣQ). — 72 *οὗτος ἰσχυρός* [4]) (F). — *ὅπου τῆς ὑμῶν* [5]) *πόλεως τηλ.* — *ὁ οἶκος ἀγνίου* (F). — 73 *υἱέως* (A). — *υἱδοῦς* (A). — *ἐκ Καλλιστρ.* (AFΣQ). — 74 *τὸ* [6]) *ἐμαυτοῦ ὄνομα.* — *παιδὸς τουτουΐ* (FΣQ). — *θυγατέρα δέδωκα* (Σ). — *Νόμος.* Text fehlt (FΣQ). — 76 *οὖν* om. (FΣQ). — *τούς τε* (FΣQ). — *προγόνου οὐδ'* (FΣQ). — *τοῦ Βουσ.* (Ar). — 77 *ἀλλ' ἄποθέν* [7]) *ἐστιν ὄνομα ὁ Μακάρτατος ἐκ τῶν πρὸς μητρός, εἰσεπ. γὰρ.* — *οἶκον τοῦ Μακαρτ.* — *ἔχει ἐκεῖνον.* — *υἱέως* (AB). — 78 *πρὸς παλτίους* (B). — *εἴακεν* (FΣQ). — *ἂν γένοιτο* [8]). — 79 *ὦ ἄνδρες δικασταὶ* [9]). — *ἄλλοι ἅπαντες* an beiden Stellen (FΣQ u. BΣ). — 80 *οἴκῳ τοῦ Ἀγν.* (Q corr. F). — *ἢ* (FΣQ). —

---

1) Aus *οὐδὲ* korr. A: *οὐδὲ*ν.

2) Ist möglich.

3) Die von Blafs zur Begründnng der Auslassung von ὃ citierte Stelle aus XVIII, 140 scheint nicht zn passen, weil in demselben Satze noch einmal ὃ steht. Vgl. aber Phil. B, 24: *ἓν δέ τι κοινὸν ἡ φύσις — ὃ πᾶσι — σωτήριον*; ferner XLI, 7: *ἓν μὲν τοίνυν — τοῦτ' ἔστιν ὧν ἐγκαλῶ.*

4) *οὕτως* ist notwendig, aber an keiner der Stellen, die ans anderen Reden beigezogen werden können, steht *οὗτος οὕτως* unmittelbar nebeneinder (29, 13, 40, 34, 41, 25. Rede 37, 35 liest man wohl besser *οὕτω σαφῶς ὁ νόμος*), also *ὁ μὲν νόμος οὕτως ἰσχυρός* (Blafs).

5) *τῆς πόλεως ὑμῶν τηλ.*? zur scharfen Gegenüberstellung von *πόλις* und *νόμοι.*

6) Ist natürlich falsch st. *τοῦ.* Sosias erhielt den Namen des Grofsvaters und Sositheos apricht.

7) Man könnte sagen, dies sei aus *ἀλλὰ πόθεν* mifsverstanden; aber erstens macht die genaue Schreibung und Accentuation nicht den Eindruck eines Irrtums, zweitens ist bemerkenswert, dafs die Konjnnktionen *δή* bzw. *δὲ* fehlen, was auch nicht auf ein Mifsverständnis der Stelle schliefsen läfst. Drittens fehlt wie ΣQ *τὸ* vor *ὄνομα*, das als Accusativ zn fassen ist. Zu interpungieren ist dann nicht nach *Μακάρτ.*, wie D. zeigt. Wir übersetzen: aber in entfernter Beziehung stammt dem Namen nach Mak. aus der Familie der Mntter, denn er wurde u. s. w. *ἄποθεν* steht, allerdings in anderem Sinn, anch § 80. Bekker entscheidet sich übrigens auch für *ἄποθεν*, nicht für *ἀπωθεν.* Ist aber die Stelle in der Lesart von D richtig, so sieht man auch hier wieder, wie manche Stelle dnrch Schlimmbesserung im Laufe der Zeit von den Abschreibern verdorben wurde.

8) Ebenso § 56.

9) D ist in der Schreibung der Anrede nicht ganz konsequent.

81 τοῦτον (B). — δοκεῖ δικ. (ΣQ). — Μακαρτάτου om. τουτουί (Σ). — 82 φανερᾷ om. τῇ (FΣQ). — 84 δέομαι δὲ ὑμῶν.

(Schlufs folgt.)

---

58) **Adolph Römer, Homerische Gestalten und Gestaltungen.** Erlangen nnd Leipzig, A. Deichert's Nachfolger, 1901. 20 S. gr. 8. ℳ —.80.

Der Titel der kleinen Schrift, die ein Sonderabdruck aus der Festschrift der Universität Erlangen zur Feier des 80. Geburtstages des Prinzregenten ist, stimmt nur zum Teil mit dem Inhalt überein, denn von homerischen Gestalten wird nur die „Prachtfigur" des Eumäus S. 5 kurz beleuchtet. Im Eingang erörtert R. im Anschlufs an ein Wort des Aristoteles die Frage, ob bei der Schöpfung der homerischen Gedichte mehr das Genie (φύσις) oder der überlegende Künstlerverstand (τέχνη) wirkend gewesen sei. Er führt einige Stellen der Odyssee an, die beweisen sollen, dafs da nur ersteres in Betracht kommen könne; so ζ 115—17. So prächtig die Stelle ohne Zweifel ist, so sind doch die Ausdrücke der Bewunderung übertrieben, wenn R. in dieser „Gestaltung" einen „wahren Triumph der gottbegnadeten Anlage eines überlegenen Dichters", eine „geniale Inspiration", eine „glorreiche Manifestation des Genies" erblickt. Gleich überschwenglich ist das Lob des einfachen Überganges χ 5—7 und der Rede des Eumäus ξ 37—44, die „ganz unvergleichlich und im glücklichsten Momente gottbegnadeten Schaffens geboren" sei nnd in der R. „immer eine der glänzendsten Gestaltungen der ganzen Odyssee erkannte". Es folgen einige teils treffende, teils anfechtbare Bemerkungen über homerische Naivetät, über märchenhafte Bestandteile und die Rücksichtnahme auf das πιθανόν. Dafs die kleine, echt epische Abschweifung über das Scepter des Königs A 234—39 „ein glänzender und leider noch nicht genug gewürdigter Beleg" für das Kunstmittel der Retardation, dafs es eine „einzige und über die Mafsen wirkungsvolle Fügung" sei, will mir nicht einleuchten. Die ι 399 gegebene Begründung, weshalb der Cyklop diesmal die Böcke seiner Gewohnheit entgegen in die Höhle treibt, findet R. besonders glücklich; auf mich macht sie vielmehr den Eindruck eines Notbehelfs. Auch sonst sucht der Verf. öfters in die Worte des Dichters manches hineinzulegen, was kein unbefangener Beurteiler darin finden kann. So soll (S. 20) Zeus der Thetis in den berühmten Versen A 507 ff. darum nur durch ein Nicken Gewährung verheifsen, weil er „einer durch Worte

gemachten Zusage aus dem Wege geht, die ja nur zu leicht zur Frage und zur programmmäfsigen Enthüllung der Art und Weise dieser Ehrung führen könnte".

Büdingen. **O. Dingeldein.**

59) **H. C. Dakyns, The March of the Ten Thousand.** Being a Translation of the Anabasis, preceded by a Life of Xenophon. London, Macmillan and Co., 1901. LXXX u. 264 S. 8. geb. 3 s. 6 d.

Der Übersetzung der Anabasis läfst D. eine ausführliche „Skizze" über Xenophons Leben vorangehen. Er folgt meistens den Forschungen seiner Vorgänger, besonders Roquettes, giebt aber eine auch für weitere Kreise als die Spezialforscher lesbare Darstellung; nur scheint mir sein Gebrauch von Fremdwörtern in dem an Fremdwörtern so wie so schon reichen Englisch überreichlich zu sein, so dafs dem des Griechischen und Lateinischen unkundigen Leser das Verständnis mitunter erschwert werden dürfte. Ich gebe die Hauptdaten aus Xenophons Leben nach D.s Berechnung: ca. 431 geboren, aufgewachsen teils in seinem Demos Erchia, teils in Athen, in der Schule des Sokrates, etwa 413 ff. als Jüngling viel mit der Jagd beschäftigt, dann auch im politischen Leben thätig; zwischen 403 und 401 Veröffentlichung der Cynegetica, Ausarbeitung des ersten Teils der Hellenica (I, 1 — II, 3, 10); 401—399 seine Heldenzeit; nach der Rückkehr Aufenthalt in Kleinasien, Heirat; Hellenica, erster Teil, vielleicht veröffentlicht; Begleiter des Agesilaus 394, dann längerer Aufenthalt in Sparta bis zur Übersiedelung nach Skillus. Etwa von 387—371 in Skillus, wo er die Memorabilien, das Symposium, den Oeconomicus, den Hiero schreibt und veröffentlicht, an den Hellenica und der Anabasis arbeitet. Nach Leuctra Ausgabe der Anabasis und des zweiten Teils der Hellenica (II, 3, 11 — V, 1, 36); Übersiedelung nach Korinth; Aufhebung der Verbannung; zwischen 369 und 362 Veröffentlichung des Hipparchicus der Schrift *περὶ ἱππικῆς*, dann (bis 357) der Cyropädie, der Hellenica Teil 3 (bis zum Schlufs), und des Agesilaus. Letzte Schrift *περὶ πόρων* Tod ca. 354.

D. giebt in der vita Xenophontis nicht die nackten Thatsachen oder blofs eine Prüfung der verschiedenen Ansichten, sondern eine möglichst anschauliche Schilderung des Lebensganges, indem er vieles, was wir sonst über Erziehung und Ausbildung bei den Athenern wissen, geschickt für

seinen Zweck verwertet, ebenso das, was in Xenophons kleinen Schriften als Reminiscenz aus seinem eigenen Leben anzusehen ist.

Die Übersetzung berücksichtigt aufser den Ausgaben von Sauppe und Hug, die vor allem zu Grunde gelegt sind, auch andere Lesarten; wo Zweifel über das Verständnis einer Stelle herrschen, sind mehrere Übersetzungen, die eine im Text, die andere in Anmerkungen gegeben. Ich habe das vierte Buch etwas genauer geprüft und finde wenig auszusetzen, IV, 1, 9 scheinen die Worte *τὰ ἐπιτήδεια, ὅπου τις ἐπιτυγχάνοι, ἐλάμβανον* nicht genau übertragen: they helped to snch provisions as fell in their way; sie nehmen doch alle Lebensmittel, die sie finden konnten, da sie Mangel litten.

An Karten hat D. beigegeben: 1) die Route der Zehntausend. Von der Kiepertschen Route weicht er ab beim Centrites, von wo er die Griechen nicht in der Nähe des Wan-Sees, sondern in westlichem Bogen gehen läfst, ferner vom Pasin-Su (Phasis) zum Harpasus, wo er die Route über Hassan-Kaleh, Erzerum nach Gymnias (Baiburt) vorzieht. Der grofse Bogen nach Nordosten und dann nach Westen an der letzten Stelle bei Kiepert scheint auch mir nicht wahrscheinlich; halsbrecherisch werden die kürzeren Wege wohl sein, doch sind sie das wohl viel öfter gewesen als Xenophon es angiebt; 2) eine Karte von einem Teil Babyloniens nach neueren Forschungen mit den verschiedenen Ansetzungen von Opis (nach Rawlinson, Lynch und Chesney), und von Sittace (Rawlinson, Collingwood, Grote, Chesney); 3) Karte von der Gegend von Skillus, besonders nach Kaupert und Dörpfeld.

Der Index ist ausführlich und zuverlässig, Druck und Ausstattung gut. Auch unbedeutende Druckfehler, wie *ᾠόντο* und *ἤ* (für *ἦ*) S. LXXI, sind selten.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

60) **Carl Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde.** IV. Band: Die Germania des Tacitus. 1. Hälfte. Berlin 1898. S. 1—384. 8. 2. Hälfte. Berlin 1900. S. 385—750. Weidmann. ℳ 8.20.

Während der erste Band von Müllenhoffs deutscher Altertumskunde bereits 1870 erschienen ist (wieder abgedruckt 1890), hat der vierte erst 1898 und 1900 aus dem Nachlafs des inzwischen verstorbenen Gelehrten veröffentlicht werden können, und zwar in der Hauptsache nach den Heften

von Kollegien, die M. vom Winter des Jahres 1861 bis zum Sommer des Jahres 1882 über die Germania des Tacitus gelesen hat. Dabei war den Herausgebern (Rödiger und Pniower) vorgeschrieben, möglichst wenig an dem hinterlassenen Werk zu ändern, da es ja unter dem Namen des Hingeschiedenen herausgegeben werden sollte. Doch haben diese wenigstens formelle Verbesserungen vorgenommen und die Ausdrucksweise mehr geglättet und abgerundet. Ist schon dadurch der Wert des Buches erhöht worden, so noch mehr dadurch, dafs sie alle aus des Verf. Feder stammenden Abhandlungen, die für den Germaniatext von Belang sind, aus Zeitschriften zusammengestellt und hier zum Abdruck gebracht haben. Eine davon, die über die Zeit- und Himmelseinteilung der Germanen (S. 688 ff.), ist bisher überhaupt noch nicht der Öffentlichkeit übergeben worden. Vorzügliche Register über die Anführungen aus griechischen und lateinischen Werken und aus älteren germanischen Litteraturdenkmälern, über besprochene germanische Wörter sowie über behandelte Personen und Gegenstände (S. 696—750) erleichtern den Gebrauch aufserordentlich. Zu bedauern ist nur, dafs die neuere Litteratur weder in Fufsnoten noch in einem besonderen Anhang angegeben worden ist. Doch verliert das Buch dadurch nicht viel von seiner Bedeutung und kann jedenfalls als der beste und reichhaltigste aller Germaniakommentare bezeichnet werden.

Den Anfang macht darin eine Auseinandersetzung über den Zweck und den Ursprung der Germania, darauf wird deren Glaubwürdigkeit und Authentie untersucht; im dritten Abschnitt ist von den übrigen Nachrichten der Alten über die Germanen die Rede, im vierten von der Textüberlieferung, im fünften von den Ausgaben und Übersetzungen. Die Erläuterung der 46 Kapitel erfolgt in der Weise, dafs alle Wörter des Textes, zu denen sachlich oder sprachlich eine Bemerkung zu machen ist, angeführt und bald eingehender bald kürzer besprochen werden. Die Auseinandersetzung über schwierige Stellen wächst mitunter zu ganzen Abhandlungen an, namentlich wenn es sich um Fragen ethnologischen, religiösen oder politischen Charakters handelt, z. B. über Tuisto und Mannus c. 2. Zuweilen werden auch einzelne Wörter, Wendungen oder Sätze ins Deutsche übertragen, z. B. c. 12 S. 249, qui vindicatur, der, dem Recht verschafft wird, für den das Gericht einschreitet, also der Beleidigte oder c. 13 S. 256 arma sumere = ahd. swertleite, swertnâme.

Überall tritt uns der durch langjährige Forschung mit dem Stoffe vertraut gewordene Forscher entgegen, der bestrebt ist, das Beste und

Sicherste zu bieten, sich daher auch nicht scheut, einmal eine frühere Ansicht aufzugeben und durch eine ansprechendere zu ersetzen, z. B. c. 6, 13, wo er eoque zunächst (in Haupts Zeitschr. X, 550) auf peditem bezogen hatte, aber später mit Wölfflin im Philol. XXV, 110 für gleichbedeutend mit ideoque auffafst. Damit ist nun nicht gesagt, dafs jede im Kommentar gegebene Erklärung und Erörterung über allen Zweifel erhaben sei. Denn mehrfach lassen sich auch Irrtümer nachweisen, z. B. S. 109, wo berichtet wird, dafs Auerochsen noch jetzt in Litauen und Wolhynien vorhanden seien, während doch dieses Tier nachgewiesenermafsen völlig ausgestorben ist und nur noch das Wisent in der Gegend von Bialowicza vorkommt; ferner heifst es S. 34: „Der alte Cato, der damalige römische Reichs- und Erznarr, stellte später im Senate den Antrag, Cäsar wegen seiner Treulosigkeit an die Germanen auszuliefern.“ Das Beiwort alt für den mit 49 Jahren gestorbenen Cato Uticensis (95—46) berechtigt zu der Annahme, dafs der Verf. an den Cato maior (234 - 149) gedacht hat, der doch zu Cäsars Zeit nicht mehr lebte. Auch werden mehrfach ältere Etymologieen vorgetragen, z. B. von dem Worte Apfel, wo die neuerdings ziemlich allgemein angenommene Herleitung von Abella (malifera) unberücksichtigt bleibt, oder S. 343, wo as. alu, ags. ealu, Bier zu got. alan, aufwachsen in Beziehung gesetzt wird, während es doch wohl mit Schrader (Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, S. 34) von derselben Wurzel wie alumen, Alaun abzuleiten ist mit der Grundbedeutung herbes, süfssaures Getränk (vgl. die Analogie von asl. kvasu, Alaun und σικέρα, russisch kwas, Bierart). In den meisten Fällen ist jedoch die Deutung richtig angegeben. Daher wird das Werk allen denen, die sich mit der Germania des Tacitus beschäftigen, einen sehr guten Dienst thun.

Eisenberg (S.-Altenburg). **O. Weise.**

61) **William Ridgeway, The early age of Greece.** Cambridge, University Press, 1901. Vol. I. XVI u. 684 S. 8.

Der vorliegende erste Band des auf zwei Bände berechneten Werkes verdient wegen des Inhaltes und wegen der Art der Stoffbehandlung aufmerksame Beachtung. Die älteste Kulturentwickelung Griechenlands etwa bis zur Zeit der Odyssee wird in diesem Bande nach den Funden, der Tradition und nach der sprachlichen Seite behandelt; die ganze Darstellung gruppiert sich aber um den Beweis folgender Hypothese: 1) die Schöpfer

der sogenannten mykenischen Kultur sind die Pelasger, deren Sprache mit dem äolischen (oder arkadischen) Dialekte identisch war; 2) der Verfall der mykenischen Kultur wird durch den Einbruch eines fremden Volksstammes herbeigeführt, unter dessen Herrschaft der geometrische Kunststil auftritt; dieser Volksstamm sind die Achäer; 3) die Achäer sind durch die Einbruchspforte am nördlichen Ende des adriatischen Meeres nach Griechenland eingedrungen und sind ein keltischer Stamm.

Der erste Satz wird erschlossen und bewiesen durch Vergleichung der Hauptfundstätten der mykenischen Kulturreste mit der Überlieferung der Sage und Geschichte hinsichtlich der an diesen Plätzen auftretenden Völkerstämme. Der Beweis erscheint mir gut gelungen, besonders schlagend der Nachweis, dafs die mykenische Kultur griechischen und nicht phönikischen Ursprunges ist. — Bedenklicher steht es um den zweiten Satz, als dessen Fundament die Annahme anzusehen ist, dafs die homerischen Gedichte der entwickelten Eisenzeit angehören, und dafs zwischen den Leuten der mykenischen und denen der homerischen Zeit in Bewaffnung, Gebräuchen, Kleidung, Haarfarbe ein so grofser Unterschied besteht, dafs sich zwischen den beiden eine nicht zu überbrückende Kluft befindet, die eben nur daraus erklärt werden kann, dafs ein fremder Volksstamm die Mykenier unterworfen hat. Die beiden als Grundlage dienenden Annahmen sind unrichtig oder wenigstens schief. Denn wenn man erstens gelten lassen kann, dafs die Odyssee die Kultur der Eisenzeit zeigt, so mufs doch bestritten werden, dafs wir hier schon die voll entwickelte Eisenzeit vor uns haben; und vor allen Dingen ist für die Ilias die Zugehörigkeit zur Eisenzeit gänzlich abzuweisen. Ridgeway nimmt an, dafs eiserne Waffen in der Ilias als durchgehends im Gebrauche anzusehen seien; wenn so viel von Bronze geredet werde, so sei das nur auf den herkömmlichen Brauch des alten Epos zurückzuführen, es entspreche nur der epischen Ausdrucksweise. Nun liegt die Sache aber so, dafs in der Ilias eiserne Waffen nur an verschwindend wenigen Stellen vorkommen, und wenn die erdrückende Überzahl der Stellen nur bronzene Waffen u. s. w. kennt, so mufs man annehmen, dafs die wenigen Erwähnungen des Eisens jüngeren Ursprungs sind als die Hauptmasse der Ilias. Was nun den von Ridgeway behaupteten Unterschied zwischen der durch die Funde bewiesenen Kultur der mykenischen Zeit und der des homerischen Epos betrifft, so gehe ich gewifs nicht so weit, diesen Unterschied zu leugnen, ich finde ihn sogar — besonders in Bezug auf die Odyssee — nicht unbeträchtlich; aber in

der Ilias kommen noch deutliche Anklänge an die altmykenischen Kulturformen vor, und jedenfalls ist der Unterschied nicht so grofs, dafs die Kultur der Ilias und auch der Odyssee einem ganz anderen Volke angehören müfste, als die der mykenischen Zeit. Der Unterschied der Haut- und Haarfarbe, der von Ridgeway behauptet wird, ist nach Ansicht des Ref. künstlich konstruiert. Wenn auch z. B. Menelaos als blond bezeichnet wird und vielleicht an einigen anderen Stellen blondes Haar erwähnt wird, so ist doch daraus keineswegs zu schliefsen, dafs die Achäer durchweg als blondhaarig zu denken sind. Blondes Haar hat es gewifs auch früher und später bei den Griechen gegeben; ich will nur an die Gewohnheit erinnern, auf der Bühne jugendlichen Personen und gewissen als jugendlich gedachten Gottheiten blondes Haar zu geben. Und wie wenig sichere Schlüsse sich aus solchen Angaben des Dichters ziehen lassen, beweist die Thatsache, dafs dem Odysseus am Ende 13. Odysseebuches zwar *ξανθαὶ τρίχες* zugesprochen werden, dafs dann aber bei dem ersten Wiedersehen mit Telemach in dem Gehöft des Eumaios es von demselben heifst: *ἂψ δὲ μελαγχροιὴς γένετο.* Der wirklich vorhandene Unterschied zwischen den Mykeniern und den Leuten des homerischen Epos verwehrt es nicht, anzunehmen, dafs diese Veränderung innerhalb der Stämme des griechischen Volkes vorgegangen sei, wie neuerdings z. B. Karl Robert (Studien zur Ilias. Berlin 1901) angenommen und durchgeführt hat, so dafs Äolier und Ionier als die Angehörigen der älteren und jüngeren Kulturstufe einander gegenübergestellt werden. Fällt nun aber dieser fundamentale Unterschied weg, so fehlt auch ein Grund, die Achäer als fremden Erobererstamm aufzufassen, und deshalb verliert dann auch die Identifizierung der Achäer mit den Kelten [1]) den Boden, so scharfsinnig und bestechend auch der Beweis von Ridgeway geführt ist.

Ref. kann hier unmöglich auf Einzelheiten des aufserordentlich reichhaltigen und vielfach sehr wertvollen Inhaltes des besprochenen Buches näher eingehen, hofft aber bei einer anderen Gelegenheit dies in betreff gewisser Abschnitte nachholen zu können. An dieser Stelle mufs das Hervorgehobene genügen und wird wenigstens das eine gezeigt haben, dafs der vorliegende Band der interessanten Schrift, auch schon wegen des

1) Als eine Vorstufe zu dieser Gleichsetzung erwähne ich hier die Vergleichung der homerischen Kultur mit der Kultur der Kelten in dem Buche von H. D'Arbois de Jubainville, La Civilisation des Celtes et celle de l'épopée homérique. Paris 1899.

reichen Materials in archäologischer und prähistorischer Beziehung, ein sorgfältiges und eingehendes Studium verdient.

Zerbst. **H. Kluge.**

62) **E. Bachof, Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia.** Dritte Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. VI u. 223 S. 8. ℳ 2.—.

Das griechische Elementarbuch für Unter- und Obertertia von E. Bachof ist jetzt in dritter Auflage erschienen. Der allgemeine Plan ist, wie der Verf. in der Vorrede sagt, unverändert geblieben, dagegen sind im einzelnen manche Veränderungen vorgenommen worden. Unter diesen ist die Zerlegung längerer Übungsstücke in Abschnitte, die Erweiterung und Umstellung mancher deutschen Stücke unmittelbar hinter das griechische Stück, an das sie sich anschliefsen, sowie die Beifügung eines Abschnittes zur syntaktischen Wiederholung auf S. 197 f. besonders erwähnenswert; aufserdem sind zwei neue Stücke 85ᵃ (Alexanders Regierungsantritt) und 87ᵇ (Sokrates und Alkibiades) hinzugekommen. Infolge dieser Veränderungen hat das Buch, das schon bisher mit gutem Erfolg beim Unterricht benutzt wurde, an praktischer Verwendbarkeit noch gewonnen; es kann daher aufs beste empfohlen werden.

Tauberbischofsheim **J. Sitzler.**

63) **Johannes Böhm, Die dramatischen Theorieen Pierre Corneilles.** (Diss.) Berlin, Mayer & Müller, 1901. VIII u. 152 S. 8.

Pierre Corneilles dramatische Theorieen sind zwar in modernen Werken über den Entwickelungsgang der französischen Tragödie bereits in ihren Hauptpunkten behandelt worden, doch fehlte eine eingehende Würdigung derselben, wie sie im Interesse unserer Kenntnis des Dichters äufserst wünschenswert war, bisher noch immer. So war es ein fruchtbares und dankbares Thema, welches sich der Verf. dieser Kieler Doktordissertation zum Gegenstand seiner Erstlingsarbeit ausgewählt hat. Corneille hat seine Theorieen in den „Préfaces“ und „Avertissements“, die er seinen einzelnen Dramen voraussandte, sowie in den „Examens“, die er jedem derselben anhängte, zur Darstellnng gebracht und dann in den drei grofsen „Discours“ vom Jahre 1660 zu einem System zusammengefafst. Alle diese ästhetischen Abhandlungen bilden also die Qnelle nnd Grundlage

der Böhmschen Arbeit, und wir können sagen, dafs der Verf. sein Thema mit Fleifs und Geschick behandelt und dadurch die wissenschaftliche Erkenntnis des Dichters und somit der klassischen französischen Tragödie überhaupt in dankenswerter Weise bereichert hat. — Allerdings beginnt die Behandlung des Themas in dem 150 Seiten umfassenden Buche eigentlich erst mit der 91. Seite. Auf den ersten 29 Seiten bringt der Verf. das allmähliche Eindringen des Pseudoaristoteles in die französische Litteratur und seinen Sieg seit der Aufführung der „Sophonishe" Mairets zur Darstellung, ohne hierhei mehr zu hieten als das, was Ebert und Morf sowie Stieff in seiner fleifsigen Programmarbeit bereits gesagt hahen. Wollen wir diesen Teil als Einleitung gelten lassen, so ist dagegen der Zweck des zweiten Teiles (S. 30—90) mit dem hesten Willen nicht einzusehen. Was der Autor hier mit redlichem Fleifs und in dürrster schematischer Form über die Verszahl sämtlicher Dramen Corneilles, über die Zahl der Personen, über Zeit und Motive der Handlung in denselben sagt, hat mit den Theorieen Corneilles schlechterdings nichts zu thun und konnte höchstens am Schlufs der Arbeit in zusammenhängender Form zur Darstellung gelangen, um zu zeigen, wie Corneille seine ästhetischen Theorieen in praxi selbst befolgt hat.

So verhleihen für die Behandlung des eigentlichen Themas die letzten 60 Seiten des Buches, und für diese gilt das günstige Urteil, welches ohen ausgesprochen ist. Was der Dichter über die Aufgahe des Dramas, die Wahl des Stoffes, die Zeichnung der Charaktere, die Motive der Handlung, ihre Verteilung auf die einzelnen Akte und Scenen, über die Einheit der Zeit und des Ortes u. s. w. an den verschiedensten Stellen ausgesprochen hat, ist mit grofsem Fleifse zusammengetragen und in übersichtlicher Weise in den einzelnen Kapiteln zur Darstellung gebracht. Naturgemäfs mufste der Verf. hierhei Corneilles Stellung zu Aristoteles, die irrtümlichen Auffassungen des Stagiriten, in denen der Dichter mit den meisten seiner Zeitgenossen hefangen war, auseinandersetzen, und es wäre wünschenswert gewesen, wenn er dahei mehr, als es geschehen ist, die Kritik, welche Lessing an dem Dichter geübt hat, berücksichtigt und auch moderne Werke über das Wesen des Tragischen in den Bereich seiner Darstellung gezogen hätte. Augenscheinlich aher hat eine solche Erweiterung seines Themas nicht in der Absicht des Verf. gelegen; er wollte Corneilles dramatische Theorieen an sich zur Darstellung hringen, ohne sie an dem Mafsstabe moderner Ästhetik zu messen. Diese Aufgahe hat der Verf. mit

Fleiſs und Geschick gelöst; die zahlreichen Druckfehler, welche im Text stehen geblieben waren, sind am Schluſs zum gröſsten Teil verbessert.

Wernigerode. **H. Drees.**

64) **Petit Larive & Fleury, Dictionnaire Français encyclopédique** à l'usage des adultes et des gens du monde. Paris, George Chamerot, éditeur, o. J. [1901]. XIV u. 1456 S. 8.

Das vorliegende Wörterbuch giebt eine definierende Erklärung aller französischen Worte, ihre Ableitung, die Besonderheiten der Aussprache in schwierigen Fällen, ebenso der syntaktischen und stilistischen Anwendung. Zu diesem Zwecke ist noch der jüngste amtliche Erlaſs von Leygues über Orthographie und Syntax in extenso dem Bande vorangeschickt. Fremd- und Lehnwörter werden als solche nachgewiesen. Die gelehrte Terminologie und „geflügelte Worte“ sind unter Angabe ihrer Herkunft umschrieben. (Vgl. ad libitum, ad limina apostolorum, ad litteram, caveant consules, festina lente u. s. w.) Um den mehrsprachigen Druck zu vermeiden, sind jedoch die griechischen Worte mit (accentuierter) Antiquaschrift wiedergegeben, was freilich nicht recht augenfällig wirkt und nicht immer gleich erkannt wird. Ferner berücksichtigt das Wörterbuch alle Neologismen, die sich im Bereich des modernen Kulturlebens und der Wissenschaft Geltung verschafft haben. Was die mathematischen Disziplinen, Mechanik, Telegraphie, Telephonie und überhaupt das physikalische Gebiet, Astronomie, Chemie und die beschreibenden Naturwissenschaften, Heil- und Arzneikunst, Mikrobiologie, was schöne Künste, Kunsthandwerk und Industrie u. s. w. in Fachausdrücken bieten, ist angeführt und kurz erklärt. Auch geschichtliche und geographische Namen finden jenachdem kürzere oder längere Erläuterungen. Allenthalben helfen eingedruckte Zeichnungen, Bilder und Karten dem Verständnis nach, besonders in der Tier- und Pflanzenwelt, aber auch in den Ausdrücken der Künste, im Maschinenwesen u. s. w. Von den Landkarten sind die der französischen Departements am zweckentsprechendsten geraten. Im ganzen beläuft sich dieser Illustrationsapparat auf 1345 Figuren im Texte, 83 Tafeln und 112 Karten. Die Gesamtsumme der Lemmata macht 73 Tausend aus, die auf einem Raum von 1456 Seiten (zu je drei Spalten) mittels Petitdruck wiedergegeben sind. Daſs einzelne Ungenauigkeiten mit untergelaufen sind, oder daſs gelegentlich die Ökonomie des Raumes auf Kosten der Deutlichkeit zu weit getrieben ist, mag sein, allein angesichts einer

Summe von über sieben Myriaden von Stichworten kann das nicht erheblich ins Gewicht fallen, und Gleichartigkeit der Ausführung wird sich unter solchen Umständen mit dem besten Willen nicht immer erreichen lassen. Aber in der Hauptsache haben doch Autoren und Verleger ihren Zweck erreicht. Und nehmen wir nun mit dem Buche Stellung zu unseren Schul- und Studienzwecken, so müssen wir sagen, daſs das Buch für das erste Verständnis bei der Lektüre und bei den mannigfaltigen Vorkommnissen der Gesprächsstoffe sehr gute Dienste leisten wird und daher den Lehrern und Studierenden des Französischen, denen es um Ermittelung und verständige Wiedergabe schwieriger Worte und Ausdrücke zu thun ist, recht wohl empfohlen werden kann. Und gerade jetzt, wo in unseren höheren Schulen die neueren Sprachen so ausgiebig nach der Seite der praktischen Verwertung hin betrieben werden, wird dieses encyklopädische Wörterbuch den Platz eines unentbehrlichen Hilfsmittels der Handbibliothek gewinnen. Es ergänzt unsere grammatisch-lexikalischen Werke und ersetzt uns eine Bibliothek von Fachschriften. **L.**

65) **H. Schmidt, Schulgrammatik und Schriftsteller.** Syntaktische und stilistische Beiträge zum modernen französischen Sprachgebrauch. Dresden und Leipzig, Kochs Verlag, 1901. 49 S. 8. ℳ 1.40.

Die Lehrer des Latein haben gegenüber denjenigen der modernen Sprachen beim Beurteilen der Stilübungen einen verhältnismäſsig günstigen Standpunkt: sie beschränken sich auf die Grammatik und Phraseologie Cäsars und Ciceros und verwerfen die Ausdrucksweise der übrigen Schriftsteller als minderwertig, wenigstens für das Lateinschreiben der Schule. Das ist wohl mit ein Grund, warum das Lateinische sich für formale Bildung so sehr eignet: je bestimmter die Regel auftritt, je weniger Ausnahmen sie zuläſst, desto sichereren Grund faſst das Wissen des Lernenden.

Anders ist es mit den lebenden Sprachen. Sie unterstehen dem Gesetze der Weiterentwickelung, sie haben eine weitausgedehnte Litteratur, die sich nicht über die Achsel ansehen läſst, sie haben Freunde und Kenner in den Gesellschaftskreisen, aus denen wir unsere Schüler beziehen. Eingehende Kenntnis aller grammatischen Möglichkeiten allein bewahrt den Lehrer vor Überraschungen, welche ihm die eigene Lektüre sowohl wie diejenige seiner Zöglinge und ihrer Mentore bereiten kann. Die

Schulgrammatik mufs ja die feste Einübung der Grundregeln im Auge behalten, seltene Abweichungen aber anzuerkennen und zu erklären ist gelegentlich Sache des Lehrers.

Um sicher zu gehen, hat Schmidt den richtigen Weg eingeschlagen. Er hat aus mehreren Jahrgängen der Revue de Paris die grammatischen Neuerungen und Besonderheiten gesammelt und durch klare Ordnung des gewonnenen Stoffes ein Büchlein daraus zusammengestellt, das der Fachmann erst nach wiederholtem Lesen weglegen wird. Freilich ist ein grofser Teil des Gebotenen nicht nur in Abhandlungen, sondern auch in neueren Schulgrammatiken schon enthalten oder doch wenigstens angedeutet. Anderseits wird manches noch hinzuzufügen sein. Erwähnen wir nur eines.

Bei *si* (wenn) tritt nach der herkömmlichen Regel, um die Irrealität zu betonen, nur der Konjunktiv des Plusquamperfekts ein. Nun gebraucht der Akademiker Houssaye in seinen Werken über Napoleons letzte Regierungsjahre nach *comme si* den Konjunktiv des Imperfekts, eine Möglichkeit, die weder Lückings noch Plattners ausführliche Grammatiken erwähnen. Ein Beispiel. On disait encore, comme si on lût dans le livre de l'avenir: Paris est le point de mire des Alliés; c'est là qu'ils vont diriger tous leurs efforts, par la raison qu'une fois maîtres de Paris, ils le seront de l'empire.

Wenn der Verf. in dem Satze „J'ai tourmenté mon cœur, comme on se macère envers ce que l'on vous enseigne être la foi" eine Abweichung von den Regeln der Grammatik sieht, so kann man ihm nicht beistimmen. Bei *enseigner* steht in diesem Falle, etwa wie bei *dire*, die Konstruktion des Akkusativ und Infinitiv, was mit *enseigner à faire qc* nichts zu thun hat.

Mit Recht widerlegt der Verf. durch Beispiele eine Anzahl Aufstellungen Plattners, der bei all seinen Verdiensten doch dazu hinneigt, das letzte entscheidende Urteil zu fällen, während der Sprachgebrauch eine solche Autorität nicht zugesteht.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

66) **Hymn by Lord Macaulay.** An Effort of His Early Childhood. (Hitherto Unpublished). By **Lionel Horton-Smith** of Lincoln's Inn, Barrister-at-Law; M. A., and Fellow of St. John's College, Cambridge. — Cambridge, Metcalfe and Co., 1902. 11 S. 8. geh. 1 shill. net.

Macaulay's Frühreife ist bekannt, und man bewundert mit Recht die von Trevelyan mitgeteilten zwei Strophen aus dem Epos "Olaus the Great,

or the Conquest of Mona". Von noch etwas früherem Datum sind einige Hymnen, welche sein Vater in einem Briefe an den Sohn seines Stiefbruders, Dr. Kenneth Macaulay, erwähnt, und von denen die Schriftstellerin und mütterliche Freundin des Hauses Mrs. Hannah More sagte, sie seien "quite extraordinary for such a baby". Eine dieser Hymnen befindet sich jetzt im Besitz von Dr. Kenneth Macaulay's Enkelin Miss Rose Adelaide Macaulay, 6 Oakland Grove, Shepherd's Bush, London W. Lionel Horton-Smith, ein Ururgrofsneffe jenes Hector Macaulay, hat sie zuerst 1897 in der London Scottish Regimental Gazette veröffentlicht und dann 1899 einen zweiten Abdruck in der Sewanee Review, Sewanee Tennessee U. S. A. veranlafst. Das vorliegende kleine Heft enthält aufser den einleitenden Bemerkungen, welche die genannten Zeitschriften dem Abdruck hinzugefügt haben, das Faksimile der Hymne und eine Wiedergabe desselben in Druckschrift. Da sich auf dem Umschlage ausdrücklich die Bemerkung befindet: "No copyright reserved by Miss R. A. Macaulay or by Mr. L. Horton-Smith", so stehen wir nicht an, den Wortlaut des Gedichtes hier mitzuteilen:

A Hymn

Almighty God of all below,
Thou canst protect from every foe
The Heavens are made by thy great Hands,
One word of thee the Earth commands.
Some men make Gods of red and blue,
And rob their Sovereign of his due:
The good shall go to Heaven. The fell,
Blasts of thy wrath can bear to hell.
Thy wrath is like a burning fire;
Thy Goodness all the good admire;
Thy Word restores the dawning day;
At Thy Command bright lightenings play.
The Birds that chirp their morning songs,
That Breath of Praise to thee belongs.
These, by thy mercy always fed,
Teach us to beg our daily bred.
Ye Mortals loud resound your King;
And while that powerful God you sing,
Oh! be your Hearts and Tongues the same
While singing the Almighty name!

F. P.

67) **Fielding's Tom Thumb.** Mit Einleitung herausgegeben von **Felix Lindner.** Englische Textbibliothek ed. Joh. Hoops Nr. 4. Berlin, E. Felber, 1899. VIII u. 111 S.

Es war ein glücklicher Gedanke, die merkwürdige Satire Fielding's auf die Dramatiker seiner Zeit in einer Einzelausgabe leicht zugänglich zu machen. Lindner, der bereits eine Studie über Fielding's Dramatische Werke (1895) veröffentlicht hat, giebt in der Einleitung eine allgemeine Charakteristik der Dramen des englischen Romanschriftstellers und wendet sich dann dem „Tom Thumb" in eingehender Betrachtung zu. Der Spott der 1730 erschienenen Posse richtet sich besonders gegen die Manier Drydens und seiner Nachahmer und ist eine Fortsetzung der Angriffe, die Buckingham und seine Mitarbeiter schon 1671 in der dramatischen Satire „Rehearsal" gegen die Vertreter der heroischen Tragödie gerichtet hatten (auch diese Satire beabsichtigt Lindner in derselben Sammlung herauszugeben). Die Hauptmotive der Posse hat Fielding aus William Wagstaffe's „A Comment upon the history of Tom Thumb" (London 1711) geschöpft, die Ausführung ist jedoch sein Eigentum. Der Herausgeber giebt dann eine Liste der von Fielding genannten und irgendwie verspotteten Stücke, fast 50 an der Zahl, die sich auf 17 Dichter verteilen. Die merkwürdige Art der Satire Fielding's hätte jedoch unseres Erachtens an einigen treffenden Beispielen eingehend dargestellt werden müssen. Zuletzt verbreitet sich Lindner über die Textgestaltung, welche keine besonderen Schwierigkeiten bietet. **T.**

---

68) **Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Grofse Ausgabe. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Teil II. (Deutsch-Englisch.) Lfg. 12—24 (Schlufslieferung). Zusammen XLVIII u. 1216 S. 4. geb. ℳ 18.—.

Die ersten zwölf Lieferungen des gewaltigen Werkes von Muret-Sanders habe ich in dieser Zeitschrift Jahrg. 1898 Nr. 14 S. 332—335 und Jahrg. 1899 Nr. 22 S. 527 u. 528 angezeigt. Die jetzt vorliegenden zwölf letzten Lieferungen sind gleich ausgezeichnet wie die voraufgehenden. Mufste ich in der vorigen Anzeige berichten, dafs der unerbittliche Tod den treuesten und unermüdlichsten Arbeiter Karl Sachs von dem Werke

abberufen hatte, und dafs an seine Stelle Cornelis Stoffel und Immanuel Schmidt getreten waren, so erfülle ich hier wieder die traurige Pflicht, auf den durch Professor Immanuel Schmidts plötzlichen Tod dem Werke aufs neue zugestofsenen schweren Verlust hinzuweisen. Eine Darstellung von dem Lebensgang des verstorbenen Gelehrten (geb. 29. August 1823, gest. 12. Mai 1900) findet sich vor der 17. Lieferung. Der für die Fortführung des Muretschen Wörterbuches hervorragend befähigte Gelehrte hat die letzten Jahre seines Lebens der Arbeit an dem gemeinsamen Werke vollständig gewidmet und dem letzten Teile desselben seinen wissenschaftlichen Charakter aufgedrückt. Das Manuskript wurde von Immanuel Schmidt bis zu dem Buchstaben S einer kritischen Durchsicht unterzogen und druckfertig hergestellt. Für den Rest der Arbeit, vom Buchstaben S ab, übernahm nunmehr der langjährige Mitarbeiter am Werke, Cornelis Stoffel-Nijmegen, den I. Schmidt als einen hervorragenden Kenner des Englischen sehr hoch schätzte, die verantwortliche Leitung (vgl. die Biographie vor Lfg. 20, eine Übersetzung des in der holländischen illustrierten Zeitschrift "Eigen Haard" 22. Dez. 1900 erschienenen Aufsatzes von C. Heyman).

Pünktlich, wie versprochen, ist nun die 24. (Schlufs-)Lieferung erschienen, und der beiliegende Prospekt enthält interessante Mitteilungen aus der Werkstatt des zuletzt vollendeten deutsch-englischen Teiles: er beschreibt die Herstellung des Manuskripts und die Einrichtung des Satzes mit der Vorkorrektur, der ersten und zweiten Korrektur, der Revision, dem Aushängebogen, mit den Stereotypplatten und Plattenkorrekturen.

Muret-Sanders ist nach dem Urteile der deutschen und fremdländischen Kritik nicht nur das neueste, sondern auch das reichhaltigste und vollständigste Wörterbuch seiner Art. Jedenfalls hat auf dem Gebiete der zweisprachigen Lexikon-Litteratur Muret-Sanders nicht seinesgleichen, es ist ein Meisterwerk moderner Lexikographie.

Es mufs von nun an das Bestreben der Anglisten sein, den Wert des Buches dadurch auf der Höhe zu erhalten, dafs kleinere Mängel oder Fehler, die beim Gebrauche auffallen, sofort gesammelt und der Verlagsbuchhandlung übermittelt werden. Sachs-Villatte hat auf diese Weise manche wertvolle Verbesserung erfahren. Es ist bei Muret-Sanders aber recht schwer, Worte zu finden, die bei der Lektüre aufstofsen und nicht aufgenommen worden wären.

Muret I, 246 ist das Wort *betrothal* (Verlobung) verzeichnet (Long-

fellow, Evangeline I, 4). Viele Wörterbücher geben nur *betrothment*, Webster hat erst neuerdings *betrothal* aufgenommen. — Muret I, 591 findet man *crumbly* a. krümelig, bröckelig. Das Wort bedeutet auch „altersschwach", vgl. Longfellow, Kavanagh, Kap. XVIII: 'The two crumbly old women'. — Die Bedeutung von *'skirt'* ist zu berichtigen nach Charles Dickens, 'The Clair of Truth' in 'Somebody's Luggage' 1862, S. 74 Z. 7 (in der Ausgabe von H. Conrad, Three Christmas Stories, Leipzig, Freytag, 1900): Florence looked most beautiful. She was charmingly dressed, in white tarlatan — three *skirts* — pinked — each skirt looped up with a mixture of white roses and pomegranate blossoms. *Skirt* ist hier selbstverständlich nicht der eingenähte Saum rund um den Frauenrock, sondern das aufgenähte Volant, das von gröfserer oder geringerer Breite und vielfach von anderem Stoff als das Kleid, durchbrochen, geweht, gestickt, ausgezackt (wie hier) u. s. w. sein kann; früher brauchte man das deutsche Wort „Fall" dafür. — Muret I, Einleitung XXIV fehlt die Erklärung für die Abkürzung *$* als Dollar, während S. XXIII die für Ł gegeben ist. — Muret II: Prieche (-◡) [auch Brüge] f. (a) arch. gallery in a church. Es fehlt die Etymologie des Wortes. Vgl. jetzt M. Roediger im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Heft XXII Nr. 1/2 S. 18 (dazu XXI, 74. 87). Dafs Sandvors die Identität von *Prieche* und *pergola*, *πέργαμος*, *pergamum* erwiesen habe, bestreitet Roediger. Er schlägt vor, Prieche auf *περιοχή*, *perioche* zurückzuführen, „das, was einen Gegenstand oder Ort umgieht, u. a. die Umschanzung", gewifs also auch eine umlaufende Galerie. *Brüge* ist eine weitere Entstellung, die sich an *brügge* im Sinne von „erhöhtes Gerüst" anlehnt und sogar darin aufgeht. Weitere Bemerkungen werden in dieser Zeitschrift folgen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

---

69) **C. Stoffel, Intensives and Down-toners.** A Study in English Adverbs. Heidelberg, C. Winter, 1901. 156 S. gr. 8. ℳ 4.—.

Mit diesem Buche führt sich eine neue Sammlung ein, die Professor Hoops in Heidelberg unter dem Titel „Anglistische Forschungen" herausgiebt. Stoffel eröffnet sie mit einer ausgezeichneten, gelehrten und ergebnisreichen Untersuchung über Geschichte, Bedeutung und namentlich Bedeutungswandel einiger englischer Adverbia. Bei allen *„Intensives"*, die er behandelt, läfst sich ein Zug wahrnehmen, der auch sonst in der Wortgeschichte zu beobachten ist, der Hang, die Bedeutung abzuschwächen.

Während die meisten dieser Wörter ursprüglich das vollkommen, im höchsten Grade vorhandene Mafs einer Eigenschaft bezeichnen, sinkt ihre Bedeutung allmählich so weit, dafs sie nur noch einen mehr oder minder hohen Grad der Eigenschaft ausdrücken. Wie dieser Wechsel sich vollzieht, versteht Stoffel, der über feine Beobachtungsgabe und reiche Belesenheit verfügt, trefflich nachzuweisen, und zwar nicht blofs historisch unter Beibringung einer Fülle von Belegstellen aus allen Zeiten der englischen Litteratur, sondern, was noch wertvoller ist, auch psychologisch und logisch, indem er die bei diesem Wandel mitwirkenden Gefühls- und Vernunftvorgänge sorgfältig zergliedert. Ihm im Rahmen einer kurzen Anzeige auf solche oft vielfach verschlungene Pfade zu folgen, ist nicht möglich, sondern dafür mufs auf das Buch selbst verwiesen werden. Im ersten Abschnitt (S. 1—128) werden folgende Adverbien behandelt: *Full, pure, very, right, quite, so, as,* die beiden letzteren besonders ausführlich, und eine Anzahl anderer, die der Mode, der familiären oder mundartlichen Rede ihr Dasein verdanken, wie z. B. *vastly,* das um die Mitte des 18. Jahrhunderts das beliebteste Adverb ist, *awfully, jolly, damnable, mighty* u. a., bei denen im Englischen wie im Deutschen der Hang des Menschen zur Übertreibung eine grofse Rolle spielt. — Der zweite, kürzere Abschnitt, (S. 129—153) handelt in entsprechender Weise über die „*down-toners*", die einschränkenden Adverbien, die von vornherein dazu bestimmt sind, nur einen geringen, mäfsigen oder kaum wahrnehmbaren Grad einer Eigenschaft zu bezeichnen, wie *rather* und *pretty,* deren wechselvolle Geschichte in mehr als einer Beziehung lehrreich ist. — Wir sind überzeugt, dafs nicht nur die Grammatiker im engeren Sinne, sondern vor allem auch die Lehrer das Buch dankbar begrüfsen werden, da es viele nützliche Winke enthält und uns das Verständnis und die Anwendung dieser dem Ausländer ja so viele Schwierigkeiten bereitenden wichtigen Wörtchen erheblich erleichtert. **-tz.**

Vakanzen.

Anclam, G. Obl. Rel., Lat. Dir. Dr. Stamm. **Berlin,** Kadettenanstalt. Obl. Geogr., Gesch., Deutsch. Kommando des Kadettenkorps. Berlin SW. 46, Hallesches Ufer 24. **Brandenburg,** G. Obl. Math., Nat. Magistrat. **Cassel,** R. Obl. Rel., Deutsch, Gesch. Magistrat. **Dortmund,** O.R. Obl. Deutsch, Gesch., Rel. Schulkuratorium. **Düren,** R.G., Obl. Nat Dir. Dr. Becker. **Düsseldorf,** O.R. Obl. N. Spr. Dir. Viehoff. **Essen,** O.R. Obl. Math., Nat. Dir. Dr. Welter. **Hamm i. W.,** Obl. N. Spr. Magistrat. **Kattowitz,** O.R. Obl. Math. Dir. Dr. Hacks. **Meiderich,** R. Obl. Math. Dir. Schnürau. **Stendal,** G. Obl. Lat., Griech., Gesch. Magistrat. **Stettin,** Obl. Math., Nat. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 5. April. Nr. 7, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Die Mailänder Demostheneshandschrift D. 112 sup.

Von J. May in Durlach.

(Schlufs.)

Rede 44.

Ὑπόθεσις τοῦ πρὸς Λεωχάρην περὶ τοῦ κλήρου λόγου.

1 *ἀντ' αὐτοῦ* [1]) (FΣ). — *τούτω* [2]). — *δὲ τὸ αὐτὸ ὁ* (FΣ). — 2 *ἐγγυτατω* [3]). — *ποιῆσαι* (ΣB). — 3 *Λεωχάρη* [4]) (FΣ). — *δ' Ἀριστοδήμου υἱός.*

1) So auch nachher.

2) *τοῦτο* FΣ. Dafs FΣD, die sonst vielfach übereinstimmen, hier eine von der Vulg. abweichende Lesart haben, steht fest, ebenso dafs *τοῦτο* unmöglich. Da nun bei *τούτω* ein Buchstabe fehlt, so ist als Ergänzung entweder *ι* oder *ν* möglich. Man müfste ja für letztere eintreten, wenn nicht FΣ beweisen würde, dafs in der Vorlage von FΣD nicht *τούτων* gestanden haben kann, denn dann wären FΣ nicht auf *τοῦτο* verfallen. Letzteres scheint aus *τούτω* verändert, das so vielleicht in der gemeinsamen Vorlage stand und von D einfach herübergenommen wurde. Es ist ja der Dativ *τούτῳ* möglich: als habe das Gesetz diesem die Erlaubnis gegeben.

3) Jedenfalls richtig. In der Makartatosrede, wo dieses Wort öfter vorkommt, steht jedesmal *ἐγγυτέρω, ἐγγυτάτω*; in einer Gesetzurkunde (§ 54) allerdings zweimal *ἐγγύτατα,* was aber nicht viel beweist.

4) Ist nach den Handschriften FΣD zu schliefsen die ältere und richtigere Form,

Πρὸς Λεωχάρην περὶ [1] *κλήρου.*

2 *τὸν κλῆρον καταλιπόντος.* — *οὕτως τὰ* (Σ). — 3 *τῷ γε* (FΣQ). — *καὶ* [2] *καταστ.* (F). — *περὶ μὲν* [3] *τῶν.* — *ἐκ τῆς μαρτυρίας* (Σ teste Bekk.). — 6 *τὰ* [4] *διαμεμαρτυρημένα.* — 7 *ἐναντ. ἡμῶν* [5]. — 8 *ὑμᾶς* [6] *ὑπὲρ* (FQ). — *τ. ἄλλων ὑμῶν.* — 9 *Μειδυλίδ.* immer. — *οὐ πολλῷ ὕστερον χρόνον* [7] *γαμεῖ.* — *Κρισέως* (F). — 10 *Ἁβρώνιχος.* — 11 *ἡμεῖς ἦμεν* [8]. — 12 *σαφῶς ὕστερον διδάξομεν* [9]. — *περὶ δέ γε* [10] *τοῦ γ.* — *κληρονόμων* (FΣQ). — *ἄπαις γὰρ ὁ.* — *ἐγγυτάτωι* [11]. — 13 *τοῦ ἐμοῦ πατρὸς* [12] beide Male. — *τούτου τοῦ π.* (FΣQ) *ἀδελφιδῇ.* — 14 *ταῦτά ἐστι* [13]. — 15 *τὰ μέν τοι* [14]. — *τῶν μαρτύρων* [15]. —

---

für die anch Bekker eintritt. Es ist ja auch anerkannt, dafs *-ην* bei den zusammengesetzten Eigennamen der III. Dekl. jüngeren Datums ist. Wie nnsicher aber diese Regel ist, beweisen eben diese Handschriften, welche bei demselben Werte in derselben Rede § 41 *Λεωχάρην* lesen.

1) In der Makartatosrede steht in der Hypothesisüberschrift auch *περὶ τοῦ Ἁγν. κλήρου*, nachher *περὶ Ἁγν. κλήρου*. Vielleicht also einfach *περὶ Ἀρχιάδου κλήρου*. Die Überschriften der Rede selbst sind meistens kürzer als die der Hypothesis. Zu der Vermutung Blafs' vgl. § 46 *τὸν κλῆρον τὸν Ἀρχιάδου*.

2) *καὶ* würde heifsen: auch noch, sogar, denn wir sind schon durch die Armut genug bedrückt.

3) Der unmittelbar folgende Satz beginnt auch mit *οὖν*: *εἰ μὲν οὖν*, wo es sehr gut pafst, hier aber weniger.

4) *μὲν* fehlt auch A, aber *μεμαρτυρημένα.*

5) Jedenfalls unrichtig.

6) Diese Stellung ist richtig, denn das Pron. als Objekt wird bei Dem. entweder eingeschoben oder nachgesetzt.

7) Jedenfalls *χρόνῳ*, ist aber wahrscheinlich ganz zu streichen.

8) Σ *μὲν* was Blafs aufgenommen. Dem Sinn nach entsprechen aber einander *καὶ ἡ μὲν* und *οὗτοι δ'*, wodurch *ἡμεῖς μὲν* keine richtige Stellung erhält.

9) Hier fehlt *ὑμᾶς*, was Blafs schon § 8 ausscheiden wollte.

10) Über die Adoption später, aber wenigstens über das Geschlecht müfst ihr dieses erfahren.

11) So nur hier; Dindorf bemerkt: „FΣ constanter“. Möchte zu bezweifeln sein.

12) Das erste Mal mit AFΣr, wie Dindorf anmerkt. Daher kann kaum richtig sein, was Blafs verzeichnet, dafs FQ hier *τοῦ π. τοῦ ἐμοῦ* lesen. Es ist aber kaum anzunehmen, dafs der Redner zweimal hintereinander sich derselben Ausdrucksweise bediente. Blafs möchte *τοῦ ἐμοῦ* in beiden Fällen streichen.

13) Also ohne *ν* am Satzende.

14) Jedenfalls *μέντοι* als Bekräftigung, dafs das Gesagte sich wirklich so verhält. Die Wahrscheinlichkeit dieser Lesart erhellt auch daraus, dafs *μὲν* gar keine Responsion hat.

15) Ist nicht ein Schreibversehen, sondern gesagt mit Bezug auf den unmittelbar vorher gebrauchten Ausdruck (*μάρτυρες*). In den Handschriften tritt allerdings nicht selten Verwechslung ein.

μὴ διὰ (FQ) τὴν τοῦ μαρτ.[1]) (Q). — 16 λόγου πλείονος[2]). — μεγίστων[3]) om. (FQ). — ἴσως ἐστὶ[4]) (FQ). — 17 ταύτης αὐτῶν. — ἔγημε[5]). — 18 διέμεινεν (AΣQ). — 19 εἰσποιητὸν υἱὸν. — 20 καὶ ὁ Μειδ. (FΣQ). — 21 πάλιν. ὁ[6]) τοίνυν Λ. — 26 ἔλιπεν (FΣQ) αὐτῶι (F). — 27 ὦ Λεώκρατες[7]). — οὐσίας ἕνεκα add. οὐ om.[8]) (FΣQ). — τί σὺ[9]) (A, Wolf). — 28 ἡμᾶς ἐᾷ τ. ν.[10]). — 31 τῶν δὲ π. (FΣQ). — ἀναγκαῖον εἶναι[11]) νομ. — περὶ κλήρου ἀγῶνος[12]). — 34 παραλίπω (B corr. F). — γόνου (r rec. A). — οὐκ vor αὐτοὶ om. (FΣQ). — 39 οὗτος (FΣQ). — 43 ἐπειδὴ — ἠνέγκατε (FΣQ). — 45 περὶ τῶν γάμων[13]). — ἠξιοῦμεν (FΣQ). — ἔτι δὲ ἂν (Σ). — 46 δὲ καταλιπὼν und nachher (FΣQ). — 47 ἐγγυτάτω γένους. — 48 κ. τ. μαρτυρίαν (FΣQ). — ἐρημωθῆναι — ἔρημος ὁ οἶκος (FQ). — 49 γεγονός (ΣQ). — 51 τολμήσειν[14]) — ποιήσεται — πῶς οὐ

1) Es kann sein, dafs διὰ aus Versehen an die unrechte Stelle geriet.

2) πλ. wird durch diese Stellung mehr hervorgehoben.

3) Stammt aus A, das manchmal sonderbare Lesarten hat, auch von Wolf verworfen (τούτων). Das Passendste wäre an sich γρQ πλείστων, wenn nicht τὰ πλείω folgte. So gut Wolf ὑμᾶς nach προσδεῖσθαι einschieben möchte, kann man τὰ πλείω streichen und dafür ὑμῖν sagen und die Lesart γρQ annehmen.

4) Die unsichere Stellung von ἐστὶ spricht allerdings für nachträgliche Einschiebung.

5) Am Satzende.

6) Nach πάλιν Interpunktion. Das scheint richtig und ist gesagt mit Bezug auf ἡσυχίαν εἴχομεν § 20. Wir verhielten uns wieder ruhig. πάλιν am Schlufs des Satzes betont „wieder“ besonders.

7) Ist ein Fehler, denn aus dem Zusammenhang ergiebt sich, dafs er den Leostratos anredet, von dem er auch im folgenden sagt: τὸ ὁμολογούμενον γένος ἐξελαύνων.

8) Die andere Lesart ist allerdings prägnanter.

9) Hier ausnahmsweise gegen FΣQ.

10) Die gleiche Stellung § 3.

11) εἶναι bei νομίζω noch mehr entbehrlich, als § 6, 16, 55, 10.

12) Kann dies übersetzt werden: was den Erbschaftsstreit anlangt? Vielleicht ist auch ἀγῶνος durch Mifsverständnis aus ἀγῶνας FΣQ entstanden, mit denen D sonst vielfach übereinstimmt. Die Stelle scheint aber überhaupt zweifelhaft; wenn bei παρανομεῖν περὶ mit Acc. steht, was stehende Redeweise ist, so bezieht es sich immer auf die Person, gegen die jemand gesetzwidrig handelt; auch εἰς wird gesagt. Die Sache aber, in der man gesetzwidrig handelt, steht im Acc., also παραν. περί τινά τι. Und gerade τοιαῦτα findet sich bei παρανομεῖν auch sonst. Nun gilt ja die vorliegende Stelle, was Konstruktion anlangt, als ἅπαξ λεγόμενον: παρανομεῖν τινὰ jemanden gesetzwidrig behandeln; das mag sein, aber περὶ — ἀγῶνα halte ich für unmöglich. Eher liefse sich mit Beibehaltung der Vulg. der Satz so gestalten: περὶ κλήρου ἀγῶνας μηδένας ἄλλους παρανενομῆσθαι τοιαῦτα οἷα εἰς ἡμᾶς: dafs keine anderen Prozesse so gesetzwidrig geführt worden sind wie gegen uns.

13) Natürlich falsch statt νόμων vgl. § 60.

14) Wenn φήσειν richtig, das handschriftlich sehr gut begründet ist, dann auch

τὸν λόγον — οὐ προσενεγράψαντο[1]). — 52 *ποτέρῳ δὲ* (Σ). — *ὑμᾶς* (Q). — 53 *παρακατέβαλλε* (FΣQ). — *δημότης*[2]). — 54 *λέγοντος*[3]). — 55 *ἀκοὴν τῶν τετελ.*[4]). — *ἐνεγράψατο* (BQ). — *τὰ γὰρ πρεσβύτερα τῶν πραγμάτων — διαμαρτυρεῖν*[5]). — *νὴ Δία* (BFQ) *κἂν* (FQ). — 56 *οὐκ ἐτόλμησεν* gegen FQ. — 58 *σημεῖον*[6]) fehlt. — 62 *οἱ δ' ὄντες*[7]). — 64 *δέ που* (Ar). — 66 *πρότερον παρὰ τούτων.* — 67 *ὥσπερ περὶ*[8]). — 68 *τελευτήσαντας* (BF ΣQ).

---

70) **O. Navarre, Essai sur la rhétorique grecque avant Aristote.** Paris, Hachette & Cie., 1900. XV u. 346 S. 8.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, eine möglichst vollständige Darstellung der voraristotelischen Rhetorik zu geben. Dabei schliefst er sich an L. Spengel an, dessen grundlegende Untersuchungen er ergänzen und erweitern will. Er thut dies dadurch, dafs er den Kreis der Quellen, aus denen er die Geschichte der Rhetorik schöpft, ausdehnt; hatte Spengel nur die voraristotelischen Rhetoren und die auf diese sich beziehenden Zeugnisse der alten Schriftsteller berührt, so beutet der Verf. auch noch

---

τολμήσειν. ΑΣr bieten in einer anderen Satzkonstruktion auch *τολμήσει.* Ebenso berechtigt scheint *ποιήσεται*, denn § 49 steht *ἐναντίαν τῷ πράγματι τὴν διαμαρτυρίαν ποιησάμενος.*

1) Warum soll dies (BFQ) nicht richtig sein, da *ἐγγράψαι* darauf folgt?

2) Es wird wohl kaum richtig sein, dafs FΣQ *δημότας* lesen, denn D stimmt mit diesen Handschriften meist überein.

3) *γ' ὄντος* scheint uns eine vortreffliche Konjektur von Blafs. Vorher aber möchte ich lesen: *λόγον· αὐτὸ τὸ πρ. ἀδίκως μὲν ἂν ἔγραψεν,* weil die Sache und derjenige, zu Gunsten dessen er die Sache selbst unrecht dargestellt, Gegensätze sind. Ähnlich Wolf, der aber *γὰρ* einschiebt und *μὲν* verstellt, was nicht notwendig. *αὐτὸ* ist auch die gewöhnliche Lesart.

4) Das Richtigste scheint mir die Annahme Schömanns zu sein, dafs *τῶν τετελ.* das Glossem eines Interpolators ist, der, weil er nicht wufste, dafs man *ἀκοὴν διαμαρτυρεῖν* sagen kann, nach *ἀκοὴν* den Gen. *τῶν τετελ.* einschob. Is. 6, 53 sagt auch *ἀκοὴν μαρτυρεῖν* bezeugen, was man gehört hat, hier: nach Hörensagen bezeugen.

5) In dieser Stelle möchte man mindestens *τῶν πραγμάτων* streichen, denn oben § 54 steht auch blofs *πρεσβύτερα.* Zweitens besagt diese formell aus *ἀνάγκη πρεσβυτέρας πράξεις αὐτὸν — διαμεμαρτυρηκέναι* abgeleitete Stelle sehr wenig, drittens stört sie in wenig begründeter Weise die rasche Folge der Antwort auf die Frage. Ich möchte die Stelle überhaupt streichen.

6) Kann auch wegbleiben.

7) Nach der ähnlichen Stelle § 12 wäre genügend: *οἱ δ' ἐγγυτάτω ὄντες* oder *οἱ δ' ἐγγυτάτω γένει ὄντες.* Dies besser als *γένους.*

8) Was FΣQ nur halb geben, ist hier vollständig.

die rhetorischen Schriften nach Aristoteles und die erhaltenen Reden der voraristotelischen Redner für seine Zwecke aus, und wie man zugestehen mufs, nicht ohne Resultat.

Das Buch zerfällt in zwei Teile; der erste trägt die Überschrift: „Histoire de la rhétorique grecque avant Aristote". Der Verf. untersucht hier in sechs Kapiteln, welche Umstände die Rhetorik in Sicilien ins Leben riefen und welcher Art diese Rhetorik war, wie die Rhetorik nach Athen gebracht wurde und hier von den Sophisten und Gorgias ihre weitere Ausbildung erhielt, wie sie endlich von Antiphon und den folgenden Rhetoren bis auf Isokrates verbessert und vervollkommnet wurde.

Ist dieser erste Teil im wesentlichen historisch, so ist der zweite, der mit „Essai de restitution d'une rhétorique grecque du quatrième siècle avant Jésus-Christ" überschrieben ist, konstruktiv; er stellt zusammen, was den Inhalt einer Rhetorik des 4. Jahrhunderts v. Chr. gebildet hat. Wir hören da, welche Anforderungen man an das *προοίμιον* und die *διήγησις* stellte, wie die Beweisführung beschaffen sein mufste und woher Beweise nehmen konnte, endlich was man bei dem *ἐπίλογος* zu beobachten man die hatte, und zwar sowohl beim *ἐπίλογος* im weiteren als auch im engeren Sinne.

Das Buch ist mit gesundem Urteil unter ausgedehnter Benutzung der einschlägigen Litteratur geschrieben, und daher ist es dem Verf. auch gelungen, unsere Kenntnis der voraristotelischen Rhetorik in mancher Hinsicht zu berichtigen und zu erweitern. Ihm gebührt das Verdienst, gezeigt zu haben, dafs sich die voraristotelische Rhetorik in ihren wesentlichen Punkten auch jetzt noch erkennen und feststellen läfst.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

71) **C. Bardt, Ausgewählte Briefe aus Ciceronischer Zeit.** Hilfsheft: Zur Technik des Übersetzens. Leipzig und Berlin, Teubner, 1901. IV u. 67 S. 8.

Nachdem 1896 der Text, 1898 der erste, 1900 der zweite Teil des umfangreichen Kommentars dieser „Schülerausgabe" erschienen war, erhalten wir nunmehr in dem „Hilfsheft" den Abschlufs des ganzen Werkes. Auch dieser Teil ist durchaus eigenartig; auch er setzt, ebenso wie der Kommentar, voraus, dafs der Lehrer sich die Zeit läfst, wie das Sachliche, so ganz besonders das Sprachliche eben dieser Litteraturgattung eingehend zu behandeln. Was in vielen einzelnen Fällen bei der Erklärung be-

sprochen ist, faſst das „Hilfsheft“ nach gröſseren Gruppen zusammen; die zum Bewuſstsein gebrachte Kunstübung des Übersetzens ist zugleich bestimmt als Stilistik für das Lateinschreiben zu dienen; die Einrichtung des Druckes kommt diesem Zwecke entgegen. Wie wir der ganzen Ausgabe wünschen, daſs sie weit über den Kreis der Schule hinaus bei allen Freunden des Altertums Eingang finde, so ist ganz besonders zu hoffen, daſs diese von feinstem Geschmacke getragene Technik des Übersetzens ähnlich wie das bekannte Buch von Cauer nicht nur dem deutschen und dem lateinischen Unterrichte gleichmäſsig zu gute komme, sondern weithin aufklärend über Ziel und Betrieb des heutigen klassischen Unterrichtes wirke.

Wenn im folgenden einige Übersetzungen etwas anders gefaſst werden, so hat dies wesentlich den Zweck zu zeigen, wie man, ohne prinzipiell die Bahnen des Verf. zu verlassen, hie und da noch etwas einfacher zum Ziele gelangen kann. Br. 88, 1 ist es für das Deutsche nicht notwendig *valetudini parcere* mit „sich schonen“ zu gehen (S. 44), da auch die Wendung „seine Gesundheit schonen“ uns ganz geläufig ist; Br. 86, 2 trifft bei *quantum numquam mihi in mentem venit optare* die wörtliche Wiedergabe „mir nie in den Sinn gekommen ist“ den Gedanken völlig ebenso gut wie das S. 34 vorgeschlagene „ich wagte“; Br. 23, 4 *nihil duobus nobis est stultius* braucht nicht mit Aufgabe des Komparativs übersetzt zu werden (S. 61), da wir fast genau ebenso sagen: „es giebt nichts Thörichteres als wir zwei“; für (*haec*) *servis semper fuerunt libera* Br. 89, 3 kann statt „unverwehrt“ zu sagen (S. 60) auch nach der anderswo vorgeschlagenen Weise „hat freigestanden“ eingesetzt werden. Wie man gr. ἀγαγεῖν oft durch „hinführen“ übersetzt, so kann Br. 56, 1 *aut non veniendum* anstatt durch „fortbleiben“ (S. 60) treffend durch „gar nicht hinkommen“ wiedergegeben werden. Mitunter nötigt die Rücksicht auf ein anderes Satzglied oder Wort, dem vom Verf. vorgeschlagenen Ausdruck einem anderen vorzuziehen: da Br. 92, 2 *me quidem avente magis quam sperante, etiam nunc residet spes in virtute tua* im Schluſs *spes* wiederkehrt, so wird man *sperante* auch lieber mit „zu hoffen wagte“ wiedergeben (S. 20); Br. 16, 3 *in quo admiratio magna vulgi atque turbae, delectatio nulla exstitit* macht die für das letzte Glied S. 57 gegebene Übersetzung „es konnte kein Vergnügen aufkommen“ Umgestaltung des ersten erforderlich; diese läſst sich vermeiden, wenn man sagt: „wobei viel Staunen des groſsen Haufens, Vergnügen gar nicht heraus kam“. Um nicht zu weitläufig zu werden, gebe ich nur noch in

Kürze einige Einzelheiten: zu den adverbial wiederzugehenden Wörtern gehört auch *credo* „sicherlich, gewifs“, nicht selten *necesse est* „natürlich“; *videor* (z. B. Br. 19, 2; 23, 3) heifst „man hat den Eindruck, dafs ich“; *iustissimus triumphus* Br. 32, 1 kurz „wohlberechtigter Triumph“ (S. 53); *domestica* — *popularia* Br. 32, 9 „intimere Dinge — allbekannte“ (S. 21); *amor* — *pietas* Br. 78, 6 „Liebe — Treue“ (S. 19); *singularis* Br. 85, 5 „aufserordentlich“ (S. 59); in der S. 21 besprochenen Stelle des Br. 49, 7 *memineram me esse unum, qui pro meis maximis in rem publicam meritis supplicia miserrima et crudelissima pertulissem* kommt man aus, wenn man vor „Strafe“ ein „nichts als“ oder „nur“ einsetzt.

An Versehen habe ich nur bemerkt, dafs auf S. 36 *vitium* st. *vitia* Br. 15, 8 und ebenda zu *deterrere* 2, 7 st. 2, 6 geschrieben ist.

Sondershausen. **A. Funck.**

72) **Willy Strehl, Grundrifs der alten Geschichte und Quellenkunde.** I. Band: Griechische Geschichte. XX u. 261 S. 8. II. Band: Römische Geschichte. IX u. 372 S. 8. Breslau, Marcus, 1901. ℳ 4.40 u. ℳ 5.60.

Strehls Gedanke, im Anschlufs an einen Grundrifs der alten Geschichte nicht nur in die Litteratur der Forschung, sondern auch in die Quellen selbst einzuführen resp. eine Übersicht auch über den wichtigsten Quellenstoff zu geben, ist ein glücklicher. Nach dem Erscheinen von Strehls Bearbeitung der (orientalischen und) griechischen Geschichte haben auch Pöhlmann bei der Neubearbeitung seines Grundrisses der griechischen und Niese bei der römischen Geschichte in Iwan Müllers Handbuche diesem Gesichtspunkte Rechnung getragen und dies durch den Zusatz „nebst Quellenkunde“ angedeutet.

Als Band I des Strehlschen Grundrisses liegt uns jetzt der erste Band des „kurzgefafsten Handbuches der Geschichte“, der 1892 erschien, in zweiter Ausgabe vor, „vermehrt durch ergänzende Vorbemerkungen und ein Namen- und Sachregister von Paul Habel“. Bezüglich dieses Bandes darf ich wohl auf die Recensionen der ersten Ausgabe desselben, denen ich mich in ihrer Anerkennung nur anschliefsen kann, verweisen. Hoffentlich wird der Verf. bald durch einen nötig werdenden Neudruck Gelegenheit haben, den Nachtrag der Forschungen seit 1892 und einige Änderungen, die jetzt dem Buche nur äufserlich in den Vorbemerkungen angefügt werden konnten, im Zusammenhange der Darstellung zu ver-

arbeiten. Bis dahin sind die sehr sorgfältig zusammengestellten Vorbemerkungen besonders auch nach der litterarischen Seite ein reichhaltiger und durchweg zuverlässiger Notbehelf. Zu S. 64 hätte S. Reinachs Chronique d'Orient und zu S. 224 Anm. 2 die von den „Altertümern von Pergamon" (die Inschriften bilden Band VIII!) weiter erschienenen Bände hinzugefügt werden können. Jedenfalls erhöhen die Vorbemerkungen und das mit grofser Akribie angefertigte Register — zu streichen ist in diesem unter Necho I. S. 32 (Necho. II!) — den Wert des ersten Bandes.

Band II, den Strehl erst jetzt veröffentlicht hat und auf den wir näher einzugehen haben, ist dem ersten in Anlage und Durchführung ganz ähnlich. In der Darstellung des Stoffes der römischen Geschichte setzt Strehl aufser der Vorgeschichte (Abschnitt A) für die republikanische Zeit noch fünf Abschnitte an, indem er auch den tarentinischen Krieg und die Zeit nach Cäsars Ermordung besonderen zuweist. Als Scheide ist jedenfalls 133 besser als 167 (bei Niese). Ich würde dem Abschnitt A die Ausführung über die ältesten Einrichtungen (jetzt Anfang des Abschnitts B) und die über „hellenische Einwirkungen" (jetzt in Abschnitt C) sowie etwas über den Schauplatz der ganzen historischen Entwickelung hinzufügen, übrigens die Gründungs- und Königsgeschichte ganz zurücktreten lassen. — In der Kaiserzeit hat Strehl fünf Abschnitte. Sie scheinen mir dem Stoffe entsprechend begrenzt, insbesondere auch begründet, dafs bei der Mehrteilung den Adoptivkaisern ein besonderer gewidmet ist; der Regierungsanfang Diocletians wird allerdings immer eine Hauptscheide bilden. Vielleicht hätte der Inhalt des Unterabschnittes „Die Anfänge der christlichen Religion" (G 3) zum Teil einen passenderen Platz erhalten können. Wie dem auch sei, Strehls Einteilung ist durchweg übersichtlich.

Nach der sachlichen Seite ist die Behandlung des Stoffes in besonderem Mafse korrekt. Das zeigt sich schon in der Vorgeschichte, bei der ich nur die Sicherheit der Annahme von der Einwanderung der Etrusker von Norden her beanstanden möchte. Das zeigt sich in der Auffassung von der Entstehung der *plebs*, vom angeblichen Cassischen Ackergesetze, vom Decemvirate und in dem völligen Bruche mit der jüngeren Überlieferung über die Samniterkriege. Der erste ist gestrichen; das Ende der Kämpfe mit den Galliern und Etruskern wird gegen Mommsen mit Niese in 284 gesetzt. Des weiteren kann man Strehls Stellungnahme bezüglich des Ebrovertrages mit Hasdrubal und des römischen Schutzbündnisses mit

Sagunt, des Alpenüberganges Hannibals und der Bewegung der beiderseitigen Heere vor und nach der Schlacht am Trasumenischen See, der Würdigung des C. Terentius Varro und des C. Flaminius nur beistimmen. Unhaltbar dürfte nur sein, den Beginn der Belagerung von Syrakus durch Marcellus in das Frühjahr 213 zu setzen. Die Darstellung der Bürgerkriege zeigt gleiche sachliche Gründlichkeit (vgl. z. B. über M. Antonius und D. Brutus), guten inneren Zusammenhang (vgl. die Behandlung des Strebens der Italiker nach dem römischen Bürgerrecht und die Gracchische Reformbewegung), Benutzung der neuesten Forschungen (vgl. besonders den Cimbernkrieg), richtige und klare Charakterisierung der hervortretenden Personen (vgl. Sulla, Cicero, Cäsar). Zu berichtigen ist hier S. 198, dafs Pompejus in Spanien ein stehendes Heer von sieben Legionen hatte. — Die Behandlung der Kaiserzeit weist dieselben Vorzüge auf. Vielleicht hätte bei der Darstellung des Überganges in die Dyarchie (Diarchie) S. 230 ff. die Schwächung der republikanischen Magistrate, besonders des Konsulates, dessen Dauer ja auch verkürzt wurde, etwas ausführlicher dargestellt werden können. Gut treten die Persönlichkeiten des Augustus und Tiberius, der ohne Voreingenommenheit charakterisiert wird, sowie die Kaiser Trajan, Hadrian, Septimius Severus und Aurelianus hervor. Als bestimmendes und bindendes Moment des immer spröder werdenden Stoffes kommt allmählich das Christentum in den Vordergrund und die Germanisierung des Imperiums, der vor der Trennung der Reiche eine besondere Betrachtung gewidmet ist und deren Vollendung im letzten Abschnitt vorgeführt wird. Überall wird unter Verzicht auf encyklopädische Vollständigkeit aus der Fülle des Stoffes in gutem Zusammenhange das Wesentlichste geboten.

Dabei liest sich die Darstellung, obgleich bei ihr eine Reihe von Gesichtspunkten zu berücksichtigen war, im ganzen recht glatt. Sie ist überall klar und dem Leserkreise angepafst, und wo ein gröfserer, zusammenhängender Stoff es ermöglichte, trotz der Kürze frisch und lebhaft, auch nicht ohne Empfindung für Grofses und Bedeutendes. Nur kurze Zusammenfassungen und knappe Reflexionen unterbrechen zuweilen die fortlaufende Entwickelung. Wiederholungen wie S. 81 Anm. 1 bezüglich des J. 309 (vgl. S. 79 Anm. 1 und S. 10 Mitte) sind sonst auch in den Anmerkungen vermieden; desgl. stilistische Unebenheiten wie S. 217 an der Stelle, wo von Pacorus die Rede ist, und S. 224 in dem Satze: „Nur die erbliche Monarchie u. s. w.“ (vgl. S. 328 Anm. 1). Aufgefallen ist

mir, dafs Strehl „der Volkstribunat“ und „der Decemvirat“, dagegen „das Konsulat“ sagt, anderseits „das Plebejat“, obgleich S. 56 „der Plebejat“ und „der Patriciat“ (z. B. S. 75).

Das vorliegende Buch ist nicht nur ein Grundrifs der Geschichte, sondern führt auch zu den Quellen der Überlieferung, im gewöhnlichen Sinne und des weiteren durch die Flüsse, Neben- und Zuflüsse derselben bis zu ihren Primärquellen. Mit den Quellen im allgemeinen und besonders den der nächsten Zeiten beschäftigen sich zunächst Abschnitte der gröfseren Einleitung zu Beginn der Darstellung und der kürzeren zu Beginn der Kaiserzeit, und diese Ausführungen werden ergänzt durch fünf oder vielmehr sechs (vgl. S. 183 f.) weitere zusammenfassende Erörterungen, die einzelnen Teilen der Darstellung vorausgeschickt werden. Auch in diese selbst eingeflochten findet man gelegentlich recht brauchbare Bemerkungen über die Quellen, besonders aber in den Anmerkungen. Demselben Zwecke dient auch eine Auswahl von Stellenbezeichnungen der Quellen selbst. — Hierbei wird auch die chronologische Seite der Überlieferung berücksichtigt, der ein besonderer Abschnitt gewidmet ist. Dort hätte S. 10 unter den „anderweitigen Bearbeitungen“ der Vorlage der Fasti Capitolini bei dem Chronographen von 354 der Klarheit wegen bemerkt werden können, dafs auch sonst noch, z. B. bei Prosper Tiro die italische Fassung erhalten ist, und neben der Chronik des Hydatius (Consularia Constantinopolitana) hätte auch das Chronicon Paschale angeführt werden können. Durch das S. 11 f. über Diodors Verhältnis zu Kastor Gesagte wird mit Recht die im ersten Bande S. 61 über Apollodor als Grundlage Diodors ausgesprochene Ansicht zurückgenommen. — Verf. zieht auch die inschriftlichen Quellen, die Münzen, plastische und bauliche Reste heran und zeigt im ganzen ein ernstliches Bemühen, auch dieses Material angemessen zu verwerten.

Die litterarischen Quellen stehen natürlich im Vordergrund. Bei der Bedeutung, die Strehl im Gegensatze zur jüngeren annalistischen Tradition den Spuren der älteren beilegt, vermisse ich etwas Zusammenfassendes über Diodor. Bezüglich der Quellenverhältnisse für die Zeit der Kriege um die Mittelmeerherrschaft geht der Verf. mit Recht nicht in alle Einzelfragen ein. Über Polybios wird Ausführlicheres geboten, über Livius das Nötige nachgetragen; über Plutarch und Appian sind die Bemerkungen durch das Buch hin etwas zerstreut. Einige für diese Zeit nicht so wichtige Autoren (ebenso die Triumphalfasten) konnten hier wenigstens erwähnt

werden, was auch für die drei weiteren Quellenzusammenstellungen zur republikanischen Geschichte gilt. In der vorletzten derselben (S. 183 f.) konnte bei Cassius Dio die Bezeichnung des Anfangs seiner römischen Geschichte hinzugefügt werden. Übrigens findet sich in diesen Zusammenstellungen recht Brauchbares, besonders auch über Poseidonios, Asinius Pollio und Ciceros Briefe. — Die Quellenerörterung in der Einleitung zur Kaiserzeit ist durchaus zu billigen. In den beiden noch folgenden ist S. 298 die Ἱστορία νέα des Zosimos, dem ich übrigens Ammianus Marcellinus vorangestellt hätte, mit Recht nach 501 angesetzt (Niese, Grundr. „gegen 450“); die gekürzte Bemerkung über Zonaras S. 299 kann irreführen. Bei der reichlichen Angabe der Quellen wird man vielleicht Bedas Geschichte der Angelsachsen und des Paulus Diaconus Geschichte der Langobarden vermissen, während mir das über Konsularverzeichnisse in den Chroniken S. 332 (vgl. S. 10 u. 300) Ausgeführte zu weit zu gehen scheint. Zudem dürfte der Anfänger hierdurch kaum zu einem richtigen Verständnis der Art des Zusammenhanges zwischen den Fasti Capitolini, denen bei Livius und Diodor und denjenigen, die den Chroniken der Kaiserzeit zu Grunde liegen, geführt werden und Klarheit über das Verhältnis der Consularia Constantinopolitana und der Consularia Italica erlangen. Zur Klärung hätte eine ausdrückliche Bemerkung beigetragen, daſs auch für jene bis zur Gründung Konstantinopels stadtrömische Fasti verwandt sind, anderseits besonders die Ravennater Annalen sowie Marcellinus comes zum groſsen Teil enge Verwandtschaft mit den Constantinopolitana zeigen.

Dem Mangel von Quellenanführungen an einigen Stellen könnte durch Änderung einiger Bemerkungen und durch gleichmäſsige Bezugnahme der dieselbe Quelle betreffenden aufeinander und durch recht präzises Zusammenpassen dieser noch etwas abgeholfen werden. Über Sallust z. B. wie auch wohl über Cassius Dio hätte besser vor den Bürgerkriegen Ausführlicheres gebracht werden können, über Nikolaos von Damaskos in der letzten Quellenzusammenstellung für die Republik, über Herodianos, Herennios Dexippos, Aurelius Victor und Eutropius in der Einleitung zur Kaiserzeit. Die beiden Quellenerörterungen für die Zeit von Diocletian an sollten möglichst übersichtlich zusammengearbeitet werden, wodurch die wiederholte Besprechung einiger Quellen (Zosimos, Orosius, der Chroniken, des Libanios u. a.) vermieden würde. Verweisungen der Quellenbemerkungen aufeinander müſsten reichlicher sein (z. B. bei Asinius Pollio, Ciceros Briefwechsel, dem Chronographen von 354 und den Fasti Hydatiani)

und auch auf nachfolgende Bemerkungen, soweit diese sich allgemein über den betreffenden Autor verbreiten, stattfinden. Noch mehr zusammenpassen könnten z. B. die Bemerkungen über Cassius Dio (S. 183 ist bei der Kürze des Ausdruckes die Beziehung des „wieder" unklar), über Nikolaos von Damaskos und über das Monum. Ancyranum. Schliefslich dürfte zu erwägen sein, ob nicht alle nur auf die Quellen sich beziehenden Bemerkungen durch Sonderstellung von den übrigen getrennt werden könnten.

Ungeteilte Anerkennung verdient aber das besonnene Urteil, das Strehl durchweg bei der Wertschätzung der Quellen zeigt. Theoretisch dort verwendet, finden sich recht wertvolle hierher gehörige Notizen im achten Abschnitt der Haupteinleitung; des weiteren an den oben bezeichneten Stellen. So wird des Fabius Pictor Einflufs mit Recht hoch geschätzt. Dionysios von Halik. wie Livius, der gründlich gewürdigt wird, treten richtig zurück, wenn auch Strehls Annahme, dafs jener die Überlieferung der jüngeren Annalistik zum grofsen Teil direkt aus diesem übernommen habe, den Thatsachen nicht entsprechen dürfte. Noch einige Einzelnotizen über die Behandlung, insbesondere die Anführung der Forschungslitteratur. Auch nach dieser Richtung hin ist Abschnitt 8 („Grundsätze der Quellenforschung und Kritik") besonders instruktiv. Der etwas knappe Abschnitt (7) „Die Geschichtschreibung und Forschung" hätte vielleicht mit Abschnitt 1, in dem die allgemeine Litteratur in Rücksicht auf die republikanische Zeit zusammengestellt ist, verbunden werden können. In dieser Zusammenstellung hätte ich gern noch einige Nachschlagewerke und zur Orientierung über die fortschreitende Forschung einige Zeitschriften notiert gefunden. Doch giebt es hierbei natürlich keine feste Grenze. Strehl kennt die Litteratur gründlich, auch die Einzelforschungen, die uns in den Anmerkungen begegnen. In diesen gewinnt der Verf. durch Sichtung der Auswahl noch Raum für wichtige Einzeluntersuchungen, die Niese im Grundrifs nicht vermerkt, und für die Schriften, die seit 1897 erschienen sind, und dabei bleibt die Zahl der Anführungen, auch wo eine besondere Fülle der Litteratur zu Gebote steht, mafsvoll und ist auch für die Zeit von Diocletian an, auch nach der Trennung der Reiche, kaum geringer. — Hinsichtlich der Korrektheit der Anführungen sind es nur wenige Schriften, von denen das Erscheinungsjahr nicht oder nicht richtig resp. nicht die neueste Auflage oder der Titel nicht genau angegeben sind, und nur in einigen wenigen Fällen zeigt sich nicht vollständige Gleichmäfsigkeit oder gleichmäfsige rationelle Abkürzung bei wiederholter

Citierung. Im ganzen können wir mit Strehls Sorgsamkeit bei seinen Anführungen wohl zufrieden sein. Würden aber nicht Zusammenstellungen der Litteratur zu einzelnen Perioden die Übersichtlichkeit noch erhöhen?

Dem Buche ist ein recht sorgfältig angefertigtes Namen- und Sachregister beigegeben (S. 347—372). Aufgefallen ist mir in demselben nur weniges. Bei Appius Claudius Caecus war „App." (nicht Ap.) abzukürzen und „censor 310" (nicht 312) zu schreiben. Unter Cassius Dio Cocceianus ist versehentlich S. 230 angeführt, unter Strabon desgl. S. 227 und unter Zonaras S. 300 (statt 299). Bei Appianos, L. Coelius Antipater und Diodor fehlt S. 99, bei den Fasti Hydatiani S. 10 (u. S. 325 Anm. 2), und überhaupt fehlen Beda (vgl. S. 338 Anm. 3) und Eutropius (vgl. S. 298 f.).

Wenn den vereinzelten kleinen Mängeln und den geäufserten Wünschen das viele Gute und die Arbeit Strehls als ganzes gegenübergestellt wird, so mufs man nicht nur die bei ihr in hohem Mafse geübte Ausdauer, sondern auch seine überraschende Kenntnis der Überlieferung und der Schriften darüber, sowie sein besonderes Geschick, das grofse Material dem Zweck entsprechend zu behandeln, anerkennen. Er hat sein Programm geschickt durchgeführt und bietet in seinem Buche eine gute Hilfe nicht nur bei der Auffrischung der Kenntnis der Hauptthatsachen, sondern auch bei dem Bemühen, Fühlung mit den Quellen und der Forschung zu behalten oder zu gewinnen. Er weifs durch praktische Winke, die man in anderen Büchern nicht so beisammen findet, in medias res einzuführen. Das Buch verdient durchaus das Interesse der beteiligten Kreise.

Hadersleben. **A. Pintschovius.**

73) **Ernest Lavisse, Histoire de France** depuis les origines jusqu'à la revolution. Tome II, 2: Les premiers Capétiens (987—1137) par **Achille Luchaire.** 414 S. 8. — Tome III, 1: Louis VII — Philippe-Auguste — Louis VIII (1137—1226) par **Achille Luchaire.** 417 S. 8. — Tome III, 2: Saint Louis — Philipp le Bel. Les derniers Capétiens directs (1226—1328) par **Ch. V. Langlois.** 433 S. 8. Paris, Librairie Hachette et Co., 1901.

Diese umfassende Geschichte Frankreichs hat vollen Anspruch auf Beachtung in Deutschland. Sie führt die Ereignisse in guter Gliederung und allgemein verständlicher Diktion vor, indem sie die in Betracht kom-

menden Quellen summarisch, die neuere Litteratur vollständig namhaft macht, und zwar nicht nur die französische, sondern auch die auswärtige, in erster Linie die deutsche. So findet man in den Kapiteln, welche der wirtschaftlichen Entwickelung gewidmet sind, Schmoller und Schaube citiert, für Abt Suger von Saint-Denis und Philipp August Cartellieri und Scheffer-Boichorst, für die Burgen und ihre Bewohner Schultz, Das Höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, Sybel für den ersten, Röhricht für die Kreuzzüge überhaupt verwertet; desgleichen für den Lateinerzug sowohl K. Hopf (allerdings nicht die bei Ersch und Gruber stehende Geschichte Griechenlands im Mittelalter, sondern blos die Chroniques Gréco-romanes), als auch die neuesten Dissertationen von W. Norden („Der vierte Kreuzzug im Rahmen der Beziehungen des Abendlandes zu Byzanz", 1898) und H. Moeser („Gottfried von Villehardonin und der Lateinerzug gegen Byzanz", 1899). Da anderseits die französische Geschichtslitteratur naturgemäfs noch reichlicher angegeben wird, namentlich auch Zeitschriftenaufsätze, so erscheint der geistige Wechselverkehr zwischen Frankreich und Deutschland durch dieses Werk sehr wesentlich gefördert. Dabei ist den kulturgeschichtlichen Abschnitten ein breiter Raum gegönnt; die Struktur der Gesellschaft wird für jede Periode gesondert behandelt: Geistlichkeit und Adel, Kloster- und Burgenbau, die bäuerlichen Verhältnisse und das städtische Wesen, der Stand der Gelehrsamkeit, die litterarische Produktion. Auf die Kapitel, in denen die Geschichte der Dichtung, der provençalischen sowohl wie der nordfranzösischen, auch der seit dem 12. Jahrhundert in Aufschwung kommenden Prosa dargestellt ist, machen wir Romanisten und insoweit die provençalisch-französische Art auch in Deutschland Nachahmung fand, nicht minder die Germanisten aufmerksam. Diese Kapitel sind durchaus aus dem Vollen geschöpft. Dasselbe gilt von denen, die Architektur und Kunst überhaupt behandeln.

In politischer Beziehung ist die Entwickelung des französischen Staates seit den ersten Capetingern Gegenstand des Darstellung. Zunächst war das Königtum neben den grofsen Vasallen blofs ein Titel aber keine emporragende Stellung gewesen; erst im 12. Jahrhundert gewann das Königtum das Übergewicht, während durch die innere Zerrüttung Deutschlands und Englands am Ende dieses Jahrhunderts sich auch die äufsere Stellung Frankreichs änderte. Die Politik des Königs Philipp August (1180—1223) ist in ihren einzelnen Phasen vortrefflich auseinandergesetzt; das Kapitel „Bouvines" zeigt die Verschlingungen der deutschen

und englischen mit der französischen Geschichte jener Zeit. Weitere Schrittsteine für die Machtentfaltung des Königtums bilden die Regierungen Ludwigs des Heiligen (1226—1270), zu dessen Zeit das Papsttum gegen Kaiser Friedrich II. seinen Rückhalt in Frankreich suchte, dann Philipp des Schönen (1285—1314), der das Papsttum demütigte und dann ganz in den Dienst der französischen Politik stellte: die Staatsmänner des Königs, er selbst, die Katastrophe Bonifaz' VIII., der Prozefs gegen die Templer werden uns nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung anschaulich vorgeführt; nicht ohne dafs wir gelegentlich durch eine unerwartete Charakteristik, z. B. die Philipps des Schönen, frappiert würden.

Zu jener Zeit war das vielgestaltige französische Wesen, und dies giebt dem Werk von Lavisse und Genossen für das Studium der mittelalterlichen Geschichte eine allgemeinere Bedeutung, nicht auf „Frankreich" beschränkt, wo allerdings das selbständige Volkstum der Provençalen auch erst durch die Albigenserkriege geknickt wurde; es erstreckte sich seit der normannischen Eroberung nach England, das nunmehr mit der Normandie und anderen französischen Gebietsteilen unter demselben Herrscher stand. Ebenso ward Unteritalien in die Entwickelung einbezogen, einmal durch die Normannen, deren Festsetzung uns in einer altfranzösischen Übersetzung des Chronisten Amatus von Montecasino überliefert ist, dann durch Karl von Anjou, der so zahlreiche französische Ritter mit sich in das den Staufern entrissene apulisch-sicilische Reich führte, dafs seines Bruders Ludwig zweiter Kreuzzug aus diesem Grunde Opposition fand. Endlich kam noch der Orient in Betracht, wo zufolge der Kreuzzüge eine Reihe französischer Herrschaften — in Jerusalem, in Konstantinopel, in Theben und Athen, in Achaja — gegründet waren: Balduin, der erste Lateinische Kaiser von Konstantinopel erscheint als Gönner der Historie und als Dichter selbst im provençalischen Idiom, während der Ritter Robert von Clari, Geoffroi von Villehardouin u. a. den Verlauf des vierten Kreuzzuges und die nachfolgenden Ergebnisse in französischer Prosa beschrieben, das einstige Griechenland als „une seconde France" gefeiert wurde. Das einschlägige Kapitel ist auch für die Altertumsforscher von erhöhtem Interesse.

Um nicht blofs zu loben und doch auch zu zeigen, dafs man wenigstens in Einzelheiten über dem Gegenstand steht, sei zum Schlufs die folgende Bemerkung erlaubt. In den Nachrichten von den Wallfahrten der Nordländer spielt S. Aegidius (S. Gilles) im Rhonedelta als eine Art

Knotenpunkt eine Rolle; man pilgerte von hier aus einerseits nach S. Jago di Compostella, anderseits in der Richtung auf Rom zu Lande über Placentia (wo auch die über die Alpen Kommenden sich sammelten) und Pontremoli nach Luna (dessen sagenhafte Einnahme durch die Normannen in einer Dichtung des Benoît de Saint-Maure verherrlicht ist); hier kamen mit den Landfahrern diejenigen zusammen, die den Seeweg benutzt hatten. Wovon neuerdings (zuletzt in A. Schultes Werk über den Handel aus Südwestdeutschland nach Italien) mit Beziehung auf das Itinerar des isländischen Abtes Nicolaus Saemundarson (Mitte des 12. Jahrhunderts) mehrfach die Rede war. Solche Knotenpunkte des Verkehrs fielen aber immer auch finanziell sehr ins Gewicht; während es anderseits Stiftungen gab, um den Wallfahrern die Erreichung ihres Zieles zu erleichtern. Als Papst Gregor VII. daran ging die Constantinsche Schenkung und andere zweifelhafte Schuldtitel zu realisieren, nahm er auch von Gallien einen Zins in Anspruch: „nam Carolus imperator — sicut legitur in thomo eius, qui in archivio ecclesiae h. Petri habetur — in tribus locis annuatim colligebat 1200 libras ad servitium apostolicae sedis i. e. Aquisgrani, apud Podium S. Mariae (d. i. Puy Sainte Marie) et apud sanctum Egidium (d. i. S. Gilles)." Darüber hat Scheffer-Boichorst in den „Mitteilungen des Instituts f. österreichische Geschichtsforschung", Ergänzungsband IV (1893), S. 86 f., zugleich Gregors Vorgehen erläuternd und kritisierend, gehandelt, was den Mitarbeitern Lavisses offenbar entgangen ist. Desgleichen findet man über S. Gilles hinsichtlich seiner Bedeutung für den Reiseverkehr in den hier besprochenen Bänden keinerlei Aufschlufs, obwohl den Pilgerfahrten II, 2, S. 78 ff. ein eigenes Kapitel gewidmet ist.

Prag. **J. Jung.**

---

74) **Hermann Breymann, Die neusprachliche Reformlitteratur von 1894—1899.** Eine bibliographisch-kritische Übersicht. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1900. 97 S. 8. ℳ 2.25.

Der vorliegende Band, der einen Zeitraum von fünf Jahren umfafst, ist eine Fortsetzung und Ergänzung der im Jahre 1895 erschienenen Bibliographie „Die neusprachliche Reformlitteratur von 1876 bis 1893". Den anläfslich dieser letzteren Publikation von der Kritik hervorgehobenen unbedeutenden Mängeln und kaum empfindlichen Lücken wufste der Verf. in dieser Schrift abzuhelfen, so dafs der Gesamtwert des

nützlichen und zeitgemäfsen Werkes von Breymann in keiner Richtung geschmälert erscheint.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile. Im ersten bringt der Verf., mit dem Jahre 1876 beginnend, Neuauflagen, Zusätze und Berichtigungen sowohl zu den in seiner früheren Publikation aufgeführten theoretischen Erörterungen und praktischen Versuchen, als auch zu den daselbst erwähnten offiziellen Verordnungen und öffentlichen Verhandlungen vor. — Im zweiten, dem Hauptteile des Buches sind zunächst solche Werke verzeichnet, welche allerdings schon früher erschienen, aber der Mehrzahl nach erst nach dem Jahre 1893 zu der Kenntnis des Verf. gekommen sind; es folgt sodann die Aufzählung aller Abhandlungen und Unterrichtsmittel, welche auf den erwähnten Gebieten in der Periode von 1894 bis 1899 zur Veröffentlichung gelangten. Der am Schlusse beigefügte ausführliche Index, welcher sorgfältig ausgeführte Personen- und Sachverzeichnisse enthält, erleichtert das rasche Zurechtfinden und erhöht dadurch die Brauchbarkeit des Buches.

Wie in seinem ersten Werke, so hat Breymann auch hier die Schriften chronologisch geordnet. Dem möglichst genau angegebenen Titel folgt, soweit es dem Verf. nötig erschien oder ihm seine Hilfsmittel gestatteten, eine gedrängte Angabe des Inhalts, sodann eine aus kurzen Schlagworten bestehende Zusammenstellung der einander oft lebhaft widersprechenden kritischen Urteile mit Anführung der Quellen (vgl. z. B. S. 15 zu Weitzenhöcks Lehrb. 1. T. 1892 u. s. w.) und andere wünschenswerte Anmerkungen, endlich ein sorgfältiges Verzeichnis der erschienenen Recensionen in chronologischer Ordnung. Überall wird von dem Verf. eine Vollständigkeit erstrebt, die seine Belesenheit als eine bewundernswerte erscheinen läfst.

Der letzte Abschnitt, „Rückblick“ betitelt, kennzeichnet in sachkundiger Form den gegenwärtigen Stand der neusprachlichen Reformbewegung. Diese kurzen, von einem gemäfsigten Reformer gebotenen Ausblicke auf die Entwickelung und Hauptergebnisse der ganzen Reform verleihen dem Buche einen ganz besonderen Wert. Hier tritt uns die auffallende Mannigfaltigkeit der Ansichten über wichtige Fragen, wie z. B. die erste Einführung in die fremde Sprache, den Nutzen der Phonetik, der phonetischen Lautschrift, des Singens und Chorsprechens für den Anfangsunterricht, den Wert des Anschauungsunterrichts, der schriftlichen Arbeiten, der Übersetzungen aus dem fremden Idiom und die Möglichkeit der Erlernung der fremden Sprache ohne Vermittelung der Muttersprache

mit aller Deutlichkeit entgegen; hier wird man erst gewahr, wie sogar hinsichtlich der Grundgedanken und des allgemeinen Zieles, des neusprachlichen Unterrichts die Meinungen weit auseinander gehen.

Aus den gesamten Ausführungen dieser Schrift ersieht man, dafs die Reformbewegung bedeutende Erfolge zu verzeichnen hat und dafs die meisten methodisch-pädagogisch-didaktischen Erörterungen, wenn nicht in allen Fällen fruchtbringend, so doch immer wohlgemeint gewesen sind. Man kann aber leider nicht leugnen, dafs die fieberhafte Thätigkeit auf diesem Gebiete (etwa 740 theoretische Untersuchungen über neusprachliche Methodik innerhalb 23 Jahren) sowohl in die Köpfe junger Lehrer, als auch in den Unterricht ein unsicheres Umhertasten, eine gewisse Unentschlossenheit gebracht hat, die der Reformbewegung selbst kaum förderlich sein kann. Was jetzt dem Unterrichte der neuen Sprachen not thut, sind nicht mehr theoretische Untersuchungen, sondern ein ruhiges, zielbewufstes, pädagogisches Handeln.

Von dieser Arbeit Breymanns kann wiederholt werden, was die fachmännische Kritik mit seltener Einmütigkeit von seiner ersten im Jahre 1895 veröffentlichten Zusammenstellung der umfangreichen neusprachlichen Reformlitteratur behauptet hat: ein verdienstvolles, dankenswertes Unternehmen, eine äufserst tüchtige Leistung, eine willkommene Hilfe für jeden Freund phonetischer Wissenschaft. Mit Rücksicht auf die hohen Verdienste Breymanns wird die phonetische Welt mit aufrichtigem Bedauern vernehmen, dafs er sich in Anbetracht der allerdings bedeutenden Anforderungen, die solche nicht von allen Seiten nach Gebühr gewürdigten Arbeiten auf Geduld und Zeit stellen, veranlafst fühlt, die weitere Fortsetzung des Unternehmens anderen, jüngeren Kräften zu überlassen (vgl. S. 58 Anm.). Der Verlust wäre unersetzlich.

Prag. **Gustav Rolin.**

75) **Kurt Gaebel, Beiträge zur Technik der Erzählung in den Romanen Walter Scotts.** Marburger Studien zur englischen Philologie. Heft 2. Marburg, N. G. Elwert, 1901. 71 S. ℳ 1.60.

Die vorliegende gut geschriebene und inhaltlich anerkennenswerte Schrift über die Technik der Scottschen Romane gründet sich theoretisch auf Vischers Ästhetik und Spielhagens Technik des Romans. Sie zerfällt in vier Abschnitte. Zunächst charakterisiert der Verf. die Grundrichtung

Scotts, der als Heimats- und historischer Dichter gefafst wird, dann die Stellung der dichterischen Persönlichkeit zu dem Kunstwerk, Scotts grofse Objektivität der Darstellung bei starker individueller Anteilnahme; diese letztere hätte vielleicht noch etwas eingehender dargestellt werden können. Der dritte, interessanteste Abschnitt behandelt die Stellung des Helden zur Handlung des Romans und hebt besonders die Passivität, die Schwäche des Charakters der meisten Romanhelden Scotts hervor. Zuletzt wird die dramatische und die besonders wichtige malerische Tendenz des Dichters untersucht. Der Verf. hat die Gefahr solcher Arbeiten, die geschichtlich entstandenen und so zu erklärenden Werke ausschliefslich von einem festgelegten ästhetischen Mafsstab zu beurteilen, im ganzen glücklich vermieden. **T.**

76) **Adolphus William Ward, A History of English Dramatic Literature** to the Death of Queen Anne. New and revised edition. London, Macmillan and Co., Limited, 1899. 3 voll. 8. XIII u. 576 S; XII u. 767 S.; XIV u. 599 S. geb. zus. 36 sh.

Denjenigen Lesern dieser Zeitschrift, welche sich für die Geschichte des englischen Dramas interessieren, müfste es als überflüssig, ja vielleicht anmafsend erscheinen, wollte ich versuchen, Wards grofses Werk eingehend zu charakterisieren. Das treffliche Buch ist zu bekannt, als dafs es dessen noch bedürfte. Schon in seiner ersten 1875 erschienenen Auflage ist es ein unentbehrlicher Wegweiser durch das ausgedehnte und fruchtbare Gebiet des englischen Dramas gewesen. Jeder Benützer hat die darin zu Tage tretende ausgebreitete Belesenheit, die gewissenhafte Sachlichkeit, die selten versagende Sicherheit des ästhetischen Urteils, die fast nie zu bezweifelnde Zuverlässigkeit der litterarischen Würdigung, den scharfen Blick für den Zusammenhang der dramatischen Produktion mit den kulturellen und politischen Verhältnissen des Landes mit staunender Bewunderung dankbar anerkannt. Für mich kann es sich vielmehr hier nur darum handeln, festzustellen, ob dieses standard work in der durch den regen Eifer der litterarhistorischen Forschung der letzten 30 Jahre dringend notwendig gewordenen Neubearbeitung sich auf der früher innegehabten Höhe zu erhalten verstanden hat. Dafs ihm dies in der That vortrefflich gelungen sei, scheint mir unzweifelhaft.

Die Anlage, die Gliederung des Stoffes in neun Kapitel nach einer

chronologisch-biographischen Anordnung ist die gleiche geblieben, wie in der ersten Auflage. Das ist aus persönlichen und sachlichen Gründen zu begreifen und zu rechtfertigen. Man kann vielleicht bedauern, dafs der Versuch einer Änderung der Anordnung, welche erlaubt hätte, die Geschichte der verschiedenen Gattungen des Dramas in ihrem Zusammenhange zur Darstellung zu bringen, nicht unternommen worden ist; aber das wäre doch wohl eher die Aufgabe eines ganz neuen Werkes als einer Neubearbeitung des alten gewesen; zudem mufs dem Verfasser zugestanden werden, dafs er die Nachteile der biographisch-chronologischen Behandlungsweise durch Einfügung zusammenfassender Schlufsbetrachtungen am Ende verschiedener Kapitel möglichst abzuschwächen mit Erfolg bestrebt gewesen ist. Schon von aufsen erkennt man, dafs Ward die zahlreichen seit 1873, dem eigentlichen Abschlufsjahr der ersten Auflage, erschienenen Publikationen sich zu nutze gemacht hat. Von zwei hat sich sein Werk zu drei stattlichen Bänden ausgewachsen, auf welche die neun Kapitel nun folgendermafsen — wegen der Zerreifsung Shakespeares auf zwei Bände vielleicht nicht ganz glücklich — verteilt worden sind:

Bd. I. Kap. 1: The origin of the English drama.
Kap. 2: The beginnings of the English regular drama.
Kap. 3: Shakspere's predecessors.
Kap. 4: Shakspere (Historical account of the growth of Shakspere's fame).

Bd. II. Kap. 4: Shakspere (continued: Biographical sketch; chronological order of Shakspere's plays; Shakspere's plays; ‚doubtful' plays ascribed to Sh.; Sh.'s dramatic genius).
Kap. 5: Ben Jonson.
Kap. 6: The later Elisabethans.
Kap. 7: Beaumont and Fletcher.

Bd. III: Kap. 8: The end of the old drama.
Kap. 9: The later Stuart drama.

Von dem früher vorhandenen ist nur die theoretische Einleitung ganz weggelassen worden, dagegen ist nicht nur das über die in der ersten Auflage schon behandelten Dramatiker gesagte überall sorgsam ergänzt, sondern es ist auch manches neue hinzugekommen in den freilich oft kurzen, nur summarisch referierenden Paragraphen über früher übergangene Gröfsen dritten und vierten Ranges. Solche Teile, welche schon beim ersten Erscheinen als vortreffliche Leistungen anerkannt wur-

den, wie das Kapitel über den vorher vielfach unterschätzten Ben Jonson, oder die historischen und kulturgeschichtlichen Skizzen der Regierungen der Elisabeth und der Könige aus dem Hause Stuart, sind in der neuen Auflage, abgesehen von der sorgfältigen Durchsicht des Stiles, natürlich fast unverändert geblieben, andere dagegen beinahe völlig neu geschrieben, z. B. die Abschnitte über Shakespeare, die in den biobibliographischen Partieen eine klare verständige Exposition des als gesichert anzusehenden bieten. In einigen Punkten allerdings bleiben alte Lücken immer noch unausgefüllt; auch jetzt wieder wird die freilich nicht sehr bedeutende ältere schottische dramatische Litteratur fast ganz aufser acht gelassen; ebenso hat der Einflufs des lateinischen Schuldramas im 16. Jahrhundert kaum die ihm gebührende Berücksichtigung gefunden. Ferner hätten z. B. die Etappen der Entwickelung des Dramas vor Shakespeare schärfer herausgehoben werden können, wenn es dem Verf. noch möglich gewesen wäre, einige sehr wichtige Arbeiten der letzten fünf Jahre zu verwerten. Das ist leider nicht der Fall gewesen. Aus einem nicht erkennbaren Grunde sind beim ersten Band (abgeschlossen 1895) mindestens drei, beim zweiten und dritten Band etwa zwei Jahre zwischen Abschlufs des Manuskripts und Beendigung des Druckes verflossen. Dafür ohne weiteres den Verf. haftbar zu machen, wäre ungerecht. Bedauerlich ist es freilich im höchsten Grade, weil damit schon im Augenblick des Erscheinens sein Buch sich in mehreren Punkten ergänzungsbedürftig zeigt.

Schon in der ersten Auflage hatte Ward sich durch eine bei englischen Gelehrten fast unerhörte gründliche Kenntnis der deutschen Forschung ausgezeichnet. Durch das Mifsfallen, das er sich deshalb von seiten einiger englischer Kritiker zuzog, hat er sich nicht beirren lassen; er hat sich seine vorurteilsfreie, auf umfassender Bildung beruhende Sympathie unvermindert bewahrt, ja eher noch gesteigert. In seiner aufserordentlich gewissenhaften Gründlichkeit ist er bei der Heranziehung der Ergebnisse der litterarhistorischen Untersuchungen nicht bei den englischen Leistungen stehen geblieben; in den höchst wertvollen bibliographischen Anmerkungen begegnen uns ausländische, vor allem deutsche, Namen und Titel fast ebenso häufig und zwar, was besonders lobende Hervorhebung verdient, in einer von Druckfehlern fast absolut freien Gestalt. Dafs aber Ward nicht nur mit dem citieren von Titeln prunkt, sondern die angeführten Schriften genau studiert hat, zeigt der Text seines Werkes aufs schönste. Nur weniges wichtige scheint ihm entgangen zu sein. So ist Bales Komödie

Three Lawes of Nature nicht ungedruckt, sondern von Schröer im fünften Bande der Anglia veröffentlicht. Bei der Besprechung der Moralität Everyman ist Logemans Ausgabe des holländischen Elkerlyk nicht berücksichtigt. Noch auffallender und bedauerlich ist die Vernachlässigung so wichtiger Werke wie Creizenachs Geschichte des neueren Dramas und des gleichen Verfassers Englische Komödianten in Deutschland, Cloëttas Buch über die Tragödie und Komödie der Renaissance, Fischers methodisch bedeutungsvolle Abhandlung über die Kunstentwickelung der englischen Tragödie, Reinhardstöttners Plautus, alles Publikationen, welche vor 1895 fallen.

Einem so grofsen und bedeutenden Werke gegenüber müfste ich kleinlich erscheinen, wollte ich hier die Versehen aufführen, die mir bei der Lektüre aufgefallen sind; im Verhältnis zum ganzen fallen sie kaum ins Gewicht. Eine höchst schätzbare Beigabe ist das musterhafte, ausführliche Register; es läfst fast nie im Stich und ist nur selten durch Druckversehen entstellt, wie denn überhaupt die typographische Korrektheit des ganzen Werkes geradezu bewunderungswürdig genannt werden darf.

So glaube ich mein zu Anfang ausgesprochenes Urteil genügend begründet zu haben; auch fernerhin wird Wards Geschichte unersetzliche Führerdienste leisten. Danehen wird freilich eine Geschichte der dramatischen Gattungen, nicht der einzelnen Dichter und ihrer Werke, ihren Platz finden können.

Basel. **Gustav Binz.**

---

77) **v. d. Lage, Manuel of Conversation. Exercises for Conversation** for the use of schools and private lessons. Translation of the „Manuel de la Conversation“. Vierte, verbesserte Auflage. Berlin, Müller, 1901. 94 S. 8. ℳ —.80.

Der Leser begleitet eine Familie während eines Jahres bei allen ihren Unternehmungen und sieht Erwachsene und Kinder bei ihren Beschäftigungen. Die Verfasserin hätte jedoch mehr englisches Leben schildern sollen. So konnte an Stelle einer Phantasiestadt (Kap. 18 und 19) resp. Berlins (51) besser London zu Grunde gelegt werden, im Kap. 53—55 und 71 konnten englische Gebräuche bei Gottesdienst, Taufe, Hochzeit, Begräbnis, Weihnachten gegeben werden. Kap. 80, 82—88 handeln von griechischer und römischer Geschichte, von Geschichte und Geographie der

Länder Europas: von England ist so gut wie nichts gesagt. Auch werden manchmal Ausdrücke des Textes in Fufsnoten widerrufen, etwa mit den Worten: „In England kennt man diese Ausdrücke nicht.“ Dann gehören sie auch nicht in den Text. — Verfasserin will möglichst viel geben, aber manches hätte ohne Schaden wegbleiben können (z. B. das delirium tremens). Sonderbar liest sich auch bei Schilderung harter Kälte: The thermometer marked 10 degress below (*above*) freezing point. — Die Beschäftigungen der Mädchen sind vor denen der Knaben zu sehr bevorzugt, Kochen, Handarbeiten, weibliche Kleidung sind ausführlich behandelt, cricket, Fufsball u. s. w. nicht erwähnt.

In Fufsnoten werden Übersetzungshilfen und Redensarten, Synonyma, Sprichwörter gegeben. Erstere sind für Anfänger nicht zahlreich genug. Vorzuziehen wäre ein ausführliches alphabetisches Wörterverzeichnis. Manchmal wird die Aussprache angegeben, aber auch nicht häufig genug und zum Teil unzureichend, z. B. Edinburgh spr. -böro.

Sprachlich ist das Buch durchaus zuverlässig. Von kleinen Versehen seien erwähnt: everybody ist in einem Worte zu schreiben S. 2, ebenso S. 14 highwayman, S. 59 ist His in Beziehung auf Emperor grofs geschrieben, he is tall *of* his age (S. 78) ist veraltet für *for*, das Adverb ist einige Male schlecht gestellt. Auch einige Druckfehler finden sich.

Jedenfalls aber wird man das sorgfältig gearbeitete Buch mit Vorteil durcharbeiten.

Breslau. **Curt Reichel.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 19. April. Nr. 8, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

78) **Wilhelm Nestle, Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung.** Stuttgart, W. Kohlhammer, 1901. XI u. 594 S. gr. 8. ℳ 15. —.

Was ist nicht schon alles über Euripides geschrieben worden! Und doch kann sich die Forschung bei den bis jetzt gewonnenen Ergebnissen noch nicht beruhigen, doch bringt die Fülle der Einzeluntersuchungen noch immer neue Seiten des so unendlich reichen Geistes zum Vorschein, doch stellt auch die immer wachsende Kenntnis seiner ganzen Zeit seine Beziehung zu ihr und damit sein ganzes Wesen in ein immer helleres Licht. Wilhelm Nestle hat es in dem in der Überschrift genannten Buche unternommen, die Weltanschauung des Dichters darzustellen, und hat zu diesem Behufe den gesamten dichterischen Nachlafs des Euripides einem eingehenden Verhör unterworfen und auf dem Wege der peinlichsten Untersuchung einigermafsen sichere und einwandfreie Ergebnisse zu erlangen gesucht. Freilich ist es an und für sich eine kaum mit Sicherheit zu lösende Aufgabe, die Weltanschauung eines Menschen darzustellen, und ganz kann sie vielleicht nur dann gelingen, wenn er selbst schon ihre Bestandteile in einer bestimmten Fassung niedergelegt, selbst mit bewufster

Absicht von sich Zeugnis abgelegt hat; auch in diesem Falle kann sich dann noch der Zweifel regen, wie weit der Redende einerseits sich selbst gekannt habe und wie weit er anderseits ehrlich gewesen sei, und aufserdem wird es auch der scheinbar einheitlichsten Weltanschauung nicht ganz an inneren Widersprüchen fehlen. Schwierig aber und schwer erfüllbar wird das Unternehmen vollends dann, wenn man die Gedankenwelt eines Dramatikers zusammenfassend wiedergeben will, der nur durch seine Dramen zur Mit- und Nachwelt gesprochen hat; denn es liegt im Wesen der dramatischen, wie natürlich auch der epischen, Poesie, dafs der Dichter nur durch den Mund anderer redet und dafs er diese anderen nicht um seinet- und um der Wiedergabe seiner eigenen Gedanken willen, sondern nur um ihrer selbst willen und nach ihrem Verhältnis zur dramatischen Handlung reden lassen darf. Sogar die Summe der ideellen Schlufsergebnisse einer Gruppe von Dramen ist noch kein sicheres Zeugnis, weil auch diese Schlufsergebnisse mehr von der jedesmaligen Handlung als von der Gesinnung des Dichters abhängig sind, und höchstens aus der Wahl und Auffassung der Stoffe und aus der Gestaltung der Handlungen wird man einen allgemeinen Schlufs auf die Weltanschauung des Dichters ziehen können, aber auch dabei nicht vergessen dürfen, dafs die Zeit des Dichters und die ganze Umgebung, in der er lebt, namentlich hinsichtlich der Behandlung der Stoffe einen starken Zwang auf ihn ausüben und somit auch in dieser Beziehung seine eigene Anschauung nicht immer in voller Reinheit zur Geltung kommt. Indessen beruht diese ganze Darlegung doch immer auf der Voraussetzung, dafs der Dichter wirklich, wie es allerdings der Fall sein sollte, vollständig objektiv gestaltet habe und dafs er seine Person ganz hinter seinem Werke habe verschwinden lassen, aber diese Voraussetzung trifft nur bei sehr wenigen Dichtern und bei sehr wenigen Dichtungen zu; in vielen Fällen und namentlich da, wo die Ruhe und das Mafs der Klassizität, der möglichst vollkommenen Ausgleichung zwischen der realistischen Unterlage und der sie durchdringenden dichterischen Idealisierung verloren gegangen sind, wo die Reflexion auf der einen und die Phantastik auf der anderen Seite die dichterische Schöpfung nicht mehr zu einer klassischen Abgeschlossenheit und Rundung gelangen lassen, in einer Periode der Zersetzung also und bei Dichtern, die einer solchen angehören, drängt sich die Subjektivität des Autors mit Macht hervor und offenbart sich in zahlreichen Aussprüchen, die zwar den Trägern und Trägerinnen der jeweiligen dramatischen Handlung in den Mund

gelegt sind, aber doch in ihrer Gesamtheit einen Schlufs auf die eigenen Meinungen des Dichters gestatten; aus diesen Aussprüchen wird sich alsdann, obgleich es in ihnen nicht an Widersprüchen fehlen wird oder auch mancher von ihnen nur aus der jedesmaligen dramatischen Situation heraus vollkommen zu würdigen ist, die Gesamtanschauung des Dichters konstruieren, das Gesamtbild seines individuellen Wesens gewinnen lassen, und auf Grund davon wird dann wieder das Mafs der Einflüsse festgestellt werden können, von denen der Dichter seinerseits abgehangen hat, und dasjenige der anderen, die er mit seiner Person und vermittelst seiner Anschauung auf seine Zeitgenossen und auf die Bildung seines Volkes ausgeübt hat. Immerhin bleibt die auf diesem Wege zu lösende Aufgabe schwierig. Um so mehr Dank verdienen diejenigen, die sie zu übernehmen wagen und sich der grofsen Mühe unterziehen, ein sozusagen aktenmäfsiges Material herbeizuschaffen und damit an die Stelle der mehr oder weniger allgemeinen Behauptungen, der günstigen oder ungünstigen Vorurteile, der einseitigen und aus unzureichenden Vordersätzen gezogenen Schlüsse eine auf sorgfältiger Prüfung beruhende authentische Feststellung zu setzen.

Der Schwierigkeit der Aufgabe ist sich auch Nestle wohl bewufst gewesen, zugleich aber auch dessen, dafs sie bei Euripides verhältnismäfsig leichter zu lösen sei (S. 7 und 8). Denn dieser ist in der That ein Dichter, bei dem eine solche Arbeit gut angebracht ist und bei dem sie auch zu guten und sicheren Ergebnissen führen kann. Mit welcher Sorgfalt Nestle die übernommene Aufgabe gelöst hat, wird eine Übersicht über den Inhalt seines Buches ergeben, aber in einer Beziehung hat er es denen, die sein Buch nicht blofs lesen, sondern auch studieren und benutzen wollen, gar zu schwer gemacht: es fehlen alle Seitenüberschriften und deshalb kann man sich auch in den Anmerkungen, die auf S. 369 bis 550 alle hinter den Text gestellt und dabei nach den einzelnen Hauptabschnitten des Textes, aber ohne Verweisung auf dessen Seitenzahlen jedesmal neu beziffert sind, nur durch ein mehrmaliges Nachschlagen im Inhaltsverzeichnisse, im Texte und in den Anmerkungen selber zurechtfinden. Wer z. B. die auf S. 265 des Textes notierte Anmerkung 42 finden will, mufs sich erst im Inhaltsverzeichnisse darüber unterrichten, dafs die Seiten 248—274 zu dem Abschnitte „Sechstes Kapitel: 1. Die Familie" gehören, und dann durch Blättern in den Anmerkungen feststellen, dafs die zu jenem Abschnitte gehörigen auf S. 506 beginnen, um endlich auf S. 512 die gesuchte Anmerkung 42 zu erwischen; noch schlimmer

hat es der, der etwa in Anmerkung 115 auf S. 448, die ihrerseits zu dem Abschnitte „Drittes Kapitel: 2. Kritik des alten Glaubens (c. Allgemeine Kritik des Polytheismus)“, nnd zwar zu S. 138 des Textes, gehört, den Verweis „Kap. VI 2 A. 83“ findet und nun dieser Stelle (auf S. 526) und des bezüglichen Textes (auf S. 309) habhaft werden und beide sowohl mit dem Texte auf S. 138 wie mit der Anmerkung 115 auf S. 448 vergleichen will; da ferner auch in den sonst sehr dankenswerten, sorgfältig gearbeiteten drei Registern, einem „Namen- nnd Sachregister“, einem „Stellenregister“ und einem „griechischen Register“, so citiert wird, daſs gröſser gedruckte Zahlen die Seiten, kleiner gedruckte die Anmerkungen bezeichnen (z. B. „Anaximandros 152. 173. 444, 90“), so hat bei einem Citate wie dem letzten (444, 90) der Suchende ebenfalls wieder viele Mühe, nm festzustellen, zu welcher Seite des Textes diese Anmerknng 90 auf S. 444 gehört (es ist S. 125 in dem Abschnitte „Drittes Kapitel 2 [c.]“). Diesen die Benntzung des sonst gut gedrnckten und ausgestatteten Bnches im höchsten Grade erschwerenden Übelstand zn beseitigen, müssen sich Verfasser und Verleger bei einer etwaigen nenen Auflage in erster Linie angelegen sein lassen.

Doch nun zum Inhalte des Werkes! Wollte man über ihn eingehend berichten, so müſste man ein neues Buch schreiben; ich begnüge mich daher damit, die allgemeine Tendenz der Darstellnng und die Hauptergebnisse, zu denen Nestle gelangt, zn registrieren und gegebenenfalls zu charakterisieren und dabei diese und jene Frage, die mir persönlich wichtig oder interessant sind, näher zn besprechen. Das allgemeine Ziel Nestles ist, wie bereits gesagt, eine möglichst vollständige und erschöpfende Darlegung und Würdigung der Weltanschanung des Euripides, nicht aber eine Würdigung seiner dichterischen Thätigkeit; „nicht mit Euripides dem Dichter als solchem“, heiſst es auf S. 4, „wollen sich die folgenden Blätter beschäftigen, sondern mit ihm als dem „Philosophen der Bühne“, wie die Alten ihn nannten, mit ihm als Denker und Kritiker, als dem Dichter der griechischen Aufklärung“. Diese Erklärung des Verf. bedarf einer näheren Beleuchtnng, zn der er selbst durch eine Ausführnng in der Vorrede (auf S. IV—IX) die Mittel bietet. Er wendet sich dort nämlich gegen die verkehrte „Auffassung des Griechentums im allgemeinen und des Euripides im besonderen“, ans der heraus in Erneuerung der früheren, von Schiller „in seinen ‚Göttern Griechenlands‘ klassisch formulierten und inaugurierten“ „einseitigen ästhetisch-romantischen Beurteilung des Grie-

chentums“ Fr. Nietzsche in seiner „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik oder Griechentum und Pessimismus“ in Euripides nur den theoretischen Menschen, den Zerstörer des Reiches des schönen und poesievollen Mythus, den Darsteller der rauhen Wirklichkeit, den Vertreter einer grübelnden und spitzfindigen Dialektik mit nur negativer Wirkung in Produkten der Decadence sehe und Jakob Burckhardt in seiner „Griechischen Kulturgeschichte“ und nach ihm H. S. Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ die positiven Verdienste des Euripides und seiner Dichtungen für die Fortentwickelung des griechischen Geisteslebens, für die Heranführung eines Zeitalters der Erörterungen, wie es W. Bagehot („Der Ursprung der Nationen“), oder der Vollkultur, wie es A. Vierkandt („Naturvölker und Kulturvölker“) nenne, vollständig verkännten; „mit vollem Rechte“ führe Vierkandt deshalb den Euripides „als den ersten geradezu typischen Dichter der griechischen Vollkultur“ auf und bezeichne R. Pöhlmann („Sokrates und sein Volk“) die Dichtung des Euripides als „ein Kampffeld der Gedanken“. Durch diese gewifs richtige Auffassung seines Helden hat sich Nestle dazu bestimmen lassen, dessen Namen auf dem Titel seines Buches den Zusatz „der Dichter der griechischen Aufklärung“ zu geben, damit aber nun zu seinem Nachteile den Inhalt seines Werkes zu eng bezeichnet, während er sich doch in der That, wie er auf S. 8 sagt, „die Aufgabe, eine zusamenhängende Darstellung der Weltanschauung des Euripides auf Grund des vorliegenden reichen Materials zu geben und zugleich deren Hauptbestandteile auf ihre Quellen zurückzuführen“, gestellt und diese Aufgabe vorzüglich gelöst, bei dieser Lösung aber auch sehr viele Gedankenreihen des Euripides, die nicht in den spezifischen Rahmen der Aufklärung hineinpassen, vorgeführt hat. Ferner ist zu dieser Bezeichnung des Dichters durch Nestle auch das zu bemerken, dafs Nestle mit seiner soeben erwähnten Polemik gegen falsche Auffassungen doch keineswegs behaupten will, dafs das Zeitalter des Euripides absolut höher zu bewerten sei als die voraufgegangene Zeit des Aischylos und des Sophokles, sondern selber auf S. VIII sagt, das Zeitalter der Vollkultur „könne sich freilich vermöge seiner inneren Gebrochenheit an Harmonie mit der vorhergehenden Epoche der Halbkultur nicht mehr messen, überrage sie aber durch seinen geistigen Gehalt“; die Anerkennung der älteren Zeit wäre vielleicht zur Vermeidung von Mifsverständnissen besser noch ausdrücklicher ausgesprochen. Endlich konstatiert die erwähnte, auf S. 4 abgegebene Erklärung für meine Auffassung

einen bedauerlichen Verzicht. Wenn Nestle erklärt, sich um die dichterische Thätigkeit und die dichterischen Eigenschaften des Euripides gar nicht kümmern zu wollen, so geht diese Beschränkung meines Erachtens zu weit. Gewifs wird man sie insofern als berechtigt anerkennen, als eine nach dieser Seite gerichtete eingehende Untersuchung allein einen besonderen Band erfordert haben würde, wie die der Wirkung des Euripides auf die Nachwelt, die Nestle auf S. 9 zwar als einen „dankbaren Vorwurf“, aber auch als aufserhalb seiner Aufgabe liegend bezeichnet, einen dritten, dennoch kann man das Bedauern nicht unterdrücken, dafs nicht wenigstens diejenige Seite der Euripideischen Gestaltungsweise, die sich über den Bereich des Dramatischtechnischen erhebt und nicht ein Ausflufs seiner künstlerischen Anschauung im technischen Sinne, sondern vielmehr seiner Stellung zu den Fragen seiner Zeit, zu dem Gesamtleben seines Volkes, kurz seiner ganzen Weltanschauung ist, einer genaueren Erörterung unterworfen, sondern in der Darlegung seiner „Auffassung der Poesie“ (im ersten Kapitel auf S. 27—41) nur gestreift worden ist.

Der Leser dieser Zeilen möge mir gestatten, bei diesem Punkte noch einen Augenblick zu verweilen; er wird sofort erkennen, wie sich hier ein persönliches Interesse von mir selbst mit einem allgemeinen verbindet. Eine genauere Würdigung der Euripideischen Gestaltungsweise in dem eben erwähnten Sinne hätte nämlich nach meiner Meinung den Verf. vielleicht davor bewahrt, die Bezeichnung des Euripides als eines „Romantikers“ so ganz zu verwerfen, wie er das in der Anmerkung 143 (zu S. 41) auf S. 404 mit den Worten thut: „Nach dem vorstehenden wird es einleuchten, wie verkehrt das von Tieck über Euripides gefällte und von Steinhart (Archiv für Litt.-G. I, S. 47) acceptierte Gesamturteil ist, dafs er „der romantische Tragiker des Altertums“ sei. Straufs hat Julian mit Recht den „Romantiker auf dem Thron der Cäsaren“ genannt, weil er das absterbende Heidentum ins Leben zurückrufen wollte. Die Wirkung des Euripides war die entgegengesetzte: er wollte nicht die mythische Religion konservieren, sondern hat, soviel an ihm lag, zu ihrem Niedergang beigetragen. Dafs er an den mythischen Stoffen festhielt, war eine ihm von den Zeitverhältnissen abgedrungene Konzession“. Gegen diese Auslassung Nestles lassen sich allerlei Einwendungen erheben. Vermittelst der Heranziehung der von Straufs übrigens mit Recht beliebten Anwendung des Namens „Romantiker“ auf Julian läfst sich die Bezeichnung des Euripides mit dem gleichen Namen durchaus nicht zurückweisen; denn es

giebt sehr verschiedene Arten und Ausdrucksformen der Romantik, und wenn Euripides ein Romantiker genannt wird, so geschieht es keineswegs darum, weil er die mythischen Stoffe beibehielt (dann wären ja Aischylos und Sophokles auch so zu nennen), sondern weil seine Behandlungsweise der Stoffe oft den Zug des Phantastischen, Romantischen aufweist. Sicherlich hat er die mythischen Stoffe nur notgedrungen beibehalten, aber mehr meistens, weil er nach seiner ganzen Persönlichkeit und wohl noch sie nach den Einflüssen, welche die Zeitentwickelung auf ihn ausübte, eine andere Stellung zu ihnen einnehmen und ihnen eine andere Behandlung angedeihen lassen mufste, als seine Vorgänger, in einer stark kritischen Beleuchtung vorgeführt; er hat entschieden den Anfang mit ihrer Entwertung gemacht und damit anderen Gestaltungen, wie eine solche schon in Agathons „Blume" vorgelegen haben soll (Nestle auf S. 6) und wie sie dann allmählich den Übergang zur mittleren und neueren Komödie gebildet haben (Nestle auf S. 7), den Boden bereitet. Aber daneben — und das ist es, worauf es hier ankommt — gefällt er sich förmlich darin, einzelne Stoffe oder einzelne Teile von ihnen zu phantastisch-romantischen Zauberspielen auszugestalten, und darum läfst sich wenigstens von dieser Seite seiner dichtorischen Eigenart das Beiwort des Romantischen nicht trennen; die „Alkestis", der „Herakles", der „Jon", die „Helene" und die „Bakchen" sind besonders beweiskräftige Beispiele für des Dichters Wohlgefallen an einer romantischen Färbung seiner Dichtungen. Auch selbst die äufsere Gestaltung der Tragödie bekommt durch Euripides etwas Freieres und Reicheres und entfernt sich dadurch von den einfacheren und in gewissem Sinne korrekteren Formen der klassischen Kunst. Wenn Aristophanes in den „Acharnern", wie gelegentlich auch in anderen Stücken, „die Prologe (1198 ff.) und die häufigen Monodien (849. 944. 1330) des Euripides nach ihrer metrischen und musikalischen Komposition (1298 ff.) mit seinem Spotte geifselt" (Nestle S. 31), er in Euripides überhaupt einen „typischen Vertreter einer ganz neuen Richtung in der Poesie" sieht (Nestle ebendort) und Euripides nach Nestles Ausdruck in Anm. 94a auf S. 396 (zu S. 31) „die Tragödie zur Oper umgebildet" hat, so sind diese Veränderungen der äufseren Gestaltung doch auch nur eine Seite der freieren, romantischen Richtung ihres Urhebers. Dafs Nestle selbst diese Bezeichnung trotz ihrer allgemeinen Ablehnung in besonderen Fällen dennoch gelten läfst, beweist aufser dem eben erwähnten Ausdruck von der Umbildung der Tragödie zur Oper auch

ein Ausspruch von ihm über die „Alkestis", von der er auf S. 167 sagt: „Nichtsdestoweniger" (d. h. obgleich ihm die mythischen Überlieferungen vom Hades „nichts als Fabel" sind) „hat sich der Dichter vielfach der populären Vorstellungen bedient; aber es ist bei ihm dies nichts weiter als eine Anbequemung an den geläufigen Sprachgebrauch, oder es ist ein künstlerisches, dramatisches Interesse, das ihn veranlafst, seine eigene Überzeugung hinter den öffentlichen Glauben zurückzustellen. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Alkestis, die man ein ‚romantisches Schauspiel' nennen könnte". Wenn ich nun aber auch diese Bezeichnung der „Alkestis" durch Nestle gern acceptiere, so trifft doch der Verf. nach meiner Auffassung mit der ihr gegebenen Begründung nicht den eigentlich zwingenden Punkt und ebensowenig hinsichtlich dieses speziellen Falles mit der übrigens sehr überzeugenden und in ihrer scharfen Polemik gegen Gomperz (auf S. 75), Wecklein (auf S. 81) u. a. treffenden Darlegung, in der er den Nachweis führt, dafs in den „Bakchen" keineswegs „eine Absage des Dichters an die von ihm sein ganzes Leben hindurch verfochtene philosophische Weltanschauung, eine Palinodie seiner Ketzereien, eine förmliche Bekehrung zum alten Glauben" (S. 75) zu sehen sei. Die ganze Gestaltungsweise des Dichters mufs vielmehr, wie ich das schon vorhin angedeutet und in meiner Abhandlung „Die Euripideische ‚Helene'" (Sonderdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner; Bremen, Gustav Winter, 1899) auf S. 37—45 (= 199—207) genauer nachgewiesen habe, auf einen prinzipielleren Bestimmungsgrund zurückgeführt werden. Reflexion und Romantik sind „beide die notwendigen Bestandteile der nach einer jeden klassischen Periode eintretenden Zersetzung" (a. a. O. S. 43 = 205) und Euripides ist geradezu ein Typus, und zwar der erste in der Geschichte bekannte, einer solchen Zersetzung. Diese Charakterisierung des Dichters reiht sich also an die vorhin erwähnte, von Nestle adoptierte von A. Vierkandt an und braucht demnach nicht als ein Gegensatz der Nestleschen, sondern kann in Konsequenz seiner citierten Worte über Vierkandt als eine Ergänzung von ihr betrachtet werden.

Die Ausführung des Verf. über die „Bakchen", von der soeben die Rede gewesen ist, gehört bereits dem dritten der sieben Kapitel des Buches an; auf das, was diesem vorangeht, mufs ich noch mit ein paar Worten zurückkommen und damit überhaupt auf die einzelnen Abschnitte und ihren Inhalt näher eingehen.

Die Einleitung (S. 1—9) begrenzt auf Grund einer allgemeinen Charakteristik des Dichters in der schon angegebenen Weise das Thema des Werkes.

Das erste Kapitel (S. 9—41) ist gewissermafsen eine zweite Einleitung und behandelt in den Unterabteilungen „Äufsere Lebensverhältnisse. Charakter. Auffassung der Poesie“ die „Persönlichkeit des Euripides“, stellt somit eine Biographie des Dichters vor und bietet im Texte wie in den Anmerkungen eine genaue Erwägung aller überlieferten Angaben und der sich an sie schliefsenden Kontroversen.

Im zweiten Kapitel (S. 42—51) wendet sich der Verf. dem eigentlichen Thema des ganzen Buches, der „Weltanschauung des Euripides“, zu und beschäftigt sich zunächst mit deren „erkenntnistheoretischer Grundlage“; die Verwandtschaft des Dichters mit der individualistisch-subjektivistischen Richtung der Sophisten, insonderheit des Protagoras, aber auch sein Gegensatz zu ihr werden dargelegt und schon hier wird, wie später wiederholt, die Philosophie Heraklits als diejenige nachgewiesen, durch die der Dichter „die Widersprüche des Weltlaufs in eine Harmonie sich auflösen sah“ (S. 47). „Der menschliche Geist, die menschliche Vernunft ist der Mafsstab aller Dinge und darum kann die philosophisch aufklärende Thätigkeit des Euripides nicht besser bezeichnet werden als mit dem Wort Rationalismus“ (S. 51; in Anm. 25 auf S. 414 werden auch „die Abweichungen von Heraklit“ konstatiert). (Schlufs folgt.)

---

79) **Cornelio Tacito, Gli annali,** commentati da **Vitaliano Menghini.** Parte seconda: libro III (Collezione di classici greci e latini con note italiane). Torino, Ermanno Loescher, 1900. 72 S. 8.

Man scheint in Italien, wie bei uns, die Schullektüre der Annalen gewöhnlich nicht über B. I u. II hinausgehen zu lassen, weshalb sich für die folgenden Teile nur geringe Nachfrage geltend macht, sonst würden wohl kaum acht Jahre seit dem Erscheinen des ersten Bändchens dieser Schulausgabe verstrichen sein, ehe die Fortsetzung herauskam. — M. hat aufser dem, was seine Landsleute für Tacitus geleistet, die besten deutschen Ausgaben, Lexika und Erklärungsschriften — des Dänen Madvig Grammatik nicht zu vergessen — fleifsig studiert und mit Umsicht verwertet. Seine Erläuterungen sind fast durchaus zutreffend und klar; manche Übersetzungshilfen würden für den Standpunkt unserer Oberklasse als entbehrlich zu bezeichnen sein. An den von M. angeführten

Proben merkt man übrigens, wie viel leichter oft den Romanen die knappe und treffende Wiedergabe lateinischer Texte fällt als uns. Wer macht es Davanzati nach, der z. B. III 21, 12 *ubi instaretur, cedens ac rursum in terga remeans* so übersetzt: *affrontato sguizzava e rigirava alle spalle?* Adolf Stahr hatte dafür 20 Worte nötig. — Was ich bei M. und anderen Herausgebern des Tacitus am meisten vermisse, sind häufigere vergleichende Hinweise auf die Art, wie der Autor (oder ein Geistesverwandter von ihm) an verschiedenen Stellen seiner Werke ethische und ästhetische Fragen erörtert oder Denken und Handeln von bedeutenden Persönlichkeiten in ähnlicher Situation schildert u. s. w. So fordert der Satz ann. III 34, 20 *male eripi maritis consortia rerum secundarum adversarumque* zu einem Hinweis auf die Germ. c. 18 und 19 entwickelten Ideen geradezu heraus; vgl. auch die psychologischen Betrachtungen III 33 und I 69 u. a. m.

Der lateinische Text ist, wie in den zwei ersten Büchern, im ganzen nach Halms Beispiel gestaltet; 17, 18 hätte *radendum* festgehalten, 19, 4 keinenfalls Halms Konjektur *in ulciscenda morte* aufgenommen werden sollen.

Frankfurt a. M. **Ed. Wolff.**

---

80) **Friedrich Fischer, Über technische Metaphern im Griechischen** mit besonderer Berücksichtigung des Seewesens und der Baukunst. Straubing, M. Attenkofer, 1900. (Diss. Erlang.) 64 S. 8.

Nach einem Hinweis auf die Häufigkeit der Anwendung von Metaphern im Munde von Technikern und Handwerkern in alter und neuer Zeit bringt Verf. eine Zusammenstellung und systematische Ordnung der Metaphern aus dem Griechischen unter Beschränkung auf die dem Seewesen und der Baukunst zugehörigen Ausdrücke. Eine Definition des Begriffes Metapher, besonders zur Unterscheidung von der nahe verwandten Metonymie geht voraus. Häufig findet F. Gelegenheit zu hübschen Exkursen auf das sachliche Gebiet. In Fragen des Seewesens nimmt er meist für Breusing gegen Aſsmann Stellung. Verf. ist gut belesen und hat die einschlägige Litteratur mit Fleiſs benutzt.

Büdingen. **O. Dingeldein.**

---

81) **James C. Egbert, Introduction to the study of Latin Inscriptions.** New-York etc., American Book Company (1896). VII u. 468 S. 8.

Dies Handbuch der lateinischen Epigraphik, das bereits vor sechs Jahren erschienen ist, scheint bis jetzt in Deutschland fast gänzlich unbekannt geblieben zu sein: es findet sich, soviel ich gesehen, in keiner der bekannteren Fachzeitschriften eine Anzeige desselben, und die hiesigen (Münchener) Bibliotheken haben es nicht. So war es auch mir noch nicht zu Gesicht gekommen, als ich für diese Zeitschrift die Besprechung der dritten Auflage von Cagnats Cours d'épigraphie schrieb (1899, S. 610).

Zeitlich fällt es also zwischen die zweite und dritte Auflage von Cagnats Buch. Und Cagnat ist es, auf dessen Schultern der Verfasser der Introduktion steht. Die Vorrede bekennt dies mit den Worten (p. IV): The 'Cours d'épigraphie Latine' of Professor René Cagnat has been of the utmost service, and has, in fact, formed the basis of this work in many particulars. Diese Erklärung war für Cagnat ungenügend: er hat sich in der Revue critique (1896, S. 475 ff.) in einem offenen Brief an den Direktor Chuquet über das Buch als Plagiat (contre-façon) seines Werkes beschwert. In der That verschleiert jene Bemerkung Egberts das Verhältnis zwischen seiner und Cagnats wissenschaftlicher Arbeit, und dieser hat mit seinem schweren Vorwurf durchaus recht: E. hat sich nicht nur die Cagnatsche Disposition und Begrenzung der Disziplin im allgemeinen zu eigen gemacht — was ihm unter der Voraussetzung präziser Formulierung seines Abhängigkeitsverhältnisses wohl zugestanden werden könnte —, er ist auch im einzelnen den Wegen Cagnats fast sklavisch gefolgt, indem er nur etwas umstilisierte oder gelegentlich umdisponierte, so dafs reichlich neun Zehntel der sachlichen Darstellung als Cagnats geistiges Eigentum in Anspruch zu nehmen sind. Ferner ist der grofse Index der Abkürzungen, welchen Cagnat hauptsächlich aus den Corpus-Bänden mühsam zusammengestellt hat, einfach kopiert worden und zwar mit allen Bemerkungen und Fehlern, aber ohne Ergänzungen, deren er doch nach Cagnats eigenem Zeugnis bedürftig ist. Proben herübergenommener Fehler bringt Cagnats oben erwähnter Brief; als ein charakteristisches Beispiel füge ich hinzu, dafs 'de parcimonio (statt patrimonio) suo', Cagnat² S. 393, auch ganz gemütlich bei Egbert S. 428 steht. Unter diesen Umständen mufs es geradezu als Irreführung des Lesers bezeichnet werden, wenn in einzelnen Fällen, wie bei den schematischen

Formeln für die verschiedenen Inschriftenkategorieen (S. 247. 250 u. a.) oder bei dem Musterbeispiel für die Ergänzung verstümmelter Inschriften (S. 401), Cagnat ausdrücklich als Quelle bezeichnet wird.

Wenn wir nun von der ethischen Seite der Sache ganz absehen und nur nach dem Vorteil der Benützer fragen, so läfst sich nicht leugnen, dafs Egberts Introduktion ein brauchbares und besonders für Anfänger äufserst empfehlenswertes Buch ist. Es hat sich die Vorzüge des Cagnatschen Werkes angeeignet und durch eigene vermehrt. Zu den letzteren gehört, was Cagnat selbst anerkennt, das reiche und gut gewählte Illustrationsmaterial; an Reichtum der Faksimiles steht das Buch über dem verhältnismäfsig bescheiden ausgestatteten Cours d'épigraphie, an Wert der ausgewählten Stücke über dem fast verschwenderisch reichen Ricci. So z. B. hat, wenn ich recht gesehen, nur E. die fibula Praenestina, die Duenosinschrift, die Columna nostrata, einige dacische Wachstafeln und dergleichen mehr. Ein weiterer Vorzug des Buches ist das umfangreiche, den einzelnen Hauptabschnitten gesondert beigegebene Beispielmaterial, welches das Handbuch zugleich zu einer Art Übungsbuch für den Anfänger macht; so sind dem Kapitel Kaiser-Inschriften 58 Beispiele auf 16 Seiten hinzugefügt. Wir wünschten hier nur neben den sachlichen etwas mehr sprachliche Erklärungen. Recht dankenswert ist ferner der Abschnitt über das Corpus Inscriptionum Latinarum (S. 6—15), der sowohl über den Inhalt wie die technische Anlage des Riesenwerkes aufs genaueste orientiert.

Schöner, klarer Druck auf gutem Papier ist bei amerikanischen Büchern eigentlich selbstverständlich. Druckfehler sind mir nicht viele aufgefallen; von sinnstörenden oder irreführenden seien erwähnt: S. 180 quindecemviro, S. 212 (Inschr. 21, 2) at für ab, S. 227 Fulginator, S. 307 (Inschr. 29, 5) victoris st. Victoris (ebenso S. 180 solis) S. 313 in terverso ductu st. interverso ductu (IN | TERVERSO der Stein), S. 322 divii (st. divi mit J longa), S. 398 Seneca epist. 36 st. 56, S. 405 sini st. sibi. Zu S. 406: 'cousul iterum' des Jahres 6 v. Chr. ist Tiberius, nicht Augustus. Citate aus Eckhels Doctrina nummorum (S. 122 u. a.) sind, soweit sie Münzlegenden oder -beschreibungen betreffen, veraltet.

München. **O. Hey.**

---

82) **Max Walter, Die Reform des neusprachlichen Unterrichts auf Schule und Universität.** Mit einem Nachwort von **Wilhelm Vietor.** Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1901. 24 S. 8. ℳ —.50.

In diesem, dem Congrès international de l'enseignement des langues vivantes (Paris, 24. bis 28. Juli 1900) gewidmeten Schriftchen spricht Walter verschiedene Wünsche für die Reform des neusprachlichen Unterrichtes auf Schule und Universität aus Nach einem längeren Rückblick auf die Entwickelung der im Jahre 1882 durch Vietors bekannte Schrift „Quousque tandem" eingeleiteten Reformbewegung auf dem Gebiete des neusprachlichen Schulunterrichts, die sogen. „neue Methode", wirft der Verf. die Frage auf, ob bei der Vorbildung, welche die Neuphilologen heutzutage auf den Universitäten erhalten, alle Lehrer zu einem Unterricht, wie ihn die „neue Methode" verlangt, befähigt sind. Er meint, daſs selbst bei der Beschränkung auf ein Hauptfach, die ja nach der neuen Prüfungsordnung zulässig ist, die Aufgabe doch noch schwer genug sei, da das „rein wissenschaftliche Studium" keine Einbuſse erleiden soll, der junge Lehrer aber ein weit höheres Maſs von Kenntnissen der Sprache, Litteratur und Kultur des fremden Volkes besitzen müsse, als es nach der alten Methode nötig war. Er verlangt daher, wie schon manche andere vor ihm, mehrere etatsmäſsig besoldete Ordinariate für romanische und englische Philologie, Reisestipendien für die Vertreter derselben und mindestens je einen französischen und englischen Lektor. Auſserdem aber hält W. eine Reform der Universitätsvorlesungen für „unbedingt erforderlich". Das „täglich stundenlang fortgesetzte Nachschreiben von Vorlesungen" sei eine unnütze Zeitverschwendung; die Professoren sollten ihre jedesmaligen Vorlesungen entweder im ganzen oder von Woche zu Woche in Auszügen drucken lassen und den Studenten zur Verfügung stellen, um sie als Grundlage für die ausführlicheren Vorträge und Übungen benutzen zu können. Die Übungen der Universitätsseminare sollen die Grundlage für die unumgänglich notwendige Umgestaltung der Vorlesungen bieten; es schade den Studierenden gar nicht, wenn sie sich „freiwillig dem heilsamen Zwange unterziehen, die für solche Übungen nötigen gründlichen Vorarbeiten regelmäſsig auszuführen und sich zur Rede und Gegenrede dem Professor zur Verfügung zu stellen". Weiterhin wünscht Walter noch Abschaffung der Kollegiengelder und Einsetzung hoher Summen in die Jahresetats des Staates und der städtischen Verwal-

tungen, um den neuphilologischen Lehrern einen längeren Aufenthalt im Auslande und kürzere Besuche und Studienreisen zu ermöglichen. Eine unerläfsliche Vorbedingung für das Gedeihen des neusprachlichen Unterrichts sei auch ferner die Verminderung der dem Lehrer zugewiesenen Unterrichtsstunden.

Walter hofft, dafs die Unterrichtsverwaltung die im neusprachlichen Unterricht schon gewährte Freiheit der Methode auch bei der behördlichen Kontrolle anerkennen und gründliche Versuche mit der Durchführung der neuen Methode ohne die bisher noch vorhandenen hemmenden Einschränkungen veranlassen, auch den immer weitere Verbreitung findenden Reformschulen volle Bewegungsfreiheit gestatten werde. Zum Schlufs (S. 17 f.) stellt er die Anforderungen, die nach der neuen Methode an die Schüler der oberen Klassen eines Realgymnasiums zu stellen sind, zusammen und spricht die Hoffnung aus, dafs die neusprachlichliche Reform durch den vom 24. bis 28. Juli 1900 in Paris tagenden Congrès international de l'enseignement des langues vivantes eine weitere Förderung erfahren werde.

Dies ungefähr ist der Inhalt der Walterschen Schrift. Es würde zu weit führen, wollte ich mich über die Vorzüge und Nachteile der von Walter gepriesenen „neuen Methode“ im neusprachlichen Schulunterricht hier ausführlicher äufsern. Es ist ja nicht zu leugnen, dafs die Reformer manches Gute gewirkt haben, insbesondere durch die verstärkte Aufmerksamkeit, die sie einer korrekten Aussprache des Französischen und Englischen zuwenden und durch die erhöhte Betonung der Sprechfertigkeit. Aber jeder vorurteilsfreie Beobachter wird doch sagen müssen, dafs sie in ihrem Übereifer viel zu weit gegangen sind und leider immer noch weiter gehen, so dafs es für sie die höchste Zeit ist, innezuhalten und sich zu fragen, ob sie nicht durch die in der neuesten Zeit von ihnen entwickelten Anschauungen, wie sie am deutlichsten in den Wendtschen Thesen zum Ausdruck kommen, das letzte und höchste Ziel des fremdsprachlichen Unterrichts, die Einführung der Schüler in die fremde Sprache und Litteratur und in den Geist und die Kultur des fremden Volkes gefährden und zugleich den ganzen Stand, dem sie angehören, herunterdrücken, indem sie die wissenschaftliche Grundlage, auf der er grofs geworden ist, geringschätzen und nur die rein technische Sprech- und Schreibfertigkeit als einziges Ideal der akademischen Bildung und der späteren Lehrthätigkeit hinstellen.

Was nun die von Walter vorgeschlagene Reform des Universitäts-

unterrichts anlangt, so könnte ich ja kurzer Hand auf das bekannte Sprichwort vom Schuster und seinem Leisten hinweisen, zumal auch die Reformer stets jeden Einwand gegen die Vorzüglichkeit ihrer Methode dadurch zu entkräften suchen, dafs sie jeden, der nicht selbst nach ihrer Methode unterrichtet, für unfähig erklären, ein Urteil darüber zu fällen. Aber warum soll Walter nicht vom Standpunkt des praktischen Schulmannes aus seine Wünsche in betreff des Universitätsunterrichtes äufsern, wenn nur seine Vorschläge brauchbar und praktisch durchführbar sind? Leider sind sie das nicht. Die Vermehrung der Lehrstühle würde zunächst nur eine erhebliche Erschwerung des Studiums und des Examens der Kandidaten bedeuten, und alles Heil hängt von der Zahl der Professuren und dem Umfange des auf der Universität dargebotenen Lehrstoffes auch nicht ab. Die Universitätszeit dauert drei bis vier, oder wenn es hoch kommt, fünf bis sechs Jahre; die praktische Lehrthätigkeit aber dreifsig bis vierzig oder mehr Jahre. Das ganze Leben des Menchen ist eine Lehrzeit; warum also alles schon von der Universität verlangen? Ist es nicht richtiger, auf der Universität zu solider wissenschaftlicher Arbeit anzuleiten und die Erwerbung aller mehr praktischen Kenntnisse der eigenen späteren Ausbildung zu überlassen? Haben doch auch die Reformer ihre „vorzüglichen Leistungen", auf die sie so stolz sind, trotz einer ihrer Meinung nach recht mangelhaften Universitätsbildung erreicht. In letzter Reihe kommt, namentlich bei dem Lehrerberufe, doch auf die individuelle Veranlagung des einzelnen sehr viel an, und wichtiger als alle positiven Kenntnisse, die dem Studierenden auf der Universität übermittelt werden können, ist die ihm dort gebotene Anregung zu eigener geistiger Thätigkeit, zu selbständigem, eifrigem Streben und Fortarbeiten auf dem von ihm gewählten Gebiete.

Auch mit dem Nachschreiben der Vorlesungen steht es, wenn es nur einigermafsen verständig betrieben wird, gar nicht so schlimm, wie Walter glaubt. Das gesprochene Wort ist und bleibt nun einmal von hoher Wirkung und kann auch durch den vollendetsten Phonographen niemals ersetzt werden. Selbst ein lückenhaftes Kollegienheft besitzt für den Studierenden jedenfalls gröfseren Wert, als die nach Walters Vorschlag von Woche zu Woche oder von Semester zu Semester zu druckenden Extrakte. Es wird ohnedies schon zu viel Druckerschwärze vergeudet, und nun soll auch noch jede einzelne Vorlesung jedes einzelnen Dozenten an jeder einzelnen Universität durch den Druck verewigt werden. Die That-

sachen könnte der Student dann freilich hübsch schwarz auf weifs nach Hause tragen; aber der Geist und der bildende Wert des gegenwärtigen Universitätsunterrichts wäre dahin. Dafs neben den systematischen Vorlesungen und den eigentlichen Seminarübungen auch sonstige praktische Interpretations- und Übungskollegien einhergehen müssen, ist selbstverständlich und geschieht längst; die Studierenden lassen es auch, soweit meine Erfahrung reicht, an Eifer und Fleifs dabei nicht fehlen. Es läfst sich also auch im Rahmen des gegenwärtigen Universitätsbetriebes den künftigen Lehrern der neueren Sprachen gar wohl eine sichere Grundlage für ihr späteres Lehramt geben.

Der Walterschen Schrift folgt auf S. 21—24 ein kurzes Nachwort von Vietor, in dem er denselben Faden weiter spinnt, wie in seiner „neuphilologischen Friedensrede", über die ich Neuphilol. Rundschau 1899, S. 571 ff. referiert habe. Vietor spricht auch hier wieder von der „Gefahr einer Spaltung der neueren Philologie in eine gelehrte auf der Universität und eine praktische auf der Schule", von dem „Gedanken, die Vorbildung der neuphilologischen Lehrer von der Universität weg ganz in ein Fachseminar zu verlegen" und meint, dafs manches, was er in den letzten Wochen gehört und gelesen hat, auch das, was Direktor Walter in der vorliegenden Schrift sagt, ihn nur darin bestärkt habe, dafs er mit seiner Befürchtung im Recht gewesen ist. Zwar gesteht er jetzt zu, dafs die moderne Sprache und Litteratur „besonders von jüngeren Dozenten" mehr gepflegt und das rein Praktische an den meisten Universitäten durch Lektoren vertreten werde; aber durch andere Dinge, meint er, sei der Gegensatz zwischen Schule und Universität von neuem verschärft, so zunächst durch die immer praktisch-realistischere Auffassung des Lehrzieles an den Schulen, so dafs z. B. in einer vom Leipziger Neuphilologentage angenommenen Wendtschen These die Beherrschung der fremden Sprache als ideales Ziel des Unterrichtes hingestellt und die Erkenntnis des Volkstums nur beiläufig erwähnt werde. Vietor scheint hier, wie auch anderwärts, die Neuphilologentage, die allmählich zum Tummelplatz für die extremsten unter den Reformern geworden sind, als die höchste Autorität in Sachen des neusprachlichen Schul- und Universitätsunterrichts anzusehen; aber die auf den letzten Neuphilologentagen, besonders dem Leipziger, gefafsten Beschlüsse dürfen noch lange nicht als Ausdruck der Anschauungen der gesamten neuphilologischen Lehrerschaft Deutschlands und Österreichs gelten. Das wissen die Regierungen auch sehr gut und legen diese Be-

schlüsse einfach ad acta. Interessant aber ist es, zu beobachten, wie Vietor, der „Vater der Reform“, jetzt selbst den Übereifer seiner Freunde zügeln mufs. Gegenüber der immer stärker auftretenden Geringschätzung der Wissenschaft durch die Reformer bringt er in Erinnerung, dafs doch die „Schulung in der Wissenschaft des Faches“ die erste und wichtigste Aufgabe des Universitätsunterrichts bildet und den aus Lehrerkreisen ihm geäufserten Wunsch, die Schulautoren auf der Universität regelmäfsig behandelt zu sehen, weist er mit den trefflichen Worten zurück: „Macaulay als Schüler, Macaulay als Student, Macaulay als Lehrer zu traktieren, das wäre des Guten am Ende zu viel.“

Doch der beschränkte Raum verbietet es mir, weiter auf die Walter-Vietorsche Schrift einzugehen. Wer die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, der wird wohl bemerken, dafs die neuphilologische Reformbewegung in dem Sinne, wie Walter und Vietor und ihre Freunde sie verstehen, längst den Höhepunkt überschritten hat. Die extremen Führer werden zwar noch eine Zeit lang vorwärts stürmen, aber sie werden das Häuflein ihrer Getreuen immer mehr zusammenschmelzen sehen. Was die Reform uns Gutes gebracht hat, wird bleiben; aber das Unzweckmäfsige, und es ist dessen recht viel, wird vergehen.

Königsberg i. Pr. **Max Kaluza.**

---

83) **Hans Scherer, The Pleasant Comedie of Old Fortunatus by Thomas Dekker.** Herausgegeben nach dem Druck von 1600. (A. u. d. T. Münchener Beiträge zur roman. u. engl. Philologie. XXI.) Erlangen und Leipzig, A. Deicherts Nachfolger, 1901. X u. 152 S. 8. ℳ 4.—.

Es hat lange gedauert, bis dieses Buch, von dem ich einen Teil der Einleitung schon im Winter 1894—95 als Seminarvortrag in München gehört habe, an die Öffentlichkeit getreten ist. Aber die lange Lagerung ist ihm gut bekommen, denn es ist eine gründliche Arbeit geworden. Sie bietet uns alles, was wir von einer kritischen Ausgabe des Dekkerschen Dramas erwarten können, in reichem Mafse. Zwar gab es für die eigentliche Ausgabe sowohl für die Geschichte des Stoffs gute, zum Teil vortreffliche, Vorarbeiten, aber der Verf. hat es verstanden, diese mit Geschick und selbständigem Urteil in einer Vollständigkeit zu benutzen, die seinem Buche auch einen bibliographischen Wert verleiht. Der eigentlichen Ausgabe des Stückes (S. 49—142), den beigefügten Anmerkungen (S. 143

bis 151) und dem dazu gehörigen Register (S. 152) ist eine längere Einleitung vorangestellt, die folgende Punkte behandelt: I. *Das Dekkersche Drama Old Fortunatus und das deutsche Volksbuch vom Fortunatus.* II. *Metrisches aus Dekkers Fortunat.* III. *Weitere Fortunatusdramen.* IV. *Der alte Druck und spätere Ausgaben von Dekkers Fortunatus.* V. *Über das Fortunatusmärchen.*

Unter I wird zunächst als Zeit der Abfassung oder genauer gesagt, als Zeit der Bearbeitung des alten Fortunatusdramas durch Dekker das Jahr 1590 angenommen, dann das Verhältnis des Dramas zum deutschen Volksbuch erörtert. Es sind der Abweichungen so mannigfache, dafs mit der Möglichkeit zu rechnen ist, Dekker habe nach einer uns unbekannten, vielleicht holländischen, Vorlage gearbeitet. Dazu möchte ich fragen: hat der Verf. die von ihm im British Museum eingesehene holländische Fassung der Fortunatussage von 1631 mit der Dekkers verglichen und übergeht er das Ergebnis, weil es ein negatives war? Vielleicht steht diese Version in der Mitte zwischen Dekker und dem deutschen Volksbuch. Beiläufig erwähne ich dazu, dafs sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin eine holländische Ausgabe vom Jahre 1796 befindet, die, nach oberflächlicher Durchsicht zu urteilen, zum deutschen Volksbuch stimmt. — S. 6 durfte bei Besprechung der Darstellung der Fortuna neben dem Hinweis auf den *Roman de la Rose* ein solcher auf *Boethius*, der auch hierin grofsen Einflufs geübt hat, nicht fehlen. — Die metrische Untersuchung, gemacht, um mit ihrer Hilfe eventuell das Drama in die von Dekker und die von seinem Vorgänger stammenden Bestandteile zu scheiden, ist leider negativ verlaufen, die Umarbeitung des alten Stückes durch Dekker ist also eine durchgreifende gewesen. Zu den auf S. 16 erwähnten Reimschemen vergleiche man die zutreffende Ergänzung von A. E. H. Swaen, Engl. Stud. XXX, 347.

Unter III werden die übrigen Fortunatusdramen einer kurzen Besprechung unterzogen. Über die mehrfach erwähnte Oper von Bishop [1]) aus dem Jahre 1819 hätte der Verf. doch bei seinem Aufenthalt in England näheres ermitteln können. Von den auf S. 29 verzeichneten dem Verf. nicht zugänglichen Fortunatusdramen habe ich das von Schnitter, Stralsund 1855, einsehen können. Es hat nichts mit dem Fortunatusmärchen zu thun, ist

1) Sir Henry Rowley Bishop (1786—1855) war Dirigent und bedeutender englischer Komponist (82 Opern, 3 Bände nationaler Melodieen etc.)

vielmehr ein Trauerspiel, das wegen seiner vielen Todesfälle an Gorboduc oder Titus Andronicus erinnert; aufser dem Dichter bleibt kaum jemand übrig.

Abschnitt IV handelt von den Ausgaben. S. 31 wird eine Druckerscheinung erwähnt, „eine Art Accent oder Punkt, der sich auf Wörtern mit doppeltem e findet, also *ée* z. B. in *trée*". Es handelt sich um einen Accent. Der gleichen Erscheinung begegnen wir übrigens auch in dem etwa aus derselben Zeit stammenden Levins' *Manipulus Vocabulorum a ryming Dictionary* (1570) ed. H. B. Wheatley EETS 1867, Spalte 46, 53 etc. In diesem Buch giebt der Accent in der Regel die Betonung an; während aber meistens mit grofser Inkonsequenz (anscheinend wenigstens) verfahren ist, fehlt bei *ee* = ae [ẹ] der Accent nie. Die Frage der Bedeutung dieses Accentes kann nur durch eine eigene Untersuchung, die natürlich in jedem Falle auf die Etymologie der Wörter zu achten hat, aber durch die in dem alten Druck schon vorhandenen Druckfehler erschwert ist, gelöst werden. — Betreffs der S. 31 vom Verf. aufgeworfenen Frage, ob es noch einen zweiten Druck im Jahre 1600 gegeben habe, und der daran geknüpften Vermutungen, wird man m. E. doch der Ansicht zuneigen müssen, dafs von seiten Dilke's Versehen vorliegen, indem er das Original an einzelnen Stellen fehlerhaft abschrieb und später selbst die richtige Lesart konjizierte.

In Abschnitt V wird eine zusammenfassende Darstellung über das auf dem Gebiete des Fortunatusmärchens bisher Geleistete geboten. Obgleich es ja nicht innerhalb der Grenzen seiner Aufgabe lag, ein solch grofses Thema auch nur annähernd zu erschöpfen, hat der Verf. auch hier doch eine gute Übersicht gegeben und mit eigenem Urteil beleuchtet.

Es folgt der Neudruck nach der alten ersten Ausgabe vom Jahre 1600. Der Verf. hat mit grofser Sorgfalt einen kritischen Text hergestellt, soweit sich überhaupt bei einem Druckdenkmal dieser Zeit, wo der Autor selten einen Einflufs auf die Gestalt des Druckes ausüben konnte, von einem solchen reden läfst. Einem glücklichen Zufall verdanke ich es, dafs ich an Ort und Stelle Stichproben über die Zuverlässigkeit vornehmen konnte. Sie ergaben die fast ausnahmslose Korrektheit des Abdruckes. Vers 12 des Prologs lies *Subiects* statt *Subjects*; Vers 6 des Stückes scheint mir *goodfellow* in zwei Wörtern gedruckt zu sein, doch läfst sich darüber streiten; vereinzelte Sätze oder einzelne Wörter sind im alten Druck auch kursiv gedruckt, was der Verf. unbeachtet läfst, z. B. *Fortunatus* Vers 157,

Thou bis *poore* Vers 341 etc. Auf dem Titel hätte bei der Angabe [Vignette: Fortuna auf dem Rade] binzugefügt werden sollen „mit der Umschrift *Avt nvnc avt nvnqvam*“. Auch vor dem Epilog findet sich eine Vignette. Wünscbenswert wäre aucb die Anfnabme der Blattangabe des alten Druckes in die Neuausgabe gewesen.

Zu den Anmerkungen: Betreffs der Schreibung *I* für *ay* Vers 8 und sonst vergleicbe man meine Doktorscbrift über das Pronomen § 2 Anm. 5. — Zn Vers 449: das Wort *cheveril* braucben wir docb jetzt noch als cbevrean (-leder). — Nach *Care with a mischife* Vers 2621 will Swaen a. a. O. ein Ausrufezeichen anstatt eines Fragezeicbens setzen und versucht das durch eine Parallele zu stützen, die aber für diesen Fall nicbt pafst. Das Fragezeichen besteht zu recht, wie die gleicb folgende Frage *wherefore should I care?* zeigt, die nnr dnrch eine vorangehende Frage verständlich ist. — Wenn der Herausgeber mit recht Vers 9 des Epilogs *and* in *add* ändert, so ist aber aucb das Komma nach *two* zu streichen.

Alles in allem wird man diese Edition als eine wertwolle Bereicherung unserer kritischen Ausgabenlitteratur des elisabethanischen Zeitalters ansehen dürfen.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

84) **Heinrich Saure, Modern English Authors.** Edited with Biograpbical Sketcbes and Explanatory Notes by **H. S.** Berlin, F. A. Herbig, Second Series Bd. VII—XII. 8.

Die bübscb ausgestatteten Bändchen der First Series von Saures Modern English Authors haben es obne Zweifel ihrer glücklichen Stoffwabl zu verdanken, wenn der Verleger schon 200 Lehranstalten nennen kann, an denen sie beim Unterrichte gebraucht werden.

Dieselben Grundsätze, die bei der Zusammenstellung dei First Series mafsgebend waren, sind aucb bei der Second Series (Bd. VII—XII) befolgt worden. Jedes Bändchen enthält zwei Erzählungen nnd znm Schlufs ein längeres oder mehrere kürzere Gedicbte. Selbstredend wurden auch in diesen Bändcben die Erzählungen in sehr verkürzter Form gegeben, so Oliver Twist von Dickens auf 50 Seiten, Tbe Last Days of Pompeii von Lord Lytton auf 43 Seiten, A Christmas Carol von Dickens auf 30 Seiten u. s. w. u. s. w. Dafs derartige tiefeinschneidende Verkürzungen dem künstlerischen Werte eines Schriftwerkes Abbrucb thun, läfst sich nicbt leugnen; man empfindet dies besonders, wenn man das Original als

Ganzes auf sich hat wirken lassen und noch unter der poetischen Wirkung desselben steht. Aber anderseits darf man den Gesichtspunkt nicht aus dem Auge lassen, daſs es sich empfiehlt, der Jugend in der Schullektüre die Schönheiten eines Werkes in gedrängter Kürze vorzuführen, um einen Wechsel in der Lektüre innerhalb des Schuljahres zu ermöglichen. Der Schüler, dem das ungekürzte Original nicht bekannt ist, wird das Fehlen der einen oder anderen längeren Stelle, wenn geschickt gekürzt ist, nicht sehr empfinden und doch mit den Vorzügen des Werkes bekannt werden. Diese Erfahrung kann jeder an sich selbst machen, wenn er aus den vorliegenden Bändchen eine Erzählung herausnimmt, die ihm bis dahin völlig unbekannt war, — und darin mag es auch begründet sein, daſs dem Rez. aus der Second Series die Zusammenstellung in Band VII und VIII am besten gefallen hat.

Band VII eignet sich sehr für Mädchenschulen. Beatrice Harraden's rührende Geschichte der kleinen Mädchen Rosebud und Violet wird im höchsten Grade die Teilnahme der Schülerinnen erwecken; ebenso zweckentsprechend ist Louise Alcott's flottgeschriebene, lebenswahre Erzählung: Little Women. Für Knaben und Mädchen eignet sich der Inhalt von Band VIII. Anna Sewell's Black Beauty bietet die selbsterzählte Lebensgeschichte des Pferdes dieses Namens. Die Knaben werden mit Spannung die Schicksale des edlen Tieres verfolgen, und ohne Zweifel müssen sie daraus die Lehre ziehen, daſs des Tieres gute Eigenschaften sich bei liebevoller Behandlung von seiten der Menschen stets günstig entwickeln werden. Und wie tiefempfunden ist Hesba Stretton's Alone in London! Wie wird das Mitleid der Kinder für die kleine Dolly geweckt werden, wie wird der uneigennützige Straſsenjunge Tomy den Knaben Teilnahme abgewinnen, so rätselhaft das Wesen dieses city-arab dem ruhig überlegenden, erfahrenen Leser — ob infolge ungeschickter Abkürzungen? — erscheinen mag!

Band IX enthält Partieen aus Dickens' Oliver Twist und Nicholas Nickleby; Band XI aus Dickens' The Cricket on the Hearth und A Christmas Carol. Wenn diese arg beschnittenen Meisterwerke in vorliegender Form Rez. nicht gefallen, so mag das, wie schon oben gesagt, darin seinen Grund haben, daſs er die Originale zu hoch schätzt, um so weitgehende Kürzungen ohne Widerstreben hinnehmen zu können. Die in Band X gegebene, romantische Geschichte des " Nürnberg Stove " von Ouida kann auch n seiner ursprünglichen Form auf tiefergehendes Interesse keinen Anspruch

erheben; wirkungsvoller mag für manchen die zweite Erzählung: The Great Stone Face by Nathaniel Hawthorne sein, wenngleich auch hierfür Rez. lieber eine andere Erzählung ausgewählt gesehen hätte; Ersatz bietet dieses Bändchen in Coleridge's seltsamer, durch seine Sprache so wirkungsvoller Dichtung The Ancient Mariner.

Jedes Bändchen bringt kurzgefafste biographische Notizen über die den meisten zum Teil unbekannten Schriftsteller. Die jedem Bändchen angefügten Explanatory Notes und das nach Zeilen und Seiten geordnete "Vocabulary" werden schnelleres Vorrücken beim Lesen in der Klasse wesentlich erleichtern.

Münster i. W. **H. Hoffschulte.**

85) **Julius Thikötter, Neue Hymnen.** Nebst Briefen Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck. Bremen, Max Nöfsler, 1902. 84 S.

Wer an dem Festessen bei der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen (27. September 1899) teilgenommen hat, wird sich gewifs erinnern, mit welcher Begeisterung der Trinkspruch, den der Verf. obengenannter Hymnen in lateinischer Sprache ausbrachte, aufgenommen wurde. Dafs sich Thikötter hierzu der lateinischen Sprache bediente, war für seine anwesenden Bremer Freunde nichts Neues, da sie ja aus Erfahrung wufsten, mit welcher Gewandtheit er sich darin auszudrücken vermag. Und auch anderen hätte dies aus des Verf. früher erschienenen lateinischen Hymnen bekannt sein müssen. Diese wie auch jetzt wieder die „Neuen Hymnen“ zeigen uns deutlich, in wie hohem Grade er es versteht, der religiösen Empfindung in den Hymnen durch die lateinische Sprache den rechten Ausdruck zu verleihen. Wir freuen uns daher sehr über diese neue Sammlung lateinischer Gedichte, denen meistens auch eine deutsche Übersetzung beigegeben ist, in der der Verf. auch bewiesen hat, dafs er imstande ist, den dem Lateinischen innewohnenden Wohllaut und Rhythmus in gewandter Form zum Ausdruck zu bringen. Während das „Halleluja“, die letzte Hymnensammlung des Verf., fast nur religiöse Lieder enthält, finden wir hier neben religiösen Hymnen, wie de nativitate Domini, de beata virgine, de sancto Francisco u. a. auch solche, die Bremen angehen, wie den Hymnus sodalibus philologicis Germaniae und den hymnus praesidibus conventus philologici Bremensis dedicatus sowie das carmen contioni generali virorum doctissimorum leges et

ordinem naturae investigantium dedicatum (im Jahre 1890), ferner solche, die sich auf die neueste Geschichte beziehen, wie das Lied von der deutschen Flotte (de classe Germanica), auf die Buren (de rusticis Africanis) und auf die Königin Wilhelmina, die rosa spinis libera, das zu den schönsten der Sammlung gehört. Besonders heben wir die tief empfundenen Gedichte hervor, die Thikötter zu Ehren des Fürsten Bismarck, als er seine Ämter niedergelegt hatte, gedichtet hat, von denen das eine schliefst:

Monumentum, quod fundasti,
Quod virtutibus ornasti,
Aere sit perennius!

Es folgen andere auf den Geburtstag Bismarcks, zum frommen Gedächtnis an den Fürsten und die Fürstin, auf Kissingen, diesen „Wunder-Heilheim" und auf den Baum im Sachsenwalde. Wie sehr sich Fürst Bismarck für diese Gedichte interessiert hat, geht aus den Antworten hervor, in denen er die „Formvollendung" und „die meisterhafte Beherrschung über den lateinischen Wortschatz" hervorhebt und wie er „mit etwas Neid über die klassische Latinität des Verfassers" seinen verbindlichsten Dank abstattet.

Zum Schlufs erwähne ich noch zwei Gedichte, die so recht die Frische und den Humor des Verf. zeigen, ich meine „Hilaritas" und das schöne Lied „Asperula odorata" aus dem einige Strophen angeführt werden mögen:

Maio duce Nymphae choros
Amant nobiles, decoros,
Una cum Dryadibus,
Silva, nemus, campus, pratum
Praebent nitidum ornatum,
Folia cum floribus.

Tamen sine Baccho friget
Venus, valde pulchras piget
Miserae penuriae,
Bacchus vero generosus
Semper et ingenuosus
Labra complet amphorae.

Miscet vini claros fluctus
Herbis, desinat ut luctus
Asperae inopiae:

Ecce Nymphae iam saltantes
Siccant fundum iubilantes
Amphorae nectareae.

Inde herba odorata
Est „Asperula“ vocata,
Tollens sitim „asperam“,
Salve ergo, flos tu florum,
Fons salubris gaudiorum,
Semper serves gloriam.

Beide Gedichte rufen in uns des Verf. „Neue Rheinlieder“ wach, in denen er in Erinnerung an die Bonner Studienzeit den Rhein und den Wein, die Fröhlichkeit und die alte Burschenherrlichkeit preist.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 3. Mai. Nr. 9, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

86) **Wilhelm Nestle, Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung.** Stuttgart, W. Kohlhammer, 1901. XI u. 594 S. gr. 8. ℳ 15.—.

(Schluſs).

Das dritte, umfangreichste und allein hundert Seiten füllende Kapitel (S. 51—152) handelt von der „Theologie" des Euripides und hat die Unterabteilungen: „1. Der alte Glaube. 2. Kritik des alten Glaubens (a. Kritik einzelner Mythen. b. Kritik einzelner religiöser Gebräuche. c. Allgemeine Kritik des Polytheismus). 3. Die Gottheit des Euripides." Im überkommenen Götterglauben stecken selbstverständlich allerlei Elemente einer reineren Gottesanschauung; darum kann Euripides einerseits, wie z. B. in den „Hiketiden", im „Jon" und in den „Bakchen" (s. oben!), den alten Glauben objektiv zur Gestaltung bringen, ja ihn „geradezu verherrlichen und gegen grundstürzende Neuerungen verteidigen" (S. 63) und sich gelegentlich mit der Volksreligion „auf eine Seite stellen im

Kampf gegen den religiösen und sittlichen Radikalismus" (S. 87) und anderseits das in der Volksanschauung enthaltene „sittliche Element, vermöge dessen das Schicksal als eine das Unrecht rächende Macht betrachtet wird, zu der philosophischen Idee einer immanent in der Welt waltenden göttlichen Macht fortbilden, die für ihn natürlich stets nur eine Einheit sein kann, auch da, wo er von ‚Göttern' spricht" (S. 60). Dann aber fühlt sich der moderne Mensch in Euripides auch wieder getrieben, „alle abergläubischen Bestandteile der überlieferten Religion aufs entschiedenste zu brandmarken und dieselben der schonungslosesten Kritik zu unterziehen" (S. 87). Dafür giebt Nestle nun in dem Abschnitte „Kritik des alten Glaubens" (S. 87—145) die reichsten Belege. Wenn er hier unter anderem bei der Besprechung der Art, wie Euripides die Helenasage auffafst und zur Darstellung bringt, die Tragödie „Helene" so ansieht, als solle mit ihr die ganze Sage vom troischen Kriege absichtlich ins Lächerliche gezogen werden und als sei es mit der Benutzung der Idee des Stesichoros nur auf komische Effekte abgesehen (S. 89), so erblicke ich in dieser Auffassung einen Irrtum, der auf die vorgefafste Meinung zurückzuführen ist, der Dichter nehme zu den einzelnen Mythen zu jeder Zeit und in jeder Tragödie dieselbe gleiche Stellung ein und stehe ihnen nicht vielmehr, wie doch dem Mythos überhaupt, in jedem Augenblicke frei gegenüber; innerhalb der einzelnen Tragödie mufs natürlich im grofsen und ganzen dem künstlerischen Gesetze gemäfs die dem einmal gewählten Thema entsprechende Grundanschauung gewahrt bleiben, aber in seiner Ganzheit will jedes dichterische Werk für sich genommen und nach seinen eigenen Voraussetzungen betrachtet werden (s. auf S. 28=190 in meiner Abhandlung). Dafs die „Helene" nach ihren Voraussetzungen keine Tragödie im Sinne unseres Trauerspiels ist (Nestle auf S. 89 nach Decharme „Euripide et l'esprit de son théatre", p. 364 und Bergk, Gr. Littg. III, S. 553 ff., vgl. Anm. 3 auf S. 433), kann doch keinen Kenner der antiken Dramatik ernstlich beunruhigen (s. meine Abhandlung S. 30=192); die „Helene" ist auch überhaupt trotz Goethe (s. in Leo Blochs „Alkestis-Studien" [Leipzig, Teubner, 1901] Anm. 2 auf S. 19) kein „schlechtes Stück", wie neuerdings auch der eben genannte Bloch (a. a. O. S. 14) bekundet, dafs Euripides in ihr Helene „zu einem Ideale der unbeugsamen treuen Gattin umgestaltet" habe und (in Vers 297 f., ferner 761 ff.) „eine so zarte Auffassung der Ehe kundgebe, wie wir sie bei Sophokles nie anträfen" (vgl. meine Abhandlung auf S. 20=182 und sonst!). Das Er-

gebnis seiner Beleuchtung der Euripideischen Kritik des alten Glaubens fafst Nestle auf S. 145 in den Satz zusammen: „Euripides hat den Göttern des griechischen Volksglaubens gänzlich abgesagt.“ An ihre Stelle hat der Dichter im Zusammenhange mit Anschauungen des Heraklit (S. 149 bis 152) eine „pantheistisch gedachte Gottheit“ (S. 146), die Dike, gesetzt; auch diese Position wird wieder mit einer Fülle von Citaten aus den Dramen des Dichters und mit Hinweisen auf die verwandten Anschauungen anderer grofser griechischer Dichter und Denker gestützt.

Mit der „Physik“ des Euripides hat es das vierte Kapitel (S. 152 bis 159) zu thun. „Am richtigsten“, heifst es auf S. 159, wird des Euripides Weltauffassung als Pantheismus bezeichnet werden.“ Dann fährt Nestle mit einem Citate aus Rohdes „Psyche“ (S. 551 f.) fort: „Der Äther wird dem Dichter zu einer wahren Lebensluft, einem alles umflutenden Seelenelement, nicht nur zum Träger des Geistes, sondern zum Allgeist selber. Die Vorstellung von ihm verdichtet sich zu halbpersönlicher Gestaltung; er wird mit dem Namen der höchsten Gotteskraft Zeus benannt, wie von einem persönlichen Gotte redend nennt ihn der Dichter unsterblich (Hel. 1016).“ Nestle, der diese Sätze zu den seinigen macht, klärt uns dabei nicht darüber auf, wie man sich das Verhältnis dieses „Allgeistes“ zu der im dritten Kapitel als Gottheit des Euripides proklamierten Dike zu denken habe; es kann sich wohl nur um verschiedene Ausstrahlungen des göttlichen Wesens je nach seinen Wirkungskreisen und Beziehungen handeln; bei allen solchen Bestimmungen mufs man ja immer des Umstandes eingedenk bleiben, dafs Euripides als Dichter und nicht als systematisierender Philosoph gesprochen hat, und darf weder seine Aussprüche allzu sehr pressen noch über scheinbare und wirkliche Widersprüche erstaunt sein. Unser Kapitel schliefst an das Citat aus Rohde dann noch die Worte an: „Es erhebt sich nun die Frage: wie verhält sich dieser Allgeist zum Menschengeist in den einzelnen Individuen? Dies führt uns zur Anthropologie des Dichters.“

Diesen allgemeinen Titel „Anthropologie“ führen die drei letzten Kapitel, und das fünfte, an Umfang beinahe dem dritten gleichkommende (S. 160—247) hat zunächst die Ansichten des Dichters über den „einzelnen Menschen“ zum Gegenstande, und zwar in den drei Unterabteilungen „Psychologie“, „Ethik (a. Das sittliche Wesen des Menschen. b. Das Wesen des Sittlichen: Tugendlehre)“ und „Das Menschenleben“. Die Auffassung, die Nestle durch seine so ungemein sorgfältige Analyse von

der Psychologie des Euripides gewonnen hat und die er auch uns durch seine Beweisführung wahrscheinlich macht, spiegelt sich wohl am schärfsten in den folgenden Sätzen wieder: „Mindestens steht ihm negativ fest, dafs es kein persönliches Fortleben nach dem Tode giebt; positiv ist ihm das Wahrscheinlichste, dafs das Wesen des Menschen sich in seine beiden Elemente, die Seele in den Äther, der Leib in die Erde auflöse“ (S. 168) und „Den unsichtbaren Geist schätzt er unendlich höher als den sichtbaren Körper ... Und darum ist für ihn auch der Leib nicht notwendig das Abbild der Seele“ (S. 173). In seiner Ethik „huldigt“ der Dichter nach Nestle (S. 183 u. 184) „einem ausgesprochenen Determinismus und es fragt sich nun nur noch, wie er das Problem von Schicksal und Schuld zu lösen versucht, ob er trotzdem an der Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen festhält. Euripides hat dies Problem so wenig zu lösen vermocht als irgend ein anderer Determinist, z. B. Paulus, Augustin und Luther ... Auch bei Euripides geht in widerspruchsvoller Weise die Vorstellung von der Allgewalt des Schicksals, in dessen Hand der einzelne Mensch nur ein willenloses Werkzeug ist, und von der Möglichkeit einer Auflehnung des Individuums gegen den Willen der Gottheit, welche entsprechende Strafe nach sich zieht, eine neben der anderen her.“ Und auf S. 186 heifst es: „‚Hilf dir selbst, so hilft dir Gott‘, aber ‚kämpfe nicht gegen den deutlich erkannten Willen des Schicksals an‘: das sind die beiden Angelpunkte, in denen die Ethik des Dichters ruht.“ Wie diese ethische Theorie des Euripides widerspruchsvoll ist, so „entbehren“ auch seine einzelnen Tugendlehren „eines straffen systematischen Zusammenhangs“ (S. 228); zudem ist es nirgends schwerer, als auf diesem Gebiete der sentenziösen Weisheit, sich vor einer gewissen Trivialität zu bewahren oder auch der an ihrer bestimmten Stelle passenden Reflexion eine vollere, weitere, allgemein gültige Prägung zu geben. Diesen Gefahren ist auch Euripides nicht entgangen, „der Anlafs“ zur Sentenz „scheint oft bei den Haaren herbeigezogen zu sein, die Ausführung wird breit, der Ton lehrhaft“ (S. 41=203 meiner Abhandlung). Das gesteht auch Nestle zu (auf S. 38), wenn er auch mit Recht des Dichters „schon im Altertum anerkannte Meisterschaft in der Gnomologie“ rühmt (ebendort). Der starke Subjektivismus und Kritizismus des Euripides drängt ihn immerfort dazu, seine Meinung über die ihn umgebende Welt zu sagen, und so giebt es denn auch kein Gebiet des sittlichen Lebens in dem Athen und dem Griechenland jener Tage, das der Dichter nicht ein-

mal irgendwie mit einem lobenden oder tadelnden, lehrenden oder mahnenden Worte berührte. Mit seiner schon mehrfach gerühmten Sorgfalt hat Nestle auch innerhalb dieser Rubrik der Tugendlehre die Zeugnisse gesammelt und verhört. Die Tugend ist dem Euripides „die auf richtiger Einsicht beruhende, durch nichts irre zu machende Hingabe des Menschen an das Gute" (S. 190). „Die Aufgabe des Menschen ist, ... sich der überlegenen göttlichen Macht und Weisheit in Ergebung unterzuordnen" (S. 195). Sophrosyne, Selbstbeherrschung, Bescheidenheit, Demut, Gleichmut und Gerechtigkeit werden empfohlen (S. 199—202). Die Theorie vom Rechte des Stärkeren, die neue Herrenmoral, wie sie etwa Kallikles in Platons „Gorgias" proklamiert (S. 203), die „Kannibalenmoral", wie sie Nestle mit W. Schmid (in Anm. 113 auf S. 488 zu S. 205) nennt, wird von Euripides, wieder im Einverständnisse mit Heraklit (S. 203), verworfen und die entgegengesetzten Tugenden des Mitleids, der Dankbarkeit, der Nachsicht, der Freundschaft, der Wahrhaftigkeit gepriesen. „Ausbildung des Geistes" wird „gegenüber vorwiegend körperlicher Schulung" betont (S. 213) und auch aus diesem Grunde, nicht blofs um des politischen Gegensatzes willen, alles spartanische Wesen mit Antipathie betrachtet, so dafs Euripides „damit einen schroffen Gegensatz zu den Sokratikern wie Xenophon und Plato bildet" (S. 215). Hier ist es nicht ganz richtig, wenn Nestle behauptet, „in der Andromache und Helena werde Menelaos geradezu als der Typus eines verworfenen Spartaners eingeführt"; für die „Helene" trifft das nicht zu und Nestle führt auch in Anm. 141 auf S. 491 (zu 215) keine Belegstellen aus ihr an, sondern beruft sich nur auf Decharme Euripide p. 189 und 292. Auch von der Gymnastik, vom Kraftmenschentum und vom Sportswesen will Euripides nicht viel wissen und befindet sich hierbei wieder in Übereinstimmung mit Heraklit und zum Teil auch mit Xenophanes (S. 219) und, wie Nestle hätte hinzufügen können, auch mit Platon, der im „Laches" ebenfalls über das professionelle Athletenwesen spottet. In der Liebe unterscheidet Euripides zwei Arten, die sinnliche, deren Personifikation die Aphrodite ist, und die geistige, die er lieber als Eros bezeichnet. „Unstreitig ist diese Art von Liebe" (die geistige), „welche ein sittliches Bildungsmittel ist, ähnlich der, welche Sokrates und Plato meinen ... Hier könnte allenfalls eine Berührung des Euripides mit Sokrates vorliegen" (S. 222). Aber „die Knabenliebe" hat er „im Gegensatze zu Aeschylus und Sophokles verworfen" (S. 223). Da, wo Nestle von der Behandlung der

Ethik zu derjenigen der Euripideischen Auffassung des Menschenlebens übergeht, wirft er die Frage auf: „War Euripides in Wirklichkeit der ‚Prophet des Weltschmerzes‘, den man“ (in Anm. 169 auf S. 498 zu S. 228 wird O. Ribbecks Programm „Euripides und seine Zeit“ citiert) „in ihm zu erkennen geglaubt hat?“ Auf diese Frage wird nach einer gründlichen Erörterung der hier in Betracht kommenden Äufserungen des Dichters über den Zusammenhang der Lebenschicksale, das Leiden, das Alter, den Hang zum Leben, den Selbstmord auf S. 247 eine verneinende Antwort erteilt, aus der die folgenden Sätze charakteristisch sind: Euripides „läfst sich von dem Leid, das er selbst fühlt und bei anderen sieht, nicht zu Boden drücken . . . ‚Der Menschheit ganzer Jammer fafst ihn an‘, aber er führt ihn nicht zur Verzweiflung, nicht zur Verneinung des Lebenstriebes . . . Indem er den Blick aufs Ganze richtet, schaut er doch durch das Wirrsal der Einzelheiten an der Oberfläche des Weltlaufs jene für den gedankenlosen Beschauer ‚unsichtbare Harmonie‘“ (Heraklit Fr. 47 [Byw.] in Anm. 61 auf S. 506), „die sich dem tiefsinnigsten der vorsokratischen Philosophen enthüllte und die auch Euripides anerkannte, indem er Dike als den Urgrund alles Seins bezeichnete“.

Das sechste Kapitel (S. 248—319) setzt die „Anthropologie“ fort und erörtert die Auffassung der „menschlichen Gesellschaft“. In einem ersten Abschnitte werden die Fragen, welche die Familie angehen, zur Sprache gebracht und demgemäfs das Verhältnis des Euripides zu den Frauen und zur Ehe besprochen. Der Ruf eines typischen Weiberfeindes wird ausdrücklich für nicht zu Recht bestehend erklärt, die allgemeine Anschauung des Altertums, dafs der Mann mehr wert sei als die Frau, in Rechnung gezogen und das dem Euripides im höchsten Grade eigene Verständnis der Frauennatur, das ihn halb und halb, allerdings nicht in dem Sinne der „Ekklesiazusen“ des Aristophanes, zu einem Vorkämpfer der aufwärtsstrebenden Frauen seiner Zeit macht (noch entschiedener äufsern sich in diesem Sinne Ivo Bruns bei Leo Bloch a. a. O. S. 12 und dieser selbst), anerkannt. Der zweite Abschnitt dieses Kapitels, der die Anschauungen des Dichters über den Staat zum Gegenstande hat, erörtert seine Stellung zum Vaterlande, zum Staate, zur Staatsverfassung und läfst ihn uns als einen eifrigen Vaterlandsfreund, als einen guten Bürger und als einen Anhänger der gemäfsigten Demokratie erkennen; „die Verse in den Hiketiden“ (238 ff.), in denen Theseus seine Ansichten über die beste Verfassung entwickelt, „muten ganz modern an“ (S. 300); die Quellen dieser

politischen Anschauungen sucht Nestle bei Solon, Herodot und Thukydides. Euripides ist ferner, anders als Heraklit, „ein erklärter Gegner des Kriegs" (S. 305) und schon deshalb auch ein entschiedener Feind der Spartaner, die ihm „als die wahren Barbaren" (S. 312) erscheinen. Menelaos und Helene sind ihm in einigen Tragödien zu Typen der spartanischen Verworfenheit geworden; dafs Nestle die für die „Andromache" und die „Troerinnen" gültige Deutung der Euripideischen Charakterisierung des Menelaos mit Unrecht auch auf die „Helene" überträgt, habe ich schon früher zu erwähnen Veranlassung gehabt; in dem Zusammenhange unseres Kapitels äufsert er (auf S. 313), „besser komme Menelaos im Orestes und namentlich in der Helena weg, in welch letzterem Stück der Dichter einen freilich wohl kaum ernst zu nehmenden Versuch mache, die Ehre der vielgescholtenen Frau zu retten", aber auch hier glaube ich für die ernste Absicht des Dichters unter Berufung auf meine früheren Äufserungen ein gutes Wort einlegen zu können.

Die Erörterungen über die anthropologischen Anschauungen und überhaupt die ganze Untersuchung werden im siebenten Kapitel (S. 319—368) abgeschlossen; es bespricht die Ansichten des Dichters von den „sozialen Zuständen" seiner Zeit, und zwar in den vier Unterabteilungen „1. Der Adel. 2. Arm und reich. 3. Die Sklaven. 4. Weltbürgertum." In betreff des Adels fafst Nestle seine aus der Untersuchung der Quellen gewonnene Überzeugung in die Worte: „Die Berechtigung und die angeblichen Vorzüge einer Adelsherrschaft anzuerkennen, ist der Dichter so weit entfernt, dafs er das Wesen einer aristokratischen Verfassung überhaupt nie erörtert" (S. 328). In der zwischen arm und reich bestehenden Kluft und in deren fortwährender Offenhaltung sieht Euripides eine grofse Gefahr, die der sozialen Revolution; er warnt deshalb auch vor der ungerechten Erwerbung von Reichtum (S. 336), der zudem ein vergängliches Gut und in sittlicher Hinsicht gefährlich ist (S. 337). Euripides hat „das entschiedene Wort gesprochen, der unersättliche Kapitalismus sei für den Staat ein Schaden (Hik. 238 f.) und ebenso ein besitzloses Proletariat" (S. 344), und steht damit gleich den anderen besten griechischen Denkern und Patrioten „auf dem Boden einer altruistischen Moral" (S. 345). So sehr er sich der praktischen Politik entzogen hat, „er bewährt einen offeneren Blick für das wirkliche Leben", als die Staatstheoretiker Hippodamos von Milet (Arist. Pol. II, 8, p. 1267 B) und Phaleas von Chalkedon (ebendort II, 7, p. 1266 f.), und jeder Versuch ist

ihm willkommen, der „geeignet ist, einen kräftigen, von Grundbesitz und Ackerbau lebenden Mittelstand zu schaffen. Im übrigen aber erwartet der Dichter das Heil nicht von irgend einem sozialen System, sondern von der pflichtbewufsten Selbstthätigkeit jedes einzelnen Bürgers“ (S. 347). Was die Sklaverei betrifft, so wird es nach Nestle „für alle Zeiten der griechischen Sophistik zur Ehre gereichen, dafs sie, vom Begriff des Naturrechts ausgehend, das Existenzrecht der Sklaverei theoretisch bekämpft hat, und die Sokratische Schule, Plato und Aristoteles bedeuten ihr gegenüber in diesem Punkt einen entschiedenen Rückschritt. Es liegt auf der Hand, dafs niemand anders als die Sophisten, besonders wohl Hippias, es waren, denen auch Euripides seine Gedanken über diese Frage entlehnt hat. Wir treffen ihn auch hier wieder als den Vertreter des Fortschritts, als den Verfechter der Ideen einer neuen Zeit. Die praktische Abschaffung der Sklaverei hat freilich auch er nicht gefordert, so wenig als später die in denselben Bahnen sich bewegenden Stoiker. Aber man kann diese Folgerung zwischen den Zeilen lesen, und ihre Ausführung hing eben von ganz anderen als ethischen Erwägungen ab, nämlich von einer völligen Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse“ (S. 360). Wenn Nestle dem Euripides im Gegensatze zu „der vulgären Anschauung über Hellenen und Barbaren, Freie und Sklaven“, nach welcher der Grieche zu herrschen, der Barbar zu dienen bestimmt ist [Iphigenie in Aulis 1401 f.] (S. 362), eine gewisse weltbürgerliche Anschauung zuschreibt, gemäfs derer „die Nationalität anfängt, von der Humanität verdrängt zu werden“ (S. 365), so weifs er auch dafür und für die allmähliche Anbahnung dieser Anschauung, und zwar namentlich durch Herodot, Demokrit und Hippias, wieder Belege beizubringen, sagt aber doch wohl etwas zu viel mit den Worten: „So bildet Euripides die Brücke vom nationalen Hellenentum zum weltbürgerlichen Hellenismus“ (S. 367), indem er dem Euripides allein beilegt, was auch allen seinen gleich denkenden Zeitgenossen zukommt, und mafsvoller und richtiger ist wohl der auf der letzten Seite (368) verzeichnete Ausspruch: „Dieses geistige Weltreich des Hellenismus hat Euripides prophetisch vorausgeahnt und er hat es in seiner Art mit errichten helfen.“ Denselben Gedanken drückt dann auch der in der letzten Anmerkung (20 auf S. 550 zu S. 368) aus Mommsens römischer Geschichte (I[3] S. 918) citierte Satz aus: „Niemand wird die Euripideische Poesie der Homerischen an die Seite stellen wollen, aber geschichtlich betrachtet sind Euripides und Menander völlig ebenso

die Bibel des kosmopolitischen Hellenismus gewesen wie die Ilias und die Odyssee diejenige des volkstümlichen Hellenentums."

Es ist ein weiter Weg gewesen, den wir mit Nestle und unter seiner Führung durchmessen haben, und fast alle Gebiete des hellenischen öffentlichen und privaten Lebens haben wir dabei berührt; denn nach allen Seiten werfen die Dichtungen des Euripides ihre leuchtenden Strahlen, und wer jene kennen lernt, lernt damit auch das Volk und die Zeit des Dichters kennen. Und eine so vortreffliche Führung, wie sie Nestle uns bietet, leistet uns dabei die allerbesten Dienste. Vielleicht mag mancher die Einteilung der Wegestationen etwas anders wünschen, aber indem der Verf., nachdem er vorweg die erkenntnistheoretische Grundlage behandelt, d. h. den Gesichtswinkel festgelegt hat, aus dem Euripides die ihn umgebende Welt ansieht, bei seiner weiteren Untersuchung der alten Baconschen Einteilung der Philosophie in Theologie, Naturphilosophie und Anthropologie folgt, erreicht er damit ebensogut seinen Zweck einer genauen Kennzeichnung der einzelnen Seiten der Euripideischen Weltanschauung, als wenn er seinen Stoff nach irgend einem modernen Einteilungsprinzip geordnet hätte. Jedenfalls bieten uns seine eigene geistig freie und unbefangene Anschauung und die sorgfältige und besonnene Abwägung, die er den so zahlreichen und so verschiedenen, sich so vielfach kreuzenden und sich so oft scheinbar oder wirklich widersprechenden Äufserungen des Dichters zu teil werden läfst, die beste Gewähr, dafs er seine Quellen, von dieser und jener Einzelheit in der Auffassung und Auslegung abgesehen, richtig deutet und dafs vor allem der Gesamteindruck, den wir von der Weltanschauung des Euripides erhalten, und das Gesamtbild, das wir uns von seiner Persönlichkeit als Denker, als „Philosoph der Bühne" machen, im wesentlichen getreu sind und der Wirklichkeit entsprechen. Überall können wir den Verf. kontrollieren; in reichlicher Fülle führt er den Wortlaut der Aussprüche des Dichters, mögen sie in den vollständig erhaltenen Dichtungen oder in den Fragmenten zu finden sein, im Texte in einer deutschen Übersetzung und in den Anmerkungen in ihrer ursprünglichen Form an und die Anmerkungen ziehen dann behufs der Feststellung der besten Textgestalt und des eigentlichen Sinnes der Aussprüche und behufs der Ausgleichung entgegengesetzter Meinungen der Forscher in mitunter sehr weit ausholenden und eine Menge von interessantem Material enthaltenden Erörterungen die Fachlitteratur sei es des Altertums, sei es der späteren Zeiten bis auf unsere Gegenwart in einem,

wie mir scheint, aufserordentlich reichem Mafse heran; alles hezeugt die hervorragende Belesenheit und die hewundernswerte wissenschaftliche Genauigkeit des Verf. Nur wenigen Gelehrten wird es möglich sein, mit einer gleich genauen Kenntnis des Euripides und seiner Dichtungen sowie der ihn und seine Zeit betreffenden Litteratur an das Werk Nestles heranzutreten und den Wert auch der Urteile, für die er nicht selher den Mafsstah hietet, aus einer solchen Kenntnis heraus genau ahzuschätzen, und die meisten werden, wie der Berichterstatter selher, eine solche Schätzung nur von dem einen oder anderen Punkte aus vornehmen können, keiner aher wird, mag er auch über einzelne Fragen anders denken, das Buch ohne die unbedingte Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung aus der Hand legen.

Der Gelehrte findet zugleich in Nestles „Euripides" ein grofses Repertorium der Euripideischen Litteratur, das sich nicht hlofs durch Reichhaltigkeit, sondern auch durch Zuverlässigkeit auszeichnet und nur durch ein besonderes Litteraturregister noch nutzharer gemacht werden könnte. Besondere Anerkennung verdient auch vom rein philologischen Standpunkte aus die Besonnenheit, mit der die Textkritik gehandhaht worden ist. Wenn der Verf. auf S. x der Vorrede sagt: „In der Textkritik hin ich möglichst konservativ verfahren, da sich mir im Verlauf der Arheit die Überzeugung aufdrängte, dafs im allgemeinen viel zu viel konjiziert und auch in der Annahme von Interpolationen vielfach zu weit gegangen wird" (vgl. dazu meine Ahhanndlung auf S. 12=174 Anm. 20) und dieselhen Grundsätze u. a. auch auf S. 81 (mit der dazu gehörenden Anm. 89 auf S. 431) und in Anm. 32 auf S. 421 (zu S. 60), Anm. 41 auf S. 422 und 423 (zu S. 65), Anm. 78ᵃ auf S. 525 und 526 (zu S. 307), Anm. 26 auf S. 538 (zu S. 336) ausspricht, so hestätigt z. B. die Durchsicht der etwa 17 aus der „Helene" in ihrem griechischen Wortlaute citierten Stellen, dafs die Praxis des Verf. seiner Theorie durchaus entsprochen hat. Zu „Helene" 1158, von welchem Verse in Anm. 79 auf S. 526 (zuS. 308) die Rede ist, möchte ich auf meinen Vorschlag, *ἐκένουν* statt *ἔλιπον* zu lesen (s. meine Ahhandlnng auf S. 12=174), aufmerksam machen. An Druckfehlern sind mir aufser den im Buche vermerkten nur noch die folgenden aufgestofsen: S. 113 Z. 16 v. u.: 133ₐ (richtig 133 b), S. 195 Z. 11 v. u.: *ϑητὰ* (richtig *ϑνητὰ*), S. 318 Mitte Kreon (richtig Kleon), S. 336 Z. 16 v. u. Kap. V 2ₐ (richtig 2 b), S. 421 Anm. 32 Z. 1 v. u. traciatur (richtig tractatur) und S. 522 Anm. 50 *βάρβαρα* (das richtige

βαρβάρων steht in demselben Citat S. 548 Anm. 3); in dem Druckfehlerverzeichnisse mufs es heifsen: statt S. 375 b: 376, statt S. 379 Z. 4 v. u.: Z. 2, statt S. 380 Z. 13 v. u.: Z. 11 und statt S. 381 Z. 20 v. u.: Z. 18.

Aber nicht mit diesem Kleinkram will ich meine Anzeige schliefsen, sondern noch einmal betonen, welchen wertvollen Zuwachs unsere wissenschaftliche Litteratur durch Nestles Werk erhalten hat. Nicht allein auf so manchen dadurch endgültig festgestellten Einzelergebnissen, sondern vor allem auf dem ganzen Gesamtergebnisse beruht sein Verdienst: das Bild des Euripides hat in einem doppelten Sinne viel festere und viel positivere Züge bekommen, als es sie bis dahin besessen hat; seine Gestalt reiht sich nunmehr nicht nur in weit bestimmteren und klareren Umrissen an diejenigen der anderen grofsen Geistesheroen des fünften Jahrhunderts vor Christo an, sondern sie ist auch aus der eines wesentlich skeptischen und negierenden zu der eines an der weiteren geistigen Entwickelung des Hellenentums positiv mitarbeitenden und eine reichere Entfaltung der gesamten Menschheit auch zu seinem Teile bewufst mit vorbereitenden Geistes geworden. Und was von dem eigentlichen Helden des Buches gilt, das gilt auch von seiner ganzen Zeit: auch ihre geschichtliche Würdigung hat in manchen Beziehungen einen festeren Anhalt, eine bestimmtere Grundlage gewonnen.

Bremen. **Edm. Fritze.**

Berichtigung. Auf Seite 175 (Nr. 8) dieser Zeitschrift mufs Zeile 7 von oben mit „sie“, Zeile 8 mit „mehr“ beginnen.

87) **Grant Showerman, M. A., The great mother of the gods.** Sonderabdruck aus Bulletin of the University of Wisconsin Nr. 43. Phil. and lit. Ser. Vol. 1, Nr. 3. Madison, Wisconsin Febr. 1901. S. 221—333. 8.

Nachdem der Göttermutter in Roschers mythologischem Lexikon unter Kybele und Meter zwei vortreffliche Abhandlungen gewidmet sind, wird es genügen, auf die vorliegende fleifsige Arbeit eines jungen amerikanischen Gelehrten mit ein paar Worten aufmerksam zu machen. Der Verf. behandelt im ersten Kapitel die Einführung des Kultus der Göttermutter in Rom, sodann ihre Stellung im Glauben der Völker Kleinasiens und Griechenlands und ihre Beziehungen zu Attis. Ferner im dritten Kapitel ihrem Kult in Rom zur Zeit der Republik, im vierten denselben in der Kaiserzeit. Das fünfte Kapitel ist der Verbreitung des Kybelekults in den Provinzen während der Kaiserzeit gewidmet, im sechsten wird die

spätere Zeit der Blüte ihres Kultus und dessen allmählicher Verfall, sowie die Ausgrabung von Tempelruinen der Göttin behandelt, und im siebenten wirft der Verf. noch einen Blick auf ihre Stellung in Kunst, Litteratur und Religion, wo die Mutter der Götter allmählich der jungfräulichen Mutter Gottes weichen mufs. Die Abbildungen sind zum Teil aus Baumeisters Denkmälern entnommen. Das Titelbild zeigt die Statue von Formiae, jetzt in Kopenhagen, nach Lanciani, die gute Abbildung der Attisstatue von Ostia im Lateranmuseum, nach Photographie von Alinari, S. 288, ist besonders dankenswert.

C. **P. W.**

88—90) **Giacomo Tropea, Numismatica di Lipara.** Messina, 1901. 35 S. 8. [Estratto dall' Archivio Storico Messinese I 3].

Derselbe: Numismatica Siceliota del museo Mandralisca in Cefalù. I. Messina, d'Amico, 1901. 36 S. 8. (w. o. I 4).

Derselbe: Il culto di Kora in Menai. Messina 1901. 9 S. 8. (Rivista di Storia Antica, nuova serie V 4.)

Drei numismatische Monographieen. Die erste gilt der Münzgeschichte der Insel Lipara im Altertum. In der Einleitung werden die sehr spärlichen Notizen über die Geschichte der Insel vorgeführt und die Münzprägung im allgemeinen charakterisiert. Der Hauptteil bringt die Beschreibung der Typen und zwar vorzugsweise im Anschlufs an Heads Historia numorum p. 167/8, doch mit einigen Abweichungen hinsichtlich der griechischen Periode der Prägungen: so werden einige Stücke auf Grund ihres Stiles über das Jahr 350, von dem Head ausgeht, zurückdatiert, und die Föderativmünzen von Lipara-Tyndaris in die Jahre 309 bis 304 gesetzt. Abbildungen sind keine beigegeben, was besonders bei den Inediti*) bedauerlich ist. Der Abhandlung liegt stofflich die, wie es scheint, reichste und vollständigste Sammlung liparesischer Münzen zu Grunde: es ist die des verstorbenen Barons Enrico Piraino di Mandralisca in Cefalù. Schon durch eine Notiz Cavedoni's in den Atti e Memorie delle R. R. Deputazioni die Storia Patria per le provincie Modenesi e Parmesi (1869) war diese Serie teilweise bekannt geworden.

Mit der gleichen Sammlung Mandralisca beschäftigt sich das an zweiter Stelle genannte Heftchen. Es ist ein Katalog der in derselben

*) Der As des Tricutalfufses, den T. auf S. 27 an erster Stelle anführt (die Beschreibungen sind leider nicht numeriert), existiert in einem zweiten Exemplar im K. Münzkabinett zu München: Gewicht 108 gr., Durchmesser 44 mm.

enthaltenen griechischen Münzen der kleineren sicilischen Städte mit Einschlufs von Messina nebst den Mamertinern. Die chronologische Zuweisnng fufst auf Head, zitiert wird nach Torremuzza, Mionnet, Salinas, Head und Poole (d. h. dem Katalog des Britischen Museums), nicht nach Holm. Von den übrigen Münzen tragen die meisten den Vermerk 'nuova': es bleiben aber noch verschiedene, die weder ein Zitat noch jene Bemerkung haben (Heraclea Minoa 1, Himera 12, Messana 1, Selinus 9 ff., Tauromenium 20 ff. u. a.). Die als nuova bezeichnete Prägung von Morgantia S. 28 deckt sich vielleicht mit Holm Nr. 356 (Brit. Mns. Cat. p. 115 Nr. 10. 11). Gewichtsangaben der Stücke fehlen mitnnter, ohne dafs ein Grund ersichtlich.

Der dritte Anfsatz macht eine Münze von Menai, die sich bei Torremuzza, Mionnet, in de Domenicis Repertorio und in einem Manuskript des Barons Mandralisca findet, dagegen in dessen Sammlnng fehlt, zum Ausgangspunkt einer Erörterung über die Einführung des Korakultes in jenem sicilischen Städtchen.

München. **O. Hey.**

91—92) **Georges Pellissier, Le Mouvement Littéraire Contemporain.** Paris, Lihrairie Hachette et Cie., 1901. VII u. 302 S. 8. Frs. 3.50.

— **Etudes de Littérature Contemporaine.** Deuxième série. Paris, (Libr. académique Didier) Perrin et Cie., 1901. 412 S. 8. Frs. 3.50.

In Georges Pellissier ist der französischen zeitgenössischen Litteratur ein Kritiker erstanden, der, wenngleich er nur den bescheidenen Posten eines Lycenmsprofessors bekleidet und nicht mit dem akademischen Lorbeer geschmückt ist, es doch mit den Lemaître, Brnnetière, Faguet und anderen Berühmtheiten der litterarischen Kritik aufnehmen kann. Seine Beurteilung der gegenwärtigen Strömungen in der französischen Litteratur, wie sie das oben an erster Stelle genannte Werk enthält, ist ein Muster von Klarheit, wissenschaftlicher Vorurteilslosigkeit und Belesenheit. In fünf Kapiteln behandelt der Verf. den zeitgenössischen Roman, das Theater, die Dichtung, die Kritik und die Geschichtschreibung. Jedes derselben bildet ein abgerundetes Ganze, alle zusammen gehen ein abgeschlossenes Bild des augenblicklichen Standes der gesamten künstlerischen Produktion der französischen Schriftstellerwelt. Die lichtvollen Dispositionen in jedem einzelnen Gebiete, die meisterhafte Hervorhebung der wesentlichen Charakter-

züge jedes Schriftstellers, die Kürze und Klarheit in der Darstellung, der kritisch-ästhetischen Theorieen eines Taine, eines Brunetière, eines Faguet verraten auf Schritt und Tritt den feinsinnigen Pädagogen, der seine Leser nicht durch geistvolle Schönrednerei verblüffen, sondern ihr Wissen in packender und fesselnder Weise bereichern will. Wenn Pellissier so als Lehrer in dem edlen Sinne des Wortes erscheint, so ist er im übrigen frei von jeder schulmeisterlichen Pedanterie, frei von Autoritätsdünkel und Dogmatismus. Von wirklich künstlerisch feinem Empfinden, weiſs er alle Vorzüge der kritisch betrachteten Werke ins rechte Licht zu stellen, dabei aber alles schablonenhafte Einordnen und Schematisieren nicht nur zu vermeiden, sondern als wissenschaftlich und künstlerisch verwerflich mit triftigen Gründen zurückzuweisen.

Diese Zeilen haben nur den Zweck, die Fachgenossen auf die Bedeutung der Kritiken Pellissiers aufmerksam zu machen. Auf den reichen Inhalt der Bücher näher einzugehen, gestattet hier nicht der Platz. Der Philologe von Fach braucht aber nur z. B. das vierte Kapitel, La Critique, durchzulesen, um sofort einzusehen, daſs er es mit einem Litterarhistoriker zu thun hat, dessen philosophische Schulung und künstlerische Begabung ihn zu den höchsten Leistungen befähigt.

Das erste der genannten Bücher umfaſst die gesamte künstlerische litterarische Bewegung in Frankreich während der letzten 10—15 Jahre und kann somit als glänzende Fortführung des im Jahre 1889 veröffentlichten und von der Académie française preisgekrönten Werkes „Le Mouvement Littéraire au XIXe siècle“ (Paris, Libr. Hachette et Cie) angesehen werden, das ebenfalls der Beachtung empfohlen zu werden verdient.

Das zweite Werk enthält einzelne Aufsätze über litterarische Fragen verschiedener Art; die meisten beziehen sich auf die französische Litteratur, doch findet sich daneben auch ein geistvoller Essay über Leo Tolstois „Auferstehung“. Ein Teil der Aufsätze betrachtet die gegenwärtige französische Litteratur vom kultur- und sittengeschichtlichen Standpunkte aus, so u. a. in: „La Jeune fille moderne dans le roman français“, „La Femme mariée et l'Adultère dans le roman français moderne“, „L'Homme de lettres“, „Le Prêtre“, „L'Homme politique dans le roman français moderne“ u. s. w. Der erste Band der „Etudes“ bringt u. a. Studien über bei uns weniger bekannte Schriftsteller wie Ferdinand Fabre, André Bellessort, Maurice

Barrès, Edouard Estaunié, Alfred Capus, ferner Essays über „Métrique et poésie nouvelles“, „Dogmatisme et Impressionisme“.

Auf die schon vor Jahren erschienenen zwei Bände „Essais de Littérature Contemporaine“ sei zum Schlufs ebenfalls noch hingewiesen.

Berlin. **B. Röttgers.**

93) **Les Philosophes. Descartes,** par **Paul Landormy.** Paris, Paul Delaplane, o. J. 144 S. 8.

Die von Landormy herausgegebene Sammlung von Monographieen über die wichtigsten Philosophen und Philosophenschulen aller Zeiten wendet sich an reifere Schüler und an den grofsen Kreis der gebildeten Laien. „La pure érudition en est absolument bannie. L'interprétation des doctrines ne s'y trouve justifiée que par des renvois aux textes indiqués à la fin de chaque volume. Un mémento bibliographique signale d'ailleurs les principaux travaux de la critique. On a voulu sourtout mettre en valeur dans chaque système ce qui en demeure vivant, ce qui en doit durer, ce qui peut orienter toute pensée en travail.“ Aufser Descartes sind bis jetzt erschienen Socrates von Landormy, Plato von M. Renault und Spinoza von E. Chartier. In Vorbereitung befinden sich Hume von E. Halévy, Aristoteles von Chartier und Epikur von Renault. Weiterhin sollen dann Arbeiten über die Stoiker, Leibniz, Kant, Fichte und den Positivismus folgen.

Das kleine Büchlein über Descartes erfüllt seine Aufgabe vortrefflich. Die Darstellung ist klar und durchsichtig, sie setzt wenig voraus und fesselt durch angenehme äufsere Form. Das erste Kapitel (Le Collège de la Flèche) beschäftigt sich mit Descartes' Jugendzeit und mit dem damaligen Zustande der Schulwissenschaften, das zweite behandelt seine Reisen, den denkwürdigen Winter von 1619 und die Anfangsstadien seines philosophischen Systems, namentlich auch seine provisorische Moral. Die Überschriften der anderen Abschnitte lauten: Le Discours de la Méthode, Les Méditations métaphysiques, Les Principes de la Philosophie und Les Passions de l'Ame. Die Bibliographie am Ende des Bandes berücksichtigt alles Wesentliche.

Beiläufig erwähnt mag noch werden, dafs dieselbe Buchhandlung auch eine pädagogische Sammlung „Les Grands Éducateurs“ heraus-

gieht, von der his jetzt J.-J. Rousseau, Herhert Spencer und Pestalozzi, sämtlich aus der Feder Gabriel Compayré's, erschienen sind. In beiden Sammlungen heträgt der Preis jedes Bändchens 90 Centimes. Druck und Ausstattung sind bei dem hilligen Preise sehr gut.

P.

---

94) **Oskar Langer, Edmond Rostand,** Litterarische Skizze. Linz a. D., 1901, Selhstverlag des Verf. 65 S. 8.

Zunächst gieht der Verf. wohlverhürgte, weil zum Teil auf persönlichen Mitteilungen R.s heruhende Daten zum Lehen des Dichters und stellt das Gehurtsjahr desselhen richtig (1868, nicht 1864, wie Meyers Konv.-Lex. hesagt). Als Beitrag zur dichterischen Entwickelung R.s ist wertvoll die Mitteilung seines ersten poetischen Versuches, Les deux Pierrots, der von der Comédie Française zurückgewiesen wurde. In der Kühnheit der Bilder, der Seltenheit der Worte und Reime verraten die Verse schon den Dichter der Romanesques und des Cyrano. So z. B. (S. 7)

Quand l'heure est violette et rose, quand le soir
Sur les ors du couchant passe son *brunissoir.*
Vois! pendant qu'un côté du firmament *rutile,*
L'autre verdit, piqué d'un astre *vibratile* etc.

L. teilt ferner einige Bruchstücke des Gedichtes A mon vieux pion mit (aus den vergriffenen Musardises), allerdings ohne dem naheliegenden Gedanken Ansdruck zu gehen, die weingerötete Nase dieses alten, lieben idealistischen Professors, qui lui à Rostand mit de heaux rêves en tête, diese Nase, die ihm den Spitznamen Pif-Luisant eintrug, könne gewisse Beziehungen zu der Protuheranz Cyranos hahen. Leider fehlen bei L. allerdings gerade die auf die rote Nase des Professors hezüglichen Verse.

Ehensowenig macht der Verf. aufmerksam auf die Übereinstimmung dichterischer Auffassung im Cyrano und der Princesse Lointaine, wenn Bertrand sich den Lockungen Melissindes entreifst, als er hört, dafs man auf dem Schiffe seines sterbenden Freundes Joffroy das schwarze Segel gehifst hahe, und wenn dem Cyrano der Tod Christians auf immer den Mund verschliefst. Und solche Handlungsweise ist dann nicht „unwahrscheinlich", sondern der Ausflufs höchster idealer Gesinnung, die gerade dem Toten sich sittlich verpflichtet fühlt, und für ewig, weil das lösende Wort nicht mehr von seinen Lippen kommen kann.

Bei der Inhaltsangahe des Cyrano (S. 26) irrt sich L. wohl, wenn

er meint, Cyrano de Bergerac habe an dem Mute, mit dem Christian seine Nase verspottet, Wohlgefallen gefunden. Er braust doch oft genug auf und bezwingt sich erst durch die Erinnerung an das der Roxane gegebene Versprechen, den Neuling in seinen Schutz zu nehmen.

Am ausführlichsten läfst sich der Verf. über den Aiglon aus. Er gieht gewissenhaft alle Romane, Gedichte, Dramen an, die den Herzog von Reichstadt zum Gegenstand nehmen, und teilt die verschiedensten Beurteilungen mit, die R.s Drama gefunden hat.

Die zum Schlufs gelieferte Charakteristik R.s als Mensch und Dichter wird wohl im ganzen nicht auf Widerspruch stofsen, obwohl der Grundzug seiner Persönlichkeit, der im panache verkörperte Idealismus, nicht nach Gebühr betont ist. Die Berechnung der cäsurlosen Alexandriner scheint mir allerdings auf einer willkürlichen Auffassung des Begriffes Cäsur zu fufsen, die nach L.s Ansicht diesen Namen nur dann verdient, wenn der Einschnitt nach der sechsten Silbe erfolgt. Cäsurlos ist ihm also (S. 61) der Vers:

Sur son chemin | Prévenez-le. | Mais où le voir?

Dafs chaque (S. 62) substantivisch gebraucht wird, ist nicht als Verstofs gegen die heutige Sprachlehre, sondern als beabsichtigte Altertümlichkeit aufzufassen.

Die fleifsige Arbeit wird späteren Rostandforschern gute Dienste leisten, da die zahlreichen Quellen stets sorgfältig belegt sind.

Flensburg. **K. Engelke.**

---

95) **Friedrich Schlachter, Spottlieder in französischer Sprache,** besonders auf die Franzosen, aus dem Beginne des Siebenjährigen Krieges. (Diss.) Erlangen, Fr. Junge, 1901. 37 S. 8.

Der Verf. hat die Lieder nach den beiden ihm bekannten Drucken der Berliner Königlichen und der Erlanger Universitätsbibliothek herausgegeben, und man wird ihm für den Hinweis auf die kulturhistorisch beachtenswerten Lieder, die bisher kaum verwertet waren, dankbar sein. Sie behandeln zumeist die Schlachten bei Rofsbach und Leuthen, sind 1758 gedruckt und müssen 1758 oder schon 57 entstanden sein. Leider vermag der Verf. zur Entstehung sonst nichts beizubringen. Franzosen, Engländer, Soldaten des Reichsheeres, österreichische und preufsische Krieger kommen als Verfasser in Frage. Dafs letztere sich mit den Preufsen identifizieren, macht es noch nicht wahrscheinlich, dafs die Lieder bei den preufsischen Truppen entstanden sind. Vielleicht hätte ein eingehendes

Studium der Sprache und der dichterischen Ausdrucksweise, die mit den typischen Wendungen ähnlicher französischer Volkslieder hätte verglichen werden müssen, einigen Anhalt dafür ergeben, bei welchem Volke und in welcher Gesellschaftsklasse wir den oder — was mir wahrscheinlicher ist — die Dichter zu suchen haben. S. x finden sich einige Bemerkungen über die Metrik, die weder vollständig noch zutreffend sind. Die dichterischen Freiheiten der volkstümlichen Dichtung, die Bedeutung der Assonanz sind nicht beachtet. Nachdem wir S. xiv f. erfahren haben, nach welchen Grundsätzen die Lieder abgedruckt sind, beginnt der inhaltlich nicht uninteressante Text. Anmerkungen, die für das Verständnis ausreichen, bilden den Schlufs. Ein paar Stellen, die unklar geblieben sind, werden wohl kaum gedeutet werden können; übrigens haben Refrains in volkstümlichen Liedern (so in xxi) oft gar keinen Sinn.

Bernburg. **R. Kiessmann.**

---

96) **Martin Wohlrab, Ästhetische Erklärung von Shakespeares Coriolan.** Berlin-Dresden-Leipzig, L. Ehlermann, 1902. 96 S. 8. ℳ 2.—.

Seiner Hamlet-Erklärung (vgl. Nr. 1 dieses Jahrgangs S. 19 f.) läfst der Verf. im zweiten Band den Coriolan folgen. Er fafst das Drama auf als die Tragödie des ungebändigten Heldentums und sieht in Coriolan einen Charakter, dem es schwerer wird, ein Mensch zu sein als ein Held, und der den Tod eines Verräters erleidet, ohne letzteres zu sein, weil weder die Mutter noch das Leben ihn dazu erzogen haben, seine Kräfte in Selbstbeschränkung und Entsagung dem Dienste des Ganzen zu weihen. Die eingehend jede Szene analysierende Betrachtung enthält eine grofse Anzahl feiner Bemerkungen, leidet aber unter dem Bestreben, viel Einzelerklärung einzuflechten und ermüdet durch viel indirekte Rede. Auch führt das Verfahren des Verf., erst jede Szene, dann mehrere zusammengefafst, dann die Akte oder gröfsere Handlungskomplexe, endlich das Ganze unter dem von ihm aufgestellten einheitlichen Gesichtspunkte zu beleuchten, notwendig zu zahlreichen Wiederholungen. Eine gründliche Vergleichung des Stückes mit der Darstellung Plutarchs beschliefst das Buch.

Kolberg. **Gustav Wack.**

97) **Otto Weddigen, Lord Byrons Einflufs auf die europäischen Litteraturen der Neuzeit.** 2. Aufl. Wald-Rheinland und Leipzig, F. W. Vossen & Söhne, 1901. XIII u. 153 S. 8.

Nach einer kurzen Charakteristik Byrons und seiner skeptischen Weltanschauung stellt der Verf. den Einflufs des Dichters auf die germanischen, romanischen und slavischen Litteraturen dar. Das zuerst 1884 erschienene Buch Weddigens erlebt hier eine zweite Auflage, leider nur eine „durchgesehene", keine durch- und umgearbeitete, und so kann unser Urteil kein besonders günstiges sein. Was damals noch allenfalls durchging, erscheint jetzt als veraltet und zurückgeblieben. Einen gewissen bibliographischen Wert wollen wir der Arbeit nicht absprechen, auch ihren lebhaften Stil hervorheben, aber der Verf. bleibt in der Darstellung durchaus auf der Oberfläche der Betrachtung. Die Schriftsteller des Pessimismus, die unter dem Einflufs des englischen Dichters stehen, werden genannt, ihre hierhergehörenden Werke aufgezählt und mit einigen nicht tief gehenden Bemerkungen erledigt. So besteht das ganze Buch aus zahllosen kleinen Absätzen von nur wenigen Zeilen. Man gewinnt nicht den Eindruck, dafs die einschlägige Litteratur über die einzelnen erwähnten Dichter benutzt sei. Mehrfach werden längere Citate aus gröfseren Litteraturwerken abgedruckt, wodurch man sich ja die Sache erleichtert. Der Anhang über „Ferd. Freiligrath als Vermittler englischer und französischer Dichtung und seine Bedeutung für die Weltlitteratur" ist an sich unbedeutend und nach den Arbeiten K. Richters u. a. vollkommen überflüssig. Die nackte Aufzählung der von Freiligrath übersetzten Gedichte nimmt circa sieben Seiten Text in Anspruch — der Verf. scheint weder Anmerkungen noch Petitdruck, die man für dergleichen Zusammenstellungen verwertet, zu kennen; zu einer vergleichenden Charakteristik von Original und Übersetzung wird nicht einmal der Anfang gemacht. Die am Schlufs abgedruckten lobenden Kritiken der ersten Auflage des Buches laufen auf eine unangebrachte captatio benevolentiae des unkundigen Lesers hinaus.

T.

---

98) **A. E. H. Swaen, A Short History of English Literature.** Groningen, P. Noordhoff, 1900. II u. 60 S. 8. ℳ.—.80.

Der vorliegende Abrifs will den Schüler in knapper Form mit dem Wissenswertesten der englischen Litteratur bekannt machen. Der Verf.

hat es sich besonders angelegen sein lassen, „den Übergang eines Zeitabschnittes in den andern, das Entstehen und die Entwickelung einer bestimmten Schule deutlich im Auge zu behalten und dem jugendlichen Leser so knapp und klar als möglich mitzuteilen“.

Mit vollem Rechte will er einen Schriftsteller als „Erzeugnis seiner Zeit“ auffassen und legt daher ein besonderes Gewicht darauf, eine freilich nur übersichtliche Kenntnis dieser Zeit zu vermitteln, indem er von der richtigen Erwägung ausgeht, dafs ohne diese eine Aufzählung der Werke des Schriftstellers sowie eine ins einzelne gehende Darstellung seines Lebens zwecklos sind.

Der Leitfaden behandelt die englische Litteratur in acht Abschnitten: I. The Anglo-Saxon Period. II. From the Conquest to Chaucer's Death. III. From Chaucer's Death to the Age of Elizabeth. IV. Age of Elizabeth. V. From the Death of James I. to the Restoration. VI. From the Restoration to 1740. VII. From the appearance of Pamela to the Death of Scott. VIII. Modern Litteratnre. Voraus geht ein kurzer Überblick über die Geschichte der englischen Sprache. Zum Schlusse werden auch die Hauptvertreter der amerikanischen Litteratur und ihre bedeutendsten Werke kurz erwähnt.

Bei einer neuen Anflage, die wir dem trefflichen Werkchen recht bald wünschen, dürfte es sich vielleicht empfehlen, die älteste Zeit noch etwas summarischer zu behandeln, um dadurch für die neuere Zeit mehr Raum zu gewinnen. Es werden dann auch die Druckfehler: horrors are rife, dramatic charaterization (S. 27) und neighbourhoud (S. 29) zu verbessern sein.

Aachen. **Heinrich Schmitz.**

99) **G. Marina, Romanentum und Germanentum** in ihren ersten Berührungen miteinander. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der 4. Auflage aus dem Italienischen von **E. Müller-Köder.** Jena, H. Costenoble, 1900. 323 S. 8. *ℳ* 8.—.

Der Inhalt dieses Buches ist folgender: Den ersten Teil nimmt ein Abdruck der Germania des Tacitus ein, dem ein ausführlicher, vorwiegend sachlicher Kommentar beigefügt ist. Der zweite Teil behandelt „die Beziehungen zwischen der römischen und der germanischen Welt und die sich daraus ergebenden Wechselwirkungen. Der Zweck des Buches ist, die „Frage nach dem Einflusse des alten Germaniens auf die Weltkultur“,

der von einigen für höchst bedeutend gehalten, von anderen nur in sehr beschränktem Mafse zugegeben werde, zu beantworten. Zur gründlichen Lösung dieser Frage schien es dem Verf. erforderlich, das Auftreten und die fortschreitende Entwickelung der Germanen zu behandeln und die Beziehungen aufzudecken, die sie mit der grofsen römischen Welt verknüpften. Verf. hat sich dieser Aufgabe unter grofsen Mühen und mit jahrelangem Fleifse unterzogen. Er hat sich bestrebt, ein lesbares Werk von mäfsigem Umfange zu liefern, wie ein solches über das in Rede stehende Thema in Italien noch nicht existiert, und es mufs in der That für einen Italiener keine geringe Arbeit gewesen sein, sich durch die unübersehbare Fülle der deutschen Schriften über die vielfachen und mannigfaltigen Dinge, die in dem Buche zur Sprache kommen, hindurchzuarbeiten. Kein Mensch kann billigerweise erwarten, dafs ein Ausländer in all den zahlreichen und verschlungenen Fragen, die in einem solchen Buche zu besprechen sind, immer eine auf der Höhe der heutigen deutschen Wissenschaft stehende Entscheidung treffe, dafs er überall die neuesten und besten Quellen aufspüre. Marina hängt noch zu sehr an älteren, ehemals autoritativen, jetzt aber doch vielfach veralteten Quellen. Er bringt nicht selten Dinge vor, die nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse entschieden unrichtig sind, und ich möchte gleich einiges, was mir in dieser Beziehung aufgestofsen ist, anführen, damit es der Verf. in der nächsten Auflage ändern kann.

In der Erklärung der Germania folgt der Verf. Kap. 13 bei den Worten ceteris robustioribus u. s. w. immer noch der alten Deutung, obwohl er die bessere von Kettner kennt und erwähnt, in Kap. 5 wird das pecuniam probant veterem immer noch mit dem geringeren Gewichte der kaiserlichen Münzen begründet; das Richtige war aus meiner Anmerkung zu dieser Stelle zu ersehen, die dem Verf. unbekannt geblieben zu sein scheint, obwohl er meine Ausgabe kennt. In Kap. 40 liest er fälschlich Oxionas statt Etionas. — Die Heimat der Indogermanen soll nach S. 40 Baktrien sein, was heute niemand mehr annimmt. Tuisco — so liest M. fälschlich statt Tuisto — soll verwandt sein mit Teut Deut „deutlich" und verwandt mit dem alten Namen der Tuixones oder Tuistones, Tuitones, Tentones, wovon „Teutschen" d. h. zum Volke des Teut oder Deut gehörig und eine „deutliche" Sprache sprechend. Das *-co* oder *-to* des Namens soll Abkürzung von *cot* (oder *tot*) = Gott sein (S. 41). Das mutet uns allerdings an, als sei es zur Zeit Klopstocks geschrieben. Verf. möge

für eine spätere Auflage sich anmerken, daſs Tuis-to den „Zwitter" (= Doppelgeschlechtlichen, verwandt mit lat. *duo*) bezeichnet, daſs „deutsch" dagegen vom Substant. *deot* „Volk" herkommt; das Nähere kann er aus jedem Wörterbuch ersehen. Sodann hegt er noch die veraltete Idee, daſs es vor dem Gesamtnamen Germani schon eine gemeinsame Bezeichnung aller germanischen Völker gegeben habe, nämlich Teutones = Theodisci, die dann in Vergessenheit geraten und im 9. Jahrhundert wieder aufgenommen sei (S. 175. 251). Bei Germanen hält er S. 42 an der unmöglichen Deutung = Speermann fest, Alemann soll ebenda = „Kraftmann" und Markomann möglicherweise = „Markmann" also auch = „Kraftmann" sein. Richtigeres steht übrigens über die Alemannen S. 179. Die Gambrivier werden = Kimbren gesetzt, die Marsen = Marschlandbewohner (S. 43).

Besonders schwach steht es überhaupt mit der Ethnographie der deutschen Stämme. Nur einige Beispiele. Die Ingävonen teilten sich in die Familien der Gambrivier und Marsen (S. 43), zu den Ingävonen gehörten die Ostfalen, zu den Istävonen die Westfalen. Die Istävonen zerfallen in die zwei Familien der Suebi und Vandili. Man könnte alle Germanen in zwei groſse Familien scheiden: die „Phali" und die „Suebi", von denen die ersten die westliche, die zweiten die östliche Hälfte des Landes inne hatten (S. 44). Die Hermunduren sollen die heutigen Franken, Türinger und Sachsen umfassen — das genügt —, und der Name Herminonen die Völker Hermins d. i. Armins, heute Hermanns bedeuten (S. 44). An anderer Stelle sind die Cherusker wieder gleich den Sachsen (S. 119 und 179). Daſs die Goten nach S. 179 immer noch aus Skandinavien stammen, kann man dem Verf. weniger verübeln, da diese Ansicht auch in Deutschland noch Vertreter findet. Weniger begreiflich ist die Behauptung, die Ästier seien eine Völkerschaft „ural-germanischer Rasse" (S. 174), eine seltsame Rasse das! Oder liegt nur ein Druckfehler vor für „uralaltaisch"? Fast kindlich erscheint die Fixierung der Varusschlacht an Stelle des späteren Dorfes „Fallrum" welches „Fall Roms" bedeuten soll (S. 119). Über Walah und „wälsch" läſst sich Verf. S. 252 des längeren aus; daſs das Wort aber nichts ist als der Name des Keltenstammes der Volcae, unterläſst er zu sagen.

Sehr kühn ist auch die Ableitung des ital. fanfara von „Fahnen führen". Ein wunderbares Urteil fällt er endlich S. 291 über das Verhältnis des germ. zu dem roman. Element in Deutschland, England und Frank-

reich. Es heifst dort: „In England herrscht das germanische Element vor, in Deutschland ist es gewissermafsen ausgeglichen (nämlich mit dem romanischen). Aber die Engländer sowohl als die Deutschen entwickeln den germanischen Begriff der Individualität, die ersteren auf dem Felde des Handelns, die letzteren auf dem des Gedankens: der durch seine geographische Lage isolierte Engländer denkt hauptsächlich an sich selbst; der Deutsche hingegen beschäftigt sich mit dem Individuum an sich. In Frankreich sind die beiden Elemente ebenfalls ausgeglichen.“ Dafs der Deutsche sich mit dem Individuum an sich beschäftigt, soll wohl heifsen, der Deutsche ist für den Menschen überhaupt interessiert, der Mensch an sich ist ihm ein Gegenstand der Teilnahme. Dafs wir ferner nur auf dem Felde des Gedankens unsere Individualität entwickeln sollen, will uns nicht mehr recht einleuchten. Ich dächte, wir hätten unsere Individualität auch auf dem Felde des Handelns recht gründlich entwickelt, freilich „triefen wir nicht“ — wie Klopstock sagt — „vom Blute der anderen Welten“ und sind leider noch immer „allzu gerecht“. In England soll endlich das germanische Element vorherrschen, bei uns nur „ausgeglichen sein“. Dagegen müssen wir uns ebenfalls verwahren. Wir rühmen uns echtere Germanen zu sein, als die Engländer, die im Mittelalter in Sprache und Wesen einen starken und unverwischbaren romanischen Zusatz erhalten haben. Und sogar die Franzosen, bei denen beide Elemente auch „ausgeglichen“ sein sollen, wären dann ebenso gute Germanen wie wir!

Ich breche hier ab. Verf. mufs für eine Neuauflage vor allem Bremers „Ethnographie der germanischen Stämme“ aus der 2. Aufl. von Pauls Grundr. d. germ. Phil., oder wenigstens Muchs Stammeskunde der deutschen Völker studieren. Dann wird er vor vielen Irrtümern bewahrt bleiben.

Positiv zu lernen dürfte es für den Deutschen aus dem Buche kaum etwas Erhebliches geben und auch die ganze Auffassung des Verf. ist keine andere als die bei uns schon lange übliche. Seltsam mutet uns z. B. die lange Untersuchung an, ob die alten Germanen „Wilde“ gewesen seien oder nicht. Wir sind längst darüber im klaren. Wir wissen auch recht gut, was das Germanentum der alternden Welt gewesen und geworden ist, und bedürfen keiner Beweisführung über seine Bedeutung und seinen Wert. Dem Resultate des Verf., dafs die drei grofsen Faktoren der modernen Kultur Rom, die christliche Kirche und das Germanentum seien, stimmen wir stelbstverständlich vollkommen bei, freilich ist uns dieses Resultat nichts Neues. In Italien scheint das freilich anders zu sein. Die Italiener

scheinen unsere Vorfahren teilweise immer noch in einem recht getrübten Lichte zu sehen, und solchen verkehrten Anschauungen gegenüber ist Marinas Buch sicher eine heilsame und nützliche That, und wir dürfen uns freuen, dafs es bereits die 4. ital. Aufl. erlebt hat.

Aber auch der Deutsche wird das Buch trotz seiner Schwächen und Mängel mit Interesse und Wohlwollen lesen. Interessant sind zunächst die vielen Anführungen und Belege aus italien. und franz. ziemlich fern liegenden Schriftstellern, interessant ist ferner, dafs wir hier unsere ganze Vorgeschichte gleichsam unter italienischem Gesichtswinkel zu sehen bekommen. Am wohlthuendsten aber für den Deutschen ist die warme Liebe zu den Germanen und dem Germanentum, welche fast auf jeder Seite des Buches zu Tage tritt und bisweilen in helle Begeisterung übergeht.

Wenn also auch der deutsche Gelehrte aus dem schöngeschriebenen Buche des Italieners nicht eben viel Neues lernen wird, so sei dasselbe doch dem Kundigen, der es nicht als eine in Einzelheiten untrügliche Quelle gebrauchen wird, als eine anregende und erfreuliche Lektüre empfohlen.

Wernigerode **Friedrich Seiler.**

Vakanzen.

Barmen, Ernestinensch. (H. M. S.) Obl. Nat. Dir. Dr. Draeger.
Blankenese, R.S. Obl. Dir. Dr. Kirschten.
Bochum, G. Obl. Math. Bürgermeister.
Danzig, Victoria Sch. Obl. N. Spr. Magistrat.
Dortmund, O.R. Drei Obl.; 1) N. Spr. 2) Gesch. Geogr. Deutsch. 3) Chemie. Kuratorium.
Dortmund, G. Zwei Obl. 1) Math. und Nat. 2) N. Spr. Kuratorium.
Flensburg, O.R. Zwei Hilfsl. N. Spr. Dir. Dr. Flebbe.
Göttingen, R.S. Hilfsl. Magistrat.
Hanau, Stadtschulinspektor. Magistrat.
Harburg, R.G. und R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Kattowitz, O.R. Obl. Math.
Lennep, R.S. Obl. N. Spr. Kuratorium.
Lüdenscheid, R.G. Obl. N. Spr. Dir. Schulte-Tigges.
Neumünster, H. M. S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Oberstein-Idar, R.S. Zwei Obl. 1) Rel. und Deutsch. 2) N. Spr. Dir. Dr. Müller.
Schalke, G., Obl. Math. Kuratorium.
Schoeneberg, Hohenzollernsch. (G. und O.R.), zwei Obl. 1) Altphil. 2) Neuphil. Magistrat.
Steglitz, G. Obl. Math. und Nat. Bgmsr. Buhrow.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 17. Mai. Nr. 10, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Über den numerus bei Cicero.

Von **J. May** (Durlach).

Dem Studium der Reden Ciceros ist durch die Erkenntnis der Bedeutung des numerus eine neue Aufgabe erwachsen, die auf Erklärung und Kritik nicht ohne Einfluſs bleiben kann. Zwar schenkte man dieser Frage auch schon bisher Aufmerksamkeit, aber weder in einer durch wissenschaftliche Forschung, noch durch praktische Erprobung genügend begründeten Weise. Es sollen hier die verschiedenen seither gemachten Versuche nicht aufgeführt, noch kritisiert werden; wenn man aber dabei weder von Ciceros Lehre, die er im orator, wenn auch nicht bestimmt genug, selbst gegeben, noch von zusammenhängender Analyse seiner Reden ausgeht, so bleibt der Boden, auf dem derartige Erörterungen fuſsen, stets schwankend. Das ganze Wesen des numerus und seine vielgestaltige Anwendung zu erörtern, ist nicht Zweck dieser Zeilen, aber das mag gesagt werden, daſs die jetzt so viel behandelte Klausel nur ein Teil dessen ist, was man numerosum nennt. Der numerus liegt vielmehr im ganzen Satzgefüge, und ohne harmonisches Gefüge, das selbst wieder natürlich auf sorgfältiger Wahl und Stellung der Worte beruht, giebt es auch keinen harmonischen Schluſs. Der numerus ist also

bedingt durch eine passende, sorgfältig gewählte und vollkommene compositio verborum [1]). Die Klausel ist dabei allerdings auch wesentlich, und eine Rede, die nicht durch passende numeri schliefst, gleicht einem ungeschulten Athleten, der seine Bewegungen nicht beherrscht und ihnen nicht den rechten Nachdruck zu geben versteht [2]); weit entfernt, dafs die Rede durch zweckentsprechende compositio verborum entnervt würde, erhält sie vielmehr erst gerade dadurch Kraft und Schwung [3]). Passende compositio verborum und ein ebensolcher Schlufs hängen also aufs innigste zusammen. Es ist jedoch ein Irrtum, zu meinen, dafs der Schlufs in gewisse metrische Schemata gezwängt werden kann. Der Schlufs ist ebenso mannigfaltig, als die Stellung der Worte an sich sein kann. Er bietet sich teils von selbst, hängt also von der jedesmaligen compositio ab, teils liegt er in gewissen Wortgattungen, durch welche Konzinnität bewirkt wird. Der konzinne Schlufs entsteht durch gleiche Endungen, durch paarweise Beziehung oder durch Antithesen [4]). Allerdings werden gewisse Formen des Schlusses mit Vorliebe angewendet z. B. der dichoreus; aber metrisch im engeren Sinne braucht er durchaus nicht zu sein und kann doch unter den Begriff des numerus fallen. Es ist manchmal ein Komma oder Kolon metrisch, ja korrespondierende Kommata oder Kola können dies sein, aber nicht ganz, sondern nur teilweise. Cicero meidet dies, weil er es für fehlerhaft hält, getreu dem Aristotelischen Satze (§ 172): is igitur versum in oratione vetat esse, numerum iubet.

Es ist nun zwar ganz richtig, dafs die Füfse der prosaischen Rede keine anderen sind, als die der Poesie, aber sie folgen keinem bestimmten einheitlichen System, sondern müssen in der Rede gleichsam gemischt und untereinander gebraucht werden [5]); einerlei Füfse sollen vermieden und

1) Or. § 149: Collocabuntur igitur verba, ut aut iter se quam aptissume cohaereant extrema cum primis eaque sint quam suavissumis vocibus; aut ut forma ipsa concinnitasque verborum conficiat orbem suum; aut ut comprehentio (Periode) numerose et apte cadat.

2) § 229: talis horum mihi videtur oratio, qui non claudunt numeris sententias.

3) Ebenda: tantumque abest ut enervetur oratio compositione verborum, ut aliter in ea nec impetus ullus nec vis esse possit.

4) § 164: Sed finiuntur aut compositione ipsa et quasi sua sponte aut quodam genere verborum, in quibus ipsis concinnitas in est: quae sive casus habent in exitu similes, sive paribus paria redduntur, sive opponuntur contraria, suapte natura numerosa sunt, etiamsi nihil est factum de industria.

5) § 195: ego autem sentio omnes in oratione esse quasi permixtos et confusos pedes.

dürfen namentlich nicht in der Fortsetzung gebraucht werden [1]. Der Numerus ist also nicht nur nicht poetisch verbunden, sondern davon entfernt, und ganz unähnlich, obgleich die numeri die gleichen sind [2]. Darin trifft Cicero ganz mit Demosthenes zusammen, auf den er im Orator mehrmals hinweist [3]. Festzuhalten ist freilich, dafs der Numerus nicht allein im metrisch-rhythmischen Moment liegt, das, wie schon gesagt, durch kunstvolle compositio verborum bedingt ist, die aber nicht unnatürlich und gekünstelt sein darf, sondern dafs es auch, abgesehen von den Tropen und Figuren, noch manchen anderen Schmuck der Rede gibt, worin sich ganz besonders Demosthenes auszeichnet, der deswegen für den ausgezeichnetsten Redner gilt, weil er solche sententiarum lumina besonders häufig und wirksam anwendet. Es gibt nämlich bei Demosthenes fast keine Stelle ohne eine besondere kunstvolle Gestaltung der Rede [4]. Eben in dieser aufserordentlich mannigfaltigen conformatio sententiae liegt die Schwierigkeit für uns, auch bei Cicero. Es ist darum der Ciceroerklärung noch ein weites Feld geöffnet.

Einen Punkt könnte man für minderwertig halten. Cicero sagt Or. § 147, dafs die anderen Attribute des numerus ein würdigerer Gegenstand seien als der, von dem er jetzt sprechen müsse: De verbis enim componendis et de syllabis propemodum dinumerandis et dimetiendis loquemur; quae etiamsi sunt, sicuti mihi videntur, necessaria, tamen fiunt magnificentius quam docentur. Es sei rühmlicher dies anszuüben als zu lehren, aber es sei die Grundlage; wie aber bei Bäumen das hohe Ganze ergötze, nicht ebenso die Wurzeln und Zweige, so sei es auch bei dem numerus: das Ganze könne nicht bestehen ohne diese Wurzeln und Zweige [5]. In der Tat kann an vielen Stellen sowohl bei Cicero als bei Demosthenes und den attischen Rednern überhaupt nachgewiesen werden, dafs die Silbenmessung eine grofse Rolle spielt. Es ist auch ganz natürlich, dafs der Redner da, wo er kurze, prägnante Sätze (Kommata)

1) § 194: itaque ut versum fugimus in oratione, sic hi sunt evitandi continuati pedes.

2) § 227: numerus autem est non modo non poetice iunctus, verum etiam fugiens illum eique omnium dissimillumus.

3) § 234: cuius non tam vibrarent fulmina illa, nisi numeris contorta ferrentur.

4) § 136: Et vero nullus fere ab eo locus sine quadam conformatione sententiae dicitur.

5) Auch Ephorus betont die Notwendigkeit der Silbenmessung Or. § 194: Syllabis enim metiendos pedes, non intervallis existumat.

oder längere (Kola) einander gegenüber stellt, Gleichheit der Form erstrebt, womit nicht selten metrische Gleichheit verbunden ist [1]).

Aus der Rosciana mögen einige Beispiele rhythmisch-metrischer Responsion angeführt werden:

§ 95: ut in iudicio | versarere
et sederes cum | accusatore
– – – – ∼
– – – – ∼

Rhythmisch und metrisch gleicher Schlufs einer Periode (je 10 Silben). Hierzu pafst die eben zitierte Stelle aus § 38; ferner § 84: paria paribus relata et similiter conclusa eodemque pacto cadentia.

§ 118: Par est avaritia, similis improbitas,
eadem impudentia, gemina audacia.

Erstes Paar: – – ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ / ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ∼ } je 7 S.

Zweites Paar: ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ ∼ / ⏑ ⏑ – – ⏑ ∼ mit Elision, die hier jedenfalls anzunehmen ist, 7 und 6 S., ohne diese 8 und 7 S. bei dem ersten Paar metrische Responsion am Schlufs (paeon primus). Das zweite Paar schliefst mit je einen Creticus. Ferner par-similis; eadem — gemina (vgl. hierzu die Stellen bei Landgraf).

§ 122: non in omnes arbitror
omnia convenire
– ⏑ – – – ⏑ – / – ⏑ ⏑ – ⏑ – ∼ } je 7 S.

Ferner findet sich manchmal antistrophische Gleichheit an Stellen, die sich auch inhaltlich berühren:

§ 123: eum cupere verum inveniri;
de maleficio suo confiteri.
⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ∼
– ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ – ⏑

Es entsprechen sich hier die Kürzen antistrophisch an der gleichen Stelle; auch similiter conclusa Or. § 84. Wer eine Untersuchung anstellen lassen will, der wünscht, dafs die Wahrheit gefunden werde, wer sich dessen weigert, der legt über sein Verbrechen ein Geständnis ab.

Diese antistrophische Responsion geht hie und da, aber selten, soweit, dafs sie wie bei den griechischen Dichtern durch Gleichklang verstärkt wird.

1) § 38: aperte ac palam elaboratur, ut verba verbis quasi dimensa et paria respondeant, ut crebro conferantur pugnantia comparenturque contraria et ut pariter extrema terminentur eundemque referant in cadendo sonum.

§ 108: (cum) Chrysogono communiter possidet;
Chrysogonum re cognita concessisse.
–⏑⏑–––⏑––⏑∾
–⏑⏑–––⏑––––∾

Die Responsion erstreckt sich hier weiter als blofs auf den Eigennamen; der erste Satz endigt kretisch, der zweite, der die eigentliche Klausel enthält, dichoreisch. Cicero hat diesmal reines Metrum angewendet, geht also über seine eigene Regel hinaus. Ferner steht der Eigenname antistrophisch an der gleichen Stelle. Inhalt: T. Roscius hat alles gemeinsam mit Chrysogonus in Besitz; Chrysogonus hat den Rosciern die Beute zugestanden.

Ebenso § 89: patronorum in grege adnumerer, 9 S.
accusatorum sat honum fecit, 10 S.
⏑–––⏑–⏑⏑∾
––––––⏑––∾

Teilt man so ab mit Annahme der Synizesen, so wird die Responsion genauer, die der Redner wohl heabsichtigt hat. Diese ist auch inhaltlich begründet: ich dürfte zum grofsen Haufen der Sachwalter gerechnet werden, dich machten die Proskriptionen zu einem ziemlich guten Ankläger. Die Sache hleibt dieselhe, oh man accusatorum oder accusatorem liest. satis würde die Responsion stören, und offenbar nur deswegen ist sat gesagt.

§ 99: Mit der auffallenden Wiederholung des Namens Capito verbindet der Redner rhythmische Form, wodurch der Nachdruck noch erhöht wird. Dazu kommt der Gleichklang der Endworte pervigilet, lahoret, nuntiet (Or. § 135: aut cum similter vel cadunt verha vel desinunt):

ut Capitoni quam p r i m u m nuntiet;
quod Capitonem p r i m u m scire voluit;
Capitonem in his honis esse socium.
–⏑⏑––––––⏑∾
–⏑⏑–––––⏑⏑⏑∾
⏑⏑–––⏑––⏑⏑⏑∾

Es ist klar, dafs die zwei ersten Sätze, wie inhaltlich, so formell mehr zusammenhängen, als der dritte mit diesen, aher eine formelle Verhindung ist doch vorhanden. Den Ausgang kann man bei allen dreien als kretisch hezeichnen.

Cicero spricht Or. § 221 ff. von dem, was die Griechen κόμμα (incisum) und κῶλον (membrum) nennen und meint, diese machten hei einer Rede über wirkliche Gegenstände den wichtigsten Teil aus. Als Beispiel führt er aus seiner Rede pro Scauro 45 folgendes an:

Domus tibi deerat? At habebas.
Pecunia superabat? At egebas.

Dies 4 incise dicta. Hierauf 2 membra:

incurristi amens in columnas, in alienos insanus insanisti.

Diese schliefsen mit einem Dispondeus. Bei solchen Sätzen, die man wie kleine Dolche handhaben müsse, erlaube schon die Kürze in Ansehung der Füfse mehr Freiheit. Oft brauche man diese einzeln, gewöhnlich paarweise, nicht leicht mehr als drei. Eine so nach Einschnitten und Gliedern gebildete Rede thue bei wirklichen Geschäftsreden am meisten Wirkung, besonders da, wo man beschuldigt oder widerlegt.

§ 138: Vellem quidem liceret; hoc dixissem.
Dicas licet. Hoc fecissem. Facias licet;
nemo probibet. Hoc decrevissem. Decerne,
– ◡ – ∾
modo recte, omnes adprobabunt (Klausel).
Hoc iudicassem.
– ◡ – ∾
Laudabunt omnes, si recte et ordine iudicaris (Klausel).

Vgl. auch § 54 von Exheredare — Nemini.

Manchmal ist der numerus ein Kriterium des Textes. J. Wolff (de clausulis Ciceronianis) widmet diesem Punkt ein eigenes Kapitel, berücksichtigt aber dabei nur die Klausel. Es ist jedoch auch hier notwendig, eine Stelle als Ganzes zu betrachten, weil dabei verschiedene Modalitäten der Responsion obwalten können, also z. B. ein Wort in der Klausel mit einem anderen im Satzganzen korrespondieren kann. Nur auf Grund des Rhythmus zu ändern ist deshalb sehr unsicher, wenn nicht auch der Inhalt dazu Anlafs giebt. Jedenfalls ist gröfste Vorsicht nötig. In den folgenden Stellen aber erregt ebensosehr der Inhalt Anstofs als die Rücksicht auf den Rhythmus.

§ 10: aut propter perfidiam abicere 11 S.
aut propter infirmitatem [animi] deponere. 12 S.

animi passt hier nicht. Es schwächt die nachdrückliche, gleichmäfsige Beziehung der Begriffe und verdirbt den Rhythmus (Or. § 84 paria paribus relata und öfter). Dafs infirmitatem sich auf den Mut bezieht, kann keinem Zweifel unterliegen und gebt schon aus dem vorhergehenden animo non deficiam hervor. Also wird animi zu streichen sein, das jemand, weil er infirmitatem erklären wollte, eingeschoben hat.

Noch auffallender ist eine andere Stelle § 53. Hier bedarf es keines

langen Beweises, dafs ex animo nach eiceret falsch ist. Im Bezug auf den numerus trifft hier der Satz Or. § 135 zu: aut cum similiter vel cadunt verba vel desinunt: vinceret, liceret, oblivisceretur. Ferner entsprechen sich die beiden letzten Sätze dem Sinn und der Silbenzahl nach: je 16 S. ex animo ist nicht nur schleppend, sondern mindert die Prägnanz des Gedankens und Ausdruckes.

– – – ⏑ – ∾

§ 11: Hièr gehe ich aus 1) von einer Stelle bei Cornificius, 2) von den Handschriften, 3) von dem numerus.

Es ist anerkannt, „dafs eine Ähnlichkeit in der sprachlichen Darstellung und besonders in der Auswahl des Wort- und Phrasenschatzes zwischen den Reden (pro S. Roscio und pro Quinctio) und der Schrift de inventione besteht, und dafs diese Ähnlichkeit zurückzuführen ist auf den den drei Schriften gemeinsamen Einflufs der Rhetorica des Cornificius“ [1]). Hier (Rhet. 4, 12) steht: quod huic maleficio dignum supplicium potest inveniri? Ferner lesen Par. 1. 4. 7: dimissm. Das letzte m kann eine Abkürzung für -imam sein, also dimissimam, dignissimam. Drittens steht der Satz omnes — futuram in Beziehung auf den numerus mit cum interea caedes indignissimae — factae sunt in Verbindung: Die unwürdigsten Mordthaten sind begangen worden, und alle hoffen, dafs diese Untersuchung eine der Missethaten würdige Sühne finden werde. Also den caedes indignissimae — factae sunt steht gegenüber quaestionem — dignissimam sperant futuram:

cum interea — factae sunt
cotidianoque — futuram.
– ⏑ ⏑ – – – – – – ⏑ – – ⏑ – ⏑ – – ∾
⏑ – ⏑ – – ⏑ – ⏑ ⏑ – – ⏑ – – – ⏑ – ∾ je 18 S.

Ob Madwig und Halm auf dem gleichen Weg zu demselben Vorschlag gelangten, entzieht sich meiner Kenntnis.

In sachlicher und rhythmischer Beziehung erregt in § 30 Anstofs der Ausdruck bona adempta, possessa, direpta. Erstens ist sehr auffallend, dafs nach der Weg- und Besitznahme der Güter auch noch von Plünderung geredet wird. Das entspricht schon gar nicht der Reihenfolge des Vorganges. Zweitens kommt, so oft auch in der Rede von den Gütern des S. Roscius gesprochen wird, der Ausdruck direpta nie vor. § 32 z. B., wo der Hergang noch einmal zusammengefafst ist, heifst es gegenüber dem Schicksal des Vaters: me domo expulsitis, patrimonium meum possi-

1) **Landgraf**, Gröfsere Ausg. der Rosciana, Einl.

detis. Quid vultis amplius? So könnte man auch hier fragen: adempta, possessa. Was wollt ihr mehr? Wenn in adempta nicht schon eripere läge, könnte man erepta vermuten. Aber direpta hat nach adempta, possessa keinen Sinn. An der asyndetischen Zusammenstellung der zwei Begriffe wird man sich nicht stofsen dürfen. Ferner scheint folgendes rhythmische Mafs obzuwalten:

Pater occisus nefarie,
domns obsessa ab inimicis, } incisa dictio.
bona adempta, possessa,
filii vita infesta,

◡◡–––◡–◡∾ } 9, 10, 8, 8 S.
◡◡––◡◡◡–∾
◡◡–◡––∾ } mit Elision 9, 9, 7, 7 S.
–◡––––∾

–◡–∾

Dann membrum: saepe ferro atque insidiis adpetita (Dichoreus).

Ebenso scheint § 31 ein Wort zu viel, nämlich andacter. Gerade die andacia weist Cicero von sich, was aus der ganzen Rede hervorgeht. Höchstens vindiziert er sich der Einleitung zufolge etwas Freimut: si quid liberius dixero. Den Gegnern aber schreibt er andacia zu. So verlangt er § 12 ut quam fortissime hominibus audacissimis resistatis u. a. Ferner wird dnrch audacter die wahrscheinlich beabsichtigte Alliteration libenter libereque gestört. Drittens pafst andacter nicht in folgendes Silbenmafs:

omnia non modo dicere, 8 S.
verum etiam libenter, 8 S.
libereque dicere; 7 S.

Dafs die Stelle als πάρισον gedacht ist, sieht man an der Wiederholnng von dicere; eine Silbe mehr oder weniger aber ist irrelevant, wie Martianus Capella 40 (Halm, Rhet. Lat. min. p. 480) erklärt:

πάρισον prope aequatnm; hic uno vel altero
addito in qnovis loco cetera excurrunt.

§ 147 scheint eine Antithese (scis hunc ... et tamen) mit chiastischer Stellnng vorzuliegen, wobei dann freilich nihil audere überflüssig wird. Es entspricht nämlich nihil habere dem nec quicqnam iam habere habere reliqui vides; nihil posse dem neque odisse: weil er nichts vermag, braucht man ihn auch nicht zu hassen. Nihil unquam contra rem tnam cogitasse dem neqne matuere potes: weil er gegen dein Interesse nichts erdacht, ist anch keine Furcht notwendig. Dagegen fehlt die Re-

sponsion zu nihil andere. Cicero ist in Antithesen sehr genau. Aber auch inhaltlich erregt nihil audere Bedenken, denn was nihil audere ausdrückt, ist mit nihil unquam etc. viel besser gesagt. Auch Eussner und Landgraf möchten nihil audere beseitigen.

100) **R. J. Cholmeley, The Idylls of Theocritus** edited by **Ch.** London, George Bell & Sons, 1901. VI u. 391 S. 8. geb.

Die Ausgabe zerfällt in eine über Theokrits Leben und Werke orientierende Einleitung (S. 1—60), den Text, dem — meist im Falle der Abweichung von der hsl. Lesart — eine knappe adnotatio in lateinischer Sprache beigegeben ist, und (S. 187—378) den in sachlicher und sprachlicher Hinsicht eingehenden Kommentar, der an griechischen, lateinischen und englischen Parallelen bisweilen überreich scheint. Der Zusammenfassung der sprachlichen Bemerkungen dient der kurze Index am Schlusse.

Für alle diese Teile hat Ch. die reiche Litteratur der letzten Zeit sorgfältig verwertet, aber weder vollständig noch übersichtlich angeführt. Beispielsweise wird in dem Abschnitt über die Echtheit der Gedichte — Ch. verwirft 19, 20, 21, 23 und 27 — bei Erklärung des Verses *μοῖσαν δ' ὀθνείην οὔτιν' ἐφειλκυσάμην* („ich nahm keine fremden Gedichte in die Ausgabe auf") S 51 Bethes Auffassung (Ind. lectionum, Rostock 1876: ich pflegte keine ausländische Dichtgattung) nicht erwähnt, S. 56 als allgemeine Annahme hingestellt, daſs das 25. Gedicht und die Megara von demselben Verfasser herrühren, und somit C. Prinz, Quaest. de Th. carmine XXV et Moschi carm. IV. Dissert. Vindob. V, 65 ff. nicht berücksichtigt (Ch. ist geneigt, beide Gedichte dem Th. zuzuschreiben). Ich schlieſse gleich an, daſs Ch. 8 und 9 für theokriteisch hält und S. 249 die Argumentation von Wilamowitz (Gött. gel. Nachr. 1894, 182, A. 1) mit der Frage abthun zu können glaubt: 'Could dogmatism and pedantry go further?' Aus der Einleitung ist noch hervorzuheben, daſs Th. nach Ch. 310/8 in Sicilien geboren sein und sich 290—283, dann wieder von 270 an in Kos aufgehalten haben soll (Abfassung von 1, 3, 6, 7, 11, 13, bzw. 14, 2, 12, 28, 29, 30, 26), 283—175 in Sicilien (4, 5, 9, 10, 16), 274—270 in Alexandria (17, 15); auf die Bedenken, die namentlich eine so frühe Ansetzung der Thalysien hervorrufen muſs, kann hier nicht eingegangen werden, vgl. Wilamowitz (a. a. O.), Helm (Jahrb. CLV 389 ff.) und Knaack (Pauly-Wissowas Realencykl. III 1007).

Um den Text macht sich Ch. dadurch verdient, daſs er an einer

Anzahl von Stellen die allgemein aufgegebene hsl. Lesart mit Erfolg verteidigt; ich hebe hervor die Beibehaltung der imperativischen Infinitive X 48—50, ferner II 33 *τὸν ἐν Ἅιδα ... ἀδάμαντα*, wo außer Propert V 11, 4, Verg. Aen. VI 552, Ovid Met. IV 453 beigebracht wird Luc. *Νεκυομαντ.* 6 *ἐπῳδαῖς τε καὶ τελεταῖς τισι ἀνοίγειν τοῦ Ἅιδου τὰς πύλας*. Dagegen kann ich nicht finden, daſs I 106 mit der Änderung *τηνεῖ δρύες, ἔνθα κύπειροι* gehalten werden kann. Überhanpt siud Ch.s eigene Vermutungen selten beachtenswert; vgl. I 51 *ἀκράστιστον*, II 146 *τὰς ἀλαᾶς αὐλητρίδος*, III 30 *ἀπαλῷ ποτὶ πάχεος*, VI 22 *τὸν ἐμὸν ἕνα τὸν γλυκύν*, VIII 81 *νύμφαν γαμεθείς*, X 53 *τὸν προπιεῖν ἐγχεῦντα*, XI 60 (*αὐτίκα* oder *αὐτόθι*) *νεῖν μέγα σοῦμαι* (im Texte *νεῖν κε μάθοιμι* als Notbehelf, XII 16 *ὃ κἀντεφίλησ'*, 37 *ἐτήτυμω*, XIII 24 *αἰετὸς ἐς*, XV 1 *ἀλλὰ τὺ ταῦτα*, XV 7 *ἑκαστάτω δόσαν*, 119 *μαλακῷ βρίθοντι ἀνήθῳ*, XVI 38 *ἔνδιοι ἔσχον*, XVII 2 *αὐδῶμεν ἀοιδαῖς*, XVIII 5 *κατεδέξατο*, XX 39 *καὶ ἀδέα παιδὶ κάθευδε*, XXI 13 *εἱμά τ' ἐπί σφι*, 15 *οὐδεὶς οὐ σισύραν εἶχ', οὐ λίνα*, 37 *λέγε μοί ποτε νυκτὸς | ὄψιν, ἐπεί τά τις οἶδε λέγει μανύεν ἑταίρῳ*, 40 *οὐ μὰν ἦν*, 58 *πίστευσα καλεῖν τὸν ἐπήρατον ἰχθύν*, 65 (nach 66 gestellt) *εἰ γάρ πᾳ κνώσσων ἔτ' ἐτώσια ταῦτα ματεύσεις*, XXII 8 *οὐρανὸν ἐξανύοντα*, 66 *ὄμματα γ' ὀρθός* (mit Zuweisung der Worte an Amykos), XXIII 12 *εἶχε γὰρ ὄγκον*, XXIV 39 *ἅτε ῥ' ἠριγενείας*, 125 *ὦμον ἔχοντα*, XXV 72 *ἀχρεῖον κλάζοντε περίσσαινον ἑτέρωθεν*, 158 *χλωρὰ θέουσα*, 216 *οὐδέ πῃ ἴχνια τοῖο*, XXVII 8a *ἦν δέ τι γηράσκω*, 22 *νόμον δ' ἐμὸν οὔτις ἀείδει*, XXX 3 *μᾶκος μὲν μετρίω γ' ἀλλ' ὁπόσσον τῷ πέδα περρέχε*, 12 *ταῦτα ποίης*, 32 *ᾇ κε θέλῃ φόρῃ*, Ep. 4, 4 *σακός οἱ ἱερός* Megara 67, *ἀριθμήσειεν ⟨ἅπερ θεὸς ἄμμιν ἔθηκεν | ἄλγεα· τὰ δέ κεν εἴποι⟩* und betreffs der bereits Classical Review 1896, 299 veröffentlichten Konjektnren Sitzler in Bursians Jahresber. CIV 149.

Versehen hahe ich auſser dem in der Einleitnng häufigeu Conat (für Couat; vgl. 7 A. 1 Kniper) bemerkt S. 20 A. 2 Dityrus, IV 58, wo *ἦ ῥ' ἔτι μύλλει* hsl. Lesart ist (woher *ἦ ῥα διώκει* stammt, finde ich nicht), V 24, wo die in der adnotatio angedeutete Interpunktion nach *ἀμνός* fehlt, XVII 85 *ἀλήνωρ*, XXI 58, wohin der Schlnſs der adnotatio zu Z. 60 geraten ist; 67 wo die adnotatio *καὶ τοῖς* im Texte verlangt; auch XXII 134 fehlt in der adnotatio die hsl. Lesart wohl irrtümlich, und XXIII 8 scheint die ohen erwähnte Konjektur die Schreibung *βλέπον* (statt *βλέπος*) voranszusetzen.

Wien. **Wilh. Weinberger.**

101) **Hermann Diels, Herakleitos von Ephesos, griechisch und deutsch.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1901. XII u. 56 S. 8. ℳ 2. 40.

Dies treffliche und anspruchslose Buch will weder Bywater noch Zeller verdrängen, sondern nur „das Wesentliche herausheben, um die erste Bekanntschaft zu vermitteln". Eine kurze Einleitung belehrt über Stil, Zeit und Nachwirkung der Schrift, über Grundgedanken und Stellung Heraklits und nebenbei über die Münze der Titelvignette. Dann folgen die Fragmente, links der Text, die echten Worte von jüngeren Wendungen durch den Druck unterschieden, rechts die Übersetzung, unten kürzeste Winke zur Textgestaltung und Erklärung. Als Anhang erscheinen der Bios des Diogenes und 22 Zeugnisse, die „Imitation" des angeblichen Hippokrates (π. δ. I, 5—7; 10—24), ein Wortregister und ein Zählungskonspekt.

Die Einleitung ist meist einwandfrei. Nur was über das „Aphoristische des Stils" gesagt ist, scheint auf der Gegnerschaft gegen meine Rekonstruktionen zu beruhen, ist also sub iudice. Bei der Zeitbestimmung scheint Dörings lächerliches Mifsverständnis meiner Ausführungen zur Hermodorosstelle nachzuwirken. Der Text giebt die Fragmente grundsätzlich nur in einer Fassung, welche sehr oft die allein berechtigte ist. Die Übersetzung bewährt sich wieder einmal als die beste Art der Erklärung und tilgt im Vorübergehen viele alte Fehler. (Vgl. z. B. fr. 115.) Hervorgehoben sei die Wiedergabe des 36. Fragmentes, übereinstimmend mit meiner letzten Erklärung s Altes u. Neues zur H. Logoslehre. Bayr. Blätter f. G. Sch. W. 1897, S. 385 f. Die Anmerkungen sind das Ideal jener Beschränkung, in der sich der Meister zeigt. Verwerflich ist die Neuzählung, wenn Bywater nicht entbehrlich werden sollte. Sie beliebte, damit keine „Anregung gegeben werde zu den Hazardspielen", d. h. zu meinen Herstellungen des alten Zusammenhanges, welche ein kurzes Mifstrauensvotum ablehnt. Ihre Prüfung kann ich nicht erzwingen: ἀπιστίῃ γὰρ διαφυγγάνει! Speziell sollte verhütet werden, dafs Bywaters fr. 1 vor 2 zu stehen komme und so durch den Augenschein wirke.

Glücklich wer anderen Studien zueilend durch diese Schrift sich orientieren darf! Sie hat aber nicht blofs didaktische, sondern auch wissenschaftliche Bedeutung. Am höchsten schätze ich drei Beiträge zum System: die Übersetzung von fr. 18 und die Anmerkung, dafs der Satz für Heraklits Verständnis fundamental ist, die Herstellung von fr. 19 ὁτέῃ ἐκυ-

βέρνησε und die Note zu ff. 102. 101, dafs hier hellenischer Volksglaube für die eigene Eschatologie benützt werde; und kann die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs vieles anders würde, wenn an diesen Stellen ganz ausnahmsweise zitiert würde. Hervorstechen ferner die Erklärungen zu ff. 4a und 123, obschon ich zweifle, ob nicht doch wegen Hippolyt *θεός* eingesetzt werden mufs. Dagegen sind bei fr. 58 Text, Übersetzung und Paraphrase, dafs die Gutthaten der Ärzte die Krankheiten nur quitt machen, gleich unverständlich; noch immer scheint mir zweifellos, dafs hinter *νόσους* ein Partizip ausgefallen ist. Aber was ist zweifellos? Noch immer halte ich „Seelennasen" für handgreiflichen Unsinn, halte ich für unmöglich, die Prädikate des ewigen *λόγος* in fr. 2 auf dem *λόγος* Heraklits zu beziehen, der sich das ausdrücklich verbeten hat, scheint mir fr. 31 ohne *οὐκ* einfach lächerlich. Aber nur Heraklit durfte zürnen *ἀξύνετοι γίνονται* u. s. w.

Von Konjekturen erwähne ich fr. 55 ⟨*θεοῦ*⟩ *πληγῇ*, in den Sitz.-Berichten der Kgl. Pr. Akademie 1901, IX, 188 f. begründet, doch nicht absolut zwingend; fr. 1 *ἓν πάντα εἶναι*, unnötig: es handle sich nicht um die Allwissenheit, sondern um die Einheit der Gottheit; warum aber nicht um die Einheitlichkeit des Weltplans und das Wissen von ihm? fr. 72 *τέρψιν ἢ* (statt *μὴ*) *θάνατον*, zerstört die Schärfe des Gedankens, da es den versöhnenden höheren Standpunkt verschleppt in die Thorheit, den ungewufsten Selbstmord des Genufsmenschen; fr. 128 D [*οὐκ*] *ἀπαιτοῖεν*, bestechend, jedoch gegen die Überlieferung in den Apollonius-Akten.

Wichtiger sind die Bereicherungen der Sammlung seit Bywater. Neu aufgenommen wurden: 4a, unzweifelhaft echt nach Ton und leerem Wortspiel, verlangt eine Revision meiner These über das Naturwissenschaftliche bei Heraklit und eine Neuprüfung des 30 fr.; 115, kaum anfechtbar, rückt aber gewisse physiologische Ausführungen in *π. διαιτ.* 6 in bedenkliche Nähe; 48 B zweite Hälfte, mit Recht. Wieder eingesetzt wurde 56, dessen Athetese durch Bywater ich schon vor Jahren gerügt habe. So gut wie neu sind 10 und 26 (59 und 77 Byw.). 26 erscheint wieder in seiner alten Form, die ich vordem mit dem spottenden Bywater verworfen hatte. Jetzt aber wissen wir, dafs nicht blofs der Diätetiker, sondern Heraklit selbst so abscheuliche Sätze geschrieben hat. Und das wissen wir, seit Diels in den genannten Sitzungsberichten das 10 fr. hergestellt und mich alten Herakliteer beschämt hat. Hier beuge ich mich dem Meister; dafür übersehe Diels nicht, dafs nunmehr der spezifische

Stilunterschied zwischen beiden Autoren dahin ist und nur noch die von mir versuchte Unterscheidung der Ideen helfen kann.

Diels klammert sich da an die Annahme, dafs der Arzt lediglich ein geschickter Nachahmer sei; und ich gebe zu, dafs Fredrich einiges beigebracht hat, was zwischen Heraklit und ihm die Schrift eines anderen sophistisch angehauchten Herakliteers hereinzuschieben scheint. Diese Verschiebung um eine Stufe erschüttert aber meine Beweisgänge nicht, weil die Heraklitische Vorlage auch dieser Schrift erkannt werden kann. Fredrich hat meine Heraklitischen Beispiele, wahrscheinlich Wellmanns wegen, ignoriert. Ich appelliere an Richter, die nicht ungehört verdammen, wozu Diels hoffentlich gehört, und bemerke, dafs sich Fredrichs Text und Erklärung meiner Arbeit in erfreulicher Weise nähert, meine Rechte aber kaum genügend wahren dürfte.

Obschon also Diels vielen meiner Beweisgänge eine prinzipielle Skepsis entgegensetzt, begrüfse ich sein Buch mit Achtung, Dank und Freude, begrüfse ich ihn als Herold jener Grundidee des Heraklitismus, die ich verkündet habe, als einen Herold, der Glauben finden wird. Der Sieg dieser Wahrheit giebt Hoffnung, dafs auch die anderen Wahrheiten, die vielleicht von Irrtümern umsponnen in meinen ungern gelesenen Studien schlummern, mit der Zeit zum Leben erwachen.

Günzburg. **A. Patin.**

---

102) **E. Stengel, Die ältesten französischen Sprachdenkmäler.** Genauer Abdruck, Bibliographie und vollständiges Glossar besorgt von **E. St.** 2. Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1901. 58 S. 8. ℳ 1.60.

Das 11. Heft der Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, die von Stengel veröffentlicht werden, enthält die ältesten französischen Sprachdenkmäler, und zwar die Strafsburger Eide, das Eulalialied, das Bruchstück von Valenciennes, die Clermonter Passion Christi, das Leben des heilgen Leodegar und den Sponsus. Die Wichtigkeit dieser Texte für das Studium der historischen Grammatik, besonders der ältesten überlieferten Sprachformen braucht nicht hervorgehoben zu werden. Es ist daher auch nicht zu verwundern, dafs trotz der zahlreichen Konkurrenzausgaben, die freilich in der Darbietung des Stoffes mancherlei Unterschiede aufweisen, dieses Heft der A. u. A. schon in zweiter Auflage nötig geworden ist. Sie unterscheidet sich von der ersten haupt-

sächlich dadurch, dafs ein vollständiges Glossar hinzugefügt ist, das den Studierenden natürlich hoch willkommen sein wird. Das Wörterverzeichnis scheint alle Wortformen zu enthalten; aufgefallen ist dem Ref. nur, dafs das *iu* der Eide nicht in dieser Form an dem zugehörigen Platze zu finden ist, sondern nur unter dem Artikel *i* als *iv*. Sehr dankenswert ist im Wörterverzeichnis die Angabe, ob ein Wort in Assonanz steht oder nicht; meistens sind auch die entsprechenden Reim- oder Assonanzwörter mit angegeben.

Die bibliographischen Hinweisungen sind bis zum Jahre 1901 vervollständigt. Hinzuzufügen wäre bei den Eiden der Bericht über einen von G. Paris in der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres gehaltenen Vortrag, der unter der Überschrift Étude grammaticale du texte des serments de Strasbourg in der Revue critique Nouvelle série VIII 1879, p. 247 und 271 veröffentlicht worden ist, freilich hinsichtlich der Eide wenig Material enthält; ferner wohl auch der Vollständigkeit halber auf S. 4: Étienne, La langue française depuis les origines jusqu'à la fin du XI[e] siècle, tome I[er], Paris 1890 (vgl. dazu Tobler, Arch. f. d. St. d. n. Spr. 1891, Bd. 87, S. 327 und Vollmöllers Jahresbericht I).

Berlin. **B. Röttgers.**

---

103) **Böddeker** und **Leitritz, Frankreich in Geschichte und Gegenwart.** Ein Übungsbuch zu jeder französischen Grammatik, insonderheit zu Böddekers „Die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik". (Mit 2 Karten.) Leipzig, Renger, 1901. V u. 227 S. 8. ℳ 3. —.

Der Zweck des vorliegenden Buches ist schon im Titel ausgedrückt. Es zerfällt in zwei Teile: A. Geschichtliches (S. 1—126), B. Land und Leute (S. 126—185). Dazu „Anweisungen" scil. für die Übersetzung (S. 186—227) und enthält eine Unmenge Stoff zu Arbeiten aller Art. Jedes einzelne Stück ist im Anschlusse an die Paragraphen von Böddekers Grammatik geschrieben, ohne doch diese Abhängigkeit in der Form hervortreten zu lassen. Das Buch kann deshalb auch neben jeder anderen Grammatik benutzt werden, natürlich hauptsächlich an den mittleren und oberen Klassen von Realanstalten. Somit wäre es durchaus empfehlenswert, bis auf die Karte von Frankreich! In Ed. Gaehlers Geographischem Institut hergestellt, ist sie bezüglich der Terraindarstellung aufserordent-

lich ansprechend, doch verletzen die vielfachen Druckfehler: Bertuis und Bert. statt Pertuis und Pert.; Carcasonne lies Carcassonne; Frejus statt Fréjus; Fére-Champenoise lies Fère-Champenoise; Lunèville statt Lunéville; Plomp du Cantal statt Plomb du Cantal; statt Bagnères steht einmal Bagnéres, einmal Bagneres; St. Helier statt St. Hélier; P. Andemer statt P. Audemer; I. Quessant statt I. d'Ouessant; Bardonnecbe statt Bardonnèche. Die Dampferlinien sind kaum unterscheidbar, auch ist ihre Eintragung überflüssig.

Auf der sonst — abgesehen von dem seltsamen Mafsstabe 1:77700 — genügenden Karte von Paris ist die Schreibung ungleichmäfsig gehandhabt: neben Th. Français, Pl. de la Concorde u. s. w. steht tour St. Jacques, musée de Cluny, tour Eiffel. Schade, dafs das sonst so fleifsig gearbeitete Werk durch diese Mängel entstellt wird!

Viersen. **Ad. Wackerzapp.**

104—105) **R. Kron, Stoffe zu französischen Sprechübungen** über die Vorgänge und Verhältnisse des wirklichen Lebens. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1902. 95 S. 8. geb. ℳ 1.10.
(Dazu Begleitwort und Frageschule. 16 S. 8. gratis)

R. Kron, Vocabulaire explicatif des mots et locutions cont. dans Le Petit Parisien et dans En France. Ebenda 1902. 78 S. 8. geb. ℳ 1.—.

Dieses Büchlein, ein Auszug aus des Verf. Petit Parisien, will für O III bis O I gymn., O III und U II real. das Material liefern zu den amtlich vorgeschriebenen Sprechübungen über Stoffe des täglichen Lebens. Solche Zusammenstellungen leiden ja immer unter dem Nachteil, dafs sie, ohne Rückgrat im eigentlichen Unterrichte, etwas Angeklebtes und infolge ihrer Allgemeinheit etwas Schemenhaftes haben. Um so mehr wird es die Aufgabe des Lehrers sein, lebendige Beziehungen zur Erfahrungswelt der Schüler herzustellen. Nicht zu unterschätzen ist übrigens neben der sprachlichen die geistige Schulung, die durch beständige Reihenbildung bewirkt wird, wertvoll auch die Klarheit, die der Schüler auf solche Weise über die mancherlei Einrichtungen des Lebens gewinnt. Die Anleitung zur Fragestellung, die K. im Begleitwort giebt, kann nur sehr beschränkte Anwendung finden; eine auch nur entfernt so breite Verarbeitung — Vertiefung vertragen diese Stoffe kaum — würde unfehlbar zur Langeweile führen.

Die Stoffwahl kann allen Ansprüchen genügen; bei aller Fülle findet sich jene Knappheit, welche die Verarbeitung in zwei Jahren ermöglicht.

Wünschenswert wären vielleicht noch einige Bemerkungen über Brief, Musik, Theater, bei Kap. XIV Zusätze über Kursbuch, Fragen über Abgang, Aufenthalt, Ankunft des Zuges; S. 45 Kaisersgeburtstag, S. 48 Tierlaute, S. 48 Thermometergrade. Für überflüssig halte ich S. 27 Santé n'est pas santé, mais maladie est santé! Kap. XVII fehlt gardien de la paix, S. 65 steht qu'à cela ne tienne doppelt. Die Bemerkung (S. 56), dafs man sich in den collèges der Glocke als Zeichen für Beginn und Ende des Unterrichts bediene, scheint mir in dieser Allgemeinheit nicht berechtigt. Die Behauptung, dafs die Baccalaureatsprüfung nach der rhétorique stattfinde, mufs doch wohl dahin ergänzt werden, dafs nach der philosophie eine zweite (2[e] partie) gemacht wird. Nach Ploetz-Kares ist der Washington-Obelisk höher als der Eiffelturm (S. 27).

Die Interpunktion ist nicht einheitlich. Das vom Verf. im allgemeinen gesetzte Komma nach der den Satz beginnenden adverb. Bestimmung fehlt S. 10. 20. 21. 32. 37. 44. 47. 49. 56 (3 mal). Irrtümlich steht das Komma an verschiedenen Stellen vor dem et, das ein 3. Substantiv anfügt, so S. 25, vor dem Relativ fehlt es S. 24. 25. Zeilennumerierung wäre erwünscht. An Druckfehlern sind mir begegnet: S. 10 biere, S. 21 réveille statt réveillé, S. 22 spériquement statt sph., S. 26 le tête, S. 30 le statt les, S. 44 enlèvemant.

Der Anspruch, den der Verf. auf idiomatisches Französisch erhebt, mufs als berechtigt anerkannt werden. Dasselbe gilt von dem *Vocabulaire*, das eine französische Erklärung der im Petit Parisien vorkommenden Wörter giebt und auch für den Auszug verwendet werden kann.

Flensburg. **K. Engelke.**

106) **Emare** edited by **A. B. Gough** (= Old and Middle English Texts, edited by **L. Morsbach** and **F. Holthausen**, vol. II). London, Sampson Low Marston & Co.; New York, G. E. Stechert; Heidelberg, C. Winter, 1901. XI u. 39 S. 8. ℳ 1.20.

Emare ist eine hübsche mittelenglische, volkstümliche oder spielmannsmäfsige Romanze von rund tausend Versen in zwölfzeiligen Schweifreimstrophen, die etwa in der Mitte des 14. Jahrhunderts in der Gegend südlich vom Humber, also in Lincolnshire oder Nottinghamshire, entstanden sein mag. Der Stoff ist eine eigentümliche Ausgestaltung des Motives

von der keuschen, von ihrem Gemahl unschuldig vertriebenen Frau, das man nach einer der wichtigsten von den zahlreich vorhandenen Bearbeitungen das Konstanzenmotiv zu nennen pflegt. Das englische Gedicht beruht wahrscheinlich auf einer französischen Quelle. Da das lesenswerte, insbesondere auch für den Stil der englischen Spielmannspoesie nicht unwichtige Werk bisher nur in der nicht immer leicht zugänglichen alten Sammlung von J. Ritson, *Ancient English Metrical Romanceës* (1802) gedruckt war, so ist die neue Ausgabe durch Gough schon an und für sich ein dankenswertes Unternehmen, und ihr Wert steigert sich noch dadurch, dafs sie gewissenhaft, sauber und ganz nach den Grundsätzen eingerichtet ist, die Holthausen bei seiner Havelokausgabe aufgestellt und befolgt hat. (S. darüber diese Zeitschr. 1901, S. 187f.) Bezüglich der in dieser Sammlung gewählten genauen und zweckmäfsigen Lautbezeichnungen wäre erstens mit Rücksicht auf diejenigen, die das erste Heft nicht besitzen, im Gegensatz zu Goughs Ansicht in § 6 der Einleitung zu fordern, dafs die Zeichenerklärung in jedem Heft abgedruckt würde, und zweitens ist die Frage aufzuwerfen, ob es nicht möglich und vorteilhaft wäre, neben der Quantität der Vokale auch ihre Qualität, die doch für Aussprache und Lautgeschichte auch aufserordentlich wichtig ist, auf irgend eine praktische Weise zu bezeichnen, wenigstens soweit man da sicher gehen kann. Zur Litteratur über das Gedicht ist noch zu bemerken, dafs der Herausgeber die grammatischen und metrischen Untersuchungen, auf die er seine Ausgabe begründet, in seiner Inauguraldissertation *„On the Middle English Metrical Romance of Emare“* (Kiel 1900) niedergelegt hat, während er eine Abhandlung über den Stoff *„On the Constance Saga“* in A. Brandls und E. Schmidts *„Palaestra“* (Berlin) demnächst erscheinen lassen will. -tz-

---

107) **Sam. Saenger, John Ruskin.** Sein Leben und Lebenswerk. Ein Essay. Strafsburg, J. H. Ed. Heitz. XVII u.2 22 S. 8. ℳ 4. —

Seit einigen Jahren wird der Name Ruskin auch in Deutschland häufiger genannt, nicht blofs unter Künstlern, sondern auch in weiteren Kreisen. Hätte er, wie Tolstoi, Romane geschrieben, so würden wir nicht 50 Jahre gebraucht haben, um mit seinen Gedanken vertrauter zu werden. Aber er gelangte von Kunstkritik und Kunstphilosophie zu seinen soziologischen Ansichten und Forderungen, und so hat sich ein

Wall von Vorurteilen um seine Werke gehäuft, den auch Kenner der englischen Sprache nicht zu ersteigen wagten, weil sie dahinter langweilige Erörterungen über Kunst zu finden fürchteten oder absurde Vorschläge zur Heilung der gesellschaftlichen Schäden. Nun, Ruskin schlägt oft einen lehrhaften Ton an, aber im ganzen sind seine Werke das gerade Gegenteil von „uninteressant“; eher kann man sagen, sie lassen einen nicht wieder los, besonders wenn man dem Stoffe überhaupt Interesse entgegenbringt. Dazu ruht seine Lebensauffassung auf einem thatkräftigen, erfrischenden Optimismus, der dem deutschen Gemüte viel genehmer ist als das duldende Entsagen Tolstois. Auch hört man oft genug sagen: Wozu sollen wir uns mit den Kunstansichten Ruskins beschäftigen? Was er will, ist ja nicht neu. Das ist teils überwundener Standpunkt, teils hören wir es täglich erörtern. Was können seine sozialen Besserungsvorschläge wert sein, wenn in England kein Vernünftiger an ihre Verwirklichung denkt! Und dazu seine spleenigen Vorurteile! Ganz recht; aber was uns „nicht neu“ erscheint, war einst durch sein Verdienst neu, und der zweite Einwand richtet sich gegen die Buchstabengläubigen, während der Kern seiner Lehre genug Freunde zählt und stetig neue gewinnt. Freilich mufs er gesucht werden, und Ruskin ist oft mifsverstanden worden, denn er hat zwar viel und vielerlei geschrieben, aber kein Buch, in dem er ein geschlossenes, vollständiges System aufgestellt hätte. Saenger entheht daher einer mühevollen Arbeit, indem er die einheitliche Entwickelung Ruskins zeigt, seine prädominierende Stellung in der „Victorian Era“ begründet und schliefslich das Ursprüngliche sowie das Bleibende seines Lebenswerkes für die Menschheit hervorhebt, befreit von allen in Ruskins Natur begründeten Unvollkommenheiten. Saengers Essay ist neben der Schrift von Paul Clemen, soweit meine Kenntnis reicht, das Beste, was in Deutschland über Ruskin geschrieben worden ist, und wer sich über die Bedeutung des grofsen Briten und seine Gesamtthätigkeit unterrichten will, findet in Saenger einen trefflichen Berater. Er führt uns durch ein buntes Saatfeld, das eine keineswegs kärgliche Ernte verspricht. Ruskin hat dem herrschenden Konventionalismus mit Beaumont's „brown tree“ ein Ende gemacht, auf das Studium der Natur als Quelle aller Kunst hingewiesen und dadurch eine neue Kunstperiode angebahnt. In den „Stones of Venice“ tritt uns eine andere, geistvolle und tiefe Auffassung vom Wesen der Gotik und ihrem Verhältnis zur Renaissance entgegen. Ruskin hat zuerst die Aufmerksamkeit auf die Primitiven gelenkt. Er hat eine neue Dar-

stellung vom Wesen der Kunst und ihren Beziehungen zum Leben gegeben. Er zuerst erhob die Forderung einer von tüchtigen Generationen allmählich erarbeiteten „Volkskunst". Er gab den Anstofs zur Erneuerung des Kunstgewerbes. Er hat in der Nationalökonomie die mechanische Auffassung der Manchesterschule als unhaltbar nachgewiesen und auf ethischem Gebiete die lebenstützende Überzeugung gestärkt, dafs das Elend bekämpft und durch selbstloses Handeln gemindert werden kann. Ist das nicht eine „brillant roll of deeds"? Der gesellschaftskritischen Seite Ruskins widmet S. zwar die eingehendste und ausführlichste Betrachtung aber die ästhetische Seite kommt darüber keineswegs zu kurz. Auch wird jedem Leser die Einführung ganz besonders gefallen. Da erhebt sich S. hoch über seinen Gegenstand; da betrachtet er Carlyle und Ruskin sozusagen sub specie aeternitatis, im Zusammenhange mit der allgemeinen Kultur des 19. Jahrhunderts in England. Ein Begreifen derselben ohne Kenntnis Ruskins ist unmöglich. Auch wächst er mehr und mehr über sein engeres Vaterland hinaus.

Saenger hat durch sein Buch hoffentlich manches Vorurteil zerstört, das in Litteraturgeschichten u. s. w. über Ruskin zu lesen steht. Möchten auch die Neuphilologen für die Weiterbreitung vorurteilsloser Ansichten über ihn sorgen und mehr als bisher den Werken des Reformators verknöcherter Kunstanschauungen, des begeisterten Apostels der Schönheit, des selbstlosen Ethikers, des zornsprühenden Soziologen, des allgemein bewunderten Stilisten ihre Aufmerksamkeit schenken!

Bremen. **Wilkens.**

---

108) **Louise Pound, The comparison of adjectives in English in the XV and the XVI century.** [A. u. d. t.: Anglistische Forschungen. Herausgeb. von **Joh. Hoops.** Heft 7.] Heidelberg, C. Winter, 1901. X u. 82 S. 8. ℳ 2.40.

Der früher sehr vernachlässigten Grammatik des 15. und 16. Jahrhunderts wird in den letzten Jahren gröfsere Aufmerksamkeit geschenkt, in der richtigen Erkenntnis, dafs uns diese Übergangsperiode den Schlüssel zu vielen noch nicht erkannten oder nicht genügend erklärten Erscheinungen geben wird. Den seinerzeit auf Anregung Morsbachs entstandenen Göttinger Doktorschriften, denen zugleich der gemeinsame Gedanke zu Grunde lag, einzelne Erscheinungen der englischen Sprachgeschichte durch einen gröfseren Zeitabschnitt hindurch zu verfolgen, reiht sich die Ab-

handlung von Mifs Pound über die Steigerung der Adjektive im 15. und 16. Jahrhundert an.

Alle derartigen Arbeiten werden um so gesichertere Ergebnisse liefern, je reichhaltiger das Material ist, auf dem sie basieren. Die Befürchtung der Verf., die von ihr durchforschte Zahl von Texten möchte vielleicht unnötig grofs erscheinen, ist grundlos. Im Gegenteil, die stattliche Liste der untersuchten Litteraturwerke (S. 75—79), die zugleich dem Fleifs der Verf. ein schönes Zeugnis ausstellt, kann nur zu Gunsten der Arbeit einnehmen. Aber es hätten auch die im Vorwort ausgesprochenen Gedanken über kritische Ausgaben (diese Gedanken sind übrigens aufser anderen mit einer gewissen Naivität aus dem Vorwort und der Einleitung zu meiner Dissertation (Halle 1897) herübergenommen, eine Anlehnung, die sich noch weiter erstreckt (vgl. die Schreibung *Abbot* statt *Abbott* S. 74), konsequente Berücksichtigung finden sollen. Für Thomas Kyd's *Spanish Tragedy* war nicht Dodsley-Hazlitt's Text, sondern Schick's kleine Ausgabe London 1898 (die grofse war noch nicht erschienen) zu benutzen, ebenso für *Everyman* die Neuausgabe von Logeman (vgl. Engl. Stud. XXI, 449); für Thomas More's *Utopia* ist die kritische Ausgabe von Lupton dem blofsen Abdruck von Arber entschieden vorzuziehen, auch ist in ersterer das lat. Original mit abgedruckt. Weiter hätten die Ausgaben der Vollmöllerschen Sammlung benutzt werden sollen: Von einer Ausgabe der *Paston Letters* durch Ramsay weifs ich nichts. Augenscheinlich ist die Ausgabe von Gairdner benutzt. Sollte die Verf. zu jener Angabe nachträglich geführt sein, weil ein J. H. Ramsay ein Buch über die Zeit der Paston Letters (*Lancaster und York*) und ein E. B. Ramsay *Pastoral Letters* geschrieben hat?

Doch sind das nur Kleinigkeiten. — Vergeblich habe ich in der Liste Sidney's *Arcadia* gesucht. — Flügels neuenglisches Lesebuch ist wohl absichtlich unbeachtet gelassen? — In der Titelangabe der benutzten Hilfsmittel herrscht grofse Ungenauigkeit, z. B. werden die *Historical Outlines* von Morris in der Ausgabe von 1873, S. 74 in der von 1895 benutzt angegeben.

Die mit Sachkenntnis geschriebene Abhandlung selbst giebt ein gutes Bild über die Arten der Steigerung des Adjektivs im 15. und 16. Jahrhundert. Zu bedauern bleibt, dafs die angekündigte Untersuchung über dasselbe Thema im Mittelenglischen nicht zuerst gemacht wurde, vielleicht ergeben sich dabei gewisse Fäden der Entstehung und Entwickelung, an

die in erfolgreicher Weise hätte angeknüpft werden können. Auch wäre die Darstellung des vorliegenden Buches über ihren fast rein deskriptiven Charakter hinausgekommen. So beruhen die Voraussetzungen der Arbeit auf den immerhin lückenhaften Angaben früherer Grammatiker.

Mifs Pound behandelt nacheinander: I. *Terminational Comparison.* II. *Periphrastic Comp.* III. *The Comp. of Participles.* IV. *Irregular Comp.* (übrigens ein ganz schiefer Schulgrammatikausdruck). V. *Double and Intensified Comp.* VI. *Elative* (*absolute*) *Use of Comparative and Superlative.* VII. *The Substantivation of Comparatives and Superlatives.* VIII. *Some Syntactical peculiarities.* Durch einen (wenn auch knapp gehaltenen) Formenindex gewinnt das Buch erheblich an Brauchbarkeit.

In der sonst sehr verdienstlichen Darstellung ist mir im einzelnen folgendes aufgefallen: S. 4 das Citat aus Ben Jonson's *English Grammar* 1640 steht in keiner Beziehung zu dem von der Verf. zu Anfang des § 5 ausgeführten. — S. 28 dafs zur Erhaltung von *elder, eldest* das cognate-Wort *eld* beigetragen hat, glaube ich nicht, da diesem doch kaum ein Einflufs auf die Schriftsprache beizumessen ist. — S. 31 die Erklärung von *most* aus merc. *māst* (nicht aus Analogie zu *more* und *moe*) ist wohl sicher. — ib. bei *much* fehlen die Varianten *mutch*(*e*) und *motch*; die Belege für *mickle* und seine Varianten hätten eine vollständige Wiedergabe verdient (vgl. auch meine Abhandlung über das Pronomen § 76 Anm.). — S. 32 Z. 8 das nicht recht passende Beispiel aus Asham's *Toxophilus* 30 zeigt, dafs die ganze Erscheinung in eine Darstellung des Gebrauchs von *other* gehört. — S. 40 Z. 6 v. u. *approacheth* ist *approach-eth* nicht *appro-acheth* abzuteilen (Druckfehler?). — S. 43 *nigh* ist jetzt nicht nur dialektisch, in *well-nigh* auch noch schriftsprachlich vorhanden. — Auffälligerweise wird der doch gewifs höchst wichtigen Steigerung von *few* mit keinem Worte (!) gedacht, wofür doch weitere Belege höchst wünschenswert sind. (Vgl. „*Pronomen*“ § 241, 2.)

S. 64 ff. die in Abschnitt VIII vorgeführten „*syntactical peculiarities*“ können als Materialsplitter von Wert sein. Doch bemerke ich: Die Verf. scheint, nach § 92 Anfang zu urteilen, nicht zu wissen, dafs *other* die alte Pluralform für das spätere *others* ist, obgleich die unter 6., S. 68 aufgeführten Fälle schon darauf hätten führen müssen, dafs *other* pluralisch zu fassen ist. (Vgl. dazu „*Pronomen*“ § 83 Anm. 2 und Franz, Engl. Stud. XVII, 397 f.) — S. 69 Z. 8 lies § 176 statt § 76.

Was ich an der Arbeit von Erla Hittle, einer Vorgängerin von Mifs

Pound in den *„Anglistischen Studien“* gelegentlich einer Besprechung in Herrigs Archiv rühmend hervorheben konnte, dafs sie als Ausländerin Deutsch schreibt, kann ich hier leider nicht. Den Wunsch, den ich dort ausgesprochen habe, wiederhole ich auch an dieser Stelle: da unserem Volkstum eine möglichste Verbreitung der deutschen Sprache eine Gewissenssache sein mufs, sollte darauf gedrungen werden, dafs wenigstens die aus Dissertationen hervorgegangenen, in Deutschland entstandenen Arbeiten Deutsch geschrieben werden, damit nicht allmählich aber sicher das Englische in unserem Fache zur „Gelehrtensprache“ wird.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

109) **Otto Weber, Arabien vor dem Islam.** („Der alte Orient“. 3. Jahrg., Heft 1.) Leipzig, Hinrichs, 1901. 36 S. ℳ —.60.

Die gewaltige Völkerbewegung, die im 7. Jahrhundert von Arabien ausging, mit überraschender Schnelligkeit das christliche Europa in Gefahr brachte und noch auf unabsehbare Zeit weiter wirken wird, ist vielen immer als etwas Wunderbares erschienen, da aus früherer Zeit kein Einflufs Arabiens auf die Weltgeschichte bekannt geworden war. Allmählich beginnt es auch in der alten Geschichte Arabiens zu dämmern, und es wird sich wohl bald die Thatsache nicht mehr bezweifeln lassen, dafs wiederholt, auch in grauer Vorzeit, eine nachhaltige Einwirkung Arabiens auf die umliegenden Länder stattgefunden hat. W. stellt zusammen, was wir jetzt von der alten Geschichte Arabiens wissen. Darüber haben wir neue Kunde durch zahlreiche Inschriften, die besonders durch Eduard Glaser in Südwestarabien auf vier Reisen gesammelt oder auf seine Veranlassung von Beduinen in dem für Europäer unzugänglichen Djôf kopiert sind. Leider sind sie noch lange nicht alle bearbeitet; hier ruht noch eine Masse Stoff für alte Geschichte, vor allem auch für die der Hebräer; ich will wünschen, dafs junge frische Kräfte sich auf dies dankbare Feld werfen, wo sie sich durch Aufhellung alten Dunkels einen Namen machen können. Man kann als sicher annehmen, dafs arabische Stämme wiederholt in die fruchtbare Tiefebene des Euphrat vorgedrungen sind und ebenso wie bei der islamitischen Eroberung die dort geschaffene Kultur übernahmen und fortsetzten. In den bis jetzt erklärten Inschriften haben sich vier Dialekte gefunden, die vier Reichen angehören, dem minäischen, sabäischen, hadramautischen und katabanischen, von denen die beiden ersten genauer bekannt sind. Etwa seit 1500 v. Chr. blühte im südarabischen Djôf das minäische

Reich, dessen Hauptstadt Karnâwu bei Eratosthenes (Strabo S. 768) als Karna erscheint; die Kultur war nicht unbedeutend, die Schrift schon in den ältesten Denkmälern von einer Vollendung, die auf lange Übung hinweist. Etwa in der Gegend des biblischen Midian lag die minäische Kolonie oder Provinz Mussran, die in der Bibel oder von den Interpreten sicher mehrfach mit Ägypten (Misraim) verwechselt ist. Die Geschichte der Hebräer steht ohne Frage in enger Beziehung zu diesem Mussram (vgl. Moses bei Jethro); die Priester heifsen daselbst auch Leviten. Aufserdem lagen in Nordarabien die Landschaften Assur, wohl das Stammland der Assyrier, Eber, Jareb (Hosea 5, 13 und 10, 6); auch Kosch ist in Arabien, nicht in Äthiopien zu suchen. Bis zum 7. Jahrhundert v. Chr. scheint das Reich der Minäer selbständig gewesen zu sein; es folgt das Reich der Sabäer, dessen Blüte, eine Folge des Zwischenhandels nach Ostindien, seit der Entdeckung des Seewegs durch die Ptolemäer bedeutend zurückging; Nordwestarabien sonderte sich ebenfalls ab. Dann geht die Vorherrschaft auf die Himjariten über (etwa 115 v. Chr.); zugleich dringen Habaschiten oder Abessynier, deren Vorfahren aus Arabien nach der gegenüberliegenden Küste Afrikas gewandert waren, in Südarabien ein und errichten allmählich ein neues sabäisches Reich. Diesem folgte ein jüdisch-sabäisches Reich, das 525 n. Chr. den christlichen Abessyniern erlag; diese wurden um 575 von den Persern gestürzt; schon 50 Jahre später begann das Reich des Propheten.

Die kurze Inhaltsangabe möge der verdienstvollen Zeitschrift (jährlich vier Hefte zu 2 Mark) neue Leser und der Vorderasiatischen Gesellschaft recht viele Mitglieder gewinnen helfen!

Oldesloe. **R. Hansen.**

Vakanzen.

Barmen, H. M. S. Obl. Nat. Kuratorium.
Belgard, G. Obl. Math. Kuratorium.
Bremerhaven, G. Obl N. Spr. Stadtrat.
Breslau, R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Crefeld, O.R. Obl. Deutsch und Gesch. Oberbürgermeister.
Danzig, H. M. S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Gladbach, O.R. Obl. N. Spr. Bürgermeister.
Harburg, R.G. Obl. N. Spr. Magistrat.
Kattowitz, O.R. Obl. Math. Magistrat.
Kiel, O.R. R G. Obl. Lat. u. Deutsch — Dgl. Obl. Rel. Deutsch u. Gesch. Magistrat.
Königsberg i. N., Obl. klass. Phil. und Deutsch. Magistrat.
Samter, Landw. Sch. Dir. (Math. und Nat.) Magistrat.
Steglitz, G. und R S. Obl. Math. und Nat. Bürgermeister.
Wandsbeck, G. Obl. klass. Phil. Kuratorium.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 31. Mai. Nr. 11, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

110/111) **Julius Schultz, Zur Iliaskritik.** Wissenschaftl. Beilage zum Jahresber. des Sophien-Real-Gymnasiums. Berlin 1900. 30 S. 4.

— **Das Lied vom Zorn Achills.** Berlin, Wiegand & Grieben, 1901. CIX u. 78 S. 8. ℳ 3.—.

Dem Verf. der oben genannten Schriften ist es ergangen, wie schon so manchem: das Studium der homerischen Fragen hat ihn so sehr mit Enträtselungslust erfüllt, daſs er selbst den Schlüssel zu dem Geheimnis suchte und schlieſslich gefunden zu haben glaubte. Als er zu dieser Überzeugung gelangt war, hielt er es natürlich für ein Verbrechen, der Welt die so lange gesuchte Lösung des homerischen Rätsels vorzuenthalten, und

die Homer-Literatur war um eine — in diesem Falle sogar um zwei — Schriften reicher. Ist die berühmte und berüchtigte Frage nun dadurch der Lösung näher gekommen? Sehen wir, wie der Verf. der Sache zu Leibe geht. Er ist, in der zuerst genannten Programmabhandlung spricht er dies aus, der Ansicht, dafs durch die mündliche Weitergabe des Epos manches verändert und durch Verklebung und Verkleisterung von Zusammenfügungsstellen manches Schlechtere und Entstellende zu dem ursprünglichen Texte hinzugekommen ist. Mit voller philologischer Genauigkeit — das gibt der Verf. selbst zu — läfst sich nun nicht mehr sagen, was im einzelnen zu beseitigen ist, um das Gedicht in seiner Reinheit herzustellen, aber er meint, man könne doch im grofsen und ganzen das Echte und Unechte unterscheiden. Bei Feststellung und Beseitigung des Unechten will er alle Subjektivität vermeiden. Neun verschiedene Arten von Verderbungen sind es, die ausgeschieden werden sollen: Glossen, Erklärungen von Ereignissen, „denen der Psycholog auf den ersten Blick die hinterherige Überklugheit anmerkt“, „Kitt“, Lehnverse, auffällige Widersprüche, Parallelversionen, religiöse und kulturelle Unika unter bestimmten Bedingungen, handgreifliche Absurditäten zwischen schöner Dichtung, deutlich gekennzeichnete Einzellieder. Ich wäre neugierig, wie der Herr Verf. auch nur hinsichtlich einer einzigen der genannten Kategorieen beweisen wollte, dafs nicht der subjektive Geschmack und die subjektive Auffassung — und zwar nur diese — den Mafsstab der Beurteilung abgeben mufs. Ref. mufs hier wiederholen, was er schon bei Besprechung mancher Arbeit über homerische Fragen gesagt hat, dafs nämlich unsere positiven Kenntnisse hinsichtlich der homerischen Dichtungen uns für eine objektive Beurteilung aller oben aufgezählten Fragen keinerlei sichere Stütze bieten. Mit Aufwendung aller möglichen Begeisterung und alles Scharfsinus und trotz aller Selbstgewifsheit und aller humoristischen Derbheit im Ausdruck hat deshalb der Herr Verf. nichts anderes geben können als seine persönliche Ansicht, und wie weit der Leser zustimmt oder ablehnt, das hängt wieder vom persönlichen Geschmack des Lesers ab. Im einzelnen findet sich sowohl in der Programmabhandlung als auch in den umfangreichen Erörterungen, die den ersten Teil der an zweiter Stelle genannten Schrift bilden, manche sehr verständige Beobachtung, allerdings auch manches, was Ref. für durchaus falsch hält; doch hat es für die Beurteilung der Schrift im ganzen keinen Wert, auf Einzelheiten einzugehen.

Die zweite Schrift: Das Lied vom Zorn Achills, ist eigentlich eine

praktische Verwendung der kritischen Ergebnisse der Programmabhandlung. Der Herr Verf. hat die Teile der Ilias, die er als echt ansiebt, in metrischer Form in das Deutscbe übertragen, oder eigentlicb bis zu einem gewissen Grade umgedicbtet, was schon die Versart mit sicb bracbte, die er gewählt hat. Er hat nämlich das homerische Epos in Nibelungenversen wiedergegeben, die aber sticbiscb, nicht strophiscb, verwendet sind. Da der Verf. hier also halb als Dichter auftritt, so ist mit ihm über die getroffene Wahl nicht zu rechten; diese wie aucb die sprachlicbe Wiedergabe unterliegt der Beurteilung des persönlichen Geschmacks — „wer't mag, de mag't“ u. s. w. sagt Fritz Reuter. Dem Ref. wollen die Verse bisweilen docb etwas holperig erscheinen; auch findet er keinen Geschmack an Reimen folgender Art:

Spracbs. Und es that Patroklos, wie der Freund, der traute, ihn biefs,
Und führte aus dem Zelte die ros'ge Briseïs.

Zerbst. **H. Kluge.**

112/113) **Jules Lebreton, Études sur la Langue et la Grammaire de Cicéron.** Paris, Hachette & Cie., 1901. 472 S. 8.

Derselbe, Caesariana syntaxis quatenus a Ciceroniana differat. Ebendaselbst 1901. 118 S. 8.

Als ich im Jahre 1888 meine Abhandlung über das Relativum in der Spracbe Cäsars schrieb, staunte ich nicbt wenig, eine ansehnliche Anzahl Spracberscheinungen zu finden, die den Regeln der Grammatiken nicht entsprechen und die auch dem eifrigen Sammler Dräger entgangen waren. Unser grammatisches Wissen ist docb eben noch recht lückenhaft. Und wie Cäsars Spracbgebraucb, so ist aucb der Ciceros noch nicht genügend bekannt. Es ist deshalb verdienstlich von Lebreton, dafs er auf diesen Gebieten gröfsere Sicherheit scbaffen will. Er hat zu dem Zwecke umfassende Studien gemacht nicht nur in den Scbriften dieser Autoren selbst, sondern auch in der umfänglichen Litteratur, die bei allen Kulturvölkern über lateiniscben Spracbgebraucb vorbanden ist. Er hat uns aber vorläufig nicht alle Ergebnisse seiner Forschungen über Cicero mitgeteilt, sondern fast blofs solche, wo er zu anderen Feststellungen gelangt ist, als die Spracbforscher vor ihm. Wir dürfen wohl noch mehr von ihm erwarten, denn er hat reicblicben Stoff zur Hand und, wie er die einschlägigen Fragen beherrscht, geht schon aus einem Abschnitte der Einleitung zu dem erstgenannten Werke hervor, wo er im Gegensatze

zu Tyrrell, aber auch zu manchem anderen, nachweist, dafs Ciceros Sprache in seinen Briefen, wenn sie auch von der in den Reden mehrfach abweicht, doch nicht minder sorgfältig und von Archaismen ebenso rein ist wie jene.

Will man sich eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit des Stoffes machen, der in dem Buche über Ciceros Sprache vorliegt, so durchmustere man die 21 enge Spalten einnehmende Table alphabétique des mots latins, über deren Gebrauch er uns etwas zu sagen weifs, oder überzähle die Stellen, die er aus dem Schriftsteller angeführt hat: es sind gegen 8000. Gegliedert ist der Stoff in sieben Kapitel, die wieder je in mehrere Paragraphen zerfallen: 1) L'accord, 2) Le substantif, 3) Le pronom, 4—6) Le verbe und zwar: La force transitive, les temps, les modes, 7) La préposition. La conjonction.

Über alle Einzelheiten ein Urteil abzugeben, fühle ich mich nicht berufen. Das kann blofs thun, wer ähnlich vollständige Sammlungen besitzt wie der Verf. Ich kann blofs sagen, dafs ich gelernt habe, wo ich auch in dem Buche nachgelesen habe. Ich führe einige Punkte an. Wie verhält sich Cicero, wenn er ein einzelnes Wort oder eine Redewendung substantivisch anwenden will, in solchen Fällen, wo der Grieche den Artikel dazu setzt, z. B. *λόγος ἐστὶ περὶ τοῦ ὅντινα τρόπον χρὴ ζῆν*? Bei dieser Redewendung nun weifs sich der Lateiner leicht zu helfen, indem er *περὶ τοῦ* wegläfst und einen untergeordneten Satz bildet, wie denn auch Immanuel Bekker übersetzt: quonam modo vivendum sit, habetur oratio. Aber es giebt viele Fälle, wo das nicht geht. Cicero hat (s. S. 85) verschiedene Wege eingeschlagen. Am bekanntesten ist „(das Wort) Freundschaft = nomen amicitiae“ und entsprechend vox voluptatis. Aber daneben findet sich auch einfach das betreffende Wort ohne die Stütze von nomen oder vox z. B. varietas Latinum verbum est. Auch sagt Cicero ganz kurz: appellata est ex viro virtus; ja er wagt sogar: noti erant et navi et nari (= die Wörter notus, narus, navus), quibus cum in praeponi oporteret, dulcius visum est ignoti, ignavi, ignari dicere.

Besonders eingehend behandelt er von S. 38 ab die konkrete Verwendung von abstrakten Substantiven. Einleitend führt er Stellen an, wo Abstrakte wie voluptas personifiziert werden. Wichtiger aber sind die Beispiele, wo das Abstraktum ein Adjektiv ersetzt, sei es ein substantiviertes Adjektiv wie iracundia für iracundi, paupertas für pauperes, sei es ein attributives Adjektiv, dessen ursprüngliches Beziehungssubstantiv nunmehr

im Genetiv erscheint. Bekannt ist ja „huius auctoritatem loci attingere = diese hochansehnliche Stätte betreten“, aber minder bekannt dürfte sein, wie häufig bei Cicero diese Erscheinung ist. Es ist deshalb sehr dankenswert, dafs der Verf. in einem Anhange alle hierher gehörigen Fälle auf 6½ eng gedruckten Seiten alphabetisch geordnet mitteilt, während er vorn auf 25 Seiten den Stoff nach anderen Kennzeichen übersichtlich in 11 Abschnitte zu gliedern sucht. Auch der folgende Teil bringt etwas Neues. Wie oft sind wir als Schüler gewarnt worden und haben dann als Lehrer selbst gewarnt, Länder- oder Städtenamen für die Bewohner zu gebrauchen. Auf Cicero kann sich dies Verbot nicht stützen. Er braucht nicht nur reichlich Ländernamen statt der Bezeichnung für die Bewohner, sondern ebenso Athenae für Athenienses, Corinthus für Corinthii u. s. w. Auch manches andere mufs man umlernen. Bisher hiefs es — und das wurde auch durch eine Anzahl Beispiele belegt — statt se ipsum sei in der Regel zu sagen se ipse. S. 145 f. überzeugt uns, dafs se ipsum mindestens ebenso häufig ist. So findet man Belehrung, wo man nachliest. Das Buch ist also nachdrücklichst dem Studium zu empfehlen.

Nicht auf gleicher Höhe steht das zweite Werk des Verf. Aber anzuerkennen ist schon die Stellung der Aufgabe. Es ist wirklich sonderbar, dafs es noch niemand unternommen hat, die Sprachunterschiede zwischen Cicero und Cäsar in umfänglicherer Weise festzustellen. Der Verf. beschränkt sich auf die Syntax. Auch hier schickt er seiner Arbeit ein reichhaltiges Verzeichnis von Quellen voraus. Unter ihnen fehlt, wie auch schon von anderer Seite bemerkt worden ist, die wichtigste, nämlich Meusels Abhandlung in den Jahresberichten des Berliner Phil. Vereins 1894, S. 214 f. Behandelt werden blofs folgende sechs Kapitel: 1) De nominum usu, 2) De pronominum usu, 3) De verborum usu, 4) De adverbiorum usu, 5) De praepositionum usu, 6) De particularum usu. Der erste Paragraph des ersten Kapitels ist der Syntax der Kasus gewidmet. Das Hauptergebnis seiner Beobachtungen ist, dafs Cicero hinter zusammengesetzten Verben öfter eine Präposition setzt als Cäsar. Es werden auffallende Erscheinungen erwähnt. So braucht Cäsar excedere mit den verschiedensten Ablativen zwanzigmal, während Cicero nur einmal excedere urbe hat. Dafs Cäsar excedere ex auch siebenmal schreibt, hätte freilich hinzugefügt werden müssen. Dafs bei Cäsar nicht selten der abl. abs. steht, während sein nomen im Hauptsatz in einem anderen Kasus oder in anderer Beziehung erscheint, ist bekannt. Cicero vermeidet solche

abl. abs. viel mehr, ebenso auch solche, in denen das Prädikat durch ein Adjektiv gebildet wird, z. B. tranquillo mari. Dagegen macht Cicero oft Nebensätze abhängig von einem blofsen Substantiv, wie spes sibi id utile futurum; metus, ne cogantur, was bei Cäsar recht selten ist. Ebenso wird die Verstärkung von Konjunktionen durch vorgesetztes quod (quodubi, quodnisi) von Cäsar vermieden; er hat nur einmal in einer Rede quodsi. Dafs die Wendung diem, quo die u. ä. bei Cäsar häufig erscheint, legt der Verf. in Anlehnung an meine Abhandlung über das Relativum in der Sprache Cäsars dar; bei Cicero ist diese Wendung viel seltener, dagegen hat dieser wieder oft das pronomen neutrius in obliquen Kasus, vgl. die appendix S. 111, während das bei Cäsar ein ziemlich seltenes Vorkommen ist. Geradezu überrascht ist man, wenn man S. 50 f. liest, wie oft Cicero den Infinitiv nach Verben anwendet, die bei Cäsar eine Konjunktion nach sich haben.

Wir können nicht das ganze Buch so durchgehen. Es ist auch lehrreich, wo man es aufschlägt, aber hier mufs leider die Warnung hinzugefügt werden: man hüte sich, alles ungeprüft anzunehmen. Der Verf. hat die Unsicherheit des Cäsarischen Textes nicht genügend beachtet. Für das Bellum Gallicum benutzt er meist Meusel, der der Handschriftenklasse β zu viel Wert einräumt, und für das Bellum civile die Ausgabe von Holder, die bei mancherlei Vorzügen doch nicht geeignet ist als Grundlage für Cäsarstudien zu dienen. So folgt der Verf. längst verworfenen Lesarten und kommt natürlich zuweilen, wie gleich im ersten Kapitel, zu zweifelhaften Ergebnissen, vgl. irrumpere, abesse, avertere. Zuweilen wendet er eigene Kritik an, aber nicht immer mit Glück, vgl. S. 10 importatis his non utuntur b. G. 4, 2, 2, wo die Beibehaltung von his unzureichend begründet wird. Auch hat er nicht alle Stellen vorsichtig nachgeprüft; sonst hätte er S. 3 nicht behaupten können, immittere sei mit Dativ konstruiert, da canalibus b. c. II, 10, 6 Ablativ ist. Ebenso unrichtig ist die Behauptung (S. 3) abstrahere sei mit blofsem Ablativ verbunden; denn b. c. III, 78, 3 sind frumento ac commeatu Apposition zu a copiis (das steht freilich auch in Menge-Preufs Lexicon Caesarianum unrichtig). S. 7 will er b. c. I, 5. 4 „V primis diebus quibus“ auffassen als „5 Tage nachdem“; es heifst aber an der Stelle „binnen 5 Tagen“. Übrigens ist es nicht nötig, dafs hinter diebus noch ein Relativum folgt, damit die Bedeutung „nach“ erzeugt wird, vgl. „eo biduo = 2 Tage nachher“ b. c. I, 41, 1; 87, 4. S. 14 fehlt unter den Beispielen, wo ein Satz von einem Substantiv abhängig gemacht wird b. c. I, 5, 8: de-

curritur ad ... senatus consultum ...: dent operam consules. Vielleicht hat aber hier der Verf. gar nicht alle Beispiele geben wollen. Aber S. 43 bei Angabe der Beispiele für cum iterativum mit dem Indikativ will er vollständig sein; warum hat b. G. 4, 2, 3; 33, 1; 5, 21. 3; 6, 13, 2; 15, 1; 16, 5; 18, 3; 23, 4 u. s. w. nicht berücksichtigt?

Die Schrift entbehrt also der vollen Zuverlässigkeit, aber trotzdem wird man auch sie als recht nützlich und dankenswert bezeichnen dürfen.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

---

114) **K. H. E. de Jong, De Apuleio Isiacorum mysteriorum teste.** Specimen litterarium inaugurale etc. Lugduni Batavorum, E. J. Brill, 1900. 152 S. 8.

Eine eingehende Untersuchung über die Isismysterien der hellenistisch-römischen Zeit bedarf, wenn auch kein besonderer Anlafs dazu in neueren Funden vorliegt, keiner Rechtfertigung, wenn wir bedenken, wie sehr die Ansichten über dieselben teils infolge der Unbestimmtheit und Unklarheit der Angaben in der Überlieferung, teils infolge ungerechtfertigter Vermengung mit den Nachrichten über andere, besonders der eleusinischen Mysterien auseinandergehen. Der Verf. hat daher recht daran gethan, dafs er nach einer Musterung der bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet, von Sainte-Croix, Lobeck, Reichel, Schoemann, G. Boissier, J. Burckhardt, G. Lafaye, Drexler u. a., aus der sich zugleich ergiebt, wie die Frage heutzutage steht und was zu deren Lösung noch zu thun ist, scharf unterscheidet zwischen den Gebräuchen bei den Eleusinien und den Isismysterien, wobei sich ergiebt, dafs jene an bestimmten, diese an beliebigen Tagen gefeiert, dafs bei jenen Hunderte zugleich, bei diesen immer nur Einzelne eingeweiht wurden, dafs zu den Eleusinien jeder, wofern er nur von Verbrechen rein und kein Barbar war, zu den Isismysterien nur der zugelassen wurde, den die Göttin selbst in einer Traumerscheinung dazu erwählt hatte; dafs in jenen die Astrologie keine, in diesen eine wichtige Rolle spielte, endlich dafs die Epopten der Isis ein völlig neues Leben am Orte des Heiligtums begannen, eine Art Familie von Isisverehrern bildeten, während die der Eleusinien nach wie vor in der menschlichen Gesellschaft verkehrten. Aus allen diesen Unterschieden ergiebt sich die strikte Forderung, dafs für die Erklärung der Isisweihen das, was man von den Eleusinien weifs, nicht ohne weiteres herbeigezogen werden darf. Bei der

Frage nach dem Hergang und Inhalt der Weihen geht der Verf. aus von Stelle aus Apulejus Metam. 11, 23, wo Lucius, soweit er darf, erzählt, was er bei den Mysterien gethan und gesehen habe. Die zahlreichen bisherigen Erklärungsversuche haben zu einem befriedigenden Ergebnis nicht geführt, weil man nach Analogie der Eleusinien darin meist scenische Vorführungen erkennen wollte. Weder die Vorzeigung von Symbolen allein noch theatralische Vorstellungen, führt er aus, können solche höchste Seelenerregungen bewirkt haben, wie sie aus der Schilderung des Apuleius sich ergeben. Es müssen Einwirkungen auf den Gemütszustand des Initianden stattgefunden haben, die ohne die Anwendung von Mitteln der Täuschung der Sinne in demselben die Vorstellung erweckten, dafs er alles das sehe und erlebe, was er gesehen und erlebt zu haben berichtet. Er erzählt, er habe die Pforten des Todes durchschritten, die Schwelle der Proserpina betreten, sei durch alle Elemente hindurch zur Oberwelt zurückgekehrt, habe in der Mitte der Nacht die Sonne im hellsten Glanze leuchten sehen und sei mit den unteren und oberen Göttern in unmittelbaren Verkehr getreten. Ein derartiges Schauen ist doch nach Ansicht des Verf. mit blofs scenischen Mitteln nicht denkbar. Wenn ich ihn richtig verstehe, so sind die Erscheinungen der Initianden nicht als den äufseren Sinnen vorgeführte wirkliche Gestalten und Lichter zu erklären, sondern als Visionen des inneren Sinnes, als Einbildungen, die ihm durch die Priester suggeriert werden. Der Verf. gebraucht diesen Ausdruck nicht, aber seine Erklärung läuft doch darauf hinaus, und es scheint dies auch in der That die einzige plausible Erklärung zu sein. Denn aus den Worten des Ap. geht doch soviel klar hervor, dafs der Akt der Einweihung ein Sterben des Initianden, eine Wanderung durch die Unterwelt und Rückkehr zur Oberwelt ist, Vorgänge, die ihm mit allen Mitteln der Technik nicht vor die leiblichen Augen gestellt werden können, die er sich aber einbilden kann, wenn er zumal durch die Behandlung in den Vorbereitungsstadien, tagelanges Fasten und Enthaltung von allen gewöhnten Genüssen, Reinigungen u. s. w. in einen Zustand der Ekstase versetzt wird, in der er alles schliefslich zu sehen, zu hören und durchzumachen glaubt, was ihm eingegeben wird.

Für derartige Suggestionen brauchte man allerdings geeignete Medien, und solche zu finden war in den Zeiten des krassesten Hexen- und Wunderglaubens nicht schwer, zumal für die Isismysterien, zu denen nur solche zugelassen wurden, die von Isis selbst in nächtlicher Vision berufen wurden.

Und wer wird eine solche erhalten haben, wenn er nicht schon von einem lebhaften Verlangen nach der Einweihnng beseelt war? Es ist mir nicht ganz klar geworden, ob der Verf. nicht nnter den spectra, von denen er spricht, auch wirklich sichtbare Erscheinungen oder ob er blofs innere Visionen verstanden wissen will. Ans den ganzen Ausführungen scheint mir jedoch das letztere als seine wirkliche Ansicht hervorzugehen, und diese hat die gröfste Wahrscheinlichkeit für sich. Ich wüfste nicht, wie sich die Stelle des Apuleins besser erklären liefse, nnd stehe nicht an, diese Dissertation, die sich auch durch die erschöpfende Herbeiziehung der einschlägigen antiken und modernen Litteratur vorteilhaft auszeichnet, als einen ganz hervorragenden Beitrag znr Förderung unserer Kenntnis nnd nnseres Verständnisses des Mysterienwesens zu bezeichnen, der von keinem, der sich für diese Fragen interessiert, nnbeachtet gelassen werden kann.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

115) **H. Osthoff, Etymologische Parerga.** Erster Teil. Leipzig, S. Hirzel, 1901. VII u. 378 S. 8. ℳ 9.—.

Der reiche Inhalt des Buches setzt sich aus zwei Hanptteilen zusammen: I. Aus dem Pflanzenreich (S. 1—198) und II. Aus dem Tierreich (S. 199—378). Jeder dieser Hauptteile nmfafst wieder je vier gröfsere Abhandlnngen, nämlich einerseits Ceres a creando, Vom Kernholz, Eiche nnd Trene, Ahorn, anderseits Haus nnd Vieh, Von Horn und Horntier, Wal, *φάλαινα*, Frosch, froh nnd springen. Dem Verf. ist es nach seinen eigenen in dem Vorworte niedergelegten Ausführungen darum zu thnn, den etymologischen Wörterbüchern der Einzelsprachen zusammenhängende Untersuchungen gegenüberzustellen, welche, wie schon aus der oben angeführten Inhaltsangabe hervorgeht, die Aufgabe haben, mit erschöpfender Gründlichkeit und Ausführlichkeit bestimmte, umgrenzte Stoffe zu behandeln, in diesem ersten Teile „vorzngsweise Wörter und Ausdrücke des pflanzlichen und Tierlebens, die nach ihrer wurzelhaften Herknnft betrachtet werden“. Es ist einleuchtend, dafs bei solch gründlicher Betrachtungsweise manche verbindenden Fäden, die der früheren Forschung entgangen sind, aufgedeckt und dadurch verwandtschaftliche Beziehungen zwischen einzelnen Wörtern erwiesen werden, die früher nicht auf ihre Zusammengehörigkeit nntersucht nnd geprüft worden sind. Anderseits werden manche bisher fast allgemein als richtig angenommene Etymologieen durch schärfere Betrachtung und Prüfung der in allen Einzelsprachen

zu berücksichtigenden Verhältnisse als unstichhaltig und daher verwerflich erkannt. Auch geben wir dem Verf. unbedingt zu, dafs seine meisterhaft geführten Untersuchungen nicht nur ein „grammatisch-etymologisches", sondern auch ein „allgemeineres, kulturhistorisches Interesse beanspruchen können". Und so werden die in diesen „Parerga" enthaltenen Untersuchungen, mit welchen O. im Gegensatze zu „der durch Fick inaugurierten lexikographischen „Behandlungsweise", wieder etwas mehr „in die von Pott so erfolgreich beschrittenen Bahnen der zusammenhängenden, begründenden und untersuchenden Darstellung" eingelenkt hat, gewifs den lebhaftesten Dank vonseiten der Sprachforscher und Philologen ernten.

Nicht gut thunlich ist es, eine Inhaltsangabe der belehrenden und tief eindringenden Auseinandersetzungen zu geben, da sie als Ganzes genommen werden müssen und nicht im Auszuge betrachtet werden können, ohne dafs man Gefahr liefe, die Wirkung der zusammenhängenden Darstellung erheblich abzuschwächen. Die etymologischen Aufstellungen sind, wie es sich bei einem Sprachforscher von dem Range Osthoffs erwarten läfst, in lautgesetzlicher und formaler Hinsicht ebenso tadellos, wie es der Verf. verstanden hat, den inneren Bedeutungszusammenhängen mit feinem Spürsinn nachzugeben und lückenlose Übergänge herzustellen, wo die Brücke auf den ersten Anblick nicht immer leicht herzustellen scheint. Ich zweifle daher nicht, dafs die meisten der in unserem Buche niedergelegten Ergebnisse die Zustimmung der beteiligten Kreise finden werden, wenn auch nicht gerade von allen behauptet werden kann, dafs sie schlagend wirken, weil sie eben das Ergebnis tief durchdachter kombinatorischer Forschung sind. So kann ich mich beispielsweise bei der Herleitung der stammverwandten indogermanischen Wörter für „Hund", die der Verf. schon auf der letztjährigen Strafsburger Philologenversammlung (vgl. Indog. Forsch. Anz. 12, 346) vorgebracht hat, nicht des Gefühles erwehren, dafs hier doch vielleicht etwas zu viel, wenn auch alles vollkommen lautgesetzlich, konstruiert ist. Indes ist dieser Eindruck ja ganz subjektiv, und es liegt mir gänzlich ferne, daraus etwa einen Vorwurf gegen O.s Darstellung und Auffassung im allgemeinen schmieden zu wollen. Im Gegenteile, ich kann diese „etymologischen Parerga" nur angelegentlichst dem eifrigen Studium empfehlen und am Schlusse dieser meiner kurzen Anzeige nur dem Wunsche Ausdruck geben, dafs der zweite Teil nicht zu lange auf sich warten lassen möge.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

116/117) **K. Wessely, Schrifttafeln zur älteren lateinischen Paläographie.** Leipzig, Avenarius, 1898. 12 S. 20 Tafeln (mit 50 Faksimilien).

— **Papyrorum scripturae graecae specimina isagogica.** Ebend. 1900. 7 S. 10 Tafeln.

Betreffs des erstgenannten, bereits vor längerer Zeit erschienenen Werkes kann es als allgemein anerkannt gelten, dafs sich W. durch die Veröffentlichung des meist der Papyrus-Sammlung Erzherzog Rainer entnommenen, für die Entwickelung der Kursive und der Unciale wertvollen Materials Verdienste erworben hat. Ebenderselben — nunmehr mit der Wiener Hofbibliothek vereinigten — Sammlung gehören mit wenigen Ausnahmen (T. 1—5) die Papyri der Specimina an; sie bieten, da in diesen Urkunden (der Zeit von Augustus bis Nero) dieselben Örtlichkeiten und Personen erwähnt werden, einerseits hervorragendes sachliches Interesse und sind anderseits zur Einführung besonders geeignet. Die letzte Tafel bietet eine Zusammenstellung gleicher Texte aus verschiedenen Papyris, während T. 15 zehn datierte Alphabete enthält. Dadurch, dafs für die Papyri des Britischen Museums der Lichtdruck beibehalten wurde, hat W. selbst zugegeben und anschaulich gemacht, dafs dieses Reproduktionsverfahren der von ihm gewählten Autographie vorzuziehen sei; diese ist für Fälle, in denen die Photographie eines Papyrus nicht glückt, zwar ein wohlfeiles, aber keineswegs ein befriedigendes Auskunftsmittel.

Von der Vorrede zu den Schrifttafeln ist ein Teil unter dem Titel: „Wie haben die alten Römer geschrieben?" als Programm des Staatsgymnasiums im III. Bezirke von Wien (1898) erschienen. An der zu den Specimina haben Kalbfleisch (Phil. Wochenschr. 1901, 1331) und Schubart (DLZ. 1901, 1689) mangelhafte Revision der Umschriften beanstandet. Da die Umschriften nach dem sachlichen Zusammenhang, die Tafeln aber nach den Raumverhältnissen angeordnet sind, ist es nicht gerade leicht, die Umschrift einer bestimmten Nummer zu finden; es hätte sich empfohlen, die Faksimilien nach der sachlichen Anordnung zu numerieren und in der Einleitung bei jeder Nummer die der Tafel beizufügen.

Wien. **Wilh. Weinberger.**

118) **Monumenta Pompeiana.** 1. Lieferung: Napoli. Leipzig, Kommissionsverlag G. Hedeler, 1901. gr. Fol. ℳ 12.—.

Mit diesem auf 50 Lieferungen berechneten, nicht ausschliefslich für Gelehrte bestimmten Illustrationswerk beabsichtigen die Herausgeber Com. N. und Ing. E. Lecaldano die Kenntnis der pompejanischen Denkmäler auch allen denen zu vermitteln, die in der Betrachtung der alten Kunst für ihren Geist Erholung und Erfrischung suchen. Ihrem bedeutende Herstellungskosten beanspruchenden Werke einen möglichst grofsen Absatz zu verschaffen, geben sie den erläuternden Text in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Ob es nicht praktischer gewesen wäre, die Monumenta gesondert von dem in vier Ausgaben zu veröffentlichenden Textbuch — das ganz wohl ein kleineres Format hätte haben können — auf den Markt zu bringen, will ich dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls ist das Unternehmen aufs freudigste zu begrüfsen, da es weder durch Weichardts vortreffliche Rekonstruktionen noch durch Mau's zu erwartende Publikation pompejanischer Wandbilder entbehrlich wird. Nach der vorliegenden ersten Lieferung zu schliefsen, sollen Architektur, Malerei und Graffiti in gleichem Mafse berücksichtigt werden. Die Chromolithographie des Peristyls aus dem Hause der Vettier, die uns zwar die im Text gepriesenen Details der Dekoration der Säulenkapitelle und Architrave vorenthält, giebt von dem gegenwärtigen Zustand des Gebäudes eine klare Vorstellung. Eine besonders starke Anziehungskraft aber werden dem Werke die Wandgemälde sichern, namentlich wenn sie in so vollendeter Weise reproduziert werden, wie die beiden aus dem Hause der Vettier, die in prächtigen zarten Farben auf schwarzem Grunde Iphigenie zwischen Thoas und Orestes und Agamemnon im Begriff die Hindin der Artemis zu erlegen, zeigen. Auch die Graffiti, von denen die Bücher über Pompeji nur spärliche Proben bringen, in reicherer Auswahl kennen zu lernen, dürfte manchem Altertumsfreund willkommen sein. So sehen wir den weiteren Lieferungen mit Spannung entgegen, möchten aber — im Interesse der Publikation sei es gesagt — den Herausgebern empfehlen, dem Text eine gleich grofse Aufmerksamkeit zuzuwenden als den Monumenten selbst. Dafs im Text zu Tafel II Clamis und Chlamys wechseln, ist schon zu vermeiden, Druckfehler aber wie auf Tafel I gemalt, Zeweifel, Tafel II nakt, Tafel III entält, kämfen, Schid u. a. sollten in einem so teueren Werke gänzlich fern gehalten werden. Auch stimmen die Zitate nicht immer: Tafel III 6. deutsch

heifst es: C. J. L. IV n. 2441 und englisch 2451. Ein im deutschen Text Nenorianus wird im englischen richtig zu Neronianus.

Bremen. **L. Koch.**

119) **Der römische Limes in Österreich.** Herausgegeben von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien, Alfred Hölder, 1901. Heft II 160 S. gr. 4. Mit 24 Tafeln und 50 Figuren im Text.

Es kann die Aufgabe des Ref. nicht sein, von dem reichen Inhalt dieses zweiten Heftes der den Limes Romanus in Österreich betreffenden Publikationen der Kaiserl. Akademie in Wien auch nur annähernd eine Vorstellung zu geben. Dank der Stiftung eines wohlhabenden Privatmannes, Joseph Treitl, ist die Akademie in stand gesetzt, von den rüstig fortschreitenden Arbeiten am römischen Limes von Jahr zu Jahr ausführliche, reich mit Plänen und Abbildungen ausgestattete Berichte herauszugeben, von denen hier der zweite vorliegt. Er ist fast ausschliefslich dem Römerlager in Carnuntum gewidmet, und zum gröfsten Teil, abgesehen von dem epigraphischen Anhang von Eug. Bormann, von dem Oberst v. Groller verfafst, dem auch die Aufnahmen und Zeichnungen verdankt werden. Eröffnet wird das Heft mit einem Bericht über das Gräberfeld bei der Villa Pálffy in der Nähe des Lagers. Eingehend wird über die neuen Grabungen an diesem Lager selbst, in der Retentura, an der porta principalis sinistra und in der Praetentura berichtet, wodurch die bisherige Kenntnis dieses grofsen Lagers teils vielfach berichtigt, teils wesentlich erweitert wird. Insbesondere wird unsere Kenntnis der römischen Waffen, denen ein Drittel des Heftes gewidmet ist, sehr wesentlich erweitert. Kurz ist auch über das Ergebnis der Strafsenforschung und über die Brunnen berichtet. Einzelheiten hier herauszugreifen, hat keinen Wert. Wer sich über die reichen Ergebnisse unterrichten will, darf sich der Mühe nicht entschlagen, zu dem Buche, denn ein Heft ist es kaum noch zu nennen, selbst zu greifen und es gründlich zu studieren. Denn ein flüchtiges Durchblättern bringt hier keinen Gewinn. Wohl aber bedarf es zum Verständnis des Buches gewisser Vorkenntnisse, zu deren Erlangung der Führer durch Carnuntum von Kubitschek und Frankfurter, Wien, Lechnersche Buchhandlung, 1894, ein nützliches Hilfsmittel bietet.

C. **P. W.**

120) **Max Banner, Pädagogische Tagesfragen.** Frankfurt a. M., Franz Benjamin Auffarth, 1902. 72 S. 8.

Der Verf. behandelt in seiner Schrift verschiedenartige Fragen, die zum grofsen Teil schon einzeln von ihm vorher erörtert worden sind. Er bespricht die neuen Methoden des Sprachunterrichts, das Züchtigungsrecht des Lehrers, die französische Sprachreform und die deutsche Schule, gibt einen „pädagogischen Dialog“: Die rote Tinte, — verbreitet sich über eine neufranzösische Professur an unseren Universitäten, über die Schulferien und die Zukunft des französischen Unterrichts in Preufsen und gibt zum Schlufs eine Anzahl Aphorismen. Die Ausführungen bieten viel des Interessanten und Fesselnden, wenn auch „die rote Tinte“ und einzelne der Aphorismen keinen grofsen Anklang finden werden. Erfreulich ist die Offenheit, mit der der Verf. im ersten Kapitel (S. 9 f.) erklärt: „Was man dabei von unmittelbarer Aufnahme des fremden Terminus, was man gar vom Denken in der fremden Sprache redet, das ist, gelinde gesagt, Fabelei, das gehört in das Gebiet der Utopien der Reform. Der Mensch denkt nur in einer Sprache: eine fremde Sprache kann, aufserordentliche Fälle ausgenommen, immer nur bis zu einem gewissen, ziemlich beschränkten Grade so sehr unser Eigentum werden, dafs wir uns ihrer wie der Muttersprache bedienen.“ — Die „Pädagogischen Tagesfragen“ können Lehrern und Laien nur empfohlen werden.

Nauen. **Fries.**

121) **Karl Wimmer, Spracheigentümlichkeiten des modernsten Französisch erwiesen an Erckmann-Chatrian.** Zweibrücken, Zweibrücker Druckerei von P. & L. Hallanzy, 1900. IX u. 82 S. 8.

In dieser fleifsigen und in mancher Beziehung interessanten Arbeit untersucht der Verf. unter Zugrundelegung von 22 verschiedenen Werken den Sprachgebrauch Erckmann-Chatrians in syntaktischer, lexikalischer und stilistischer Hinsicht. Solche Untersuchungen, die bekanntlich an anderen modernen französischen Schriftstellern, wie Zola und Daudet, schon angestellt sind, sind sehr nützlich und auch für die Schule wichtig, da sie uns erkennen lassen, inwieweit das modernste Französisch sich mit den Regeln, wie sie uns die landläufigen Grammatiken übermitteln, in Widerspruch gesetzt hat. Für den syntaktischen Teil hat Wimmer besonders die Grammatiken von Lücking, Mätzner, Plattner und Stier zur Vergleichung herangezogen;

nach meiner Meinung hätte er auch französische Werke wie Larousse, die Grammaire des Grammaires und die Grammaire Nationale von Descherelle-Chasles berücksichtigen sollen. Im ganzen ist die Untersuchung mit Fleifs und Umsicht geführt, doch möchte ich mir im einzelnen die folgenden Bemerkungen erlauben: S. 6 stellt der Verf. den Gebrauch des vollen Partitivartikels statt de vor Subst., denen attributive Bestimmungen vorantreten, als besondere Spracheigentümlichkeit E.-Ch.s hin. Dieser Gebrauch ist aber durchaus nicht ungewöhnlich mehr, er wird in der Pariser gebildeten Sprache immer häufiger und findet sich auch in der neuesten Litteratur gar nicht so selten. Übrigens ist er ja auch nach dem bekannten Februar-Erlasse des französischen Unterrichtsministers gestattet. Ebenso finden sich in den modernen Schriftstellern Beispiele genug für die Anwendung des unbestimmten Artikels in der Apposition (S. 8). S. 20 lesen wir: „Das betonte persönliche Fürwort setzen E-Ch. unmittelbar vor das Verb. Die moderne Sprache verlangt die Begleitung des unbetonten Fürwortes.“ Aber bekanntlich kann in der dritten Person auch das unbetonte Pronomen fehlen. In den aus E.-Ch. angezogenen Beispielen steht aber immer die dritte Person. S. 28 sagt Wimmer zum Interrogativpronomen: „Für lequel mit folgendem partitiven de und einem Pronomen oder Zahlwort findet sich manchmal auch qui.“ Ich glaube nun, dafs qui de nous, de vous etc. mindestens so gebräuchlich ist wie lequel de nous etc. Dann fährt er fort: „In Ergänzung zu dieser Wahrnehmung ist zu sagen, dafs statt des Pronomens oder des Zahlwortes auch ein Substantiv folgen kann, wie folgendes Beispiel zeigt: Nos députés, avant de répondre, voulaient savoir qui du peuple ou des Suisses aurait le dessus.“ Es hängt aber doch du peuple und des Suisses nicht ab von qui, sondern wir haben es mit dem pleonastischen durch Attraktion aus dem zu ergänzenden des deux veranlafsten de zu thun, also: qui des deux aurait le dessus, du (le) peuple ou des (les) Suisses. — Die Konstruktion: Faites donc taire cette vieille (S. 29) hat doch nichts Auffallendes an sich, denn der Infinitiv eines reflexiven Verbums verliert das Pronomen in der Verbindung mit faire, besonders in häufigen Verbindungen. Ebenso kann man oft genug hören und lesen entrer à l'auberge (S. 29) statt dans l'auberge, und veiller à (S. 31) ist ebenso gebräuchlich wie veiller sur. — S. 36 sagt Wimmer: „A mesure que, das sonst die Bedeutung ‚in dem Mafse wie‘ hat, wird bei E.-Ch. auch statt aussitôt que gebraucht.“ A mesure que bedeutet aber: à proportion et en même temps que (La-

rousse). Mit dieser Bedeutung aber kommen wir an den angeführten Stellen vollständig aus, wo zudem ausnahmslos das imparfait gebraucht ist, z. B. A mesure qu'on arrivait sur l'autre rive, chaque régiment formait le carré. — avec=malgré (S. 37) ist doch etwas ganz Gewöhnliches. — S. 38 soll contre im Sinne von „nahe bei" gebraucht sein. In den angezogenen Beispielen aber haben wir auch die Vorstellung des Anlehnens, z. B.: Près d'eux, contre deux vieilles futailles, dormait un petit tambour. — In dem lexikalischen Teile ist nur das Wörterbuch von Sachs-Villatte zu Rate gezogen; wie kann aber ein Wörterbuch, und sei es noch so vorzüglich, alle gangbaren Redewendungen enthalten? Auch dürfte die Liste der bei Sachs fehlenden Wörter nicht ganz vollständig sein; so erinnere ich mich in „Waterloo" den Ausdruck guévoir statt abreuvoir gelesen zu haben, der bei Wimmer fehlt. — In der im übrigen recht reichhaltigen Zusammenstellung von eigentümlichen Phrasen (S. 53 ff.) finden sich verschiedene, die im Französischen gang und gäbe sind, wie brûler la chandelle par les deux bouts, donner la chair de poule, donner la schlague.

Von Druckfehlern sind mir aufgefallen veille statt vieille (S. 29), reprêcher statt repêcher und avac statt avec (S. 68).

Münster i. W. **Hlt.**

---

122) **Paul Bürger, Über typische Durchbrechungen der dramatischen Einheit im französischen Theater.** I. Das mittelalterliche Theater. Breslau, Preuſs & Jünger, 1901. 73 S. 8. ℳ. 2.—.

Die vorliegende Abhandlung war ursprünglich als Einleitung zu einer Arbeit über die „typischen Durchbrechungen der dramatischen Einheit" im modernen französischen Drama gedacht, ist aber zu einem kleinen Buche geworden, und die beabsichtigte Untersuchung ist bisher ungeschrieben geblieben. Jedenfalls hat der Verf. viel Fleiſs aufgewendet, viel selbständige Lektüre auf dem Gebiete des mittelalterlichen Dramas getrieben und daher durch diese seine Arbeit viel gelernt. Was er über die Durchbrechung der dramatischen Einheit im Adams- und St. Nikolausspiel sowie in den Marienmirakeln sagt, ist in dieser Vollständigkeit noch nicht dargestellt worden, besonders eingehend und gelungen ist seine Darlegung über die Bedeutung der Predigt in dem Rahmen der dramatischen Handlung. Weiterhin dehnt er seine Untersuchungen auf die endlosen

Mysterien und die Moralités ans, wo es galt, besonders die komischen Szenen (Teufelsszenen, Auftreten des Narren, der Henker, der Marktschreier u. s. w.), die oftmals sich zum Theater anf dem Theater gestalten, zu untersuchen und als komische burleske Einschübe in die ernste Handlnng zn würdigen. Den Schlufs bildet die Betrachtung der mittelalterlichen Farcen unter dem gleichen Gesichtspunkte.

Rücksichtlich der gewonnenen Resnltate ist die Arbeit ohne Zweifel von Wert, aber sie leidet, als Behandlung des Themas betrachtet, an einem durchgehenden formalen Fehler, indem der Verf. nämlich sein Thema nicht überall scharf in das Auge gefafst hat, vielmehr statt dieses Themas ein verwandtes aber nicht identisches behandelt hat und nns dafür eine „Geschichte des französischen Dramas des Mittelalters nnter besonderer Berücksichtignng der Beobachtung der dramatischen Einheit" bietet. Lassen wir dieses Thema gelten, so haben die langen Abschnitte über die Entstehung des französischen Dramas und seiner Gattnngen, in denen das eigentliche Thema oft seitenlang ganz verloren geht, ihre Berechtigung, sonst sind sie Ballast nnd unstatthafte Abirrungen von der gestellten Aufgabe. Von Drnckfehlern ist das Buch wohl frei; S. 20 oben redet der Verf. von „der" Art poétique d'Anbignacs.

Wernigerode. **Drees.**

---

123) **Emile Rodhe, La Méthode mécanique en Grammaire.** (Essais de Philologie Moderne II.) Lund, Librairie Gleerup, 1901. 66 S. 8.

In der sieben Seiten langen Vorrede wendet sich der Verf. gegen die „mechanische Methode in der Grammatik", die zahlreich in Deutschland vertreten sei nnd anch in Schweden und anderen Ländern grofsen Erfolg gehabt habe; sie besteht darin, dafs der „mécaniste" ein Werk zergliedert, grofse Listen anfstellt, daranfhin oberflächliche Znsammenstellungen macht nnd seine Schlüsse zieht, ohne tiefer in den Geist des Schriftstellers einzndringen. Die Arbeit Rodhes wendet sich nnmittelbar gegen Wandschneider, Sprachgebranch bei Alphonse Daudet. Wortstellung und Verb (Beilage znm Programm der grofsen Stadtschnle zu Wismar. Ostern 1898) und bespricht zunächst die verschiedensten Kapitel von dem Gesichtspnnkt der in der Vorrede vertretenen Anschaunngen, um daran eine Reihe der beachtenswertesten Bemerknngen über französische Grammatik nnd französischen Sprachgebrauch zu knüpfen. Diese Bemerkungen

beweisen ein aufserordentlich tiefes Verständnis für den Geist der fremden Sprache und haben einen um so höheren Wert, als sie in ausgezeichnetem Französisch geschrieben sind, so dafs kein Neuphilologe die Broschüre lesen wird, ohne eine Fülle der wertvollsten Anregungen zu erhalten. Ein sorgfältig zusammengestellter Index erfüllt durchaus seinen Zweck.

Nauen. **Fries.**

---

124) **Gieschen** und **Barthe, Praktisches französisches Übungsbuch.** Leipzig, Raimund Gerhard, 1900. 84 S. 8. geb. ℳ 2.50.
Wörterbuch dazu (1901), 32 S.

Das Buch ist für Handelsschulen und Anstalten mit Handelsklassen geschrieben. Es enthält nur französische Übungen; kein deutsches Wort, keine Regel. Der erste Teil, „Grammatische Übungen“ bringt überaus zahlreiche Einzelsätze, die kapitelweise die einzelnen Gebiete der Elementargrammatik behandeln. Darauf folgen Sprechübungen, die sich an den ersten Teil anlehnen und nebenher oder als Wiederholung nachher durchgearbeitet werden können. Den Schlufs bilden 22 Handelsbriefe. Dazu kommt noch ein Verzeichnis von Parallelstellen zu den Kapiteln des grammatischen Teiles, gezogen aus den Sprechübungen und Handelsbriefen. Ein Wörterverzeichnis enthält das zu jedem Kapitel der grammatischen Übungen erforderliche Wortmaterial. Eine Grammatik liegt nicht bei. Ref. hat schon Gelegenheit gehabt, an einer kaufmännischen Abendschule nach ähnlicher Methode zu unterrichten, glaubt aber, dafs die rauhe Wirklichkeit stets die strenge Logik der Methode zu durchbrechen geneigt ist. Versäumnisse, gelegentliche Unaufmerksamkeiten und Vergefslichkeit bewirken neben der oft geringen Kombinationsgabe der Schüler, dafs bald ein Heft angelegt wird, welches Tabellen, Regeln u. s. w. aufzunehmen bestimmt ist. Warum auch nicht? Vielleicht ist ein solches Heft auch gar nicht gegen den Plan der Verf., vielleicht soll sogar eine beliebige kurzgefafste Grammatik nebenher laufen.

Das ganze Übungsmaterial wird in Form von Einzelsätzen geboten; diese sind aber vom ersten bis zum letzten aus der Handelssphäre genommen und stellen sich als Bruchstücke kaufmännischer Mitteilungen von mehr oder minder grofsem Umfange dar, die gelegentlich schon kurze Briefe sind, denen nur Kopf und Unterschrift fehlen. So ist gerade der den Einzelsätzen gemachte Vorwurf des Mangels an Zusammenhang und

Interesse sehr geschickt vermieden. Es sind gleichsam in kleine Teile zerlegte kaufmännische Briefe, die nicht nur, vortrefflich geordnet, grammatische Kenntnisse vermitteln, sondern einen derartigen Schatz von kaufmännischen Wendungen und Ausdrücken enthalten, wie sie kein anderes ähnliches Buch in solchem Umfange bietet. Derselbe Stoff kommt dann in den Handelsbriefen des dritten Teiles sowie in den Sprechübungen nochmals im Zusammenhange zur Verarbeitung. Letztere erstrecken sich mit Recht auch über andere, verhältnismäfsig naheliegende Stoffe.

Das alles sind Vorteile, die rückhaltlos einzugestehen sind. Ob im übrigen alle Einzelheiten auf den ersten Wurf gelungen sind, läfst sich nur aus dem wirklichen Gebrauch dieses wie eines jeden Übungsbuches erkennen. Gerade bei solchen Schulbüchern kann das Urteil der Kritik kein endgültiges sein; die Praxis wird dasselbe stets im einzelnen ergänzen und rektifizieren. Mit diesem allgemeinen Vorbehalt ist des Ref. Urteil folgendes: Zwar ist bei dem von vornherein sehr grofsen Wortmaterial die Mahnung am Platze, anfangs nur langsam vorzuschreiten; auch hält Ref. persönlich eine kurzgefafste Grammatik (einerlei welche) neben dem Übungsbuche für notwendig, ebenso wie ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis. Im übrigen aber darf gesagt werden, dafs ein durchführbarer Plan klar gefafst und konsequent verfolgt worden ist. Ansprechendes, nützliches Material ist sehr geschickt angeordnet und, wie es scheint, genügend wiederholt und verarbeitet worden. Das zum gröfsten Teil dem Lexikon der Handelskorrespondenz entnommene Material, zu dem noch Ploetz, Storm, Kron und Boerner für die Sprechübungen kommen, ist in einwandfreiem Französisch geschrieben; der Druck ist ziemlich korrekt, und die Ausstattung entspricht allen billigen Anforderungen. Das ganze Buch macht einen sympathischen Eindruck und verrät augenscheinliches pädagogisches Geschick der beiden Verf. Deshalb sei bei einer notwendig werdenden Wahl den Kollegen dringend empfohlen, auch dieses originelle und gewissenhaft gearbeitete Buch einer genauen Prüfung zu unterziehen.

Osnabrück. **K. Beckmann.**

---

125) **Friedrich Theodor Vischer, Shakespeare-Vorträge.** Vierter Band: König Johann. Richard II. Heinrich IV. Heinrich V. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1901. X u. 406 S. 8. ℳ 8.—.

Jeder neue Band dieser Vorträge ist ein neuer Genufs für den Leser.

Das günstige Urteil, das wir über die drei ersten Bände (Jahrg. 1900 dieser Zeitschrift, S. 90 ff., 309 ff.; 1901, S. 309 ff.) gefällt haben, können wir für den vorliegenden vierten nur wiederholen. Die Königsdramen, deren erste Hälfte seinen Gegenstand bildet, als ganzes betrachtet, sind ja schon an und für sich ein vorzügliches Beispiel, um daran Shakespeares Eigenart in jeder Beziehung zu studieren, und Vischer, der gute Kenner des Dichters und feinfühlige Ästhetiker, hat es natürlich besonders gut verstanden, allen Beobachtungen, die über diese Historien zu machen sind, Ausdruck zu geben. So folgen wir ihm denn auch bei diesem Stoffe, obgleich uns gerade diesmal kaum etwas Neues geboten wird, mit Vergnügen. Gleich die Einleitung, so kurz sie ist, oder vielleicht gerade deshalb (18 Seiten), dürfen wir als ein kleines Meisterstück bezeichnen. Alles Wesentliche über das „blutige Lehrgedicht für Könige" wird treffend und geschickt gesagt, was für die Kultur- und Staatsgeschichte wichtig ist, wird zweckmäfsig hervorgehoben, in wenigen Strichen wird eine ausgezeichnete völkerpsychologische Charakteristik und eine lebensvolle Schilderung einzelner hervorragender Persönlichkeiten gegeben, und auch den ästhetischen und litterarischen Fragen wird gebührende Beachtung geschenkt. Die Art der Darstellung ist im allgemeinen ebenso wie im ersten Bande. Vor jedem Stücke steht eine kurze Einleitung, die alle notwendigen Angaben enthält, und dann kommt die Einzelbesprechung, indem an jede Szene die Bemerkungen des Verf. angeknüpft werden. Von manchen Szenen ist nur der Inhalt angegeben; wo die Texte mitgeteilt werden, schliefsen sie sich in der Regel an schon vorhandene Übersetzungen an, meist an Schlegel und Gildemeister, da von Vischer bei diesen Stücken nur sehr wenig selbständig geändert worden ist. Über die Einzelheiten dieser Änderungen, denen der Herausgeber auch noch einige im Sinne seines Vaters beigefügt hat, wird er im folgenden fünften Bande berichten. Am Schlusse jedes Dramas folgt sodann noch eine kurze Zusammenfassung, die insbesondere das künstlerisch Beachtenswerte, die Komposition, das Verhältnis zur Geschichte, das Walten des Schicksals, den bei Shakespeare so aufserordentlich beliebten Parallelismus zwischen Ernst und Komik betrachtet. Psychologische und ästhetische Untersuchungen sind stets des Verf. Lieblingsarbeiten, bei denen er das Glänzendste leistet. Wie wir dies bei seiner Behandlung des „Hamlet" und der grofsen Tragödien von den menschlichen Leidenschaften bewundernd hervorheben mufsten, so geschieht es auch hier bei der Figur, die schon von so vielen und so ver-

schiedenartig beurteilt worden ist, bei Sir John Falstaff, den er, abgesehen von den allenthalben im Laufe der Besprechung gemachten Bemerkungen auf S. 227—238 zusammenhängend ganz ausgezeichnet charakterisiert. Wenn wir seiner Leitung folgen, können wir uns mit dieser fast ebenso oft abstofsend wie anziehend wirkenden Gestalt des dicken Ritters am besten abfinden.

Breslau. **Hermann Jantzen.**

126) **Rudyard Kipling, Kim.** Leipzig, B. Tauchnitz, 1901. 366 S. 8. ℳ 1.60.

Das Erscheinen eines neuen Werkes von Rudyard Kipling ist in England immer ein „Ereignis". Wenn das bei der Veröffentlichung von „Kim" wenig hervorgetreten ist, so liegt der Grund sicherlich in der Hauptsache darin, dafs das Interesse der Engländer zur Zeit in geringem Mafse auf Indien gerichtet ist. Obgleich Kipling die Verhältnisse in Südafrika aus eigener Anschauung kennt, hat er sie bisher nicht in nennenswertem Mafse zum Gegenstande seiner schriftstellerischen Thätigkeit gemacht. Auch den gegenwärtigen Krieg hat er mit Stillschweigen übergangen, vermutlich da er „die Vergewaltigung einer weifsen Nation durch eine andere für den gröfsten politischen Fehler hält, den ein Politiker begehen kann". — In „Kim" ist er auf das Feld seiner Thätigkeit zurückgekehrt, auf dem er seine ersten und berechtigtsten Erfolge errang, nach Indien. Es ist kein Roman im eigentlichen Sinne des Wortes, mit seelischen Konflikten und erschütternden Katastrophen. Vielmehr beruht das lebhafte Interesse, welches das Buch erweckt, zum grofsen Teil wiederum auf der Mannigfaltigkeit der vorgeführten Bilder aus dem vielgestaltigen Volks- und politischen Leben Indiens und auf der Lebendigkeit und Anschaulichkeit, mit welcher der Schriftsteller Personen und Örtlichkeiten, Sitten und Gewohnheiten, Denk- und Handlungsweisen dem Leser vor Augen stellt. Den Schauplatz verlegt er bald in das Lager der englischen Soldaten, bald in die Behausung der Eingeborenen, bald auf die von Menschen wimmelnde Landstrafse der Ebene, bald in die fast ungangbaren Pässe des Himalaya. Man lernt die Habgier und die Skrupellosigkeit der eingeborenen Priester so gut kennen wie die Schliche des afghanischen Rofstäuschers, die Eifersüchteleien zwischen den protestantischen und katholischen Militärgeistlichen wie die seltsame Mischung von Aufgeblasenheit und Schlauheit bei dem indischen, auf englischen Schulen

gebildeten „Schreiber". Den Hauptgegenstand aber bildet die Vorführung des weitverzweigten Spionage-Netzes, welches die englische Regierung unterhält, um über die vielfachen Anzettelungen innerer und äufserer Feinde auf dem Laufenden zu bleiben und rechtzeitig ihre Gegenminen springen lassen zu können. — Ein wesentlicher Unterschied zwischen „Kim" und ähnlichen Erzeugnissen Kiplings besteht nun darin, dafs dieser sich hier nicht mit der Abfassung einzelner Skizzen begnügt, sondern alles zu einem einheitlichen Ganzen zusammengeschweifst hat, indem er die Erlebnisse zweier Personen berichtet, welche als die „Helden" dieser Erzählung bezeichnet werden können. Der eine ist Kim, eigentlich Kimball O'Hara, der „Freund aller Welt" und der „Freund der Sterne", der Sohn eines verkommenen irischen Soldaten; ein lebensfrischer, unverwüstlicher halbwüchsiger Bursche, der durch sonderbar verschlungene Schicksale vom Gassenjungen zu einem nützlichen Werkzeug in der Hand englischer Beamten sich entwickelt. Der andere ist ein tibetanischer Priester, der die beschauliche Stille seines Klosters verlassen hat, um einen heiligen Flufs zu suchen, der alle Sünde abwäscht von dem, der in seine Fluten taucht. So wandert der Weltfremde unter der Führung des schlaugewandten Kim durch die buntbewegte indische Welt; und das rührende Verhältnis der beiden so grundverschiedenen Menschen, die einander gegenseitig den Weg ebnen zur Erreichung ihres Lebenszieles, ist eines der anziehendsten Bilder, die unser Schriftsteller gezeichnet hat. Daher mufs „Kim", auch wenn man dem Buch die manchmal sich findenden Anklänge an frühere Werke als Mangel anrechnen will, zu dem besten gezählt werden, was Kipling verfafst hat.

Flensburg. **Adolf Herting.**

---

127) **M. Ramshorn, Handbuch der spanischen Umgangssprache.** Stuttgart, Paul Neff, 1901. 704 S. 8. ℳ 4. —.

Das bekannte Handbuch der französischen Umgangssprache von E. Coursier erscheint hier in spanischem Gewande. Wie dieses zeichnet sich auch das hier gebotene Seitenstück durch aufserordentliche Reichhaltigkeit aus. Das Buch zerfällt in sechs Teile: der erste Teil besteht aus einem kurzen Abrifs der spanischen Grammatik, der auch getrennt erschienen ist und schon N. Ph. R. 1901, S. 502 von dem Rez. besprochen worden ist. Dann folgt ein systematisches Wörterverzeichnis, das nach verwandten Begriffen (Stadt, Haus, Wohnung, Mobiliar u. s. w.)

geordnet ist und namentlich die konkreten, für die Konversation unentbehrlichen Wörter bevorzugt. Ganz empfehlenswert wäre es gewesen, im Anschlufs hieran nach Art von Plötz, Voc. syst., auf die von den deutschen in so vielen Punkten abweichenden spanischen Lebensgewohnheiten und Sitten hinzuweisen. Die vier letzten Teile bringen eine Fülle von Redensarten, Wendungen und kurzen Gesprächen über die wichtigsten Gegenstände des alltäglichen Lebens. Sehr verdienstlich ist endlich noch eine recht vollständige Zusammenstellung von spanischen Sprichwörtern, an denen die spanische Sprache besonders reich ist und von denen viele wegen ihrer originellen Form das Entzücken jedes Folkloristen bilden werden, da sie in Verbindung mit der Litteratur einen vorzüglichen Einblick in die Eigenart des spanischen Volkscharakters gewähren.

Alle, die einmal in die Lage kommen, sich mit der spanischen Umgangssprache beschäftigen zu müssen, werden in dem besprochenen Werke ein gediegenes Hilfsmittel finden, das um so wertvoller ist, da ja gerade die phraseologische Beherrschung einer fremden Sprache ihre besonderen Schwierigkeiten bietet, bei deren Überwindung die Lektüre zwar gute Dienste leistet, aber doch insbesondere für das alltägliche Leben der Ergänzung durch geeignete Sammlungen bedarf.

Bremen. **Wilhelm Röhrs.**

---

128) **Maximilian Streck, Die alte Landschaft Babylonien** nach den Arabischen Geographen. 2. Teil. Leiden, Brill. XV u. S. 171—333. 8.

Dem ersten Teil, der Topographie Bagdads (vgl. Jahrg. 1901, Nr. 90, S. 174 f.), läfst Str. hier den zweiten folgen, der auch für die rein klassischen Philologen von Interesse ist, da sich auf dem hier behandelten Gebiete die ersten Geschicke der Zehntausend nach der Schlacht von Kunaxa abspielten. Das Heft enthält aufser einigen Nachträgen zum 1. Heft und der Fortsetzung des Litteraturverzeichnisses die Beschreibung des Tigrislaufes und der anliegenden Orte von Takrît bis Bagdad und von Bagdad bis Wâsiṭ. Das Quellenmaterial, das uns die umfangreiche arabische Litteratur bietet, ist von dem Verf. sorgfältig verwertet. Am eingehendsten werden die Hauptorte Takrit, Samarra, Madain („die Städte", d. h. Ktesiphon und Seleucia und Wasit behandelt. — Von Identifikationen nenne ich: Dura bei Ammianus Marcellinus XXV, 6, 8 heifst bei den Arabern wahrscheinlich Dur el Ḥarib (das wüste Dur), jetzt Imam Dur

südlich von Takrit. — Opis bei den heutigen Ruinen Tell Hyr oder Tell Mandjur, wo im Mittelalter Bâhamšâ lag; dies ist nach einer Vermutung G. Hoffmanns = aramäisch Bêt Ḥômesch; ḥômesch = φύσκη Bauch, Magen; bei Opis lag ein Kanal *Φύσκος* nach Xenophon, Anab. 2, 4, 25.— *Χούμανα* bei Ptolem. V, 20, 7 ist wahrscheinlich Humânija zwischen Bagdad und Numanija. — Dann verdient vor allem die Darstellung der Geschichte von Madain allgemeinere Beachtung.

Oldesloe. **R. Hansen.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 14. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

129) **Herodotos** erklärt von **H. Stein.** Erster Band. 1. Heft. Buch I. Mit einer Einleitung über Leben, Werk und Dialekt Herodots und einer Karte. Sechste verbesserte, teilweise neubearbeitete Auflage. Berlin, Weidmann, 1901. LXXXIII u 240 S. 8. ℳ 3.60.

Die neue Auflage des ersten Buches von H. Steins kommentierter Herodotausgabe darf in jeder Hinsicht als eine verbesserte bezeichnet werden; völlig umgearbeitet ist aber der Abschnitt über den Dialekt. Der Hrsg. betont mit Recht, dafs dieser nicht nach dem der ionischen Inschriften umgeformt werden dürfe, da der Dialekt der Inschriften in wesentlichen Punkten von dem unseres Geschichtschreibers abweiche; für die Feststellung des herodotischen Dialekts könnten nur die Hds. und die Sprache der ionischen Litteraturdenkmäler des 7. bis 5. Jahr-

hunderts in Betracht kommen. Soweit bin ich mit dem Hrsg. einverstanden; aber in der Anwendung dieses Grundsatzes gelange ich teilweise zu anderen Ergebnissen, da ich die Hds.-Klasse PR, die Stein als interpoliert betrachtet, der Hds.-Klasse ABC mindestens gleich achte. Mit Freude habe ich gesehen, dafs der verdiente Herodot-Forscher dem immer lauter werdenden Verlangen, den Spiritus asper durch den lenis zu ersetzen, keine Folge leistete. Er weist darauf hin, dafs bei Herstellung der ursprünglichen Schreibweise überhaupt jeder Spiritus, jeder Accent und jedes Lesezeichen aus dem Text entfernt werden müfste. Ja, meiner Ansicht nach darf man nicht einmal soweit gehen, wie der Hrsg., der zugiebt, dafs der Spiritus asper „an sich allerdings ungehörig" sei. Die alexandrinischen Grammatiker hatten wohl ihre Gründe, als sie ihn setzten, und er ist historisch ebenso beglaubigt, wie die Accente, welche dieselben Grammatiker auf die herodotischen Wörter setzten. Für den Spiritus lenis aber läfst sich nur der Grund anführen, dafs die vorhergehenden Tenues unverändert bleiben. Diese Erscheinung erklärt sich aber auch bei der Annahme, dafs man den ursprünglichen Asper in der Schrift noch festgehalten habe, als er seinen beeinflussenden Hauch in der Aussprache schon verloren hatte. Ebenso hielt man ja auch die unkontrahierte Schreibung der Vokale fest, trotzdem die gewöhnliche Sprache längst kontrahierte, wie die Inschriften zeigen. Da wir also hinsichtlich der Kontraktion und des Spiritus asper zu sicheren Ergebnissen über das Ursprüngliche nicht kommen können, so mufs man bei der Überlieferung stehen bleiben und sich damit begnügen, diese von etwaigen Fehlern der Abschreiber zu säubern.

Wie in jeder neuen Auflage, so hat Stein auch diesmal an einer grofsen Reihe von Stellen Änderungen des Textes vorgenommen. Ich will hier nur auf die von ihm selbst herrührenden Lesarten näher eingehen. Von diesen halte ich für richtig oder doch beachtenswert: 1, 19: *κατὰ τωὐτὸ* [δ] *καὶ Ἕλληνες*. 19, 4: *Ἀσσησσίης*. 19, 13 und 22, 15: *Ἀσσησσῷ*. 27, 22: *τοῖσι τὰς νήσους οἰκημένοισι* [*Ἴωσι*]. 32, 4: *ἀνδρῶν ἀξίους ἡμέας ἐποιήσαο* st. *ἐποίησας*. 48, 5: *τῶν μὲν δὴ ⟨ἄλλων⟩ οὐδὲν προσίετό μιν*. 49, 2: *κατὰ δὲ τὴν Ἀμφιάρεω* [*τοῦ μαντηίου*] *ὑπόκρισιν*. 65, 24 f.: [*μετὰ δὲ τὰ ... ἔστησε Λυκοῦργος*]. 93, 1: *ἡ Λυδίη* st. *γῆ Λυδίη*, wo Schäfer *γῆ ἡ Λυδίη* vermutete; aber Herodot sagt nur *ἡ Λυδίη* oder *Λυδίη*. 110, 7: *καὶ τάδε τοι ἐκέλευσε ⟨ἐπ⟩ειπεῖν*. 131, 8: *θύουσι δὲ ⟨καὶ⟩ ἡλίῳ*. 134, 17: [*κατὰ τὴν αὐτὸν δὲ ... τιμῶσι*].

150, 9: *ποιησάντων δὲ ταῦτα* [*Σμυρναίων*], Glossem zu *τὰ ἔπιπλα*; zu *ποιησάντων* ist *Ἰώνων* zu ergänzen. 165, 14: *καὶ ὤμοσαν μὴ πάλιν* st. *πρίν*; *οὐ πρίν ... πρίν* findet sich bei Herodot nicht. 203, 4: *ἡ ἔξω* ⟨*Ἡρακλέων*⟩ *στηλέων θάλασσα* nach Herodots Sprachgebrauch. 215, 10: *φάλαρα χρύσεα* st. *χρυσῷ*.

Die anderen Vermutungen des Hrsg. erscheinen mir unnötig oder verfehlt. 24, 36: *καὶ* ⟨*νῦν*⟩ *Ἀρίονος κτλ.*; aber *νῦν* fehlt öfter in solchen Zusätzen, vgl. VI 14: *καὶ ἔστι αὕτη ἡ στήλη ἐν τῇ ἀγορῇ.* V 63: *καὶ Ἀγχιμολίου εἰσὶ ταφαὶ κτλ.* IV 35; V 77; VIII 121. Wenn ein ähnlicher Zusatz nötig wäre, läge näher *καὶ Ἀρίονος* ⟨*ἔτι*⟩ *ἐστὶ* vgl. IV 11: *καί σφεων ἔτι δῆλός ἐστι ὁ τάφος.* — 61, 19: *μετὰ δέ, οὐ πολλῷ λόγῳ εἰπεῖν, χρόνος* ⟨*τε*⟩ *διέφυ καὶ πάντα σφι ἐξήρτυτο ἐς τὴν κάτοδον*; denn bei solcher Parataxis stehe regelmäfsig *τε καί*; aber vgl. V 28: *μετὰ δὲ οὐ πολλὸν χρόνον ἄνεσις κακῶν ἦν καὶ ἤρχετο κτλ* VIII 83: *καὶ οὗτοι μὲν δὴ ἐσέβαινον καὶ ἧκε*, wo Stein allerdings auch *τέ* st. *μέν* vermutet. — 64, 11: *ἐπ' ὅσον ἔποψις* ⟨*ἀπὸ*⟩ *τοῦ ἱροῦ εἶχε*; in diesem Falle müfste es doch wohl *ἄποψις* oder *ὅσου* abh. von *ἔποψις* heifsen. Die Überlieferung ist richtig: „auf wie weit hin der Anblick des Tempels reichte", d. h. so weit der Tempel gesehen werden konnte. — 65, 17: *ἀλλά τι καὶ μᾶλλον θεόν, ἔλπομαι, ὦ Λυκόοργε*, wozu er aus dem Vorhergehenden *μαντεύσομαι* ergänzen will. Aber wie pafst dazu *ἔλπομαι*? Die Pythia kann doch nicht sagen: „aber ich werde dich noch etwas mehr als Gott verkünden, glaube ich." Dagegen giebt die Überlieferung *ἀλλ' ἔτι καὶ κτλ.* den guten Sinn: „ich bin im Zweifel, ob ich dich als Gott oder Mensch verkünden soll, aber ich vermute in dir entschieden noch eher einen Gott." So ist der Zweifel begründet und auch entschieden. — 65, 24: *καὶ ἐφύλαξε ταῦτα μηδένα παραβαίνειν*, dem Sinne nach gut; noch näher der Überlieferung läge *μὴ παραβαίνεσθαι*; doch ist keine Änderung nötig, da das allgemeine Subjekt „man" beim Infinitiv oft fehlt: „und verhütete ihre Übertretung". — 67, 12 ist überliefert *ἔπεμπον αὖτις τὴν ἐς θεὸν ἐπειρησομένους*; der Hrsg. schreibt *τὴν ἐς* ⟨*Δελφοὺς τὸν*⟩ *θεὸν ἐπ.*, und so liest man VII 148, allerdings ohne *τήν*. Hier ist *ἐς Δελφούς* nach dem Vorhergehenden eine lästige Wiederholung; entweder mufs man *τὴν ἐς θεόν* als Rest eines Glossems ausschliefsen, oder *αὖτις τὸν θεὸν ἐπ.* schreiben. — 82, 39 hemerkt der Hrsg. richtig, dafs *κομᾶν* nicht von *νόμον ἔθεντο* abhängen kann; daher liest er *κομᾶν* ⟨*ἐνόμισαν*⟩; ich ziehe *κομᾶσι* vor. — 86, 25: *πάλιν ἐπειρώτων* [*τὰ λε-*

γόμενα]; aber vgl. IX 11: οἱ δὲ ὡς οὐκ εἰδότες ἐπειρώτων τὸ λεγόμενον. — 91, 4: Κροῖσος δὲ πέμπτου γονέος ἁμαρτάδα ἐξέτεισε st. ἐξέπλησε; damit setzt er die Erklärung an die Stelle des Textes. Die ἁμαρτάς ist eine moralische Schuld, die abgetragen und heimbezahlt werden mufs; von der Ableistung dessen aber, wozu man verpflichtet ist, stehen im Griechischen πλῆσαι und πληρῶσαι nebst Komposita ganz ebenso, wie τῖσαι und Komposita. So sagt Herod. VIII 144 χάριν ἐκπληροῦν, Plat. rep. I 338 B χάριν ἐκτίνειν. Aesch. Prom. 985 und Anth. Pal. VII 657, 3 χάριν τίνειν und Herod. III 47 selbst εὐεργεσίας ἐκτίνειν. Aesch. Sept. 477 τροφεῖα πληρῶσαι, Plat. rep. VII 520 B τροφεῖα ἐκτίνειν. Corp. inscript. 2189, 9. 2236, 2 λειτουργίαν πληροῦν, Demosth. 28, 17: ἀπέτεισα τὴν λῃτουργίαν. Plat. leg. XII 958 B: χρέος ἐκπληροῦν, Demosth. 27, 49: χρέα ἐκτίνειν, Theog. 205: ἔτισε κακὸν χρέος und Aesch. Ag. 452: δημοκράντου δ' ἀρᾶς τίνει χρέος. — 92, 2: ἐν μέν γε Θήβῃσι st. ἐν μὲν γάρ; aber dieses ist nicht zu tadeln, da sich ἐστί als Verb von selbst ergänzt. Gegen ἐν μέν γε spricht auch die Unterbrechung der Aufzählung durch ταῦτα μὲν καὶ ἔτι κτλ. — 98, 25 ist überliefert: οὕτω πάντων τῶν κύκλων, was der Hrsg. in οὕτω τῶν πέντε κ. abändert; leichter und dem folgenden δύο δὲ οἱ τελευταῖοι entsprechender erscheint mir οὕτω πέντε μὲν τῶν κύκλων. — 144, 3: φυλάσσονται αἰνῶς μηδαμοὺς st. ὤν; noch einfacher erscheint mir ὡς, wie ich schon früher unter Berufung auf Xenoph. Anab. VII 6, 22 vorschlug. — 153, 19: ἐπεῖχε [τε]; richtiger als Ausschliefsung ist vielleicht Abänderung des τε in τότε. — 163, 9: οὕτω δή τι ἐγένοντο· [ὡς] τὰ μὲν πρῶτα κτλ. Solche Satzbildungen finden sich in Herodot, vgl. III 12, 108; aber an unserer Stelle liegt zu einer Änderung kein Grund vor; freilich darf man zu οὕτω δή τι ὡς nicht Stellen wie II 11 vergleichen, wie dies in der Anmerkung geschieht, die übrigens nach Ausschliefsung von ὡς hätte gestrichen werden sollen, sondern II 135; III 130; VIII 99; I 199; VII 11. — 165, 7: ἐνεκτίσαντο πόλιν st. ἀνεστήσαντο; Schenkl war dem Hrsg. schon mit ἐνέκτισαν vorausgegangen. Zur Rechtfertigung der Änderung bemerkt Stein, ἀναστήσασθαι sei von einer Stadtgründung nicht gebräuchlich, zumal das Aktiv das Gegenteil „entvölkern, zerstören" bezeichne; aber vgl. Plut. de and. VII (40 E): ὁ Λακεδαιμόνιος ἀκούσας, ὅτι Φίλιππος Ὄλυνθον κατέσκαψεν, „ἀλλ' οὐκ ἀναστῆσαί γε τοιαύτην", ἔφη, „πόλιν ἐκεῖνος ἂν δυνηθείη"; aufserdem ἀναστῆσαι τὰ τείχη Demosth. XX 68. Aeschin. II 104, ἀναστῆσαι ναόν Plut. Popl. 15, ἀναστῆσαι πύργους

Xen. Cyrop. VII 5, 12 und endlich Eurip. Phön. 823 f.: *φόρμιγγί τε τείχεα Θήβας | τᾶς Ἀμφιονίας τε λύρας ὕπο πύργος ἀνέσταν*. Ich halte demnach an *ἀνεστήσαντο πόλιν* „sie erstellten sich eine Stadt" fest. — 194, 10: *ἀλλὰ ἀσπίδος τρόπον κυκλοτερέα ποιήσαντες καὶ καλάμης πλήσαντες [πᾶν τὸ πλοῖον τοῦτο] ἀπιεῖσι κατὰ τὸν ποταμὸν φέρεσθαι, φορτίων πλήσαντες*, wozu der Hrsg. bemerkt: „das zweite *πλήσαντες* wird verschrieben sein, etwa aus *πλήρεα* oder *γεμίσαντες*. Desrousseaux hatte *καὶ καλάμης . . . τοῦτο* ausgeschlossen, was wegen des folgenden *καὶ τὴν καλάμην πᾶσαν ἀπ' ὧν ἐκήρυξαν* nicht angeht; Gomperz ändert *τοῦτο* in *οὕτω*. Unter Billigung dieser Änderung lese ich *καὶ καλάμης πλήσαντες πᾶν τὸ κοῖλον οὕτω ἀπ. κ. τ. π. φέρεσθαι, φορτίων ἐπινήσαντες*; zu *ναῦν* oder *πλοῖον φορτίων ἐπινῆσαι* vgl. Arist. Eccl. 838: *αἱ τράπεζαί γ' εἰσὶν ἐπινενησμέναι | ἀγαθῶν ἁπάντων*. — 203, 19: *μεῖξιν δὲ τούτων τῶν ἀνθρώπων εἶναι ἐμφανέα κατάπερ ⟨ἐν⟩ τοῖσι προβάτοισι*; aber wir haben hier eine Mischung zweier an sich möglichen Strukturen, des Genet., der zu *μεῖξιν*, und des Dativ, der zum Satzganzen gehört; an *μῖξιν*, anschliefsend steht zuerst der Genet. *τούτων τῶν ἀνθρώπων*, bei *τοῖσι προβάτοισι* ist aber im Anschlufs an *εἶναι ἐμφανέα* der Dativ gesetzt: „wie für Tiere". — 204, 8: *τὰ ἐπαίροντα [καὶ ἐποτρύνοντα]*; aber vgl. I 86: *ἀνενειχάμενόν τε καὶ ἀναστενάξαντα*. I 109: *παραφρονήσει τε καὶ μανέεται*. III 14: *ἀνεβόων τε καὶ ἀνέκλαιον*. III 80: *περιεοῦσί τε καὶ ζώουσι*. III 119: *κλαίεσκε καὶ ὀδυρέσκετο*. III 114: *λοιδορέων τε καὶ κακίζων*. III 148: *ἀπεθώμαζέ τε καὶ ἐξεπλήσσετο*. III 151: *κατωρχέοντο καὶ κατέσκωπτον*; aufserdem VII 134. 208; VIII 69. 94. 101. Vielleicht ist *ἐπαίροντά ⟨τε⟩ καὶ ἐποτρύνοντα* zu lesen.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

130) **Aug. Heisenberg, Analecta.** Mitteilungen aus italienischen Handschriften byzantinischer Chronographen. Würzburger Habilitationsschrift. München, 1901. 45 S. 8.

Nicht allzuhäufig ist es in der Literaturgeschichte, dafs für ein anonymes Werk der Name des Verf. durch Forschung sicher erschlossen wird; einen solchen Fall lernen wir in dem ersten der drei Abschnitte vorliegender Schrift kennen: als Verf. der bisher anonymen sogen. Synopsis Sathas weist Heisenberg Theodoros Skutariotes aus Kyzikos nach. Er lebte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, einer jener zahlreichen Scribenten, die aus zwei oder drei Chroniken eine vierte kompilieren. Literar-

historisch ist er von geringer Bedeutung. Eine ganz andere, selbständige Natur ist dagegen Nikolaos Mesarites, den uns H. aus einer ambrosianischen Handschrift kennen lehrt. Er bekleidete um die Zeit der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner ein hohes geistliches Amt — er war *ἐπὶ τῶν κρίσεων τῆς ἁγιωτάτης μεγάλης ἐκκλησίας* und *σκευοφύλαξ τῶν ἐν τῷ μεγάλῳ παλατίῳ θείων ναῶν*. Ein Sammelband der Ambrosiana hat uns eine Reihe seiner Schriften mehr rhetorischen und homiletischen als chronographischen Inhalts erhalten. Es würde sich sicher verlohnen, wenigstens eine Auswahl herauszugeben. Denn nach den allerdings nicht gleichmäſsigen Notizen, die sich H. gemacht hat, ist viel Stoff zur Kenntnis der inneren Geschichte jener bewegten Zeit in den Schriften enthalten. Am interessantesten dürfte die Beschreibung der Apostelkirche sein. (In dem Stück, das H. mitteilt, steht wohl *πρηστῷ* [= *πριστῷ*] *λίθῳ* im Kodex, nicht *πρησσῷ*.) Den Schluſs der Mitteilungen bilden Notizen über eine Biographie des Kaisers Joh. Dukas Batatzes (1222—1254), die wahrscheinlich in einem Kloster Sosandra bei Magnesia am Sipylos im 14. Jahrhundert verfaſst wurde.

So giebt uns die Schrift Heisenbergs interessante Beiträge zur Literatur und Geschichte des 13. Jahrhunderts. Möchte der Verf. bald eine Ausgabe der wichtigsten Schriften des Nikolaos Mesarites entweder selbst herstellen oder einen andern dazu veranlassen.

München. **Th. Preger.**

---

131) **Josef Kubik, Realerklärung und Anschauungsunterricht** bei der Lektüre des Sallust und des Bellum civile Cäsars. Wien, Alfred Hölder, 1901. 58 S. 8.

In Österreich ist man schon immer beflissen gewesen, den Unterricht zu fördern durch Beschaffung von Anschauungsmaterial oder wenigstens durch Hinweis auf solches. Um die Gymnasien hat sich besonders Professor Kubik verdient gemacht, der schon früher Schriften zur Realerklärung von Cicero, Horaz und Tacitus herausgegeben hat und diesen jetzt die oben angeführten hinzufügt. Sie sind willkommene Ergänzungen zu den Schulausgaben, wenn sie auch Abschnitte, wie sie sich in meiner Schulausgabe des Bellum civile über Kriegswesen und über den Kriegsschauplatz (letzterer verfaſst von Prof. Dr. J. Lübbert in Halle a. S.) befinden, nicht überflüssig machen.

Die Absicht des Verf. ist, auf alles hinzuweisen, was für die Real-

erklärung und Veranschaulichung eines Schriftwerks verwendet werden kann, es aber dem Lehrer selbst zu überlassen, wie weit er es benutzen will. Er teilt den Stoff in mehrere Gruppen, die als Hauptüberschriften haben: Topographisches, Kriegs- und Seewesen, Öffentliches Leben und Spiele, Privatleben, Sekretes, Porträts. Die Lehrer können ihm für seine Zusammenstellung dankbar sein. Bedenken erregt hat mir eine Behauptung S. 45: „Was die *centuriones* betrifft, so gehörten dieselben dem *inferior ordo* an, wie denn II, 35, 1 der *centurio Fabius Paelignus* '*ex infimis ordinibus*' genannt wird.“ Es wird sich für Cäsar nicht nachweisen lassen, dafs die höheren Offiziere wie Legaten, Tribunen, Präfekten dienstlich als *superior ordo* bezeichnet worden seien, dem der *inferior ordo* der Centurionen gegenüber gestanden hätte. III, 74, 2 ist *superior ordo* nicht als dienstliche Bezeichnung zu fassen: sonst könnte Bell. Gall. 6, 40, 7 nicht gesagt werden 'quorum (centurionum) nonnulli ex inferioribus ordinibus reliquarum legionum virtutis causa in superiores erant ordines huius legionis traducti.' Hieraus geht hervor, dafs die Centurionenstellen in höhere und niedere zerfielen; jener Fabius aber hatte eine der niedrigsten inne.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

---

132) **Kurt Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit.** II. Band: Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit. Erste Hälfte. Urzeit — Griechen — Römer. Berlin, Georg Bondi, 1901. XXII u. 518 S. gr. 8. brosch. ℳ 8.—; geb. ℳ 9.—.

In der zur Besprechung vorliegenden ersten Hälfte des zweiten Bandes seiner Kulturgeschichte der Neuzeit beschäftigt sich Verf. mit dem Altertum als Vorstufe der Neuzeit, indem er den Stoff in folgender Weise gliedert: Erstes Buch: Ein Blick auf die Urzeit. Zweites Buch: Persönlichkeit und Gemeinschaft, Schauen und Wirklichkeit bei den Griechen. Drittes Buch: Staat und Gesellschaft der Römer. Bei der Fülle des Stoffes, der auf 518 Seiten zur Darstellung kommt, ist es kaum möglich, in einem kurzen Referat den Leser der Zeitschrift über Inhalt und Gedankengang des Buches so aufzuklären, dafs er sich ein abschliefsendes Urteil zu bilden vermag. Es kann sich also nur darum handeln, die Grundgedanken, die den Verf. bei seiner Darstellung leiteten, mit einigen Worten anzudeuten.

Von der Einheit alles geistigen Schaffens durchdrungen, sucht Brey-

sig den Nachweis zu liefern, dafs in Griechenland sowohl als auch in Rom die geistige Bewegung in dem Hauptergebnis ein übereinstimmendes Zeugnis für die Grundzüge des sozialen Lebens bietet, d. h. dafs allen geistigen Faktoren ein sozialgeschichtlicher Kern innewohnt. Im besonderen legt er dar, dafs, wie in der Politik, so auch in der Wissenschaft und Kunst, dieselben Tendenzen in stetem Wechsel in die Erscheinung treten, dafs sich auf allen Gebieten ein Übergang von der körperschaftlichen Geschlossenheit zur starken Persönlichkeit vollzieht. Im Lichte dieser Idee mustert Verf. die führenden Geister, die τύραννοι, auf dem Felde der Poesie, Philosophie, bildenden Künste u. s. w. Besondere Beachtung verdienen, um nur auf einige Partieen aufmerksam zu machen, die geistvolle Charakterisierung der dramatischen Kunst, die lehrreichen Analysen des Äschyleischen Prometheus und des Sophokleischen Oedipus rex, die Würdigung der Euripideischen Kunst und die feinsinnige Kritik der Aristophanischen Meisterschaft. Mit manchem Vorurteile, das sich „wie eine ew'ge Krankheit“ fortgeerbt hat, räumt Verf. unbarmherzig auf, indem er an der Hand des entwickelungsgeschichtlichen Prinzips Licht und Schatten gleichmäfsig verteilt und auch manches bisher weniger Beachtete in Würdigung seiner Eigenart gerecht einschätzt. Und wenn er auch über die Leistungen der Römer auf dem Gebiete der Kunst und Poesie schlechthin ein absprechendes Urteil fällt, indem er ohne weiteres alle römische Poesie als Epigonentum kennzeichnet, so bringt er doch dem Römertum als Ganzem die ihm gebührende Achtung entgegen und weifs auch die starken Einzelnen durchaus zu schätzen; ich erinnere nur daran, dafs er Catull als den Ersten unter den römischen Dichtern, Cicero als den federgewandtesten Schriftsteller, Sallust und Tacitus als vortreffliche Psychologen feiert. Auch dagegen läfst sich vernünftigerweise nichts einwenden, dafs er den Schwerpunkt des von den Römern ausgegangenen Einflusses nicht in die Geistes-, sondern in die Staatskultur (formale Vollkommenheit der Staatseinrichtungen, Rechtssystem, Staats- und Privatrecht) legt, wie sie sich aus den typischen Charakterzügen des römischen Volkes, aus seinem nüchternen Rechnen, seinem geschickt kombinierenden Verstande, seinem übermächtigen Staatssinn und der kühnen Selbstherrlichkeit der starken Einzelnen folgerichtig entwickelt hat.

Diese Skizze der Grundgedanken mag eine ungefähre Vorstellung von der Tendenz des Breysigschen Buches geben; allein sie soll und kann nichts weniger geben als einen vollen Begriff von dem Reichtume seines

Inhalts. Wem es Freude bereitet, dem geistigen Zusammenhange zwischen Jetzt und Einst nachzusinnen, der lese es selbst; es sei ihm hiermit bestens empfohlen!

Wernigerode a. H **Max Hodermann.**

---

133) **Hartmann Grisar S. J., Rom beim Ausgang der antiken Welt.** Mit 228 historischen Abbildungen, darunter ein Plan Forum Urbis Romae aeri christiani saec. IV—VII. (A. u. d. T. Geschichte Roms u. d. Päpste im Mittelalter. Erster Bd.) Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1901. XX u. 855 S. 8. ℳ 22.40.

Das vorliegende, grofsangelegte, auf 6 Bände berechnete Werk ruft vermöge seines Gegenstandes in erster Reihe die Frage nach dem Standpunkt des Verf. hervor, da nach diesem Standpunkte die darzustellenden Dinge bei allem Streben nach Unbefangenheit und Objektivität sich in sehr verschiedener Färbung zeigen. Der Verf. gehört dem Jesuitenorden an, steht demgemäfs auf dem Boden überzeugten, katholischen Glaubens. Aber er versichert in der Vorrede von jeglicher Tendenz und Voreingenommenheit sich frei zu wissen und das Werk macht in dem vorliegenden Bande den Eindruck, dafs diese Versicherung berechtigt ist. Dafs in einzelnen Äufserungen und Urteilen der Standpunkt des Verf. im Gegensatz zu anderen Ansichten, z. B. von Gregorovius etc. sich geltend macht, ist natürlich und berechtigt. Anderseits überraschen manche Aussprüche z. B. über Verbindung von weltlicher und geistlicher Gewalt durch ihren Freimut. Das Werk soll seine Fortsetzung finden in dem Werk von Ludwig Pastor: Geschichte der Päpste seit Ausgang des Mittelalters.

Nach der Vorrede soll die Darstellung diejenigen Gegenstände bevorzugen, die zur Geschichte der Gesittung, der Wissenschaft und Kunst gehören und er bietet in der That nach dieser Seite dem Leser, dem kulturgeschichtliche oder philologische Interessen im Vordergrund stehen, eine Fülle interessanter Mitteilungen, die unterstützt werden durch eine Reihe trefflicher Abbildungen. Der Verf. ist auf dem Boden Roms durch eigenes Studium bewandert wie wenige. Er benutzt die neuesten Forschungen und Entdeckungen. Er hat seine Vorstudien niedergelegt in den 1899 erschienenen Analecta Romana, die zur Aufnahme von Abhandlungen und Texten zur Beleuchtung von Einzelpunkten des vorliegenden Werkes bestimmt sind. Die Darstellung berührt das letzte Aufflackern des Heiden-

tums und die letzten Zeiten des Kaisertums und in Verbindung damit die äufsere Umwandlung Roms und schildert ausführlich die Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen bezüglich der Stadtmauern, der Brücken etc. Mit besonderer Ausführlichkeit werden dann die ältesten Kirchen der Stadt, die Tituli, behandelt. Das vierte Buch greift dann wieder zu den antiken Überresten zurück und beschreibt den damaligen Zustand der Kaiserfora, besonders das Forum Traiani und die Basilica Ulpia. Für Philologen ist dann ebenfalls von besonderem Interesse die Schilderung des Verfalls der römischen Bildung, wie er sich im Sinken der Geschichtschreibung, der römischen Sprache und Kunst zeigt. Dieser Verfall der Sprache zeigt sich bekanntlich auch bei den Chroniken und Geschichtsdarstellungen der germanischen Stämme, z. B. bei Gregor von Tours.

Wenn der Verf. die grellen Mifsstände des sinkenden Römertums und des Heidentums berührt, so erkennt er anderseits auch die Mängel und Schattenseiten im kirchlichen Leben und im Klerus an, wenn er auch mit Presbyter Salvian, mit Augustin und Ambrosius sich gegen die Ansicht wendet, dafs das Chrisentum mit Schuld trage am Verfall des römischen Reiches.

In den speziell kirchlichen Fragen verleugnet der Verf. seinen Standpunkt nicht. Er sieht, im Einklang mit protestantischen Geschichtschreibern, die Anwesenheit und den Tod des Apostels Petrus in Rom als bewiesen an, er bezieht die Aussprüche Christi zu Petrus ohne weiteres auf die Nachfolger Petri im Schlüsselamt; er setzt die Anerkennung des Primates des römischen Bischofs schon in das zweite Jahrhundert, erkennt aber auch an, dafs die Päpste sich noch lange Zeit als Unterthanen der Kaiser betrachteten. Den Arianismus bezeichnet er als unseliges Hindernis des politischen und sittlichen Gedeihens der jungen germanischen Staatsbildungen, sieht in ihm einen verkappten Polytheismus und den Anfang eines Nationalkirchentums, das der Verf. als mit dem katholischen Christentum unvereinbar bezeichnet. Freilich wird die Schilderung der Wirkung des Arianismus durch die Darstellung der Regierung der Oströmer nicht gerade bestätigt. Interessant wäre auch gewesen eine etwas eingehendere Würdigung der beiden Vertreter des Katholizismus Justinian und Chlodovech gegenüber dem Vertreter des Arianismus, Theodorich. Grisar bestreitet übrigens auf Grund seiner Forschungen, dafs von den Barbaren (Goten, Vandalen) die Denkmäler und Bauwerke des alten Roms zerstört worden seien. Schuld daran sei die Sitte der Zeit vom 7.—15.

Jahrhundert, von den Palästen, Tempeln, Theatern etc. das Material für die neuen Bauten zu nehmen. Die Okkupation Roms durch die italienische Regierung 1870 nennt Grisar von seinem Standpunkte aus eine beklagenswerte geistige Umwälzung und auch eine Umwälzung auf topographischem Gebiet, da die Stadt dadurch ein modernes Gepräge erhalten habe. Aber er erkennt darin auch ein grofses Ergebnis für die Archäologie. Die Ausgrabungen wurden von der Regierung in die Hand genommen und in den letzten Dezennien lernte man über Roms alte Gestalt mehr als früher in einem Jahrhundert. Durch diese neuen Entdeckungen wurden viele frühere Irrtümer, auf die sich noch Gregorovius stützte, berichtigt. Hauptquellen der römischen Topographie sind jetzt Lanciani, das liber pontificalis, das Itinerarium von Einsiedeln.

Trotz der konservativen Stellung Grisars äufsert er sich kritisch über viele Martyrien, deren angebliche Akten erst im 5. und 6. Jahrhundert verfertigt worden seien; auch zweifelt er an der Wahrheit der Simon'schen Legende, wie er auch der Ansicht ist, dafs mit den echten Überlieferungen über den Aufenthalt Petri in Rom unechte vermischt seien, und fordert gröfsere Strenge bezüglich apokryphischer Schriften. Wenn Gregorovius und noch Lipsius (1872) den Aufenthalt Petri in Rom bestreiten, den, wie oben bemerkt, andere protestantische Gelehrte anerkennen, so leitet Grisar das von theologischer Befangenheit ab. Allerdings ist sein Beweis, dafs, wenn ein Grab Petri in Rom nicht vorhanden gewesen wäre, es nicht erfunden werden konnte, sehr bestreitbar. Richtig ist, dafs sicherlich, wenn ein Ort gegründete Ansprüche gehabt hätte, das Grab Petri zu sein, gegen den Anspruch Roms Widerspruch erhoben worden wäre. Aber von nirgends wurde dieser Anspruch erhoben. Zur Darstellung des Verhältnisses zwischen Kaisertum und Papsttum betonte Grisar die innere Selbständigkeit der geistlichen Gewalt und hebt lobend hervor, dafs die Päpste die Unverletzlichkeit jenes Gebietes verteidigen, auf dem „Glaube und Kirche allein zu regieren befugt sind". Freilich besteht seit alter Zeit darüber Streit, welches dieses Gebiet ist und wer es zu bestimmen hat. Grisar hebt übrigens hervor, dafs die Schriften der grofsen Männer der Kirche voll sind von Verwahrungen gegen die Ungebührlichkeit aus den zwei getrennten Gewalten eine einzige zu schaffen, diejenige eines allmächtigen, alles erdrückenden Kaisers. In heidnischer Zeit, sagt Grisar an einer anderen Stelle, hatten die Kaiser geistliche und weltliche Macht vereinigt. Das ging nicht mehr an, seit-

dem Christus für Verwaltung seines Reiches andere Vorsteher und eine vom Weltlichen unabhängige Ordnung geschaffen hatte. Aber was von der heidnischen Würde unbeschadet des Wesens der christlichen Religion fortleben konnte, das sollte erhalten bleiben: aus dem weltlichen Oberpontifex wurde der oberste Protektor.

Bei der Darstellung der altchristlichen Kunst weist Grisar nach, daſs der altchristliche Basilikastil entstand aus dem zum Gottesdienst anfänglich benutzten atrium der römischen Wohnung. Es tritt dabei auch die Anschauung hervor, daſs der äuſsere Glanz zur Verherrlichung des Gottesdienstes diene. Grisar weist den Vorwurf zurück, daſs die Kirche durch diese Pracht verweltlicht sei. „Gewisse Formen der Kultur waren untadelhafte Äuſserungen des allgemeinen Menschengeistes.“ In dieser Anschauung geht Grisar mit umfassender Kenntnis auf die Schmuckstücke des Gottesdienstes ein, auf die Skulpturen, auf die Mosaiken. Bezüglich der letzteren und der Kunst überhaupt überflügelte im 5. Jahrhundert Ravenna die Hauptstadt Rom, wo Mangel an Geschmack und besonders ein starrer Charakter der bildlichen Darstellungen eingedrungen war.

In Darstellung der weiteren Entwickelung der Kirche zur Zeit der byzantinischen Herrschaft nimmt Grisar ebenfalls eine unbefangene Stellung ein, so in Beurteilung des Mönchtums und der in dasselbe sich bald einschleichenden Miſsbräuche; ebenso in Beurteilung vieler Wundererzählungen; er sagt, daſs die sogenannte konstantinische Schenkung im 8. und 9. Jahrhundert erdichtet sei. Freilich schwächt Grisar selbst seine Angabe, daſs die Kirche Freiheit und Autorität vereinigt habe, bedeutend ab durch die Bemerkung, daſs für Italien statt des glücklicherweise verschwindenden Arianismus der Despotismus kam. Die Darstellung Justinians und der Kaiserin Theodora erscheint daher etwas zu mild.

Dem Verfall der staatlichen Verhältnisse und der römischen Bildung wird rühmend das Aufstreben des Lebens in der römischen Kirche gegenübergestellt. Aber die Ansicht, daſs die Geschicke der Völker nun einmal an die ewige Stadt Rom gebunden seien, daſs die schwindende politische Einheit der Welt durch die kirchliche Zusammenfassung derselben mehr und mehr ersetzt worden sei, gilt doch nur von einer beschränkten Spanne Zeit und wird auf mehrfachen Widerstand stoſsen. Dagegen ist anzuerkennen, daſs der Verf. mit Entschiedenheit das Eindringen der Phantasie in die Geschichtschreibung jener Jahrhunderte, die Vorliebe für das Wunderbare, die Abnahme des Sinnes für Wahrheit zugibt. So konnte es ge-

schehen, dafs manche apokryphische Berichte ihren Ursprung von Rom nehmen und auch in Regierungsakten benutzt werden. Grisar meint, man könne den Päpsten nur den Vorwurf machen, dafs sie sich nicht genug über ihre Zeit erhoben haben und betont, dafs viele dieser apokryphischen Schriftstücke einen harmloseren Charakter gehabt, als spätere Ankläger ihnen zuschrieben. Ob das aber z. B. auch von den pseudo-isidorischen Dekretalien gesagt werden kann, ist fraglich, Grisar führt eine Reihe solcher Fälschungen an, wie die angeblich apostolischen Konstitutionen und canones, die Sammlungen des Dionysius Exiguus, die sogen. Symmachianischen Fälschungen, die im späteren Kircherecht eine unberechtigt grofse Rolle spielten. Auch hier nimmt Grisar an, dafs sie nicht als Mittel zur Erhöhung der päpstlichen Gewalt dienen sollten, sondern nur privaten Charakter besitzen. Dieser Auffassung kann man bezüglich des angeblichen constitutum Silvestri, wonach die Geistlichen nicht vor das weltliche Gericht gestellt werden dürfen, schwerlich beistimmen. Wie Grisar hier eine optimistische Auffassung verrät, so eine idealistische in Charakterisierung des Primats der römischen Kirche im 6. Jahrhundert, eine Auffassung, die wohl auch für spätere Zeiten gelten soll: „Wie Rom einst eine Einigung des Erdkreises bildete, so stand die Kirche da als Einrichtung zur Einigung der Menschheit in höherer Form, nicht als gewaltthätige Unterwerfung und Auflegung starrer Gesetze, sondern als harmonische Annäherung und Verkettung der Länder auf Grundlage derselben religiösen Glaubensgemeinschaft und gemeinsamer Liebe."

Das Gesagte mag genügen zur Charakterisierung des Werkes. Es bildet für Forscher auf dem Gebiete der spätrömischen und frühchristlichen Zeit durch die eingehenden Studien des Verf., die Benutzung der neuesten Entdeckungen auf dem Boden Roms eine Fundgrube von wichtigen und interessanten Mitteilungen, ob man den Standpunkt der Verf. teilt oder nicht. In der Einteilung hätte man vielleicht da und dort eine andere Anordnung vorgezogen, z. B. die zusammenhängende Darstellung der topographischen Verhältnisse und Zustände des heidnischen Roms. Doch thut das der Bedeutung des Werkes keinen Eintrag. Man darf mit Spannung dem Erscheinen der weiteren Bände entgegensehen, die, nach dem ersten Bande zu schliefsen, ebenfalls eine Reihe neuer Aufschlüsse über das mittelalterliche Rom bringen werden.

Offenburg (Baden). **Fr. Platz.**

134) **L. Meyer, Handbuch der griechischen Etymologie.** Zweiter Band (Wörter mit dem Anlaut ι, αι, ει, οι, υ, αυ, ευ, ου, κ (ε) π (ψ) τ. Leipzig, Hirzel. 857 S. gr. 8. ℳ 20.—.

Was wir über den ersten Band bereits gesagt haben, gilt auch vom zweiten: er ist ein bewundernswerter Beweis gewaltigsten Fleifses und gründlichster Gediegenheit sowie ganz riesiger Belesenheit. Die Zahl der Belegstellen wird sich nach dem Abschlusse des Werkes etwa auf 100000 belaufen! Angesichts einer so eigenartigen Leistung fühlt man sich fast aufser stande Einzelheiten herauszugreifen, zumal es scheint, dafs sich die Nichtberücksichtigung der neuen und neuesten sprachwissenschaftlichen Literatur nicht ganz so bemerklich macht wie beim ersten Bande Auch hat der Verf. inzwischen seinen Standpunkt und sein Verfahren mehrfach zu rechtfertigen unternommen in einigen Veröffentlichungen in den Göttinger Gelehrten Anzeigen. So beschränken wir uns auf wenige Stichproben: S. 43 wird ἵστασθαι auch die Bedeutung „stehen" zugeschrieben unter Hinweis auf Odyssee 19, 201; allein man wird übersetzen müssen: „liefs nicht Fufs fassen auf dem Lande", S. 79 verdiente die junggrammatische originatio palmaris, wonach ἀμφίπολος dem lateinischen *anculus* entspricht, wohl Erwähnung. S. 94 βῆσσα aus *βῆθια zu βαθύς: aber letzteres kann von βένθος unmöglich getrennt werden, so dafs das griechische ᾰ aus nasalis sonans, beziehungsweise (wenn Johannes Schmidt Recht behält) aus šwā indogermanicum + Nasal (ən) zu erklären wäre als Nullstufenprodukt zur Vollstufe *en* (in βένθος), wozu die durch die Endbetonung hervorgerufene Tonlosigkeit der Stammsilbe vorzüglich stimmt. Ein Ablautsverhältnis *en*: ᾰ : ᾱ (η hier aus urgriechischem ᾱ, vergl. das dorische!) gibt es nicht. S. 119 über das ganz aufsergewöhnliche Schwierigkeiten bietende εἰπεῖν s. G. Meyer, Gr. Gr.[3] § 529 S. 607. H. Hirt, Idg. Ablaut S. 132 Nr. 650. S. 122 dafs οἶμαι aus οἴομαι entstanden sei, scheint unglaublich, s. G. Meyer, Gr. Gr.[3] S. 566 § 485 A. 2. S. 123 οἰέτεας steht unter wesentlich anderen Bedingungen als εἴαδεν, vgl. W. Schulze, Quaestt. epp. S. 495 A. 4 und dagegen F. Solmsen, Untersuchungen S. 96 f. S. 141 die Verbindung von ὕαλος und *vitrum* ist nicht einleuchtend. S. 254 ὦνος nicht aus *ϝοσνος, woraus höchstens *οὖνος entstehen konnte, sondern aus *ϝωσνος. S. 155 ist es zu viel gesagt, wenn es heifst, dafs ὑγιής weder nach Form und nach Inhalt zu lateinisch *vegēre* passe. S. 167 gegen die Annahme, dafs θεσμός aus *θέθμος entwickelt sei, sprechen Lautfolgen wie die in ὀδμή, ἀτμός, βαθμίς; die

allmähliche Heraushildung von *-σμ-* Formen hat Brugmann, Gr. Gr.[3] S. 186 ohen verständlich zu machen gesucht. S. 204/5 *οὐτάω* hat mit deutschem v e r w u n d e n wohl sicher nichts zu tun; letzteres wird doch irgendwie zu *ἄτη* aus *ἀϝατη* aus *a-un-tā* von einer Wurzel *uen* gehören (vgl. auch Pindar Pyth. II, 28 *ἀνάταν* = *ἀϝάτᾱν*). S. 211 die Möglichkeit *οὖρος* mit *ἄϝημι* zusammenzubringen scheint nicht grofs. S. 220 statt *hīc* wäre genau *hĭc-c* zu schreihen, s. Ferd. Sommer, Hbch. d. lat. Laut- und Formenlehre S. 453.

Allein L. Meyers Buch will in erster Linie nicht vom Standpunkt des „Lautschiebers" aus beurteilt sein. Es hat seine Hauptstärke in der sorgfältigen und feinfühligen Herausstellung des Zusammenhanges von Wortinhalt mit Wortform und ist darum von ganz besonderem Werte gerade für den Philologen, dessen vornehmste Aufgabe ja doch immer die *ἑρμηνεία* hleibt und dessen Streben es ist, sich in den Geist der Sprachen auf ihren verschiedenen zeitlichen Stufen und in ihren mannigfaltigen künstlerischen Ausprägungen zu versetzen.

Maulbronn (Württ.). **Meltzer.**

---

135) **Otto Kohl, Übungsbuch** für Sekunda neben und nach Xenophons Anabasis. Zweite, verbesserte und verkürzte Auflage. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1900. XI u 164 S. 8. ℳ 1.50.

Wie die erste Auflage dieses sehr brauchbaren Buches kurz vor den preufsischen Lehrplänen vom Jahre 1892, so erschien die vorliegende zweite unmittelhar vor den revidierten preufsischen Lehrplänen vom Jahre 1901, die jedoch dem Gehrauch eines griechischen Übungshuches in Sekunda nicht so ungünstig sind wie jene. Die Anlage des Buches ist im ganzen dieselhe gebliehen, nur sind die zusammenhängenden Stücke erhehlich gekürzt, so dafs die Seitenzahl sich von 197 auf 164 vermindert hat. Trotzdem hleibt immer noch ein völlig ausreichender Stoff zur Einübung der wichtigsten Regeln der Syntax. Die Vorzüge, die seinerzeit in der Neuen Phil. Rundschau der ersten Auflage nachgerühmt wurden, weist auch die zweite, zum Teil in noch höherem Grade, auf. So ist z. B. auf die Vermeidung von Sätzen, welche die Anwendung schwierigerer und selten vorkommender Konstruktionen erheischen, noch mehr Bedacht genommen. Zu hilligen ist auch die Ersetzung der ausführlichen Erzählung der Unternehmungen des Kamhyses in Ägypten durch einen Ahschnitt

über den zehnjährigen Krieg. Vielleicht entschliefst sich der Verf. in der dritten Auflage auf Kosten minder fruchtbarer Stoffe auch die bedeutsame Gestalt des Kallikratidas mehr zur Geltung kommen zu lassen.

Einzelne Unebenheiten des deutschen Ausdruckes sind in der zweiten Auflage beseitigt, doch würde ein noch weniger enger Anschlufs an die griechische Ausdrucksweise den Wert des Buches noch erhöhen. An Einzelheiten ist mir folgendes aufgefallen: In Nr. 34 Z. 7: „Vorherrschaft über Griechenland" statt „in Gr."; Z. 10: „Abgaben zu Kriegen" statt „Kriegssteuern" etwa mit der Übersetzungshilfe (Abgaben für Kriege), in demselben Stücke am Schlusse das Fehlen des Pronomens „sich" bei „gegenseitig", in Nr. 30 Z. 5 das wohl kaum zu billigende Wort „Hinabstieg", das übrigens auch in der ersten Auflage steht. Auch der Druckfehler „Eubäa" S. 24 Z. 2 hat sich aus der ersten Auflage herübergerettet.

Stolberg (Rheinl.). **Arnold Behr.**

136) **Paul Harre, Kleine lateinische Schulgrammatik.** Zweite Auflage bearbeitet von **H. Meusel.** Berlin, Weidmann, 1901. VIII u. 228 S. 8. *ℳ* 2.20.

In der zweiten Auflage ist der Lehrstoff mit möglichster Beibehaltung des Wortlautes der gröfseren Schulgrammatik so vermehrt worden, dafs er „auch den Bedürfnissen der gymnasialen Vollanstalten genügt". Die Memorierbeispiele sind kursiv gedruckt, die Klassenpensen durch Randziffern bezeichnet und ein „Register" angehängt, dagegen die Bezeichnung der Quantität sowohl in positionslangen Silben als auch sonst vielfach aufgegeben worden. Die Darstellung der „Kleinen" weist in ihrer Art die guten Eigenschaften der „Grofsen" auf. Indessen möchte ich nicht unterlassen, bezüglich der Satzlehre die wenigen gelegentlich der Anzeige der dritten Auflage der grofsen Syntax (N. Ph. R. 1901, Nr. 25) geäufserten Wünsche zu wiederholen. Bezüglich der Formenlehre aber möchte ich hinzufügen, dafs sie meines Erachtens klarer und sprachwissenschaftlich richtiger gestaltet werden könnte und sollte; im besonderen vermag ich z. B. die Genusregeln nicht mit Ziemer zu loben. Ist denn eine Regel wie „*er* und *or* sind Mascula; *s, o, r* stehn weiblich da; *e* und *l, ar, ur* und *men* zählen zu den sächlichen. Doch sind *ŏs* und *nis* und *guis, es* (*ĭtis*) und *ex* (*ĭcis*) masculini generis; Neutra die auf *us* mit *ris*" (S. 11) und die zugehörige Ausnahme (S. 12), in der so verschiedenartige Wörter wie *as, sol, grex, collis, lapis, pulvis* als zusammen-

gehörig behandelt werden, nach Form und Inhalt zu loben? Solche Regeln sind nicht nur unpraktischer als selbst die alten Zumptschen, sondern auch verwerflicher, weil sie den berechtigten Forderungen der heutigen Didaktik nicht entsprechen und die leider grofse Zahl der Gegner des Lateinunterrichtes noch zu vergröfsern recht wohl geeignet sind. Endlich dürfte man in der umfangreicher gewordenen „Kleinen Schulgrammatik“ manches für den angegebenen Klassenstandpunkt Entbehrliche finden und die Frage aufwerfen, für wen nun die grofse Schulgrammatik bestimmt sei.

Eupen. **W. Wartenberg.**

137) **Pierre Lehautcourt, Histoire de la Guerre de 1870/71.** Tome Ier: Les Origines. Paris, Berger-Levrault & Cie, 1901. VII u. 414 S. 8. 6 Fr.

Nachdem der Verf. bereits in einem umfangreichen achtbändigen Werke die Geschichte der nationalen Verteidigung von 1870/71 veröffentlicht und hierbei die hohe Anerkennung erfahren hat, dafs sein Werk 1899 und 1900 mit dem zweiten grofsen Gobert-Preise von der französischen Akademie gekrönt wurde, ist er, durch diesen Erfolg ermutigt, an die Aufgabe herangetreten, nunmehr sein Werk zu einer vollständigen Geschichte des Krieges 1870/71 zu erweitern, dergestalt, dafs zu der „Défense nationale“ als zweitem Teile nun als erster Teil „La Guerre contre les Armées impériales“ hinzutreten wird. Dieser erste Teil soll nach dem Plane des Verf. fünf Bände umfassen, von denen der erste, der seit dem vorigen Jahre fertig vorliegt, von dem Ursprung des Krieges handelt. Der zweite soll dann die Schlachten bei Weifsenburg, Fröschweiler und Spicheren, der dritte die Kämpfe um Metz, der vierte Sedan und der fünfte die Kapitulation von Metz bringen.

Wenn der Verf. in der Vorrede bemerkt, dafs es seine Absicht sei: „porter la lumière dans la malheureuse guerre dont la France est encore meurtrie; exposer en toute sincérité les causes, la marche et les résultats de tant de tragiques événements“, so zeigt der Inhalt des vorliegenden ersten Bandes, dafs es ihm allen Ernstes darum zu tun ist, eine durchaus objektive Darstellung der Ursachen dieses für sein Vaterland so verhängnisvollen Krieges zu geben. Er hat mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit alle die zahlreichen Quellen benutzt, die ja gerade in dem letzten Jahrzehnt so überaus reichlich in Gestalt von Berichten, Tagebuchblättern und Erinnerungen aus jener grofsen Zeit geflossen sind und von denen hier nur Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, Buschs Gesammelte Bismarck-

Memoiren aufser den zahlreichen Einzelveröffentlichungen in der Revue historique, Revue militaire, Revue des Deux Mondes und in verschiedenen deutschen Revuen Erwähnung finden mögen. Und trotz dieser fast erdrückenden Fülle des Materials, das kritisch zu sichten und zu einer einheitlichen Darstellung zu verschmelzen gewifs keine leichte Aufgabe war, weist der Stil nirgends Schwerfälligkeit auf, vielmehr ist es dem Verf. meisterhaft gelungen, seinen Lesern überall in anschaulicher und fesselnder Weise ein Bild der Vorgänge zu geben, die sich vor dem offenen Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den beteiligten Höfen und Regierungen abgespielt haben. Er sucht dabei nach dem Vorbilde Montesquieus die äufseren Begebenheiten bis auf den letzten Grund zurückzuverfolgen und ihre geheimsten Ursachen aufzudecken, ein Verfahren, bei dem es nicht ausbleiben kann, dafs die eigenen Landsleute bisweilen bittere Wahrheiten zu hören bekommen, wie sie schon Rousset in seiner 1896 veröffentlichten „Histoire générale de la guerre franco-allemande 1870/71" ihnen nicht zu ersparen vermocht hat.

Nach einem kurzen Rückblick auf die Entwickelung Preufsens seit den traurigen Tagen von Jena und Auerstädt behandelt der Verf. in dem ersten Buche, das er „Sadowa" überschrieben hat, die Kriege von 1864 und 1866 mit besonderer Berücksichtigung der französischen Politik während dieser Zeit. Gleich hier verrät sich das Charakteristische seiner Darstellungsweise in der Art, wie er es versteht, alle die kleinen intimen Vorgänge, die sich sozusagen hinter den Kulissen abspielten und die erst durch Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" in die Öffentlichkeit gelangt sind, mit in seine Darstellung hineinzuverwehen und so seinem Buche einen Reiz zu verleihen, der es dem Leser schwer macht, dieses wieder aus der Hand zu legen. Man braucht nur das Kapitel zu lesen, in dem er von dem am 12. Juli 1866 von König Wilhelm zu Czernahora abgehaltenen Kriegsrate erzählt, und man wird sich von der Wahrheit des eben Gesagten überzeugen. — Das zweite Buch bietet sodann eine ebenso eingehende Darstellung der Luxemburger Affaire, während in dem dritten die Hohenzollernsche Kandidatur und im vierten die Emser Depesche den Gegenstand der Betrachtung bilden.

Mit berechtigter Spannung kann man somit den folgenden Bänden dieses grofs angelegten Werkes entgegensehen, das in der geplanten Weise glücklich zu vollenden dem Verf. bald vergönnt sein möge.

Königsberg i. Pr. **O. Portzehl.**

138) **P. Steinbach, Ségur, Incendie de Moscou et Retraite de la Grande Armée jusqu'au Niémen.** Aus: Histoire de Napoléon et de la Grande année pendant l'année 1812. Mit 2 Plänen. Für den Schulgebrauch bearbeitet von **P. St.** Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller, Nr. 38. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. XI u. 147 S. 8. ℳ 1.20. — Wörterbuch ℳ —.20.

Steinbachs Auszug aus Ségur unterscheidet sich von den bisher erschienenen wesentlich dadurch, daſs er erst mit dem Rückzug Napoleons aus Moskau einsetzt. Veranlaſst wurde der Hrsg. dazu durch die Erwägung, daſs der Schüler vor allem „mit dem interassantesten und tragischsten Teil des russischen Feldzuges bekannt zu machen sei". Man kann ihm hierin nur recht geben, wie auch darin, daſs er zur Ergänzung und Vergleichung der Ségurschen Darstellung Zitate aus den Werken anderer Augenzeugen in den Anmerkungen beifügt. Die Ausgabe Steinbachs kann als gelungen bezeichnet werden. Die biographische und geschichtliche Einleitung enthält das Nötige, die Anmerkungen sind geschickt, nur in der Zahl der Übersetzungshilfen, die der Hrsg. bietet, geht er etwas zu weit. Die beiden Pläne (Übersichtskarte und Spezialkarte für den Übergang über die Beresina) sind gut. Die Ausstellungen sind daher nur geringfügig. Ségur kämpfte 1806 auch schon in Italien; er zeichnete sich ferner in der Schlacht bei Hanau und bei der Verteidigung von Landau und Straſsburg aus und wurde 1818 zum maréchal de camp ernannt. Dies konnte hinzugefügt werden. Sein Werk stellt der Hrsg. auf eine wohl etwas zu hohe Stufe. Grammatisch erklärt konnte werden: il vint des Français, le plus de violence; ungewöhnlich ist bevorrechtet. Auf der Übersichtskarte fehlt Woronowo (20, 32), Studzianka (79, 12); der Lauf der Nara ist mehr nordsüdlich; Molodetschno. Im Wörterbuch fehlt mettre: brauchen (22, 10), parti: Vorteil (93, 1), ferner überhaupt entraînement (79, 6), détresse (10, 3); nain ist auch adj., der Sing. steht bei: sur pied (6, 9). Anzugeben war die Aussprache von somptueux, enivrer, inertie, insatiable, seconder, sens, ours. Die Aussprachebezeichnung für stimmloses s und die Abkürzung von quelqu'un ist ungleichartig: ss, ß bzw. q, qu; die alphabetische Anordnung ist nicht immer beachtet. — Druckfehler sind mir nicht aufgefallen bis auf einige im Wörterbuch: muet, *te*, vivandier. — Die äuſsere Ausstattung ist gediegen.

Gleiwitz (O.-Schl.). **L. Klinger.**

139) **Arthur Enenkel, Manuel de la conversation** et du style épistolaire à l'usage des voyageurs et de la jeunesse des écoles. Français-Allemand. Paris, Garnier Frères, o. J. — (Aus der Sammlung der „Guides Polyglottes".) 376 S. 32. 2 fr.

Ein im ganzen brauchbares Buch. Auf 108 Seiten bringt es zuerst einen nach Stoffen geordneten Wortschatz, der, wenn auch nicht „le plus complet", wie die Vorrede sagt, so doch reichhaltig ist. Leider enthält es nur Vokabeln und nicht nach dem Vorgange unserer deutschen systematischen Wörterbücher auch Phraseologisches, was allerdings zum Teil in den anderen Abschnitten nachgeholt wird. Alsdann folgen 20 Seiten praktische Übungen in der Konjugation: avoir, être, aktive, passive, reflexive und unpersönliche Zeitwörter. Da das Buch die ganze übrige Grammatik sowie die ganze Aussprache als bekannt voraussetzt, konnte auch dieses grammatische Kapitel fehlen. Der nächste Abschnitt bringt 10 Seiten „Phrases usuelles": pour questionner, offrir, demander, accorder, refuser etc., und darauf folgt der neben dem Wortschatz wichtigste Teil des Buches die „Conversations" auf mehr als 180 Seiten und ebenfalls nach Stoffen geordnet. Solchen Gesprächen haftet in ihrer Zusammenstellung ja meist etwas Gezwungenes, Unnatürliches an, allein es ist das nicht gerade ein Fehler, der das Erlernen der fremden Sprache erschwert. Hauptsache ist, dafs sie recht viele idiomatische Redensarten bringen und den Einzelgedanken in der gebräuchlichen Form darstellen. Den Schlufs bildet ein „Manuel épistolaire", der eine reiche Auswahl (44 S.) von brieflichen Mitteilungen der verschiedensten Art enthält.

Das Buch ist wohl für beide Völker geschrieben, wendet sich aber zuerst an die Franzosen. Diesen wird jedoch ein Deutsch geboten, welches keineswegs einwandfrei ist. Vielfach macht es den Eindruck als ob eine französische Vorlage von einem Deutschen übersetzt worden wäre, dem durch langen Aufenthalt im Auslande viele deutsche Wendungen verloren gegangen sind, die er unbewufst durch Gallicismen ersetzt; an mehreren Stellen geht das bis zur Unverständlichkeit, so dafs man alsdann auch für das Deutsche einen französischen Verfasser annehmen möchte, dem man dann freilich trotzdem ein Kompliment für seine Kenntnis des Deutschen machen kann. Auch ist noch die alte Orthographie angewandt, und gerade der deutsche Text enthält auch hauptsächlich die allerdings nicht zu zahlreichen Druckfehler. Der Deutsche kommt beim Gebrauche des Buches besser weg, denn das Französische weist Fehler wie die oben

angedeuteten nicht auf. Man findet eine reiche Phraseologie für Konversation und Briefstil, und da auch das Format dieses Führers recht handlich ist, so bietet dieser einen nützlichen und bequemen Ratgeber auf der Reise und zu Hause.

Osnabrück. **K. Beckmann.**

---

140) **Käthe Behrend, Tables of English Literature** with corresponding historical dates. Tabellen zur englischen Litteraturgeschichte nebst parallelen historischen Daten. Berlin, Winckelmann & Söhne, 1900. 20 Doppelseiten. 4. ℳ 1.—.

Wir stimmen der Ansicht der Verfasserin vollständig bei, daſs diese Tabellen, die den Zweck verfolgen, die zeitliche Zusammengehörigkeit der Litteratur und der politischen Geschichte Englands darzuthun, die auf beiden Gebieten erworbene Kenntnis zu erweitern und zu vertiefen wohl im stande sind. Der Gebrauch der Tabellen dürfte besonders dann recht nutzbringend sein, wenn diese von solchen Schülern benutzt werden, die schon etwas mit der englischen Geschichte und Litteratur bekannt geworden sind. Für diese Schüler und Schülerinnen hat die Verfasserin denn auch zunächst ihre Arbeit bestimmt. Zu berichtigen ist S. 6 Richard II. st. III.

Aachen. **Heinrich Schmitz.**

---

141) **Gustav Liebau, König Eduard III. von England im Lichte europäischer Poesie.** [A. n. d. t. anglistische Forschungen herausgeg. von **Joh. Hoops.** Heft VI.] Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1901. VIII u. 100 S. 8. ℳ 2.80.

Man wird, glaube ich, diesem Buche dann am besten gerecht werden, wenn man es mehr von der bibliographischen als von der litterarhistorischen Seite aus betrachtet und beurteilt. Der Verf. hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die auf König Eduard III. von England bezüglichen poetischen, novellistischen und dramatischen Erzeugnisse und kurzen Anspielungen in der Litteratur zusammenzustellen und löst damit ein in seiner Schrift *„König Eduard III. von England und die Gräfin von Salisbury“* (Berlin 1900) gegebenes Versprechen ein, allerdings nur teilweise; denn das Buch entbehrt der Vollständigkeit, da die englischen Bibliotheken, die einzelne Werke allein aufzuweisen haben, nicht benutzt werden konnten. Der Verf.

stellt nun einen Nachtrag in Aussicht. Wenn er die Möglichkeit einer Durchforschung des British Museum für die nächste Znkunft ins Auge gefafst hat, so hätte er mit der Veröffentlichung ruhig warten sollen; denn seinem Buche hätte Vollständigkeit aufserordentlich viel nützen können. Indem uns der Verf. die Gestalt des englischen Köuigs in der Litteratur zeigt, verknüpft ja alle die vorgeführten Dichtungen wohl ein gemeinsames Band, aber dieses Band ist doch nur ein äufseres, man vermifst meist einen inneren Zusammenhang. Man hört dann und wann wohl, dafs dieser oder jener Einzelzng sich hie und da wiederfindet, aber wie die Dichtwerke im Verhältnis zu einander stehen, erfährt man nicht. Das bedingte Vollständigkeit und zugleich ein Zurückgehen anf die Geschichts- uud anderen Quellen. Dann würden wir eine vergleichende litterarhistorische Studie grofsen Stils erhalten haben.

Bei der jetzigen Anlage des Buches liegt seine Stärke und sein Wert in dem mit grofsem Fleifs zusammengestellten Material. Die Dichtungen werden iu historischer Aufeinanderfolge nach Ländern geordnet und mit Litteraturangaben versehen vorgeführt und kurz gewürdigt. England steht mit 11 voran (aufserdem 22 Anspielungen), aber auch Frankreich (2), die Niederlande (1), Deutschland (3) und Italien (1) sind vertreten. Derartige Zusammenstellungen werden immer von Interesse und Nutzen sein, bedürfen allerdings von Zeit zu Zeit einer Ergänznng. — Dasselbe gilt von dem „Anhang" *„Gestalten aus der englischen Geschichte und Litteraturgeschichte als dichterische Vorwürfe in der deutschen Litteratur"*, in dem z. B. Shakespeare vier Seiten füllt. Das darin auf S. 81 genannte Buch *„Beowulf"* von Karl Lemcke (Stuttgart 1882) hat, wie auch Liebau schon vermutet, mit dem altenglischen Beowulfliede nichts zu thun. Es ist ein Sportroman, der zur Zeit des deutsch-französischen Krieges spielt und nur durch den Gedanken der Befreiung des Landes von seinem Feinde mit der Gestalt des Beowulf in Beziehung gesetzt ist.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

142) **Hugo Winckler, Himmels- und Weltenbild der Babylonier** als Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker. („Der alte Orient", 3. Jahrg., Heft 2/3.) Leipzig, Hinrichs, 1901. 62 S. u. 3 Abbildungen. ℳ 1.20.

Die Deutung der Mythen ist eine Aufgabe voller Rätsel; Euhemeros, Creuzer, Forchhammer, um nur ein paar Namen zu nennen, wie verschieden sind die Lösungen! Rätselhaft erscheint vor allem die Ver-

breitung mancher Sagen fast über den ganzen Erdball. Wenn auch die Bastiansche „Völkeridee“ manches Gleichartige erklärt, so gilt das doch wesentlich für den zu Grunde liegenden Gedanken, nicht für die Form der Mythe, die man nach W.s Meinung nur durch Entlehnung erklären kann. W. glaubt nun, dafs die Astralmythen, so weit sie ein in sich geschlossenes und durchdachtes System zeigen, von einem Mittelpunkt, Babylonien, ausgehen. Es ist dies ein gefährliches Gebiet, das der Verf. betritt, zumal da der Begriff Astralmythen sich weit ausdehnen läfst und in der Tat von ihm weit gefafst wird; die Beziehungen der Völker zu einander, ihr Verkehr ist ja vollständig unbekannt in jener grauen Vorzeit, in deren Dunkel nur ein matter Lichtstrahl der Geschichte allmählich hineinzuscheinen beginnt. Die älteste für uns erreichbare Kultur und Astralmythologie liegt in Babylonien; ihre Anfänge gehen, wie W.s Darlegungen ergeben, sicher in das Zeitalter der Zwillinge zurück, d. h. in die Zeit, wo der Frühjahrspunkt, der seit etwa 500 Jahren im Sternbild der Fische liegt, noch in das Sternbild der Zwillinge fiel, also, da die Präzession von Sternbild zu Sternbild etwa 2150 Jahre erfordert, zwischen 5200 und 3000 v. Chr. Geb.; der bekannte ägyptische Tierkreis von Dendera, der das Zeitalter des Krebses voraussetzt, ist jedenfalls nur Rekonstruktion. Mehrere Sternbildzeitalter folgten also aufeinander (Zwillinge, Stier, Widder), wie bei den Griechen auf Kronos Juppiter folgt. Reminiszenzen aus den früheren bleiben in den späteren: die Verehrung der Dioskuren und deren Inkarnationen glaubt W. wie Mücke (vgl. N. Phil. Rdsch., Jahrg. 1900, S. 374 ff.) noch in den Berichten über den Tyrannensturz in Athen und dem zweimaligen in Rom (540, 449) zu erkennen. Sicher ist die Einwirkung der babylonischen Kultur auch in uralter Zeit nicht blofs auf die vorderasiatischen Völker, sondern gewifs auch auf die östlich vom Euphratgebiet wohnenden Stämme; ob aber die zum Teil kühnen Vermutungen des Verf. durch die zu erwartenden neuen Entdeckungen auf dem Boden Altbabyloniens weiter gesichert werden, möchte ich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Allerdings wird man nach Mittelgliedern, welche die Verbreitung der Anschauungen von einem Punkte nach dem anderen besorgten, wo auffallenderweise die gleichen auftauchen, nicht mit gebieterischer Notwendigkeit suchen dürfen, da die Wellen weit entfernt vom Mittelpunkt noch lebhaft sein können, während sie sich unterwegs gelegt haben, aber Vorsicht ist bei solch schwierigen Fragen doppelt nötig.

Den Lesern der „Rundschau“ sei die Schrift empfohlen, da die Untersuchung über die Konkordanzen von Mythen und die Darstellung des babylonischen Astralglaubens anregend wirkt.

Oldesloe. **R. Hansen.**

Vakanzen.

Aachen, O.R. Obl. N. Spr. Oberbürgermeister.
Breslau, Städt. G. Obl. Math. Magistrat.
Essen, R.G. Obl. Math. Dr. Steinecke.
Herne i. W., Prg. Hilfsl. klass. Phil. Dir. Dr. Wirtz.
Hoerde i. W., Prg. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Adams.
Liegnitz, R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Raydt, O.R. L. f. N. Spr. Dir. Prof. Rolfs.
Wilmersdorf, R.G. Obl. N. Spr. Prof. Dr. Leonhard.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 28. Juni. Nr. 13, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

143) **Heinrich Stephan Sedlmayer, Platos Verteidigungsrede des Sokrates,** eingeleitet, übersetzt und erläutert. Wien, Karl Konegen, 1899. IV u. 76 S. 8°. ℳ 2.50.

Vor uns liegt eine neue Bearbeitung der platonischen Schutzschrift, deren hier vom Verf. gebotene Einleitung, Übersetzung und Erläuterung von eindringender und ernsthafter Beschäftigung mit dem Gegenstande zeugt. Ihr Zweck ist ein doppelter: es soll durch die Einleitung und Übersetzung den weiteren Kreisen der Gebildeten die Kenntnis und das Verständnis „dieser anspruchslosesten und dabei fruchtbarsten Schrift Platos" vermittelt, und weiter sollen durch die Erläuterungen Beiträge zur Lösung der Frage erbracht werden, ob die Apologie die historische Selbstverteidigung des Sokrates oder eine Dichtung Platos ist. Die Absicht, welche die beiden ersten Teile der Arbeit verfolgen, dürfte der Verf., soweit es an ihm liegt, erreicht haben: die Einleitung bietet dem grofsen Publikum zur Einführung ein abgerundetes und klares Bild von der Per-

sönlichkeit und Lehre des Sokrates, dem höchstens eine Darstellung der für die Gestalt unseres Denkers so ungemein charakteristischen Ironie und vielleicht noch eine historische Entwickelung des Begriffes der ἀρετή fehlt, die sich mit unserer christlichen Tugend durchaus nicht deckt. Die Übersetzung ist im ganzen flüssig. Etwas störend wirken das emphatische o des deutschen Vokativs (S. 25. 39 u. ö.) und eine gewisse Langatmigkeit mancher Perioden. Aufserdem aber wäre nicht selten eine schärfere und genauere Berücksichtigung des Urtextes wünschenswert gewesen. Daher darf ich gleich fragen: Ist es mit Hermann das Ergebnis kritischer Überlegung oder blofses Versehen, wenn 18 B das von Cod. B überlieferte μᾶλλον οὐδὲν ἀληθές in der Übersetzung sich vollständig verflüchtigt hat, während Schanz nach einem früheren Versuch, μᾶλλον in μὰ τὸν — zu ändern, jetzt nur μᾶλλον fallen läfst, wogegen ich mit leichter Umstellung οὐδὲν μᾶλλον ἀληθές lesen möchte? Weiter darf 23 A τὸν vor Σωκράτη in der Übersetzung nicht etwa ganz ausfallen oder wie beim Verf. in „vom S.“ abblassen, sondern mufs etwa durch „von S. als Persönlichkeit“ wiedergegeben werden. Ebensowenig darf 26 B das wichtige ἕτερα in der Übersetzung fehlen, wenn nicht der Inhalt der γραφή beeinträchtigt werden soll. Sodann ist 23 E ἐκ τούτων als Neutr., nicht als Masc. zu fassen, wozu aufser den von Schanz z. St. beigebrachten Gründen 19 B: ἦ δὴ καὶ πιστεύων zwingt. Die richtige Auffassung der Stelle bedingt die richtige Auffassung der Anklage und ihrer Motive. 29 D ist ἰσχύς, wie oft auch ῥώμη (vgl. Hertlein z. Xen. Cyrop. III, 3, 19), nicht von äufserer „Macht“ gebraucht. 34 D verlangt παιδία die Übersetzung: „noch kleine Knaben“ nicht blofs „noch Knaben“, wie Phaed. 116 B zeigt und das Ethos unserer Apologiestelle fordert. Τινας ὑμῶν (37 E) ist, wie Xen. Mem. I, 2, 1 konzessiv = einschränkend. Ein offenbares Versehen ist es, wenn 32 C πέμπτον αὐτόν durch „mit fünf anderen“ gegeben wird. Ich könnte noch eine Reihe solcher Stellen anführen, wende mich jedoch lieber zu den Erläuterungen. Sie scheinen mir der schwächste Teil der Schrift zu sein. Denn noch über Gomperz hinaus, der in der Apologie von Plato „stilisierte Wahrheit“ findet, tritt der Verf. für ihren Charakter als einer wirklichen Gerichtsrede des S. ein. Doch sind die Gründe gegen Schanzens Aufstellungen, die zum entgegengesetzten Resultat gelangen, teils nicht zwingend, teils gezwungen. Ich kann mich hier nicht auf Einzelheiten einlassen, so verlockend es wäre. Wie will man übrigens bei solcher extremen Auffassung den Autornamen Platos, ferner die in dem Werke hervortretende platonische Sprache und Kunst

erklären? Die Frage wird nur durch ein noch eingehenderes Aufgreifen der „sachwalterischen Kunst in der Apologie“ und überhaupt durch eine Analyse der Apologie als Kunstwerk gelöst werden, die beide zu einem überraschenden Gegensatz zu der p. 17 D abgegebenen Versicherung gelangen werden. Keinesfalls aber wird man dagegen mit dem Verf. das im Jahre 1861 abgegebene Urteil Überwegs anführen dürfen, als verkleinere Plato alsdann das Andenken an seinen Meister. Denn in den letzten 40 Jahren hat man eine ganz veränderte Auffassung vom litterarischen Porträt der Griechen und seinen Voraussetzungen und Tendenzen gewonnen. Nur darin möchte ich dem Verf. entgegentreten, als habe die Schrift Jahrhunderte lang unbestritten als geistiges Gut des Sokrates gegolten. Dionysios von Halikarnaſs V, 295 ff. u. 358 (Reiske) mögen ihn eines anderen belehren. Vielleicht ist auch in Isocr. antid. 13 eine Beziehung auf die Apologie zu finden. Doch trotz aller dieser Bedenken stehe ich nicht an, die Schrift in ihrer Gesamtheit als ein erfreuliches Zeichen tiefgehender Beschäftigung mit der Apologie zu begrüſsen und dem Verf. für eine Reihe von Anregungen und Belehrungen zu danken, die mir eine Lektüre der Schrift gebracht hat.

Pirmasens **Friedrich Beyschlag.**

---

144) **M. Wellmann, Die Fragmente der sikelischen Ärzte Akron, Philistion und des Diokles von Karystos.** Berlin, Weidmann, 1901. VI u. 254 S. 8. ℳ 10.–.

Eine sorgfältige Sammlung der Fragmente der griechischen Ärzte stellte sich schon längst als dringendes Bedürfnis heraus. Diese Aufgabe haben jetzt in dankenswerter Weise M. Wellmann und G. Fredrich übernommen. Das ganze Werk ist auf fünf Bände berechnet, von denen jetzt der erste vorliegt.

Dieser enthält die Fragmente des Akron, Philistion und Diokles von Karystos. Die Fragmente werden vollständig und in möglichst verbesserter Gestalt geboten; um ihre Verbesserung haben sich neben den Herausgebern besonders K. Kalbfleisch und W. Kroll verdient gemacht. Den einzelnen Fragmenten haben die Hrsg. Anmerkungen beigegeben, die sich mit der Kritik und Erklärung beschäftigen und durch die Anführung von Parallelstellen noch ganz besonderen Wert erhalten. Am Schlusse ist das Fragment des Vindicianus aus dem cod. Bruxell. 1348—1359 fol. 48r = Octavius Horatianus ed. Heremann a Neuenar Argent. apud Schottum

1532 p. 102 f. beigefügt, dessen zweiter Hauptteil auf Diokles zurückgeht, wie V. Rose und H. Diels sahen und durch den von R. Fuchs im Rhein. Museum 49 S. 532 f. veröffentlichten Anonymus des cod. Paris. suppl. gr. 636 (= P. fonds gr. 2324 = P.) bewiesen wird. Daran schliefsen sich drei Register, ein Quellenregister, ein Wortregister und ein Sachregister.

Den Fragmenten sind auf S. 1—107 drei Abhandlungen vorausgeschickt, von denen die erste „Quellen für die Lehre des Diokles. Diokles und das hippokratische Schriftenkorpus“, die zweite „Diokles von Karystos und Philistion von Lokroi“, die dritte „Die Schrift *περὶ καρδίης*“ überschrieben ist. In diesen spricht M. Wellman über Leben und Lehre des Diokles und Philistion, untersucht ihre Beziehungen zu einander und legt das Verhältnis dar, in dem Diokles zu dem hippokratischen Schriftenkorpus und Philistion zu der Schrift *περὶ καρδίης* steht. Er kommt zu dem Ergebnis, dafs diese Schrift unter dem Einflufs der sikelischen Lehren, speziell des Philistion entstanden sei, dafs Diokles von Philistion abhänge, und dafs Diokles der Schöpfer des sogen. hippokratischen Schriftenkorpus sei, wie schon V. Rose vermutete, aber vom echten „grofsen“ Hippokrates so viel und so wenig gewufst habe, wie wir. Dieses Gesamtresultat kann man als feststehend betrachten, aber im einzelnen bleiben viele Annahmen und Schlüsse des Verf. zweifelhaft und harren späterer Bestätigung oder Widerlegung.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

145) **G. Schäfer, Die Philosophie des Heraklit von Ephesus und die moderne Heraklitforschung.** Leipzig und Wien, F. Deuticke, 1902. 139 S. 8. ℳ 4.—.

In zahlreichen Zitaten gibt Schäfer einen Überblick über die wichtigsten heraklitischen Streitfragen und versucht zugleich durch geschickte Einordnung der Fragmente, meist in der Übersetzung von Diels, ein Bild des ganzen Systems zu entwerfen. Diese fleifsigen Zusammenstellungen waren jedenfalls für die eigene Orientierung sehr zweckdienlich. Nun ist die Frage, ob sie auch anderen etwas leisten.

Neugierig lauscht der Forscher der neuen Stimme, die da laut wird für Heraklits Optimismus, gegen die Dreiteilung des Buches, gegen eine Theologie Heraklits, für dessen symbolische gewollte Dunkelheit, gegen eine Bekämpfung des Xenophanes, gegen ägyptische Einflüsse u. s. w.

Da aber beispielshalber jene Dunkelheit durch keine konkrete Thatsache nachgewiesen wird und nur Plutarchs Erzählung vom Brei und Poleistengel wieder einmal für ernste Historie, nicht für eine Komödienszene gelten soll, schwinden seine Hoffnungen rasch, um sich nicht wieder zu beleben.

Vielleicht aber kann der Lernende mit Schäfers Hilfe Mühe sparen und den Weg kürzen? Auch hier habe ich Bedenken, die ich kurz begründe: 1) Schäfer verwirft S. 46 die *ἐκπύρωσις*, weil der kurze Ruhezustand des Weltbrandes Heraklits Worten widerspreche: „Sich wandelnd ruht es aus“ und „Es ist ermattend, demselben Herrn zu ‚frohnen‘ und zu dienen“. Also weil eine Folgerung, die Schäfer aus diesen Worten zieht, wiederum nur nach seiner Meinung der Tradition widerspricht, ist die Tradition falsch und fallen alle Zeugnisse, das Zeugnis des Aristoteles, der „Heraklit nicht unbedingt verstanden haben mufs“, und das Zeugnis der Stoa. Historisch-kritische Methode ist das kaum. Mit Schäfers philologischer Schulung steht es nicht besser, wie seine Auslassung gegen Hippolyt zeigt S. 119. — 2) Es dürfte an der Voraussetzung jeder Methode fehlen: Als Petersen fr. 97 Byw. übersetzte, ärgerte sich mancher Forscher über dies Kolumbusei. Schäfer S. 63 A. versteht die vorübersetzte Stelle noch nicht! Entscheidend aber ist dies S. 115: „Allerdings könnte man fr. 38 *αἱ ψυχαὶ ὀσμῶνται κατ᾽ Ἅιδην*, wenn man riechen in übertragenem Sinne nimmt z. B. nach etwas aussehen, auch anders interpretieren. Die Seelen riechen nach dem Tode d. h. alles Lebendige trägt schon den Todeskeim in sich als seinen Gegensatz.“ Transitiva und Intransitiva („wittern und stinken“) soll man unterscheiden, auch die Konstruktion *ὄζειν τινός* (nach etwas riechen) soll man kennen, ehe man sich an Heraklit versucht, und wohl auch soviel sprachliche Bildung haben, um unser vulgäres „nach etwas riechen oder ausschauen“ nicht für eine im Griechischen mögliche Metapher zu halten.

3) Schäfer bemerkt S. 13 zu fr. 18 *ὁκόσων λόγους ... ὅτι σοφόν ἐστι πάντων κεχωρισμένον* nach alten Gewährsmännern, welche *πάντων* irrtümlich von *πάντες* ableiteten: „damit will Her. wohl unzweifelhaft sagen, dafs er sich seiner Originalität bewufst ist und alles sich selbst verdankt“, übersetzt aber nach Diels: dafs die Weisheit etwas von allem abgesondertes ist. Der Eklektizismus hat doch eine starke Schattenseite! — „Wohl unzweifelhaft“ mag zugleich Stilprobe sein; vgl. „jedenfalls meiner Ansicht nach“ S. 119 u. öfter. — 4) Als weitere Interpretationsprobe

diene, aus dem Kampfe gegen die ἐκπύρωσις, die sonderbare Bemerkung zu fr. 20 ἁπτόμενον μέτρα καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρα: „Deutlicher kann man ja wirklich nicht mehr sagen, dafs man nur eine successive Umwandlung — und dies will ja wohl μέτρα besagen — in Feuer annimmt". S. 45. „Dies will ja wohl" und „deutlicher kann man nicht mehr" ist logisch und stilistisch gleich merkwürdig; und psychologisch interessant ist es zu sehen, was man alles „deutlich gesagt" wähnen kann, wenn man sich an gewisse moderne Erklärer gewöhnt hat.

Schäfers Sorge, den gelehrten Autoritäten zu wenig Rechnung zu tragen, tröstet Schopenhauers Wort, dafs nicht Autoritäten, sondern Gründe die Waffen der Philosophen seien. S. 3. Wie es scheint, hat er aber der schuldigen Unterwürfigkeit nur im Prinzipe abgesagt. Es findet sich allerdings neues in dem Buche z. B. S. 79 das Fragment: Das Feuer ist Überflufs und Mangel zugleich, und die Deutung des Überflusses auf Sichentzünden, des Mangels auf Verlöschen! Aber es ist doch nur neues von dieser Art. Und was die „Gründe" anlangt, so liest man fast auf jeder Seite: Mir scheint; nach meiner Ansicht; ich möchte beistimmen; ich kann nicht sehen u. s. w. Vergessen wir also nicht, dafs das vorgesteckte Ziel war: „soweit meine unmafsgebliche Ansicht reicht, mich mit den Bruchstücken u. s. w. zu beschäftigen." S. 31.

Das hat Schäfer fleifsig gethan. Auch die Litteratur kennt und benutzt er fast vollständig; mit Vorliebe Teichmüller und Pfleiderer; die Älteren treten mehr als specimina eruditionis auf. Prinzipiell ausgeschlossen wurde lediglich Patin. Und nun zweifle einer und sage, das sei kein iudicium ab irato.

Günzburg. **A. Patin.**

---

146) **E. Koch, Altgriechische Unterrichtsbriefe für den Selbstunterricht.** Leipzig, E. Haberland. 36 Bogen. 8. Preis in Karton ℳ 16. —.

Unterrichtsbriefe kannte man bisher nur auf dem Gebiete der Neueren Sprachen. Dort haben äufsere Umstände des praktischen Lebens ein Unterrichtsmittel hervorgerufen, das den aufserhalb der regulären Schulbelehrung Stehenden, bei denen Zeit und Gelegenheit, öfter wohl auch die finanzielle Lage die sonst übliche persönliche Unterweisung nicht gestatten, Ersatz für das lebendige Wort und die Führung des Lehrers geben soll. — Ob auch für die klassischen Literaturen ein solches Bedürfnis vorliegt?

Bei der Begründung und dem Erscheinen der ersten Lieferungen des Kochschen Unterrichtswerkes hätte man vielleicht im Zweifel sein können. Aber seitdem der Kampf um das Schulmonopol beendet ist und alle neunklassigen Mittelschulen zum akademischen Studium entlassen, dürfte das Unternehmen viele Liebhaber finden. Denn da den künftigen Ärzten und Juristen, soweit sie von einer Reallehranstalt kommen, aufgegeben ist, sich nebenbei um eine angemessene Kenntnis des Griechischen zu bemühen, so bietet sich ein ausreichendes Publikum für diese Briefe von selbst dar.

Dafs die Aufgabe an sich grofse Schwierigkeiten für einen „stillen" Betrieb des Faches bietet, kann man nicht sagen, da der Hindernisse jedenfalls erheblich weniger sind als bei der Erlernung der Neueren Sprachen, die doch u. a. der Lautwiedergabe recht widerstreben. Natürlich mufs der Herausgeber eines solchen Buches den Gegenstand vollkommen beherrschen und methodisch geschult sein. Und das ist bei dem Verfasser dieser Briefsammlung sicher der Fall, wie man am ganzen Entwurf wie in der Ausführung des Einzelnen merken kann. Koch hat es trefflich verstanden, das grammatische Pensum in passende Teile und Unterteile zu zerlegen und dann lehrhaft und fafslich zu formulieren, den richtigen vokabularischen Stoff auszuwählen, geeignete Wiederholungen einzuflechten, Wichtigstes zu betonen und minder Bedeutendes auszuscheiden. Der Vokabelschatz ist mit Rücksicht auf die Anabasislektüre ausgewählt. Letztere selbst beginnt mit dem 17. Brief; die letzten geben eine kurze Einführung in die Homerlektüre, wozu das 9. Buch der Odyssee gewählt ist. Demnach bietet die Sammlung in 36 Episteln das abgeschlossene Pensum der Gymnasial-Unter- und Obertertia. Die Fragen und Aufgaben werden jedesmal im Anfang des folgenden Briefes beantwortet resp. gelöst mitgeteilt. Dafs Memorierhilfe bei einzelnen griechischen Stücken angeordnet ist, um dem Schüler das Anempfinden der griechischen Eigenart zu erleichtern, kann man nur billigen.

Kochs Unterrichtswerk dürfte für den vorgesetzten Zweck gut geeignet sein. Die Ausstattung der Hefte läfst nichts zu wünschen.

---

147) **Wilhelm Wartenberg, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische im Anschlufs an die Cäsarlektüre.** Mit einem grammatischen Anhang. Lernstoff der Mittelklassen. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel), 1902. VIII u. 173 S. gr. 8.

Das Buch, welches genau den methodischen Anforderungen der neuesten amtlichen Lehrpläne entspricht, verdient ebenso wie alle bisher erschienenen Arbeiten des Verf.'s auf dem Gebiete des lateinischen Unterrichts die beste Empfehlung und weiteste Verbreitung. Es schliefst sich hinsichtlich der Umgrenzung des grammatischen Lernstoffes an Heynachers treffliche Arbeiten: „Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauch Cäsars im bellum Gallicum für die Behandlnng der lateinischen Syntax in der Schule?" und „Beiträge zur zeitgemäfsen Behandlung der lateinischen Grammatik auf statistischer Grundlage" an; in der Anordnung hat der Verf. durchgängig die stufenweise Schwierigkeitsfolge berücksichtigt und daher, vielfach abweichend von dem bis jetzt üblichen Unterrichtsverfahren, in den Satzbeispielen S. 107—130, welche vielleicht an den Anfang des Buches hätten gestellt werden können, der Reihe nach den acc. c. inf. im Relativsatze, den abl. absol. mit Prädikatsnomen, das gerundium und gerundivum nebst dem supinum behandelt. In der Tempus- und Moduslehre hat er vor allem den Unterschied zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit (richtiger: Nichtwirklichkeit) betont und treffend schon hier das praesens nach dum als praesens historicum bezeichnet, auch das imperfectum de conatu, welches man früher gewöhnlich erst gelegentlich in Untersekunda kennen lernte, aus der Natur des Imperfekts überhaupt richtig erklärt.

Zu billigen ist es auch, dafs Verf. nach: „Lehrproben und Lehrgänge", Heft 61, S. 58 fg. den relativen und interrogativen Konjunktivsatz mit quin erst an die zusammenhängende Einübung des Relativsatzes im Konjunktiv sowie des abhängigen Fragesatzes angeschlossen und ihm den letzten Platz in der systematischen Anordnung angewiesen hat.

Überall sind die von H. Meier in der „Zeitschrift f. Gym." XXXVIII 11, S. 641 ff. über die induktive Behandlung des grammatischen Lehrstoffes in Verbindung mit systematischer Unterweisung, sowie die von W. Fries in dem bezüglichen Referat zur 4. Direktorenversammlung der Provinz Sachsen 1883 und sonst über die Lektüre im Anschlufs an den Klassenschriftsteller gegebenen Anregungen beachtet.

Sämtliche Übungsstücke sind vorzüglich ausgewählt und an Real-

gymnasien nicht minder wie an Gymnasien verwendbar; auch ist nach Heynachers Angabe stets das Bedeutsame einheitlich zusammengefafst.

Das Verzeichnis der Wörter und Redensarten ist sehr vollständig und erleichtert die Benutzung des Buches wesentlich. Zu loben ist, dafs in ihm, entsprechend der im Sexta-, Quinta- uud Quartabuch geübten Gepflogenheit, zur Gewöhnung an richtige Aussprache alle langen Vokale der lateinischen Wörter aufser den Doppellauten mit dem Längezeichen versehen sind.

Wollstein. **Karl Löschhorn.**

---

148) **Walther Nausester, Denken, Sprechen und Lehren.** I. Die Grammatik. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1901. 193 S. 8. ℳ 4. —.

Nausester verficht in dieser Schrift den Satz, dafs alle Abwandlungszeichen für Deklination, Konjugation und Komparation nur eine Verbrämung, einen äufseren Schmuck der Rede darstellen, „der nur gewissen uns an sich schon bekannten Beziehungen der Begriffe zu einander notdürftig entspricht“. Zum Erweis der Wahrheit dieser einigermafsen überraschenden These geht er nicht von der Thatsache aus, dafs sogen. flexionslose Sprachen ohne diesen „äufseren Schmuck“ auskommen, und dafs ein Sprachforscher wie G. v. d. Gabelentz („Die Sprachwissenschaft“) sie darum loben kann, sondern er nimmt eine Reihe von Beispielen aus flektierenden Sprachen (Deutsch, Griechisch, Lateinisch) vor, um von Fall zu Fall zu zeigen, dafs das Verständnis der Stellen auch ohne die Endungen und die sonstigen formbildenden Bestandteile aus den blofsen Bedeutungen der Stämme und aus dem Zusammenhang herauswachse. Gut, aber nicht ganz neu sind dabei die Ausführungen über den Einflufs gemeinsamer Lebensverhältnisse auf die Förderung des Verständnisses. Für den Römer heifse Romul Rom cond eben nichts anderes als Romulus Romam condidit. (Warum nicht Romulus Romae conditus est?) Die Abwandlungsform könne z. B. nicht zur Bildung von Gegensätzen gebraucht werden. Wenn Goethe trotzdem sagt:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion:
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion —

so wird eben Goethe getadelt. N. würde wohl auch das Orakel zu Delphi

tadeln, weil es in den bekannten Versen über Sokrates in die Comparationsformen mehr als einen blofsen Schmuck der Sprache hat legen wollen:

Σοφὸς Σοφοκλῆς, σοφώτερος δ' Εὐριπίδης,
ἀνδρῶν δὲ πάντων Σωκράτης σοφώτατος.

Auch in mehreren Übersetzungsproben seiner Schüler aus lateinischen und griechischen Texten gieht er den Fehlern, die ans völlig ungenauer Auffassung der grammatischen Form entstanden zu sein scheinen, die Erklärung, dafs eine falsche Auffassung einer Wortbedeutung erst die Vernachlässigung der Ahwandlungsformen herheigeführt habe. Mancher noch altmodischere Lehrer wird von der Ansicht nicht loskommen, dafs in solchen Fällen des Schülers Aufgabe gewesen wäre, zunächst die Bedeutung (statt Verbrämung) der grammatischen Form genau zu erfassen und sich dadurch vor unrichtigen Auffassungen der Wortbedeutungen eventuell zu wahren.

Die pädagogischen Konsequenzen, die N. zieht, werden den Altmodischen auch nicht gefallen. Im Ahnen und Raten des Satzinhaltes sieht er die Hauptleistung des Schülers. Die Ahwandlungszeichen sind hlofs als Gegenprohe für die Richtigkeit der Divination in Betracht zu ziehen. Der Lateinunterricht soll mit dem Schriftsteller heginnen, und zwar in U III, der griechische in II. Übersetzungen aus dem Deutschen in die Fremdsprache werden als unmöglich verworfen, da auch der Lehrer nie wissen könne, oh er nicht etwas für den klassischen Römer Geschmackloses oder Lächerliches sage oder schreibe. So läuft das Ganze auf einen neuen Modus der Empfehlung des Reformgymnasiums mit möglichst oherflächlichem Betrieh hinans.

Schade dafs N. die einzige Prohe, die seine These zu verifizieren geeignet wäre, zu machen versäumt hat. Er müfste seinen Sekundanern Texte aus Herodot oder Lysias unter sorgfältiger Beseitigung aller Ahwandlungszeichen in Stamm, Präfix und Endung vorgelegt haben und an den Übersetzungsergebnissen den Nachweis liefern können, dafs alles womöglich noch hesser verstanden wurde ohne den verwirrenden hlofsen Schmuck der Sprache in den Flexionszuthaten.

Auffallend ist, dafs N. die Schülerühersetzung für Her. VIII, 68 a: *εἶπαί μοι πρὸς βασιλέα, ὦ Μαρδόνιε* — „O Mardonius, vor dem König zu reden“ zu billigen scheint.

Lörrach. **J. Keller.**

149/150) **Adriano Cappelli, Lexicon Abbreviaturarum** quae in lapidibus, codicibus et chartis praesertim medii-aevi occurrunt. Dizionario di abbreviature latine ed italiane usate nelle carte e codici specialmente del medio-evo riprodotte con oltre 13000 segni incisi per cura di A. C. (Manuali Hoepli). Milano, Ulrico Hoepli, 1899. LXII + 435 p. 8.

Legato in pergamena L. 7. 50.

— — Wörterbuch lateinischer und italienischer Abkürzungen wie sie in Urkunden und Handschriften besonders des Mittelalters gebräuchlich sind, dargestellt in über 16000 Zeichen u. s. w. Herausgegeben von A. C. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1901. LI u. 548 S. 8.

In Originalleinenband ℳ 7. 50.

Unsere systematischen Anleitungen zur Paläographie geben meist nur eine bescheidene Einführnng in diese für den Historiker nnd Philologen so wichtige Hilfswissenschaft und überlassen es nach Erklärung der üblichsten Schriftarten und nach Besprechung einer Anzahl der häufigsten Abkürzungeu den an diesen Studien Interessierten, sich praktisch einzuarbeiten und einzulesen. Das grofse Gebiet der Abkürzungen und konventionellen Zeichen, für deren Auflösung sich keine bestimmten Regeln festlegen lassen, und deren Dentung oft nur den berufensten Handschriftenkennern gelingt, setzt aber dem Einlesen die gröfsten Schwierigkeiten entgegen. Man hat diesen Übelstand schon lange empfunden und ihm durch lexica diplomatica, commentarii notarum, interpretamenta litterarum, compendia scribendi, tractatus de siglis verborum, modus legendi abbreviaturas, alphabetum Tironianum und wie sonst die zahlreichen Schlüssel alle heifsen, abzuhelfen versucht. Aber die einschlägigen Hilfsmittel sind zum Teil nur schwer, an vielen Orten aber überhaupt nicht zu erlangen, zum Teil auch recht kostspielig, und zumeist begrenzen sie ihre Aufgabe auf bestimmte Schriftperioden, Anwendungsformen, Provinzen und Länder. Darum erscheint uns das in italienischer und deutscher Ausgabe vorliegende Werk des durch seine Sachkunde bekannten Archivars und Paläographen am königlichen Staatsarchiv zu Mailand Adriano Cappelli als ein höchst dankenswertes Unternehmen. Das Lexikon erklärt die Abkürzungen, welche sich besonders in italienischen Urkunden und Handschriften finden, berücksichtigt aber auch solche, die in den übrigen Ländern (Europas) gebräuchlich waren. Das Buch beginnt mit einem Auf-

satz „Über mittelalterliche Tachygraphie“ (Abkürzungen durch Abbrechung und durch Kontraktion; Abkürzungszeichen mit eigener Bedeutung, mit veränderlicher Bedeutung sowie solche durch übergeschriebene Buchstaben; konventionelle Zeichen) und bespricht danach römische und arabische Zahlschrift. Hierauf beginnt der Hauptteil, das Lexicon abbr. (in der deutschen Ausgabe mit erheblichem Nachtrag S. 360—417; vgl. die Titelangabe in der Gesamtziffer). Der nächste Abschnitt gibt die Liste der konventionellen Zeichen nebst einem Verzeichnis der medizinischen Abkürzungen im 17. Jahrhundert. Die letzten Partieen enthalten die römische und arabische Zahlschrift, ferner Sigel und Abkürzungen von Inschriften. Den Schlufs macht ein Verzeichnis der hauptsächlichsten Veröffentlichungen, die sich auf die lateinischen und italienischen Sigel und Abkürzungen beziehen.

Alle Abkürzungen sind in alphabetischer Folge gegeben, und zwar im einzelnen so, dafs auf jede Abkürzungsformel oder Buchstabengruppe in Klammern die Wiederholung der gelesenen Buchstaben und dieser dann der Auflösungswert folgt. Ein Zahlenzusatz gibt das Jahrhundert der Urkunde mit dem Zusatz von Anfang, Mitte oder Ende des genannten Zeitraumes (z. B. XIII p; XIV m; XV f.). Man kann demnach bei handschriftlichen Rätseln, ja oft auch noch bei gewissen unverständlichen Buchstabengruppen des Apparatus criticus unserer Ausgaben, sich hier sehr wohl Rat holen und wird sich bei der zweckmäfsigen Anordnung leicht zurecht finden, wie Ref. nach verschiedenen Proben bestätigen kann. Im Vorbeigehen sei noch bemerkt, dafs S. 401 unter R die erste Abbreviatur Regum [Liber] heifsen mufs „Regnorum“, da die patristischen Autoren nur einen „Liber regnorum“ kennen. Leider ist in jüngster Zeit von einigen Herausgebern die Bezeichnung Regum L. eingeschwärzt worden, sogar bei den Ausgaben der Wiener Akademie.

Was nun das Verhältnis dieser beiden Ausgaben zu einander betrifft, so stimmen sie bei gleichem Format und gleicher Einrichtung fast vollständig überein, jedoch zählt die Leipziger Ausgabe über 115 Seiten mehr. Abgesehen von einigen Zusätzen und besonderen Artikeln hat die deutsche Ausgabe einen sehr umfangreichen Nachtrag zum lexicon abbr. und die Bibliographie voraus; auch ist in der jüngeren Edition das Verzeichnis der Sigel und Abkürzungen von Inschriften reichhaltiger und zählt einige 50 Seiten mehr als in der älteren Publikation. Dagegen bietet das Mailänder Wörterbuch in der Einleitung noch einen kleinen Abschnitt Mono-

grammi, zu dem im Textbuche p. 386 sqq. die Namenszeichen von 46 verschiedenen namhaften Regenten und Päpsten abgebildet und erklärt werden. Da hierbei nur ein Raritäten-Interesse in Frage kommt, so sind diese Materialien in der deutschen Ausgabe mit Recht fortgelassen. Sehr instruktiv ist dagegen eine andere Beigabe des italienischen Diktionärs, nämlich vier faksimilierte lateinische Urkunden aus dem 12., 13. und 15. Jahrhundert, welche die ihrer Zeit üblichen Abbreviaturen in textmäfsigem Zusammenhang veranschaulichen; von diesen Dokumenten sind auch Transskriptionen beigegeben.

Beide Ausgaben sind vorzüglich ausgestattet, geschmackvoll und dauerhaft gebunden, und der Preis für beide sehr billig. Cappelli kann daher allen Philologen für Kollationen wie für Interpretationszwecke als trefflicher Berater bestens empfohlen werden. **R.**

---

151) **Jules Verne's Werke.** Erste vollständige Ausgabe mit Einleitungen und Erläuterungen. Berlin NO, A. Weichert, o. J. 8.
1. Die Reise um die Erde in 80 Tagen. 216 S.
2. Von der Erde zum Monde. 176 S.
3. Die Reise um den Mond. 192 S.

Preis jedes Bandes geb. ℳ 0,50.

Die drei ersten Bände dieser neuen Jules Verne-Ausgabe, welche der bei A. Hartleben seit 1875 erschienenen „Collection Verne" an die Seite tritt, sind von Walter Heichen übersetzt. Aufserdem soll sich nach dem Prospekt auch Paul Heichen bei der Herausgabe der weiteren Bände beteiligen. Die Übersetzung, welche den Text nirgends kürzt, ist, nach den von uns angestellten Stichproben zu urteilen, wörtlich und in den technischen Dingen sachverständig, dabei fliefsend und angenehm lesbar. Die orientierenden Einleitungen beschränken sich, da die Sammlung naturgemäfs für weitere Kreise bestimmt ist, auf das Allernotwendigste. Hinsichtlich des Druckes möchten wir der Verlagsbuchhandlung dringend raten, bei den noch ausstehenden Bänden die Zeilen viel weiter voneinander abzusetzen, da die an sich hinreichend grofsen Lettern dann wesentlich bequemer zu lesen sein werden. -1-

---

152) **LA VIE PARISIENNE AU XIXE SIÈCLE.** PARIS de 1800 à 1900 D'APRÈS LES ESTAMPES ET LES MÉMOIRES DU TEMPS publié sous la direction de **CHARLES SIMOND.** (Vol. I, 94 bis 676 pp. gr. 8 =) 2-6e Série. à fr. 2.50.

Simonds grofsartig und umfassend angelegtes Werk will eine Geschichte der französischen Hauptstadt „in Wort und Bild" bringen, und zwar in drei voluminösen Bänden, deren erster die Zeit von 1800 bis 1830 begreift; der folgende geht bis 1870, der dritte bis zum Ende des Jahrhunderts. (vgl. auch die Anzeige der ersten Lieferung in dieser Zeitschrift Jahrg. 1900, S. 408). Im besonderen sind wieder passende Teilabschnitte gegeben, so in diesem Bande Konsulat, Erstes Kaiserreich (Lief. 2. 3), Restauration (4. 5. 6). Eine gewisse Einheit repräsentieren auch die durchschnittlich etwa fünf Jahre zusammenfassenden Lieferungen, während innerhalb dieser wieder jedes Jahr mit eigenem Kalendarium und eigener Charakteristik durchgeführt wird. Die wichtigsten Vorgänge des öffentlichen Lebens, Kunstschöpfungen auf allen Gebieten, Eigenart und Wandel der Moden und Gebräuche, Hantierungen und Treiben des Volkes in allen Klassen und Erwerbsverhältnissen, alles wird nach originalen Berichten der Zeitgenossen geschildert und durch zahlreiche Abbildungen nach alten Vorlagen illustriert. Über das Wachstum der Stadt, die Veränderungen der Bannmeile, über die Niederlegung alter Bauten wie über neue Anlagen erhalten wir dokumentarische Berichte, ebenfalls mit trefflichen Reproduktionen der Karten, Entwürfe und Pläne. — Das einschlägige Material zu dieser grofsen Aufgabe zu beschaffen und zu verarbeiten übersteigt allerdings die Kräfte eines Mannes, aber Simond hat sich einen ausgezeichneten Generalstab von Lokalforschern, Archivaren, Historikern und Literaten gebildet, und die Schränke der Behörden und die Bibliotheken der Verwaltungsorgane, Gesellschaften, Zünfte und Kunstinstitute haben ihre reichen Sammlungen zu diesem Unternehmen hergegeben, das bis jetzt nicht seinesgleichen hat und dem Herausgeber wie dem Verleger alle Ehre macht. Das Werk leistet allen Studierenden und Freunden der französischen Literatur, den Lehrern aller höheren Unterrichtsanstalten für den Geschichts- wie für den Sprachunterricht die trefflichsten Dienste. Der Preis ist angesichts der gediegenen Ausstattung und der reichhaltigen Beigaben und trefflich ausgeführten Illustrationen (die sechs ersten Lieferungen zählen deren ca. 1280) sehr billig zu nennen.

B. **A. L.**

---

153) **Georg Bülow, Thomas Babington Macaulay.** Sein Leben und seine Werke. Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages. Progr. Schweidnitz 1901. 70 S. 8.

Bülow behandelt in lebendiger und ansprechender Weise zuerst den äufseren Lebensgang und die innere Entwickelung Macaulay's und bespricht sodann mit eingehenderer Würdigung der Hauptwerke seine schriftstellerische Tätigkeit. Er fafst die Ergebnisse der bisherigen Überlieferung und Forschung zusammen, ohne direkt Neues zu bieten, hat aber das vorhandene Material sorgsam benutzt und gut verarbeitet. Wir haben zu seiner Darstellung nichts Wesentliches zu bemerken, höchstens zu den sprachlichen Ausführungen auf S. 49 ff. möchten wir einige Worte sagen. In erster Linie erscheint es uns als unrichtig, wenn B. behufs Feststellung des Prozentsatzes an romanischen Wörtern Macaulay's History of England mit Dickens' Christmas Carol vergleicht. Die Stoffe sind doch zu verschieden. Bei den hinzugefügten Etymologieen ist im Interesse gröfserer Genauigkeit oder Vollständigkeit folgendes zu ändern: Statt ae. *cwesan* l. *cwēsan (altmercisch; belegt ist nur *cwiesan, cwȳsan*) — *keep* kommt von me *kepen*, ae. *cēpan*, to observe, notice, attend to, keep (Skeat). — *to fade* hat mit lat. *fatum* gar nichts zu tun, vielmehr liegt dem afz. *fade*, von dem es abgeleitet ist, lat. **fatĭdus* = *fatuus* zu Grunde (Körting² Nr. 3660); vielleicht ist *fatum* nur Druckfehler für *fatuus*. — *covetous* ist schon me. als *coveitous (-us), covaitous, covetous, covatous* vorhanden und hat auch ein genau entsprechendes afz. Etymon (Mätzner, vgl. auch Körting² Nr. 2690). — *witness* ist ae. *witnes*, und erst dieses kommt von *witan*. — *delicious* kommt durch das Mittelenglische und Altfranzösische von einem spätlatein. *deliciosus*, und dieses wieder gehört direkt zu *deliciae*, nicht zu dem natürlich auch verwandten *delectare*. — Zu *race* ist jetzt Körting² Nr. 7716 und 7773 zu vergleichen. — Das *an* vor *h* und gewissen Vokalen (Seite 51) geht zum Teil auf Gepflogenheiten der englischen Setzer zurück und beweist, wo man die Handschrift des Verfassers nicht zu Rate ziehen kann, für dessen eigene Schreibweise wenig. Übrigens ist das *h* in *historian* wegen Unbetontheit der Silbe *hi* fast ganz stumm, und es heifst jetzt besser *an historian* als *a historian*; was Bülow hier von Macaulay behauptet, ist auch nicht einmal richtig, denn dieser schreibt gerade *a historian*. (Vgl. John Koch, Wissenschaftl. Gram. § 80.) — Das Verb *to portray* ist durchaus nicht veraltet: in manchen Fällen würden die heutigen Engländer geradezu in Verlegenheit kommen, wenn

sie es ersetzen sollten. — Endlich möchten wir darauf hinweisen, dafs man vom englischen Standpunkt aus die Wörter *reign* und *government* in dem auf S. 52 angeführten Satze eigentlich doch nicht als Synonyma betrachten kann; man sollte mit dem Wort Synonymon überhaupt recht behutsam umgehen.

Als Ergänzung zu dem zweiten Textabsatz auf S. 54 sind noch die interessanten, speziell Macaulay betreffenden Untersuchungen zu vergleichen, welche E. H. Lewis in seiner Dissertation The History of de English Paragraph (Chicago, The University of Chicago Press, 1894) veröffentlicht hat (S. 142 ff. u. 175). Das durch den allgemeinen Eindruck gewonnene ästhetische Urteil wird hier mit Hilfe statistischer Nachweise näher begründet.

Recht störend wirken in Bülows Arbeit die zahlreichen Druckfehler, welche auch in der langen Liste auf S. 69 und 70 noch nicht alle berichtigt sind. **F. P.**

---

154) **William George Searle, Onomasticon Anglo-Saxonicum.** A List of Anglo-Saxon proper Names from the time of Beda to that of King John. Cambridge, University Press. London, J. C. Clay & Sons, 1897. LIX u. 601 S. 8. geb. 20 s. net.

Im vorliegenden Werk wird zum erstenmal der Versuch gemacht, eine möglichst vollständige Sammlung der angelsächsischen Personennamen zu geben, wie sie Förstemann in seinem Altdeutschen Namenbuch für das deutsche Sprachgebiet angestrebt hat. Aus der gesamten poetischen und prosaischen Literatur der Angelsachsen von den frühesten Zeiten bis zum Ende des 12. Jahrhunderts hat der Verf. mit ungeheurem Fleifs gegen 25000 Namen zusammengetragen und unter Anführung der Belege alphabetisch geordnet; auch die Namen auf den Münzen sind herangezogen. Der Verf. hat uns auf diese Weise ein Nachschlagewerk geliefert, das jedem Anglisten sehr schätzbare Dienste leisten wird. Auch die vorangestellte ausführliche Bibliographie ist dankenswert.

Leider krankt aber das Buch an einem Grundfehler. Searle hat sich nicht darauf beschränkt, sämtliche wirklich belegten angelsächsischen Namen zu sammeln, sondern er hat auf Grund von Namenwörterbüchern der verwandten germanischen Dialekte — des Althochdeutschen, Fränkischen, Westfälischen, Longobardischen, Westgotischen, Dänischen (S. xv) — zahlreiche angelsächsische Namen konstruiert, die nirgends belegt sind,

die aber nach der Ansicht des Verf. wohl existiert haben könnten. Die so erschlossenen Namen sind einfach in die Reihe der wirklich bezeugten — „to make the groups more complete" — eingefügt und äufserlich durch weiter nichts als eine kurze Quellenangabe gekennzeichnet.

Dieses völlig unwissenschaftliche Verfahren kann nicht scharf genug verurteilt werden. Der Verf. hat dadurch den Wert seines sonst so brauchbaren Buches aufs empfindlichste geschädigt; denn die Aufnahme solcher hypothetischen Namensformen ist nur zu sehr geeignet, gelegentliche Benutzer zu Irrtümern zu veranlassen. Wenn man unter anscheinend echt angelsächsischen Namen, wie *Beald, Denehild, Deorthryth, Eormenwig, Godheard, Helmbeald, Helmbeorht, Leofgisl, Ofthere, Weardbeorht* u. s. w. u. s. w. als Autoritäten Förstemann, Piper, Potthast, Nielsen, Wrede, Gallée u. a. verzeichnet findet, so kann der Leser nicht wissen, ob es sich um wirkliche angelsächsische Namen handelt, die von diesen Forschern nachgewiesen sind, oder ob der Verf. auf Grund der zitierten Werke die betreffenden angelsächsischen Formen nur konstruiert hat; ein zufälliger Benutzer, der die Einleitung nicht durchgelesen und die angezogenen Quellen nicht gleich zur Hand hat, wird an letztere Möglichkeit wahrscheinlich überhaupt nicht denken. Man ist darum auf jeden Fall genötigt, alle solche Quellenangaben des Verf. selbst nachzuprüfen, und dadurch wird die praktische Brauchbarkeit des Buches beeinträchtigt.

Von diesem schweren methodischen Fehler abgesehen, ergibt eine Prüfung der Einzelheiten, dafs dem Verf. wohl auch die für eine solche Arbeit unerläfsliche sprachgeschichtliche Durchbildung abgeht. Was sollen z. B. die aus Förstemann und Piper entnommenen Namen *Ansfrith, -gar, -helm, -ric, -weald* in dem Verzeichnis? Hält der Verf. *Answeald* für die korrekte angelsächsische Entsprechung des deutschen *Answalt*? Alle diese Namen kehren S. 373 ff. in ihrer lautgesetzlichen angelsächsischen Form in den wirklich bezeugten Namen *Osfrith, -gar, -helm, -ric, -weald* wieder, Und weshalb sind Namen wie *Othhelm, -here, -mar, weard, wig, wine, -wulf* u. s. w. aus Piper und Nielsen übernommen und teilweise anglisiert, wenn die lautgesetzlich entsprechenden angelsächsischen Formen *Eadhelm, -here, -mar, -weard, -wig, -wine, -wulf* (S. 182 ff.) alle gut bezeugt zu finden sind? — Auch die Klassifizierung der Namen in der Einleitung ist manchmal recht dilettantisch, so namentlich die mechanische Anordnung nach den Endungen S. XXII f.

Hingegen ist die Vollständigkeit des Verzeichnisses so grofs, wie

man es bei einem ersten Versuch, das enorme Material zu bewältigen, überhaupt verlangen kann. Dafs hin und wieder Lücken da sind, ist selbstverständlich und unvermeidlich. S. 78 hätte unter *Bacca* zitiert werden sollen *Baccan-celde* 'Bapchild' Birch C. S. 94. — Für den nach Förstemann konstruierten Namen *Beald, Bald* kennt Searle keinen Beleg; ein solcher findet sich Cockayne Leechdoms II 298, wo *Bald* als der Besitzer des Arzneibuchs namhaft gemacht wird. Als Schreiber des Ms. nennt sich am gleichen Ort *Cild:*

Bald habet hunc librum, Cild quem conscribere iussit.

Searle kennt *Cild* nur als Namen eines Münzers. — *Beowulf* ist nicht Fürst der Goten, sondern der Geaten. — Die chronologische Angabe hinter *Hemele* 5 sollte nicht [c. 785?], sondern [before 789] lauten, wie bei der gleichen Urkunde unter *Duda* richtig angegeben ist. — S. 338 hätte unter *Lilla* noch BCS. 564 *Lillan welle* zitiert werden können. Neben *Lilla* ist auch die Form *Lila* belegt: BCS. 508 *Lilan mere*; der Name wäre also auch in der Liste der Doppelformen von Namen auf *-a* mit und ohne Gemination des inlautenden Konsonanten (S. XX oben der Einleitung) nachzutragen. — S. 502 unter *Winwaru* ist nach BCS. statt des Strichs die Zahl 438 zu setzen.

Zur Deutung der Namen des northumbrischen Liber Vitae liefert jetzt Rudolf Müllers Arbeit (Palaestra 9; Berlin, Mayer & Müller, 1901) wichtige Beiträge.

Es wäre sehr wünschenswert, dafs Searle's Onomasticon eine zweite Auflage erlebte, die dann aber von den konstruierten Namen zu reinigen und sprachlich gründlich zu revidieren wäre.

Heidelberg. **Johannes Hoops.**

---

155) **Otto Jespersen, Sprogundervisning.** Kjöbenhavn, Det Schubotheske Forlag, 1901. 186 S. 8.

Jespersen's „Sprogundervisning" ist sozusagen ein Katechismus der direkten Methode im neusprachlichen Unterrichte. In aufserordentlich klarer und ansprechender Weise erörtert der Verf. die leitenden Grundsätze der Reformbewegung, und wo es nötig ist, läfst er es nicht an Angriffen auf die Verirrungen und Auswüchse der alten Methode fehlen. Wie die meisten Schriften über die Reform, behandelt auch sein Buch vornehmlich den Anfangsunterricht, doch werden an geeigneter Stelle auch Winke für die späteren Jahre gegeben. Man ersieht aus diesen

vereinzelten Andeutungen mit Befriedigung, dafs J. auf dem Grunde einer mehr gedächtnismäfsig und mechanisch erworbenen Sprech-, Schreib- und Lesefertigkeit in den späteren Unterrichtsjahren nicht nur eine desto eingehendere Beschäftigung mit dem Gedankeninhalte der möglichst hoch zu wählenden Lektüre, sondern auch eine auf induktivem Wege zu gehende gründliche grammatische Schulung eintreten lassen will.

Wir sind im allgemeinen mit seinen Ausführungen sehr einverstanden und empfehlen allen den Fachgenossen, die des Dänischen kundig sind, dringend die Lektüre des höchst gehaltvollen und anregenden Buches. Vielleicht entschliefst sich der Verf., bald eine deutsche Übersetzung oder, besser gesagt, eine spezieller auf unsere Schulverhältnisse bezugnehmende deutsche Bearbeitung erscheinen zu lassen; wir glauben ihm versprechen zu können, dafs er damit manchen Saulus zum Paulus machen würde.

Die wenigen Punkte, in welchen wir nicht mit Jespersen übereinstimmen, sind der Hauptsache nach die folgenden. Zunächst können wir seine Abneigung gegen die Vokabularien nicht teilen, wenigstens nicht soweit es sich um solche handelt, die nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet sind. Man mufs doch bedenken, dafs die Apperzeption des einzelnen Wortes, die ja natürlich bei massenhafter Übung und unter richtiger Anleitung eines Lehrers auch im Satzzusammenhange erfolgt, doch wesentlich erleichtert wird, wenn die Vokabel auch einmal einzeln in den Blickpunkt des Bewufstseins gerückt wird. Die Wörter in einem sachlich geordneten Vokabular hängen auch keineswegs frei und verbindungslos in der Luft; vielmehr knüpft man, wenn man einen Schüler eine Anzahl von Ausdrücken lernen läfst, die sich z. B. auf das Haus oder auf den Garten beziehen, an eine längst bei ihm fest assoziierte Gruppe von Vorstellungen an, die es ihm erleichtert, die Wörter nebeneinander zu behalten und in zusammenhängender Rede schnell zu reproduzieren. Die Hölzelschen Wandbilder und andere ähnliche Hilfsmittel erstreben ja, wenn auch auf einem anderen Wege, im Grunde auch etwas Ähnliches. Für die häusliche Wiederholung sind die sachlich geordneten Vokabularien auch deshalb nützlich, weil sie dem Schüler und seinen Angehörigen zusammenfassende Rückblicke erleichtern. Dafs natürlich die einzeln gelernten Wörter in den Schulstunden in zusammenhängenden Sätzen gründlich geübt werden müssen, versteht sich von selbst. Gar nicht übel ist in dieser Hinsicht die Anleitung, welche G. C. Kordgien in seinem

„Spanischen Konversationsbuch für Anfänger“ gibt. — In zweiter Linie möchten wir eine Lanze für das Auswendiglernen der Flexionsparadigmen brechen. Dabei kommt von den neueren Sprachen natürlich das Englische kaum in Frage, da es so gut wie keine Paradigmen besitzt. Im Französischen liegt die Sache schon anders, und was das Deutsche anlangt, so möchten wir auf eine uns bekannte hochgebildete und geistig äufserst regsame Ausländerin verweisen, die seit fünfzig Jahren in Deutschland lebt, einen deutschen Mann geheiratet und eine Reihe nur deutsch sprechender Kinder grofsgezogen hat, der es aber heute noch nicht möglich ist, unsere Flexionsformen richtig zu handhaben — aus dem einfachen Grunde, weil sie sie nie systematisch gelernt hat. Wie man nun vollends Lateinisch, Griechisch, Sanskrit, Hebräisch, Altarabisch oder ähnliche flexionsreiche Sprachen ohne Paradigmen gründlich und sicher auch nur lesen lernen soll, ist uns nicht ersichtlich. Wenn man eine fremde Stadt betritt, findet man sich doch schneller mit Hilfe eines Orientierungsplanes zurecht, als wenn man alle vorhandenen Strafsen, Gassen und Gäfschen erst einzeln abläuft. Und sind denn die Paradigmen, bei Lichte betrachtet, überhaupt etwas so Gekünsteltes, der natürlichen Sprachbeherrschung Zuwiderlaufendes? Hat nicht jeder redende Mensch, selbst wenn er nie grammatischen Unterricht genossen hat, die Paradigmen seiner Muttersprache als unbewufst wirkende Dispositionen der Nervenzentren im Kopfe [1])? Warum soll man sich bei einer fremden Sprache nicht der Zeitersparnis halber diesen Besitz zunächst durch bewufste Apperzeption aneignen, um ihn dann allmählich durch fleifsige Übung zu einer mechanisch wirkenden Summe von Tendenzen werden zu lassen? Ganz anders verhält es sich mit den Reimregeln, die Jespersen

1) „Wir tragen gewissermafsen paradigmatische Vorstellungsreihen als latente Kräfte in uns, deren Latenz aber eben darin besteht, dafs sie uns nicht, wie die Paradigmen der wirklichen Grammatik, in Gestalt bestimmter einzelner Vorstellungen gegeben sind, sondern dafs sie nur in der Form elementarer functioneller Anlagen in uns liegen, von denen jeweils diejenigen actuell werden, die durch die gegebene Bewufstseinslage begünstigt sind. Wenn wir eine einzelne grammatische Form bilden, so werden wir uns daher nur selten und unter Ausnahmebedingungen irgend einer andern Wortvorstellung bewufst. Vielmehr wirken die zugehörigen und im Augenblick disponibeln Elemente wie eine Totalkraft, die uns blofs in ihrem Effect, nicht in den zahllosen einzelnen Componenten gegeben ist, aus denen sie sich zusammensetzt.“ Wundt, Völkerpsychologie I, 1, 464; vgl. auch S. 463. (Was Ph. Wegener im Lit. Centralblatt 22. März 1902, Sp. 405 unten und 406 oben gegen Wundts Lehre von den „Dispositionen“ sagt, beruht offenbar auf einer irrtümlichen Auffassung jener Theorie, die für uns wenigstens durchaus überzeugend ist.)

unberechtigterweise mit den Paradigmen auf eine Stufe stellt. Diese gehören nicht zum natürlichen Inventar der Muttersprache, und es fehlt ihnen meist gänzlich der innere Zusammenhang, den man den Flexionsparadigmen doch nicht absprechen kann. Und selbst hier möchten wir nicht alles von der Hand weisen: die Mnemotechnik hat oft Wunderbares geleistet, und mit einem etwas veränderten Sinne gilt hier, wie überall, für uns der Satz: Je prends mon bien où je le trouve. — Ein dritter Punkt, in dem wir J. widersprechen möchten, ist seine Scheu vor dem Gebrauch der Muttersprache im Anfangsunterricht. Auch hier verlangt unseres Erachtens das Prinzip der Zeitersparnis ein gelegentliches Abgehen von der strengen Regel, namentlich bei Begriffen, die sich schnell übersetzen, aber nur auf grofsen Umwegen erklären lassen. Man wird mit solchen Übersetzungen natürlich von Tag zu Tag sparsamer werden, bis der Vokabelschatz der Schüler grofs genug ist, um sie zum Verständnis jeder fremdsprachlichen Erklärung zu befähigen.

Als Phonetiker ersten Ranges legt Jespersen natürlich grofsen Wert auf die lautphysiologische Schulung der Anfänger. Sehr lesenswert sind die auf der heuristischen Methode beruhenden Unterrichtsproben S. 137 ff.; wir glauben allerdings, dafs solche Ergebnisse nur von Lehrern erzielt werden können, welche für die Phonetik ebenso begeistert sind wie Jespersen. Gerade diese Begeisterung wird aber in manchen Fällen nicht vorhanden sein. Zu dem Gebrauch der Lautschrift wollen wir keine bestimmte Stellung einnehmen; jeder mufs in dieser Hinsicht versuchen, wie er bei dem ihm gerade zur Verfügung stehenden Schülermaterial am besten vorwärts kommt.

Und nun noch ein Wort über die alten Sprachen. Jespersen will dieselben ganz aus dem obligatorischen Unterricht der höheren dänischen Schulen verdrängt wissen. Die beste Lösung gibt hier für deutsche Verhältnisse zweifellos die Reformschule mit gemeinsamem Unterbau. Wo man noch bei dem alten Lehrplane stehen bleibt und neun- bis zehnjährige Knaben mit dem Latein beginnen läfst, sollte man wenigstens von der auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts immer mehr Boden gewinnenden Reform soviel annehmen, dafs man den Lern- und Lesestoff dem Verständnis der Kleinen anpafst. Wir sagen dies mit besonderer Bezugnahme auf die Quintastufe des an vielen Schulen eingeführten lateinischen Übungsbuches von Ostermann-Müller. Dieselbe enthält neben ganz brauchbaren zusammenhängenden Lesestücken noch einen

Urväterhausrat von Einzelsätzen, welche jüngere Knaben unmöglich interessieren können und ihnen zum Teil auch nach eingehender Erklärung kaum verständlich sein werden, wie z. B. der folgende auf S. 133: „Der Gesetzesvorschlag (Gesetz) des Gajus Licinius und des Lucius Sextius hat bewirkt (efficio 3), dafs die Schulden der römischen Bürgerschaft vermindert wurden.“ Einen wesentlichen Fortschritt in dieser Richtung bezeichnen die Gurlitt'schen Fibeln; doch haben diese noch einige Mängel anderer Art, welcher ihre Verbreitung bis jetzt im Wege stehen; vor allem entbehrt der Sextaband praktischer Paradigmen: die abstrakten Übersichten über die Endungen genügen den konkreten Bedürfnissen der Schüler nicht.

Wir würden gern noch manche Punkte in Jespersens Buch berühren, und diesen oder jenen beherzigenswerten Wink eingehender erörtern. Doch müssen wir nun wohl endlich schliefsen. Hoffentlich findet seine „Sprogundervisning“ recht viele Leser. -x.

---

156) **W. Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik.** Siebenter Band. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1899. VIII u. 1136 S. Lex.-8. ℳ 15.—.

Über die früheren Bände dieses grofsen Nachschlagewerkes ist in dieser Zeitschrift Jahrg. 1900, S. 112 und Jahrg. 1901, S. 47, 71 und 334 berichtet worden. Der vorliegende, wieder in zwei Halbbände zerlegte Teil umfafst die Stichwörter von „Tabakrauch“ bis „Zwingli“, womit das Buch schliefst; doch sind in einem Anhange noch einige wichtige Aufsätze nachgetragen. Das Gebiet des höheren Schulwesens berühren im besonderen folgende Artikel: Hebräisch, Prüfung für die Kandidaten des höheren Schulamtes, Technik des Klassen-Unterrichts, Zeichen-Unterricht, Zoologischer Unterricht, Turnen, Übersetzen, Versetzen, Wissenschaftliche Vereine der Schüler. Von den auf diesen Band entfallenden Biographieen seien die Fr. Aug. Wolffs und namentlich die eingehende Tuiskon Zillers erwähnt. Zweifel haben wir, ob es wirklich berechtigt war, hier „Richard Wagner als Erzieher“ zu behandeln. Im übrigen füllt den Band diesmal eine grofse Menge von pädagogischen Schlagworten allgemeiner Art.

Wir müssen zum Schlufs noch einer sehr dankenswerten Einrichtung gedenken. Um die Fülle des in diesem Werke nach alphabetischer Folge gebotenen Materials besser nutzbar zu machen, hat E. Zeifsig ein syste-

matisches Verzeichnis ausgearbeitet, in dem sämtliche Artikel, nach ihrer sachlichen Zusammengehörigkeit eingeordnet, kurz und übersichtlich zusammengestellt sind. Dadurch wird es dem Suchenden leicht, den vorhandenen Stoff zu übersehen und zu studieren. Ein Autoren-Register mit Angabe der bezüglichen Beiträge zu dieser Encyklopädie macht den Beschlufs dieses Bandes.

Das pädagogische Lexikon kann als ein ausgiebiges und zuverlässiges Werk bestens empfohlen werden.

157/158) **Hartlebens Bibliothek der Sprachenkunde.** Wien, Pest, Leipzig.

Nr. 70: **E. C. Marré,** Die Sprache der Hansa. X u. 176 S. 8. o. J.

Nr. 22: **A. Seidel,** Grammatik der Japanischen Umgangssprache. 2. Auflage. XI u. 176 S. 8. o. J. geb. je ℳ 2.

Die Sprache des Negerstammes der Hausa erhält ein besonderes linguistisches Interesse durch ihre zahlreiche Anklänge an die hamitisch-semitischen Sprachen (vgl. Fr. Müllers Grundrifs der Sprachwissenschaft I, 23 5 ff.) Es handelt sich dabei nicht allein um Entlehnungen, sondern in ziemlich grofsem Umfange auch um Spracherscheinungen, welche mit einiger Bestimmtheit auf ursprüngliche Verwandtschaft hindeuten. Das Praefix ma- bildet z. B. wie im Semitischen Nomina loci und instrumenti, Nomina agentis, aktive und passive Partizipien; bei der Pluralbildung begegnen die Suffixa -ūna, -ū, und es finden sich auch Bildungen des inneren Plurals. Eine ganz besonders wichtige Übereinstimmung aber zeigt sich in der Form und morphologischen Verwendung der Pronominalstämme, worüber u. a. noch die Zusammenstellungen in Zimmerns „Vergleichender Grammatik der semitischen Sprachen" § 27 ff. einzusehen sind. Marré gibt in seinem Büchlein eine recht gut orientierende Einleitung über die Sprache und das Volk der Hausa. Darauf folgt eine systematische Grammatik, sodann Übungen und eine sehr charakteristische Chrestomathie, sowie schliefslich ein deutsch-hausanisches und ein hausanisch-deutsches Wörterverzeichnis. Das von den Hausa gebrauchte arabische Alphabet ist durchgehends durch lateinische Antiquabuchstaben ersetzt. Wir glauben, dafs die kleine Sprachlehre sich ebensosehr zur praktischen Erlernung des Idioms wie zur Orientierung für linguistische Zwecke eignen wird.

Die zweite Auflage von A. Seidels japanischer Grammatik unterscheidet sich nicht unwesentlich von der vor einer Reihe von Jahren erschienenen ersten Ausgabe. Der Verf. hat jetzt den engen Anschlufs an die Schreibweise der Japaner aufgegeben und sich bei der Umschrift der Wörter desjenigen Systems bedient, welches die meiste Aussicht auf künftige Alleinherrschaft hat und auch von der „Gesellschaft für lateinische Schrift" in Tokio angenommen worden ist. Während ferner die erste Auflage in ziemlich ausgedehntem Mafse auch die Schriftsprache berücksichtigte, hat Verf. sich jetzt einzig und allein auf die moderne Umgangssprache beschränkt. Die innere Einrichtung des Buches ist jetzt die folgende: Zu Anfang steht eine Lautlehre und Wortbildungslehre; daran schliefst sich eine systematische Grammatik (A. Formenlehre, B. Einiges aus der Syntax), und endlich folgt als dritter Teil (S. 114 bis 176) eine praktische Einführung in die Elemente der Sprache (Regeln, Vokabeln und japanische Einzelsätze mit deutscher Übersetzung). Die Übungsbeispiele sind nur zum geringsten Teile vom Verf. selbst gebildet, meistens vielmehr aus japanischen Werken entlehnt. Obgleich das kleine Buch ganz nach der „alten Methode" angelegt ist und in den Übungsbeispielen keinerlei inhaltlich interessante Stoffe bietet, dürfte es doch für praktische Zwecke ganz gute Dienste leisten. Ein näheres Eingehen auf Einzelheiten können wir uns hier nicht gestatten, doch möchten wir wenigstens dem Verf. empfehlen, die phonetischen Angaben auf S. 1 und 2 noch einmal einer Durchsicht zu unterziehen.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 12. Juli. Nr. 14, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

159) **E. Rolfes, Des Aristoteles Schrift über die Seele.** Übersetzt und erklärt. Bonn, P. Hanstein, 1901. XXII u. 224 S. 8.

Vorliegende Schrift gibt im ganzen eine richtige Vorstellung von der Aristotelischen Seelenlehre. Dennoch fehlt es im einzelnen auch in ihr da und dort, und der Grund ist der, dafs R. blind gewissen Autoritäten folgt. Er bedauert einmal (S. 179), den Inhalt von 430, a, 20—22 betreffend, wo allerdings der Text der Bekkerschen Ausgabe vom Jahre 1831, welchem er folgt, ein verstümmelter ist, „dafs ein einigermafsen durch Autoritäten gesicherter Sinn nicht vorhanden ist". Seine Hauptautorität ist der Scholastiker Thomas von Aquino. Wessen Interpretation der Thomistischen in die Quere kommt, den versteht R. nicht oder will ihn nicht verstehen.

Greifen wir gleich hinein ins Herz der Aristotelischen Seelenlehre. Da ist im 4. und 5. Kapitel des 3. Buches von dem Teil der Seele die Rede, womit sie (denkend) erkennt und (das praktische Leben betreffend) überlegt, vom Nus, dessen Wesen und Aufgabe erörtert wird. In ihm, dem substanziellen Nus, resp. in dem Prozesse seiner accidentellen Selbstverwirklichung im Denken (durch welchen der Nus „alles wird", nicht

erst selbst substanziell wird), werden da im 5. Kapitel zwei im 4. Kapitel bereits deutlich angedeutete Momente unterschieden, das Moment der „Materie", d. h. der Möglichkeit, Bestimmbarkeit, und das des „schaffenden Prinzips", d. h. des wirklichen geistigen Bestimmens nach Mafsgabe der Objektivität. Sie werden uns vorgeführt als zwei Nuse, die ihr Sein dem Alles-werden einer- und dem Alles-machen anderseits verdanken, und die demnach nur zwei Seiten des einen unsterblichen Nus in seiner Selbstbetätigung sein können, als *νοῦς δυνάμει* und *νοῦς ποιητικός*. Ersterer wird am Ende des Kapitels noch als *νοῦς παθητικός* bezeichnet und von ihm die Korruptibilität ausgesagt. Das alles hat auch, wie ich schon oft nachgewiesen habe, einen ganz guten Sinn. Nun ist aber nach dem Scholastiker Thomas der Nus des 4. Kapitels ein aufnehmendes Vermögen, der intellectus possibilis (*νοῦς δυνάμει*), und tritt ihm im *νοῦς ποιητικός* (dem scholastischen *intellectus agens*) des 5. Kapitels nicht ein erkennendes, sondern ein dem Denken und Erkennen nur vorarbeitendes, eine Bedingung desselben setzendes Prinzip zur Seite, eine geistige Licht- und Leuchtkraft, die die Phantasmen (Vorstellungen) beleuchtend das der Potenz nach Intelligible actu intelligibel macht für den alles Intelligible werdenden *νοῦς δυνάμει*. Gegenüber dieser jetzt durch Leo XIII. kanonisierten Lehre des Aquinaten kommen natürlich meine Nachweisungen nicht in Betracht. Nur bezüglich des *νοῦς παθητικός* am Ende des 5. Kapitels bekomme ich von R. (S. 183) zu hören: „Es kann damit nur die sinnliche Seele mit Einschlufs der Phantasie gemeint sein, also die Kräfte, die bis zum 4. Kapitel des 3. Buches behandelt wurden. Die höhere Seele besteht ja aus dem aufnehmenden und dem tätigen Verstande; beide werden ausdrücklich als *ἀπαθεῖς* bezeichnet, können also nicht unter dem *νοῦς παθητικός* verstanden sein. Ferner, wenn der aufnehmende Verstand hier zu denken wäre, was sollte dann überhaupt fortleben? Er allein ist des Denkens fähig. Denn nur der *νοῦς δυνάμει* kann *νοῦς ἐντελεχείᾳ* werden. Darum ist es auch unverständig, mit Bullinger, Aristoteles' Nus-Lehre, S. 37 zu sagen, nur der intellectus agens sei unsterblich, und der als korruptibel bezeichnete *νοῦς παθητικός* sei der *νοῦς δυνάμει* (ebenda S. 39, Anm. 19)."

Nun, wer die aus meiner Nuslehre hier zitierten Stellen liest, wird da, wenn er nicht ein auf Thomas schwörender Neuscholastiker ist, nichts Unverständiges finden, abgesehen von einem bereits in „Mein letztes Wort gegen den Neuscholastiker Dr. M. Glofsner" (S. 14) unter Hinweisung

auf anderweit von mir gegebene korrekte Darstellnngen der Sache richtig gestellten lapsns calami am Ende von Note 17, wo von „Vergefslichkeit" des νοῦς παθητικός die Rede ist statt von „Znrücktreten, Verhlassen von in ihm gesetzten Gedankenhestimmnngen". Verwundern aber könnte man sich üher die von unserem Neuscholastiker hier entwickelte Begriffsstützigkeit und Vergefslichkeit. Das kommt eben davon, dafs die Nuslehre betreffend der Scholastiker Thomas nicht minder auf dem Holzwege war als die Modernen und diesbezüglich so ein Nenscholastiker, wenn man ihm das Richtige zeigt, ganz anfser sich gerät und nicht mehr im stande ist, einige Aufmerksamkeit zn entwickeln. Nach R. kann der νοῦς παθητικός am Ende von Kapitel 5 als παθητικός (leidend) nicht der νοῦς δυνάμει sein, er mufs vielmehr, so sehr es ihm selbst als „mifslich erscheint, das Wort νοῦς gerade hier, wo ein Gegensatz unter den Seelenteilen in Frage kommt, nicht Verstand bedeuten zu lassen" (S. 183), die Phantasie sein, „aher doch nur insofern, als sie mit dem νοῦς, der Denkkraft, verbunden ist" (S. 184). Konnte sich denn R. gar nicht mehr erinnern, dafs er selbst (zuletzt noch S. 163 Anm. 2), die Stelle 417, b, 2 ff. besprach, in welcher Aristoteles ein zweifaches Leiden unterscheidet, einen physischen Vorgang einerseits, der eine Veränderung eines Gegenstandes herbeiführt, wodurch dieser eine ihm bisher anhaftende Bestimmtheit verliert, und ein durch eine psychische Betätigung, ein psychisches Wirklichwerden herheigeführtes Bestimmtwerden anderseits, das „entweder kein Leiden zu nennen oder eine andere Art des Leidens sei"? Nnr auf ein Leiden letzterer Art kann natürlich hier παθητικός, als vom νοῦς ausgesagt, gehen. Und ist denn nicht der νοῦς schon 430, a, 19 als πάσχων bezeichnet worden? Was verschlägt denn dieses πάσχειν? Hat nicht auch R. schon manchmal gemerkt, dafs ihm Gedanken nicht mehr zugänglich, die ihm früher einmal geläufig waren? Hält er seinen Nus für sterblich, weil in ihm ans Anlafs sinnlicher Wahrnehmung und Vorstellnng gesetzte Gedankenbestimmnngen znm Teil so zurücktreten können, dafs er sich derselben wenigstens vorübergehend nicht mehr erinnert? Darauf rednziert sich nämlich die Bedentnng der „Korruptibilität" des „νοῦς παθητικός". Mit dem rechten Begriff dieses Nns ergiht sich anch der richtige Sinn des Epithetons „korruptibel", das eben nach Lage der Sache hier nnmöglich „mit dem Tode vergehend" bedeuten kann (da ja der νοῦς παθητικός = νοῦς δυνάμει nicht snbstanziell für sich existiert), sondern nur: „Gedankenhestimmnngen zurücktreten, ver-

blassen, verschwinden lassend". R. braucht also nicht weiter zu fragen: „Wenn der aufnehmende Verstand hier zu denken wäre, was sollte dann überhaupt fortleben?"

Vom Nus überhaupt, von dem einen substanziellen Nus des Menschen ist im 4. Kapitel die Trennbarkeit vom Körper ausgesprochen. In diesem Nus sind aber die zwei Momente gegeben, die im 5. Kapitel sprachlich als zwei Nuse figurieren. Sie sind, wie gesagt, schon im 4. Kapitel ausgesprochen. Der substanziell eine Nus wird da zunächst vornehmlich nach der passiven (rezeptiven) Seite seiner Funktion geschildert, nach der Seite, gemäfs welcher er einer Schreibtafel vergleichbar ist, auf der zunächst nichts steht, auf die sich aber alles mögliche schreiben läfst, nach der Seite, nach welcher er die Gedanken in sich aufzunehmen fähig, in Möglichkeit alle Dinge ist, in Wirklichkeit aber keines derselben, bevor er wirklich denkt. Mit den eben gesperrt gedruckten Worten und überhaupt mit all den Sätzen des 4. Kapitels, die besagen, dafs der Nus „das ihm erscheinende Fremdartige abhalte und sich dagegen verschanze", dafs er „erkenne und denke", „denke und urteile" u. s. w., damit ist auch schon die andere Seite des Nus berührt und gesagt, dafs eben auch der Nus es ist, der die Gedanken in sich setzt, die leere Schreibtafel, die er ist, selbst beschreibt, sich selbst in geistiger Weise zu allen Dingen macht. Der *νοῦς ποιητικός* ist nichts anderes als das eine der in dem Prozesse der accidentellen Selbstverwirklichung des substanziell einen Nus im Denken gegebenen Momente, das des „Alles-machens" = Alle-Gedanken-in-sich-Setzens, und der *νοῦς δυνάμει* ist das andere, das des „Alles-werdens"; und diese zwei Momente werden Nuse genannt in keinem anderen Sinne, als in welchem auch „der theoretische und der praktische Nus" so heifsen, als zwei accidentelle Seiten des einen Nus. — Den dem wirklichen Denken und Erkennen nur vorarbeitenden, eine Bedingung desselben setzenden intellectus agens haben blofs die alten Scholastiker in Aristoteles hineinfantasiert, und die Neuscholastiker plappern ihnen einfach nach, ohne sich die Worte des Aristoteles genau anzusehen. Der eine denkende und erkennende Nus beleuchtet durch seine eigene Lichtkraft die Phantasmen und macht denkend und erkennend das der Potenz nach Intelligible actu intelligibel.

Es bleibt so, wie man sieht, nur ein substanzieller Nus, der trennbar (vom Körper) und unsterblich sein kann, und dessen Epitheta, dessen Eigenschaften eben faktisch jene zwei Nuse des 5. Kapitels sind. Statt

die sprachliche Wendung zu gebrauchen: „und es hat Dasein der der einen Seite (der Materie) entsprechende Nus durch das Alles-werden, der andere durch das Alles-machen“ hätte Aristoteles auch sagen können: und es ist der menschliche Nus einerseits für alle Gedankenbestimmungen empfänglich, anderseits alle Gedankenbestimmungen in sich setzend, einerseits *δυναμικός*, anderseits *ποιητικός*. Dieser gewöhnlichen Redewendung entsprechend hätte er dann im nächstfolgenden selbständigen Satze fortfahren müssen: *Καὶ ὡς τοιοῦτος ὁ νοῦς χωριστὸς κτλ.* = Und als solcher (als Gedanken setzender) ist der Nus trennbar u. s. w. Ganz denselben Sinn hat aber auch das der im Voranstehenden von Aristoteles gewählten Redewendung entsprechende: *Καὶ οὗτος ὁ νοῦς χωριστὸς κτλ.* = Und dieser Nus ist trennbar u. s. w., „dieser Nus“, d. h. der eine substanzielle Nus als tätiger, Gedanken in sich setzender. In diesem Sinne sage ich Note 17 (S. 37): „Durchaus und in jeder Weise ist eben nur dieser Nus — d. h. der (eine substanzielle) Nus als tätiger leidenlos, unvermischt (mit dem Körper), trennbar (vom Körper), unsterblich und ewig, während sein Kompagnon, d. h. er selbst, sofern durch sein Denken die durch sinnliche Wahrnehmung und Vorstellung vermittelten Gedankenbestimmungen der Aufsenwelt in ihm gesetzt worden, eben durch diese Bestimmungen accidentell das Gegenteil jener Prädikate, also auch accidentell ‚*φθαρτός*‘ ist, d. h. jene Bestimmungen zum Teil wieder vergessen kann.“ Es heifst also 430, a, 17 das *καί* vor *οὗτος ὁ νοῦς* „und“, nicht „auch“, wie R. behauptet, mögen es auch noch so viele fälschlich mit „auch“ übersetzt haben.

S. 149 übersetzt R. 427, a, 2 f. („Ist nun etwa das unterscheidende Prinzip zwar gleichzeitig und der Zahl nach ungeteilt und ungetrennt, aber dem Sein nach getrennt?“) und bemerkt dazu in Anm. 4): „Dies wäre, so will Aristoteles nach den griechischen Kommentatoren sagen, eine verfehlte Lösung. Dem Vermögen nach kann zwar Eines gleichzeitig vieles erkennen, aber darum noch nicht der Wirklichkeit nach. Auch Bäumker, des Ar. Lehre von den äufseren und inneren Sinnesvermögen, S. 69 und 72, fafst die Stelle so auf. Dagegen meint Neuhäuser 41, Aristoteles beginne hier seine eigene Lösung zu geben. Ebenso Bullinger, Ar. Nuslehre 57.“ Das gibt eine falsche Vorstellung von meinem Verhältnis zur Sache. Dafs Aristoteles hier seine eigene Lösung beginne, habe ich nicht gesagt und konnte das unmöglich sagen. Es handelt sich um die Frage nach der Möglichkeit der Beurteilung heterogener und ent-

gegengesetzter Vorstellungen. Diese Beurteilung (Vergleichung und Unterscheidung) ist unmöglich bei der Voraussetzung des angeführten Satzes (427, a, 2 f.), nach welcher das unterscheidende Prinzip etwas Physisches wäre. Der Schwerpunkt der diesen Satz widerlegenden Aristotelischen Erörterung liegt in der von mir durch Fettdruck hervorgehobenen Bemerkung (427, a, 8 f.): „Der Wirklichkeit nach ist es nicht möglich, weiſs und schwarz zugleich zu sein, daher auch (für die Wahrnehmung und das Denken) nicht möglich, die Formen von Weiſs und Schwarz zu erleiden — *wenn die Wahrnehmung und das Denken ein derartiges Erleiden der Formen ist* (ein physisches nämlich, bei welchem eine Veränderung des Seins statthat" (Nuslehre 57). Das Aufnehmen der Formen durch die αἴσθησις und νόησις ist eben, wie De an. II, 5 bereits gezeigt wurde, kein Leiden im physischen Sinne und führt keine Veränderung des Seins herbei. Das αἰσθητικόν und das νοητικόν bleiben was sie sind, und können zwei an sich (konträr) entgegengesetzte oder auch heterogene Qualitäten zugleich in sich aufnehmen. Diese werden „ἄνευ τῆς ὕλης" von der Seele aufgenommen — ohne die substanzielle ὕλη nämlich, in welcher sie auſserhalb der Seele heterogene und (konträr) entgegengesetzte Existenzen sind — werden aufgenommen als bloſs accidentelle psychische Gebilde, als Bestimmungen des αἰσθητικόν, resp. des νοητικόν, welche Gebilde als solche alle homogen sind und sich wohl miteinander vertragen, in *einem* Akte verglichen und unterschieden werden können, sofern sie aufeinander bezogen und zu *einem* Objekte gemacht werden. Das unterscheidende Prinzip ist hierbei ein Analogon dessen, „was einige unter Punkt verstehen". Dieser ist nämlich (nach der betreffenden Auffassung) eins und zwei zugleich, sofern er als derselbe Punkt der Abschluſs des einen und der Anfang des andern Teils der Linie ist. Und gerade so verhält sich's auch mit der αἴσθησις und νόησις: das Urteilende (τὸ κρῖνον) ist bei der Erfassung (konträr) entgegengesetzter und heterogener Bestimmungen zugleich eins und zwei, geteilt und ungeteilt. Das sage ich S. 57 f., nicht aber, was R. fälschlich audeutet.

R. selbst miſsversteht mehrfach, was Aristoteles von der στιγμή, dem *Punkte*, als Bild des unterscheidenden Prinzips sagt. Die Stelle (427, a, 10 ff.) lautet wörtlich übersetzt: „Vielmehr, wie das, was einige unter Punkt verstehen (ἣν καλοῦσί τινες στιγμήν), sofern es eines und sofern es zwei ist, insofern auch ungeteilt und geteilt ist, ebenso verhält es sich hier. Insofern also das unterscheidende Prinzip ungeteilt

ist, ist es eines und gleichzeitig, insofern es geteilt ist, ist es nicht eines; es macht nämlich zweimal von demselben Zeichen Gebrauch [von sich nämlich, das, dem Punkt verglichen, selbst ein Zeichen genannt wird]. Insofern es nun die Grenze [= den Pnnkt, der es selber ist] als Zweiheit gebraucht, unterscheidet es zwei Dinge und Getrenntes gewissermafsen mit Getrenntem (*ᾗ μὲν οὖν* (*ὡς*) *δυσὶ χρῆται τῷ πέρατι, δύο κρίνει καὶ κεχωρισμένα ἔστιν ὡς κεχωρισμένῳ*); sofern es aber e i n e s ist, mit e i n e m und gleichzeitig.“ Das in der angeführten Stelle griechisch Mitgeteilte übersetzt R. falsch. Nach ihm wäre hier die Rede von dem, „w a s e i n i g e e i n e n P u n k t n e n n e n“. Er selbst meint, den Ausdruck betreffend, könnte es auffallen, dafs Aristoteles nicht einfach „der Punkt“ sagt, findet dann aber (S. 151), es seien unter den *τινές* einfach die Mathematiker zu verstehen, und es sei „*στιγμή* vielleicht damals noch nicht so allgemein als terminus technicus verwandt worden wie jetzt das Wort Pnnkt“. Ausdrücklich hemerkt er, es sei das gesagt „gegen Bullinger, Arist. Nuslehre 60“. Das finde ich sehr kurios.

Die *στιγμή* ist nach Aristoteles 430, b, 20 f. wie jede Grenze ein *ἀδιαίρετον*, etwas Unteilbares; als solches wird sie auch in der Physik VI, 1, 231, a, 25 definiert und wird daselbst von ihr ausdrücklich betont, dafs sie als unteilbar keine Teile habe, keine *ἔσχατα* und kein *ἄλλο τι μόριον*. Diesem seinem Begriff gegenüber bezeichnet Aristoteles die an nnserer Stelle vorausgesezte Vorstellung von der *στιγμή* möglichst deutlich als nicht die seinige, wenn er sagt, es verhalte sich mit dem wahrnehmenden Prinzip wie mit dem, w a s e i n i g e u n t e r P u n k t v e r s t e h e n. Aristoteles lehnt sich eben hier, wie sonst oft anderwärts, behufs Verdeutlichung seines Gedankens an eine anderweitig hekannte Vorstellung an. Diese dem Aristotelischen Begriff von der *στιγμή* nicht entsprechende Vorstellnng findet sich auch in der Physik, und zwar IV, 11. 220, a, 10 ff. Daselhst heifst es, nachdem im Vorhergehenden von der Identität und Nichtidentität des *νῦν*, von der Kontinuität der Zeit durch das *νῦν* und von der Geteiltheit derselhen *κατὰ τὸ νῦν* gesprochen worden, dafs das g e w i s s e r m a f s e n (*πώς*) auch der *στιγμή* zukomme; „denn auch der Punkt verbindet die Länge und trennt sie; er ist nämlich der Anfang des einen und das Ende des anderen Teils. Aher wenn man ihn so fafst, d e n e i n e n P u n k t w i e z w e i g e b r a u c h e n d, dann mufs man notwendig Halt machen, wenn der Anfang und das Ende der nämliche Punkt sein soll; das Jetzt dagegen ist immer ein anderes“. Auch

hier ist mehrfach angedeutet, dafs solche Vorstellung dem Aristotelischen Begriff vom Punkte nicht entspricht. — Die Übersetzung: „was einige einen Punkt nennen" und der pfiffige Einfall, dafs „στιγμή vielleicht damals noch nicht so allgemein als terminus technicus verwandt wurde wie jetzt das Wort Punkt", war nach dem Gesagten wahrlich nicht zu ererwarten.

Der andere unter Voraussetzung unrichtiger Interpunktion und unpassender Lesart falsch übersetzte Passus lautet bei R.: „Insofern es nun dadurch ein Zweifaches gebraucht, beurteilt es ein dem Ende nach Zweifaches und ist Getrenntes als erkennendes Prinzip von Getrenntem." Hier ist alles mifsverstanden.

S. 192 ff. übersetzt R. 431, a, 20 ff. so: „Wodurch aber die Seele beurteilt, wie sich Süfs und Warm unterscheiden, ist zwar schon früher gesagt worden, soll aber auch in folgender Weise gesagt worden. Sie ist nämlich ein Eines, [In einer Anmerkung wird dazu bemerkt: „Als Subjekt betrachten wir die Seele, oder die wahrnehmende Mitte, den Gemeinsinn, der eben genannt war. So mit Philoponus und Simplicius. Bullinger S. 14 denkt irrigerweise an die heterogenen Qualitäten, Süfs und Warm." Es ist aber in meiner Übersetzung hier nichts Irriges. Hätte doch R. meine einschlägigen Noten 34—49 sich näher angesehen. Mit „soll aber auch in folgender Weise gesagt werden" ist ja angedeutet, dafs die Nachweisung hier eine andere sein, von einem andern Gesichtspunkte ausgehen solle als 427, a, 10 ff. Hier wird von der Einheitlichkeit des Objekts ausgegangen. Soll ich zwei Vorstellungen unterscheiden, so mufs ich sie unter eine einheitliche Beziehung bringen. Dafs Süfs und Warm ein ἕν τι, eine Art Einheit sind, das ist die notwendige Voraussetzung des sie vergleichenden einheitlichen Vorstellungsaktes. Mit der Einheit des Objektes steht oder fällt die Einheit des vergleichenden Aktes. Diese Einheit des Objekts braucht, nebenbei gesagt, nicht gerade die Einheit der Zahl nach zu sein. Diese Einheit der Zahl nach wird an unserer Stelle allerdings vorausgesetzt, aber offenbar nur, um das am Ende des 2. Kapitels (427, a, 10 ff.) vom wahrnehmenden Subjekt Gesagte, dafs dasselbe nämlich eine Mehrheit in der Einheit sei, durch das im Objekte gegebene gleiche Verhältnis zu illustrieren. Wenn aber einmal begriffen ist, wie ich Süfs und Warm, die z. B. in einem Schluck Glühwein gegeben sind, gleichzeitig empfinden und unterscheiden kann, so begreift sich's nach Aristoteles von selbst, dafs ich auch verschiedene Qualitäten gleichzeitig

wahrnehmen und unterscheiden kann, die nicht der Zahl nach eins, nicht in einem Ding, sondern in verschiedenen Dingen gegeben sind. Notwendig ist nur die einheitliche Beziehung, in welche ich beim Vergleichen und Unterschieden die Objekte zu bringen habe. Ich mufs Süfs und Warm als diese sinnlichen Qualitäten, die sie sind, in wirklicher gleichzeitiger Empfindung vergleichend aneinander halten, sie mit beide gleichmäfsig umspannender Aufmerksamkeit zu einem Objekte machen. Es genügt ein „ἕν τι“ (431, a, 21 f.) = eine gewisse = irgend eine Einheit. So werden uns denn an unserer Stelle zunächst die objektiven Qualitäten, heterogene und homogene, um deren gleichzeitige Wahrnehmung und Unterscheidung es sich handelt, als Zweiheit in der Einheit vorgeführt, und dann erst kommen die betreffenden Sensationen und die verschiedenen Vermögen der einen sensitiven Mitte und ihr Verhältnis zu einander zur Sprache, womit erst die eigentliche Beantwortung der Frage, „τίνι δ' ἐπικρίνει κτλ. (431, a, 20) gegeben ist. Auch sie verhalten sich als eine mit sich identische Einheit, die den Unterschied in sich hat. Qualitäten und Sensationen werden darum im Proportionsansatz einander parallelisiert, und ergibt sich daraus der Schlufs, dafs die Sensationen sich zu einander verhalten wie die Qualitäten, als eine den Unterschied in sich habende Einheit. Es mufs also übersetzt werden: „Sie (die Qualitäten Süfs und Warm) sind nämlich eine gewisse Einheit.“]

R. fährt in seiner Übersetzung fort: „so aber auch die Grenze. Auch die beiden angegebenen Qualitäten verhalten sich, wenn sie der Analogie und der Zahl nach eins sind, so zu einander, wie jene sinnlichen Potenzen.“ [In einer Anmerkung sagt R., er fasse diesen Satz nach Bullinger 14 so auf, dafs „die Qualitäten Süfs und Warm als zufällig an einem Objekte vorhanden gedacht werden“. Ich hatte in Klammern die „gewisse Einheit“ (ἕν τι), welche Süfs und Warm sind, als eine accidentelle bezeichnet, sofern es sich hier überhaupt um die gleichzeitige Wahrnehmung und Unterscheidung heterogener und homogener Qualitäten oder Eigenschaften handelt, nicht blofs zufälliger, sondern auch notwendiger, da alle συμβεβηκότα sind. — Das im Text stehende ὡς ἐκεῖνα will R. mit „wie jene sinnlichen Potenzen“ übersetzt wissen, indem er ἐκεῖνα auf ein unserer Stelle unmittelbar voranstehendes, von der Seele, resp. von der sensitiven Mitte ausgesagtes πλείω bezieht. Von sinnlichen Potenzen kann aber hier, wie eben gezeigt wurde, keine Rede sein. Bei mir heifst ὡς ἐκεῖνα: „wie jene in dem einen Punkte, in der einen Grenze ge-

dachten zwei Punkte, resp. Grenzen". Statt der unsinnigen Lesart *οὕτω δὲ καὶ ὡς ὅρος*, in der R. *καὶ* und *ὡς* als umgestellt erklären mufs, und in welcher die *στιγμή*, das gewöhnliche Beispiel des Aristoteles zur Andeutung der Zweiheit in der Einheit fehlt, folge ich nämlich hier der — man vergleiche die Handschriften — entschieden glücklichen Konjektur Torstriks: *οὕτω δὲ καὶ ἡ στιγμὴ καὶ ὅλως ὁ ὅρος*, in welcher zur bekannten *στιγμή* das verallgemeinernde *ὅρος* hinzugesetzt ist. Nun fragt aber R. trotz meiner eben angeführten Übersetzung: „Wie kann sich denn eine Grenze zu einander verhalten, oder wie ein Punkt?" Kurios! Es handelt sich eben um das Verhältnis der in dem einen Punkte enthaltenen zwei Punkte, um die zwei Grenzen in der einen Grenze. Dem Sinne nach sind in dem Voranstehenden die *ἐναντία* des in dem e i n e n Punkte gegebenen rechten und linken Punktes ausgesprochen. Das *οὕτω δὲ καὶ ἡ στιγμὴ καὶ ὅλως ὁ ὅρος* hat keinen Sinn, wenn man nicht an das am Ende des 2. Kapitels behufs Illustration derselben Sache Gesagte sich erinnert, was eben hier durch die Worte *καὶ ἡ στιγμὴ κτλ.* wieder in Erinnerung gebracht sein will.] „Denn was macht es für einen Unterschied, ob man fragt, wie sie Heterogenes unterscheidet, oder, wie Entgegengesetztes, z. B. Weifses und Schwarzes? [Das *γάρ* in diesem Satze wäre bei der Rolfesschen Interpretation ganz unmotiviert. Die „sinnlichen Potenzen" verhalten sich zu einander als Heterogenes. Nur nach meiner Erklärung ist im Voranstehenden vom Heterogenen (Süfs und Warm) ein Übergang gemacht zu Homogenem (Entgegengesetztem). Die zwei Punkte in dem e i n e n Punkte sind nicht blofs der Analogie nach (wie Süfs und Warm), sie sind vielmehr als rechter und linker Teil des e i n e n Punktes der Gattung nach eins, sind *ἐναντία*. So begreift sich jetzt die Frage des Aristoteles: *τί γὰρ διαφέρει κτλ.* Das Verhältnis der zwei in e i n e m Objekte gegebenen Qualitäten ist in beiden Fällen dasselbe, mögen sie heterogene sein oder homogene; sie sind in beiden Fällen Unterschiede in der Einheit. Die Frage, wie das sensitive Prinzip verschiedene Qualitäten gleichzeitig auffassen und unterscheiden könne, ist also jetzt eine und dieselbe für heterogene und homogene Qualitäten.]

„Es verhalte sich denn wie A, das Weifse, zu B, dem Schwarzen, C) das Sinnenbild von A) zu D (dem Sinnenbild von B) (also wie jene zu einander)." [Die hier zuletzt eingeklammerten Worte möchte R. mit anderen gestrichen wissen, da sie ihm „für unser deutsches Sprachgefühl an dieser Stelle schleppend erscheinen". Ich sage Note 40: „Es

ist mit den Worten ὡς ἐκεῖνα πρὸς ἄλληλα wohl nicht in höchst überflüssiger und schleppender Weise das unmittelbar voranstehende ὡς τὸ Α κτλ. wieder aufgenommen, vielmehr beziehen sie sich, scheint es, auf das nämliche zurück, worauf sich die nämlichen Worte Z. 24 zurückbeziehen, nämlich auf die in dem einen Punkte, in der einen Grenze gegebenen zwei Punkte, zwei Grenzen. Durch diese Zurückweisung ist die Z. 23 gemachte Voraussetzung: „ἓν τῷ ἀριθμῷ ὄν" (dafs nämlich die betreffenden Qualitäten der Zahl nach eins, d. h. in einem Objekte gegeben seien) nochmal aufgenommen, auf welche dann der sogleich folgende hypothetische Schlufs gebaut ist: „Wenn aber CD einer Einheit (der μία μεσότης) zukommen, so u. s. w." Dem entsprechend lautet meine Übersetzung: „(in der nämlichen Weise) wie jene zwei Punkte in dem einen Punkte, jene in der einen Grenze gedachten zwei Grenzen zu einander".] „Also auch umgekehrt. Finden sich nun CD an einer Einheit vor, so werden sie sich so verhalten wie AB, nämlich als eins und dasselbe, aber ohne dafs das Sein dasselbe ist, und jene Einheit ebenso. Gerade so ist aber zu reden [Hier sollte es heifsen: Gerade so verhält es sich (das Verhältnis ist das gleiche: ὁ δ' αὐτὸς λόγος!], wenn A das Süfse ist und B das Weifse".

431, a, 1 ff. ist vom Verhältnis des möglichen Wissens zum wirklichen Wissen die Rede. Da setzte ich nach dem ersten Satzgefüge (Z. 4) folgende Bemerkung in eckige Klammern: „Die Voraussetzung des Übergangs vom Wissen in Möglichkeit zum Wissen in Wirklichkeit ist selbstverständlich die sinnliche Wahrnehmung." Diese Bemerkung fafst R. (S. 190 in einer Anmerkung) als zum Voranstehenden gehörig auf und findet sie „verfänglich". Die Bemerkung gehört aber gar nicht zum Voranstehenden, das absolut klar ist, sondern sollte zum Folgenden überleiten. Was da dann R. über das Verhältnis des menschlichen Denkens zum göttlichen sagt, ist, mir gegenüber gesagt — vgl. nur meine Note 18 (S. 38 f.) — ein ganz unmotivierter Schwatz.

Ich könnte natürlich noch manch andere Ausstellung machen; aber der Raum für eine Anzeige ist längst überschritten und dürfte auch aus dem Angeführten schon ersichtlich sein, dafs auch die Rolfessche Übersetzung und Interpretation der Aristotelischen Seelenlehre nicht ohne Vorsicht aufzunehmen ist.

Dillingen a. D. **A. Bullinger.**

---

160) **Friedrich Beyschlag, Die Anklage des Sokrates.** Kritische Untersuchungen. Programm des K. Gymn. Neustadt a. d. H. 1900. 58 S. 8.

Fast ein Jahrzehnt ist vergangen, ohne daſs die von Schanz in seinem Kommentar zur Apologie Platons (Leipzig 1893) gemachten Kombinationen einer eingehenden Nachprüfung unterzogen sind. Da erscheinen denn Beyschlags Untersuchungen zur rechten Zeit, um einen Teil der Grundlagen, auf denen Schanz sein Gebäude errichtet hat, zu vernichten. Im wesentlichen sind es zwei Fragen, auf die sich B. bezieht: welches ist das gegenseitige Verhältnis unserer Quellen von dem Sokratischen Prozesse, und welches sind die Punkte der Anklage? Während nun Schanz Platons Apologie bald nach dem Tode des Sokrates und gleich nach ihr Xenophons Apologie, die er für echt hält, ansetzt, dieser dann die Rede des Polykrates und erst auf diese die Memorabilien Xenophons folgen läſst, sucht B. nachzuweisen, daſs die Echtheit der sogen. Xenophontischen Apologie nicht aufrecht erhalten werden kann, und läſst die Schrift selbst erst in weitem Abstande hinter den Memorabilien folgen. Auch ist nach ihm der Wortlaut der Anklage nicht erst mit Schanz zu rekonstruieren, sondern liegt vor bei Xenoph. Memor. I, 1, 1 und Diog. Laert. II, 40 (= Favorinus), wie man dies ja auch früher allgemein angenommen hatte; zugleich wird Favorinus mit guten Gründen gegen Schanz, der ihn der Fälschung zeiht, in Schutz genommen. Man wird sich den Ausführungen des sachkundigen Forschers im allgemeinen anschlieſsen können, wenn auch im einzelnen Bedenken bleiben, z. B. hinsichtlich der Abweichung Xenophons (*εἰσφέρων*) von Favorinus (*εἰσηγούμενος*), während bei Platon apol. p. 24 c das Partizipium ganz fehlt; auch ist wohl die Einführung der Anklage bei Xenophon mit *τοιάδε τις* schwerlich dadurch recht erklärt, daſs Xenophon damit nur die Fortlassung der einleitenden juristischen Formel habe entschuldigen wollen. Was nun die Anklagepunkte anbetrifft, so weist B. eingehend nach, daſs wir in der Anklage neben dem religiösen Motive auch ein politisches zu erkennen haben. Wenn in Platons Euthyphron nur das religiöse Moment hervorgehoben ist, so liegt dies in der Tendenz der Stelle, während in den anderen Quellen, auch in der Apologie Platons, deutlich beide Anklagepunkte nebeneinander zu erkennen sind. Auch in dieser Beziehung wird man dem Verf. beipflichten müssen; es scheint nach allem, was wir auch sonst über die damalige Zeit wissen, nicht recht, wenn man der Anklage gegen Sokrates die politische Grundlage entzieht.

Während so B. überall Schanz entgegentritt, erscheint es seltsam, dafs er ihm in seiner Auffassung der Platonischen Apologie folgt und mit ihm in ihr „die dichterisch gestaltete Rechtfertigung des Meisters vor seinem Volke“ sieht, eine Annahme, die zur Zeit immer mehr Beifall zu finden scheint, obwohl auch sie noch gar sehr der Prüfung bedarf.

Helmstedt. **Linde.**

161) **Otto Bardenhewer, Geschichte der altkirchlichen Literatur.** Erster Band: Vom Ausgange des apostolischen Zeitalters bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1902. XII u. 592 S. ℳ 10. —.

In Nr. 3 des vorigen Jahrgangs (S. 61) konnte der Unterzeichnete den ersten Band eines ausführlichen Werkes anzeigen, in welchem der katholische Professor der Kirchengeschichte an der Universität Wien über die altchristliche Literatur und ihre Erforschung von 1884—1900 Bericht zu erstatten begonnen hat; heute darf er ein noch gröfseres von derselben Verlagshandlung begonnenes Unternehmen besprechen, in welchem Ehrhards Kollege an der Münchener Universität die Geschichte der altkirchlichen Literatur darzustellen beginnt. Es ist auf sechs Bände berechnet, offenbar aber jeder Band einzeln für sich zu haben. Der vorliegende führt in 43 Paragraphen his zu den Urkunden des Osterstreites. Schon aus diesen Angaben läfst sich die Reichhaltigkeit des Werkes erkennen; der Genauigkeit desselben ist das beste Zeugnis auszustellen. Die kleinere, schon in zweiter Auflage vorliegende Patrologie desselben Verfassers ist von einem als scharf bekannten protestantischen Kritiker ein „Muster zuverlässiger gelehrter Arbeit“ genannt worden; dem vorliegenden Werk ist die Durchsicht von C. Weyman zu gut gekommen, sodafs wenig Fehler durchgeschlüpft sind, wie παντοκρατόρα S. 71 und μίᾳ S. 133. Der konfessionelle Standpunkt des Verf. zeigt sich im Titel, indem er statt altchristlich lieber altkirchlich sagt, in der Betonung der Stellen, welche für den Primat Roms geltend gemacht werden können, in einzelnen Bemerkungen gegen Harnack, ist aber nirgends störend oder gar verletzend. In einer philologischen Zeitschrift ist auf Einzelheiten nicht einzugehen und nur zu bestätigen, dafs wer sich über das weite Gebiet der christlichen Literatur orientieren will, hier einen durchaus zuverlässigen Führer hat. Fast ein Drittel des Bandes (165 Seiten) ist der häretischen

Literatur und den neutestamentlichen Apokryphen gewidmet, was nach dem Titel eigentlich nicht zu erwarten gewesen wäre; der Historiker hat hier über den Dogmatiker gesiegt. Der zweite Band soll bis zum Ende des 4. Jahrhunderts reichen und bald folgen können; möge es dem Verf. vergönnt sein, das Ganze glücklich zu vollenden; niemand würde sich darüber mehr freuen als der Unterzeichnete.

Maulbronn. **E. Nestle.**

162) **R. C. R. Herckenrath, Voltaire, Contes choisis.** Précédés d'une préface et accompagnés de notes explicatives Groningue, P. Noordhoff, 1898. IV u. 116 S. kl. 8. 60 cents.

Die kleinen Erzählungen Voltaires haben auch heute ihren Reiz noch nicht verloren, sondern verdienen schon um ihrer anziehenden Sprache willen einer Prima dargeboten zu werden, bei der man genügendes Verständnis für die Angriffe gegen die religiöse Unduldsamkeit und Engherzigkeit jener Zeit und für die gelegentlichen Seitenhiebe auf literarische Gegner voraussetzen darf. In vorliegender Ausgabe sind *Zadig, Jeannot et Collin* und *Micromégas* im Auszug enthalten; die nötigen Erläuterungen sind in französischer Sprache beigefügt. Leider ist der Text nicht frei von Druckfehlern.

Baden-Baden. **E. Werner.**

163) **G. Lanson, Choix de lettres du XVIIIe siècle,** publiées avec une introduction, des notices et des notes. 4e édition revue. Paris, Librairie Hachette et Cie., 1901. VII u. 704 S. 8. fr. 2.50.

Lanson ist durch mannigfaltige Arbeiten, am meisten wohl durch seine gute und sehr brauchbare Geschichte der französischen Literatur rühmlichst bekannt. Seiner Sammlung von Briefen aus dem 17. Jahrhundert schliefst sich dieser Band an, der eben in vierter, durchgesehener Auflage vorliegt. Der Inhalt ist aufserordentlich reichlich: 303 Briefe von 50 Verfassern. Voltaire ist selbstverständlich mit der gröfsten Anzahl, nämlich 42 Briefen vertreten; darauf folgt Friedrich der Grofse mit 20 Briefen, Diderot und die Du Deffand mit je 13, Rousseau mit 12, die Roland mit 10, von den übrigen sind 2 Verfasser mit 8, 3 mit 7, je 7 mit 6 und 5 Briefen vertreten. Auf die anderen 25 Verfasser verteilen sich die übrigen 79 Briefe. Grundsätze bei der Auswahl sind gewesen: von der Entwickelung der Ideen des 18. Jahrhunderts eine

deutliche Vorstellung zu geben, die bedeutendsten Briefkünstler zu charakterisieren, dennoch aber alles auszuscheiden, was für eine Verwendung der Sammlung im Unterricht hinderlich wäre. Der letzte Grundsatz sowie die grofse Länge, die man den Briefen im 18. Jahrhundert gab, haben Lanson veranlafst, an etlichen Stellen den Text zu kürzen. Was das Letztere betrifft, so ist die Kürzung aus Raummangel gewifs berechtigt — ob jedoch damit alles hinauszuschaffen ist, weshalb man „jungen Leuten nicht alle Texte vorlegen kann, die ein genaues Mafs des 18. Jahrhunderts geben", ist sehr zweifelhaft. Der zersetzende Geist dieser Zeit bleibt natürlich hundertfach ausgesprochen doch darin, und es ist eine Frage für sich, ob überhaupt und auf welcher Stufe man unsere Jugend mit ihm bekannt machen will. Angenehm wäre eine deutlichere Bezeichnung der gekürzten Stellen gewesen. Die Einleitung sowie die biographischen Notizen sind sehr gut geschrieben, die Fufsnoten, soweit sie tatsächliche Angaben enthalten, sehr brauchbar, so dafs man die hie und da auftretende überflüssige Polemik gegen die von den Briefschreibern geäufserten Ansichten mit in Kauf nehmen kann. Gerade wie die vorangehende Sammlung für das 17. Jahrhundert wird diese dem Studierenden eine bequeme und zuverlässige Einführung in die Briefliteratur des 18. Jahrhunderts sein können.

Weimar. **E. Meyer.**

---

164) **Georg Stier, Lehrbuch der Französischen Sprache** für Fortbildungsschulen, Seminare u. s. w. Cöthen, Otto Schulze, 1900. VII. XVIII u. 224 S. 8.

Dieses Lehrbuch schliefst sich den früher erschienenen Werken des in pädagogischen Kreisen wohlbekannten Verf. würdig an. Es führt die Zöglinge der im Titel genannten Bildungsanstalten in trefflicher Weise in die französische Sprache und zwar gerade in die tägliche Umgangssprache ein. Nach einem längeren Vorworte, in dem Stier manche recht beachtenswerte praktische methodische Winke giebt, behandelt er auf zwei Seiten kurz und bündig die Hauptregeln der französischen Aussprache. Dann folgt in 21 Kapiteln ein einheitlicher zusammenhängender Text, les aventures de Robinson Crusoé, der bei seinem leichten Aufbau und seiner einfachen, volkstümlichen Sprache eine vorzügliche Unterlage für Sprechübungen bildet Jedoch beschränken sich die Sprechübungen keineswegs auf diesen Text, sondern es finden sich auch in jedem Kapitel Ge-

spräche über Gegenstände des täglichen Lebens. An den Text und die Konversationen schliefst sich eine zusammenfassende Darstellung der Grammatik mit weiser Beschränkung auf das wesentliche; der knappen und klaren Fassung der Regeln gebührt alles Lob. Der Zusammenhang mit dem ersten Teile des Buches ist dadurch gewahrt, dafs in jeder Lektion genau angegeben ist, welche grammatischen Gesetze durchgenommen werden sollen. Besonders mufs ich rühmend hervorheben, dafs der Verf. die Konjugation ausnahmslos an ganzen Sätzen der verschiedensten Art einüben läfst. Die Behandlung der Syntax ist etwas dürftig; zur Erweiterung und näheren Begründung verweist Stier auf seine „Französische Syntax, Wolfenbüttel, J. Zwifsler". Das halte ich für einen Nachteil; es scheint mir äufserst wichtig, dafs der Schüler während der ganzen Schulzeit nur ein einziges grammatisches Werk in Händen hat, in dem er vollständig zu Hause ist. Ich würde es lieber sehen, wenn die Syntax in dem Lehrbuch selbst eine eingehendere Behandlung gefunden hätte.

Im Vorwort S. xv wirft Stier die Frage auf: „Soll vom Deutschen ins Französische übersetzt werden?" Ich antworte auf diese Frage mit einem entschiedenen „ja", d. h. wenn die deutschen Sätze nicht zuviel Schwierigkeiten bieten, wenn sie sich ziemlich eng an den französischen Text schliefsen. In diesem Falle aber ist das Hinübersetzen ein vorzügliches Mittel zur Befestigung des gelernten Sprachstoffes. Deshalb bedauere ich sehr, dafs Stier in seinem Lehrbuch gar keine deutschen Übungsstücke giebt. Zwar meint er, dafs, wer ohne Übersetzung ins Französische nicht auskommen zu können glaube, sich ja leicht solche Übungen zurecht legen könne, aber es ist doch gewifs besser, wenn die Schüler dieselben in ihrem Buche als feste Grundlage vorfinden.

Münster i. Westf. **K. Holtermann.**

---

165) **Hermann Springer, Generalregister zum Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.** 51. bis 100. Band. Braunschweig, George Westermann, 1900. 285 S. 8.

Nur vereinzelt erlangen Aufsätze und Abhandlungen, die in Zeitschriften erscheinen, durch Sonderabdruck oder durch Aufnahme in die Opuscula eines Gelehrten den Vorteil allgemeiner Zugänglichkeit und gröfserer Verbreitung. Die gröfsere Masse der in periodischen Blättern veröffentlichten Arbeiten kommt den Interessenten leicht aus der genauen

Erinnerung oder bleibt mindestens denen, die in ihren Manualen nicht besondere Notierung gemacht haben, eine unbequem zu kontrollierende und unsicher zu erreichende Literatur. Und wer nun vollends nicht in der Lage ist, über alle Serien von Jahrgängen zu verfügen, also auf Bibliotheken seine Information suchen mufs, verbraucht bei der Jagd auf einen Titel oder eine Frage lästig viel Zeit, um sich zu vergewissern, wo darüber Auskunft zu finden ist. Da kommt ein solches Generalregister, wie das vorliegende Springers, einem wirklich tiefgefühlten Bedürfnis entgegen. Man findet in diesem Index zunächst ein systematisches Verzeichnis der Beiträge, mit den Gruppen: allgemeine Sprachwissenschaft, germanische und romanische Sprachen, neusprachlicher Unterricht, Gelehrtenbiographie. In den Gruppen gehen die selbständigen Artikel voran, Ausgaben und Besprechungen folgen ihnen. Hieran schliefst sich als II. Abteilung das Verzeichnis der Mitarbeiter in diesen 50 Bänden unter Angabe aller Beiträge. Den Beschlufs macht ein alphabetisches Verzeichnis der besprochenen Schriften. Man kann danach in kürzester Zeit sich über Vorhandenes wie Fehlendes, über Themen wie über Autoren unterrichten. Es bedarf nach diesen Angaben kaum noch der besonderen Empfehlung des Springerschen Buches, das sorgfältig gedruckt, gut ausgestattet und nicht teuer ist.

R.

---

166) **Fritz Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache.** II. Band: Zur Sprachwissenschaft. Stuttgart, Cotta Nachf., 1901. X u. 735 S. gr. 8. ℳ 14.—.

Dem ersten Band des umfangreichen Werkes, der das Verhältnis der Sprache zur Psychologie zum Gegenstand hat (vgl. Jahrg. 1901, Nr. 22 dieser Zeitschrift), ist nun der zweite noch umfänglichere Band nachgefolgt, der eine Kritik der Sprachwissenschaft, ihrer Entwickelung und ihrer Resultate darstellt. Diese Kritik ist nicht minder radikal und umstürzend als die Untersuchungen des ersten Bandes über die Bedeutung der Sprache für die psychischen Funktionen des Menschen.

Schon W. Wundt hat am Ende des ersten Bandes seines Werkes über die Sprache darauf hingewiesen, dafs wir z. B. im Französischen bei Worten wie *bénir, ici, selon* und vielen anderen niemals darauf gekommen wären, dafs Wortkomposition zu Grunde liege, wenn wir nicht die lateinischen Bestandteile kennten, aus denen scheinbar so einfache und ursprüngliche französische Worte tatsächlich entstanden sind; und dafs bei

jeder, auch der ältesten Sprache Resultate ähnlicher Vorgänge zu Grunde liegen könnten, wie sie für solche französischen Worte nachweisbar sind. Schon diese Erwägung liefs es als mindestens sehr zweifelhaft erscheinen, ob wir im ältesten Sanskrit wirklich eine Art Ursprache haben, und ob das, was als indogermanische Ursprache konstruiert worden ist, wirklich die Bedeutung haben kann, die man ihm beilegte. So eröffnet schon Wundt eine Perspektive, die in unermefsliche, aber in völliges Dunkel gehüllte Tiefen der Menschheitsentwickelung zurückweist. Doch geht er in seiner wissenschaftlich nüchternen und besonnenen Weise nicht über die Grenze des zulässigen oder gebotenen Rückschlusses aus gegebenen Tatsachen hinaus.

Mauthner verfährt radikaler. Wichtiger als die Möglichkeit nicht mehr erkennbarer Wortkomposition ist ihm die Möglichkeit umfassendster gegenseitiger Entlehnungen mit anschliefsender Anpassung des Entlehnten durch Volksetymologie. Er leugnet für das ganze prähistorische Gebiet nicht nur, sondern auch auf dem geschichtlichen Boden der Sprachen die Möglichkeit des rein sprachwissenschaftlichen Nachweises, dafs ein Wort der Sprache ursprünglich zugehöre und nicht Lehnwort sei. Er lehnt alle Versuche, aus der Sprache geschichtliche Zusammenhänge erschliefsen zu wollen, als unmöglich ab. Geschichtskenntnis allein ermögliche Kenntnis der Zusammenhänge der Sprachen, niemals vermeintliche Sprachkenntnis die Erschliefsung geschichtlicher Tatsachen. Unter den prähistorischen Sprachen und Menschenstämmen nimmt er den denkbar umfänglichsten Austausch an. Verhältnisse, wie sie zur römischen Kaiserzeit am Rhein bestanden, wo römische Soldaten, etwa mit Frankenweibern verheiratet, im lebendigsten Sprachaustausch neue Idiome schufen, nimmt er nicht nur für prähistorische Jahrhunderte oder Jahrtausende an, sondern für Millionen von Jahren, in denen der Mensch bereits die Erde bewohnt habe. Wir kennen also nach seiner Meinung von der Geschichte der Sprache überhaupt nicht mehr als die Geologie vom Erdinnern. Unsere Sprachwissenschaft erstreckt sich lückenhaft genug etwa über 100 Generationen, über die Sprachen der „Million Generationen", die vorher waren, wissen wir nichts. So sind alle Versuche, auf dem Gebiet des Rückschlusses etwas von einer Ursprache oder einem Ursprung der Sprache wissenschaftlich feststellen zu wollen, ad absurdum geführt. Die Frage nach dem Ursprung der Sprache scheint ihm „pensionsfähig", und entscheiden zu wollen, ob alle Sprachen von einer Ursprache oder von einer Mehrheit von Sprachanfängen ausgegangen seien, heifst ihm etwa Steine nach der Sonne werfen.

Die Sprachwissenschaft ist ihm nur ein Kapitel der Psychologie oder noch besser der Kulturgeschichte. Sie kann nichts leisten als möglichst getreue Beschreibung des Tatsächlichen. Nicht nur die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze wird geleugnet, sondern die Lautgesetze selbst. Wenngleich jedes jemals gesprochene Wort mit aller Notwendigkeit genau so gesprochen werden mufste, wie es vom Individuum gerade gesprochen wurde, so sind doch die Lautgesetze nur eine „übersichtliche Tabelle beobachteter Ähnlichkeiten". Es „würde beinahe (!) genügen" zu sagen, sie seien eben auch nur Worte, „nicht reale Mächte". „Nur die Armut an Tatsachen läfst Gesetze zu, wie sie Gesetze fordert. Die Wirklichkeit in der Sprache wie in aller Natur ist gesetzlos, trotzdem sie notwendig ist." Wie wenig nach seiner Meinung die Lautgesetze Gesetze im Sinne der physikalischen Gesetze seien, lasse sich daran ermessen, dafs man mit ihrer Hilfe niemals etwas über die Zukunft der Entwickelung irgend eines Lautgebietes voraussagen könne. Aber wenn universell oder kosmisch betrachtet die Entwickelung von relativ einfachen Verhältnissen im Anorganischen zu immer mannigfaltigeren und komplizierteren Verbindungen und Durchkreuzungen im Organischen fortschreitet, so haben wir ohne Zweifel auf dem Gebiet des spezifisch menschlichen, des Denkens in Worten, eine geradezu unentwirrbare Komplikation der feinsten Beziehungen, Wirkungen und Gegenwirkungen, ein kalleidoskopisch von Fall zu Fall wechselndes Bild einer Summe kaum wahrnehmbarer Notwendigkeiten, deren wahrnehmbare Resultate die sprachliche oder auch nur lautliche Neubildung wären. Die Steine dieses Kalleidoskops wären aber eben die Notwendigkeiten. Und die Allwissenheit, die sich M. einmal aus der menschlichen Beschränktheit heraus zu konstruieren versucht, würde nicht nur in Milliarden von Sekunden an Milliarden von Menschen Billionen von unendlich kleinen Unterschieden beobachten, sondern würde auch dem subtilen Gewebe aller mit eingreifenden Notwendigkeiten nun nicht mit dem plumpen und groben Instrument menschlicher Geistesorgane gegenüberstehen, sondern in der Erkenntnis aller mitspielenden Faktoren und ihrer Notwendigkeiten auch zukünftige Weiterentwickelungen voraussagen können, so gut wie unsere Astronomen künftige Sonnen- und Mondfinsternisse. Dafs auch auf physikalischem Gebiete die Voraussage des Zukünftigen in Fällen der mannigfaltigeren Komplikation ein sehr fallibles Ding ist, beweisen unsere Wetterpropheten.

Übrigens scheint M. selbst anzunehmen (S. 55), dafs die Lautgesetze

wirklich „Schlüssel für die wichtigen Fragen der Sprachwissenschaft“ wären, sohald wir die Ursache des Lautwandels im einzelnen kennten. Darauf kommt freilich alles an, und damit scheint auch das Gesetz als „reale Macht“ anerkannt, nur die Möglichkeit seiner Feststellung geleugnet. So lange z. B. für das „Gesetz“ der germanischen Lautverschiebung nur Ursachen aufgestellt waren, wie sie J. Grimm, G. Curtius und W. Scherer aufstellten — Freiheitsdrang, Kraftgefühl, zeitweilig vorwiegende Freude an der Musik des Vokalismus — war freilich mit dem „Gesetz“ nichts anzufangen, da war es nichts als die „Ordnung historisch gewordener Lautveränderungen“. Seit aber Wundt die durch den Kulturfortschritt bedingte gesteigerte Schnelligkeit des Denkprozesses und der Aussprache als Ursache der Lautverschiebung erkannt hat, liegt die Sache doch wesentlich anders. Wenn auf diesem Wege Zeitersparnis und Kraftersparnis als die Hauptfaktoren erkannt sind, die bestimmend waren für die allmähliche „Verschiebung“ der P-, K- und T-Laute, dann wird sich wohl auch z. B. voraussagen lassen, dafs die Weiterschiebung bei den Lauten Halt machen wird, die den geringsten Aufwand an Zeit und Kraft erfordern. Wenn dabei vorausgesetzt werden mufs, dafs die allgemeine Richtung des Kulturfortschritts die gleiche bleibt, so ist dies im Grunde doch nichts anderes, als wenn bei der Voraussage von Mondfinsternissen und Eiszeiten stillschweigend vorausgesetzt wird, dafs die Weltinsel unseres Sonnensystems nicht von irgendwelchen nicht vorauszusehenden kosmischen Einflüssen alteriert wird. Nur das Mafs der möglichen Komplikationen und Kreuzungen bedingt einen Unterschied zwischen sprachlichem und physikalischem Gesetz. Wenn aber M. in einem gelegentlich ausgesprochenen Apperçu von der Möglichkeit spricht, dafs die Lautverschiebung hervorgerufen sei durch die Anpassung der altgermanischen Idiome an das ihrem Lautbestande incommensurable lateinische oder griechische Alphabet, so setzt dieser mehr geistreiche als besonnene Gedanken voraus, dafs entweder die alten Goten z. B. alle eifrige Leser waren und schon wie deutsche Schulmeister ihre Aussprache von der Orthographie beeinflussen liefsen, oder dafs der Lautbestand ihrer Sprache nicht von den breiten Schichten des Volkes bestimmt wurde, sondern von den paar „Übergoten“, die den Codex argenteus lasen oder abschrieben.

Selbstverständlich sind die Ausführungen M.s über die Stammtafel der indogermanischen Völker, über „Verwandtschaft“ von Sprachen, über alle Schlüsse aus angeblicher Sprachverwandtschaft auf Abstammungs-

gemeinschaft durchweg ablehnend. Er eignet sich die negativen Resultate Joh. Schmidts an, die positiven verwirft er auch hier. Bei seiner Voraussetzung millionenjähriger ununterbrochener Stammes- und Sprachenmischung mit parallellaufender völlig unkontrollierbarer Volksetymologie wird diese radikale Negation allerdings begreiflich; und nach einer Urheimat des Menschengeschlechts unter solchen Voraussetzungen nur zu fragen hat keinen Sinn mehr, wo wir die Verteilung von Land und Wasser auf Erden auch jetzt noch fortwährenden Änderungen unterworfen sehen.

Etwas Licht in die Frage nach der Entstehung der Sprache glaubt M. aber doch bringen zu können. Er weifs die Bedeutung des Metaphorischen zu würdigen und geht auf diesem Gebiet noch viel weiter als A. Biese. Jedes Wort unserer heutigen Sprache ist ihm eine Metapher und hat schon eine unkontrollierbare Reihe metaphorischer Bedeutungsänderungen durchgemacht. Die Metapher ist allezeit das Gerüst gewesen, mit dessen Hilfe der Aufbau der Sprache sich vollzog. Da aber auch jede Schallnachahmung im Grunde metaphorisch ist, als Ausdruck des Gefühlstons in Anwendung oder Übertragung auf einen hörbaren oder sichtbaren Vorgang, der die Aufmerksamkeit in besonderem Mafse erregte, so war auch schon der erste Sprachschrei des Urmenschen eine Metapher; und da der Witz der Vater aller Metaphern ist, so ist er auch der Vater der Sprache. Nun vindiziert aber M. auch den Tieren durchaus Sprache, z. B. den Hunden, den Hühnern, die dann offenbar zu den witzigsten Tieren zählen. Wenn es in der Welt an Stelle der fast endlosen Mannigfaltigkeit von Tierformen nur Moneren und Menschen gäbe, wäre nach M. niemand auf den Gedanken gekommen, die Entwickelung des Menschen von der Monere zu behaupten. Dieser Fall liege aber auf dem Gebiet der Sprache vor. Sprachmoneren in der Tierwelt, Menschensprachen auf der anderen Seite, dazwischen eine gähnende Leere, zu deren Erklärung M. freilich nichts beizutragen vermag. Da bleibt nur der Zufall. Haben aber die Hunde „Zufallssinne“ wie wir, Orientierungsvermögen und somit Verstand wie wir, haben sie, wie M. behauptet, „Gedächtnis, also auch Sprache“, Begriffe und Artikulation, die wir nur nicht nachweisen können, so haben sie auch Metaphern und somit das Gerüst zum Aufbau einer Sprache und müfsten es schliefslich bis hinauf zum „ekelhaften Periodenbau eines Cicero“ bringen, und doch — alles versagt; die auf solcher Basis unaufhaltsam erscheinende Weiterentwickelung bleibt aus, der Hund des Odysseus ist nicht weniger beredt als der moderne; Sprachmonere bleibt Sprachmonere.

Warum da Worte, Begriffe und Sprache annehmen und konstruieren, wo sie nicht sind? mindestens nicht erkennbar sind? Und wenn wirklich, wie M. nicht müde wird zu versichern, Gedächtnis und Sprache identisch sind, warum ist ihm da alle Vererbung auch nur Gedächtnis? Warum das Gedächtnis auch im Anorganischen, z. B. bei der Kristallbildung? Man möchte fürchten, die Metapher hätte nicht selten ihrem überzeugtesten Propheten übel mitgespielt.

Die Rätsel des menschlichen Geistes hat sich M. ja ziemlich vereinfacht. Neben der Tätigkeit unserer Sinne ist Gedächtnis alles. Und dieses ihm einzig noch übrige Rätsel des Geistes erklärt er nun als einen Teil oder eine Erscheinungsform der Erhaltung der Energie. Was aber leistet diese Erklärung für die Identität von Gedächtnis, Sprechen und Denken? Warum äufsert sich diese Erhaltung der Energie auch bei vielen Tieren nur in der Form des Gedächtnisses und nicht zugleich auch in der Form der Sprache? Woher der Unterschied? Es ist erstaunlich, dafs der Verf. einer so umfänglichen und vielseitigen Sprachkritik nirgends genauer die Bedeutung des Zeichens für unser Denken untersucht, wenn es auch nur wäre, um den Nachweis zu versuchen, das Wortzeichen sei etwas anderes als z. B. das Zeichen in der Mathematik. Es scheint, dafs die ihm von vornherein feststehende unterschiedslose Identität von Sprechen und Denken ihn verhindert hat, diese eigenartige Seite unserer Denkfunktion gründlich in Betracht zu ziehen.

Und wenn wir zum Überdrufs oft uns haben sagen lassen müssen, Denken sei Sprechen, Sprechen Gedächtnis, Phantasie und Verstand, Ideenassoziation und Vernunft seien Gedächtnis, Bewufstsein und Aufmerksamkeit Gedächtnis, dann heifst es doch auch im zweiten Bande wieder, wie vereinzelt auch schon ähnlich im ersten Band: Sprache, Gedankenassoziation und Gedächtnis seien „verschiedene perspektivische Bilder“ desselben Vorganges; oder: Erfahrung und Denken sind beide nur Gedächtnis oder Sprache, „das eine Mal von vorn, das andere Mal von hinten angesehen“; oder: die Identität von Sprechen und Denken ist doch nur eine „kriegerische Behauptung“, während in Wirklichkeit die Erscheinungsgruppe Sprechen und die Erscheinungsgruppe Denken „dieselbe Sache von zwei nicht ganz identischen Standpunkten“ sei; oder: wir können die „Vernunft als Sprache auch dem Gedächtnis à peu près gleichsetzen“! Läfst sich auf so schwankender Grundlage ein solides Erkenntnisgebäude aufrichten?

M. ist Vertreter eines radikalen Agnostizismus um nicht zu sagen Nihilismus. Jedenfalls können die eigentlichen „Pfaffen" des Nihilismus — um ein Lieblingswort M.'s anzuwenden — für ihre Weltanschauung reiches Material aus der vorliegenden Sprachkritik schöpfen. Wenn er selbst aber aus seinen Vorgängern in der Sprachkritik das Negative immer anerkennt, das Positive ablehnt, so wird man bei ihm das Positive, seine Identifizierung aller Geistesfunktion mit dem Gedächtnis, wohl auch ablehnen müssen, ohne ihm in der Negation allenthalben folgen zu können. Über Fragen der Sitte, der Moral und des Glaubens kann er sich nicht verächtlich genug aussprechen. „Als ob die gewordene Menschenvernunft, die (aus Zufallssinnen gewordene) Zufallsvernunft, in moralischen Dingen etwas wüſste —!" Woher aber dann seine groſse Entrüstung über die „Ruchlosigkeit" Noirés, der die Kluft zwischen Mensch und Tier noch erweitern wolle? Woher die Entrüstung über das „traurig freche Wort": der Mensch unterscheide sich durch die Sprache von dem Tier? Woher die wiederholten an den Haaren herbeigezogenen Angriffe auf Stöcker, den „Lügenstöcker"? Soll man doch nach M.'s Meinung z. B. sogar die Menschenfresserei sich nicht versteigen moralisch beurteilen zu wollen, statt sie einfach zu beschreiben! Wozu da und woher die Aufregung über Ruchlosigkeiten, Frechheiten und angebliche Lügen? M. mag sich dieses Woher selber beantworten. Das Wozu ist im letzten Falle ja klar. Sollte ihm und seiner Zufallsvernunft wirklich auch im 20. Jahrhundert noch etwas Atavistisches anhängen von menschlichen Gewohnheiten vorschriftlicher Zeiten, die mythologisierende Verstiegenheit zu einer Moral hat hinaufschrauben wollen? Warum über Lügen, Ruchlosigkeiten und Frechheiten sich anfregen, statt sie einfach zu beschreiben?

Lörrach. **J. Keller.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 26. Juli. Nr. 15, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Thucydideum.

II 12. *ἀποπέμπουσιν οὖν αὐτὸν πρὶν ἀκοῦσαι καὶ ἐκέλευον ἐκτὸς ὅρων εἶναι αὐθημερόν.*

Post *ἐκέλευον* inserunt codd. Laurentianus C et qui totus ab eo dependet Monacensis G pronomen *αὐτόν*, quod in ceteris omnibus libris mss. desideratur, quamobrem nemo editorum id non expungendum indicavit. Facile enim potuit fieri, ut librarius, cum oculis ad praegressum *αὐτὸν* aberraret, perperam id iteraret. Verbum *κελεύω* recte cum acc. c. inf. coniungi posse certissima est res, ita ut per se *αὐτὸν* hic locum suum tueri nemo possit infitiari. At vero mirum sane esset Thucydidem in hoc enuntiationis membro subiectum (scil. in structura acc. c. inf.) appositurum fuisse, quoniam facile quivis hoc mente potest supplere ex antecedentibus *τό τε λοιπὸν ἀναχωρήσαντας πρεσβεύεσθαι*, ubi exspectandum certe fuisset *αὐτούς*, id omisisse. Itaque *αὐτὸν* in codices C et G se insinuasse cum editoribus autumaverim. Hoc loco liceat mihi unum addere, quod huic

opinioni maximopere favere videtur, cuius rei non hahuerunt adhuc rationem viri docti. Scholiasta enim ad verhum *πρεσβεύεσθαι* haec adnotat *τὸ ἐκέλευον ἀπὸ κοινοῦ*, quihus nimirum hoc erat dicturus *κελεύειν* cum ad *εἶναι*, tum ad *πρεσβεύεσθαι* esse referendum. Quod sponte intellegitur neque opus erat ulla explicatione. Quare scholiastam, quem excerpsisse veteres commentatores et ex fontihus antiquis hausisse vix est quod moneam, hic prave auctorem suum intellexisse suspicatus sim: namque si quid video illa adnotatio non tam ad *πρεσβεύεσθαι*, sed ad *αὐτόν*, quod est post *ἀποπέμπουσιν οὖν*, spectat: *αὐτὸν* enim non solum ohiectum quod vocant directum ad *ἀποπέμπουσιν* est, sed etiam muneribus suhiecti in acc. c. inf. *ἐκτὸς ὅρων εἶναι* fungitur — dura quidem sed non insolenti elocutione. Hoc, ni fallor, voluit exprimere is, quem sequitur scholiasta. — Quod si concedis, gravissimum bahes argumentum, quo possis stabilire lectionem, quam nunc vulgo optimo amplectuntur iure editores.

Kiliae. **Gustavus Wörpel.**

---

167) **C. Gaspar, Essai de chronologie Pindarique.** Bruxelles, H. Lamertin, 1900. XVI u. 186 S. 8.

Die Scholien, deren Angahen durch wertvolle Funde der letzten Jahre bestätigt, berichtigt und erweitert worden sind, machen uns mit der Abfassungszeit fast sämtlicher olympischen und pythischen Epinikien hekannt. Nicht so günstig sind wir hinsichtlich der isthmischen und nemeischen Gedichte gestellt. Die Gelehrten sind schon seit langem bemüht, diese Lücke auszufüllen, und ihrem Beispiel folgt auch der Verf. der vorliegenden Schrift, der ein tüchtiges philologisches Wissen und eine umfassende Literaturkenntnis zur Lösung seiner Aufgabe mitbringt.

In dem bekannten Streit über den Pythiadenanfang tritt der Verf. auf die Seite Th. Bergks, der den Beginn der ersten Pythiade in den August des Jahres 582 = Olympiade 49, 3 setzt. Die Gründe dafür legt er auf S. 1 f. ausführlich dar und kommt auch im Laufe seiner Untersuchungen, wo sich Gelegenheit dazu hietet, darauf zurück. So wie die Sache jetzt liegt, hat er mit seiner Entscheidung das Richtige getroffen.

Bei der Behandlung der einzelnen Gedichte geht der Verf. stets auf die Quellen, hesonders auf die Scholien, zurück. Man kann dies nur billigen; denn er betont mit Recht, dafs den alexandrinischen Gelehrten ganz andere Hilfsmittel zur Verfügung standen als uns. Aber leider fliefsen

diese Quellen nicht reichlich genug, um uns auf alle Fragen Antwort zu geben, und so sind wir vielfach auf die Gedichte selbst und die in ihnen etwa vorhandenen Anspielungen angewiesen, um Aufklärung über ihre Entstehung und ihre Beziehungen zu erhalten. In der Ausbeutung dieser Anspielungen aber ist der Verf., wie mir scheint, nicht vorsichtig und zurückhaltend genug.

Zwar sagt er selbst, dafs die Verwertung gleicher oder ähnlicher Gedanken und Ausdrücke zur Bestimmung der Abfassungszeit eines Epinikions bedenklich und gefährlich sei, und hütet sich demgemäfs davor, solchen entscheidende Bedeutung beizulegen. Aber nicht minder unsicher sind die von dem Verf. wiederholt angewandten Schlüsse aus der Nichterwähnung irgend einer Tatsache oder irgend eines Umstandes, die nach des Verf. Ansicht zu einer gegebenen Zeit hätten erwähnt werden müssen. Darüber läfst sich der Dichter keine Vorschriften machen; so gedenkt er z. B. in der ersten olympischen Ode des früheren Sieges des Renners Pherenikos nicht, den Bakchylides in seinem fünften Epinikion preist, und ebenso feiert er in der zehnten pythischen Ode nur einen Sieg des Hippokles, trotzdem dieser nach den Scholien zwei Siege davontrug. Daher kann man es auch Pyth. XII nicht als sicher, sondern nur als wahrscheinlich bezeichnen, dafs Pindar den ersten Sieg des Midas verherrliche. Warum soll aber in der zweiten nemeischen Ode die Erwähnung der Schlacht bei Salamis unerläfslich gewesen sein? Der Dichter will doch nur zeigen, dafs Salamis treffliche Männer hervorbringe, und dafür ist wohl Aias ein Beweis, nicht aber die Schlacht bei Salamis. In der ersten nemeischen Ode ist die Schlacht bei Himera nicht genannt; aber wissen wir denn, ob Chromios überhaupt an ihr teilgenommen hat?

Mufs man demnach alle solche Angaben aus dem strengen Beweismaterial ausschliefsen, so bleiben nur noch die Schlüsse aus dem Ton des Gedichtes und den etwa vorhandenen Anspielungen zur Bestimmung der Abfassungszeit übrig. Dabei wird der Ton des Epinikions, dessen Beurteilung vielfach subjektiv verschieden sein wird, kaum schwer ins Gewicht fallen; hinsichtlich der Anspielungen aber darf man nicht vergessen, dafs man es mit einem Dichter zu tun hat. Was im Zusammenhang klar und deutlich ist, darf man nicht als Grundlage für Schlüsse auf Dinge benützen, die möglicherweise dem Dichter ganz ferne lagen. Besonders ist hier der mythische Teil der Gedichte zu nennen, dem der Verf. mitunter schwere Gewalt antut; man vergleiche z. B. Isthm. VII,

wo 37 f. mit der Geschichte Thebens und Böotiens nichts zu tun haben, Nem. VIII, wo mit Odysseus Athen, mit Aias Ägina gemeint sein soll, Nem. I, wo in den Mythen nach dem Verf. ein Hinweis auf die Verlobung und Heirat des Siegers liegen soll, Isth. VIII, wo der Verf. aus dem Mythos von Peleus und Thetis die Warnung an Ägina herausliest, die grofsen Staaten Griechenlands sich nicht der Seeherrschaft bemächtigen zu lassen, Nem. IX, wo er aus der Schilderung des Sieges der Sieben gegen Theben auf sicilische Verhältnisse schliefsen will. Am sichersten für Schlüsse sind Andeutungen, die der Dichter über sich oder die Sieger macht.

Wäre der Verf. in Auswahl und Verwendung seines Beweismaterials strenger gewesen, so wäre er zwar nicht überall zu so bestimmten, aber dafür zu haltbareren Ergebnissen gelangt, immerhin bietet seine Schrift einen wertvollen Beitrag zur Chronologie des Pindar, den die weitere Forschung nicht unberücksichtigt lassen darf.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

168) **Adolf Römer, Über den literarisch-ästhetischen Bildungsstand des athenischen Theaterpublikums.** (Aus den Abhandl. der k. b. Ak. d. Wiss. I. Kl. XXII Bd. I. Abt.) München, G. Franz'scher Verlag (J. Roth), 1901. 95 S. 4.

Die philologisch-historischen Wissenschaften haben in den letzten Dezennien durch die psychologische Vertiefung ihrer Probleme einen mächtigen Aufschwung genommen; bei allen bedeutenderen Untersuchungen steht das Interesse am Geistesleben des Altertums im Vordergrund. So sucht auch die vorliegende Abhandlung des athenische Volk dem Leser menschlich näher zu bringen, und zwar nach der literarisch-ästhetischen Seite hin; eine genauere zeitliche Bestimmung, etwa vom Anfang des peloponnesischen Krieges bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts, erscheint dem Ref. geboten, da er die Annahme Römers, das athenische Theaterpublikum sei gegen das Ende des 5. Jahrhunderts im grofsen ganzen dasselbe gewesen wie zu Äschylos' Zeit, nicht ohne weiteres zugeben möchte. Aber auch in fester zeitlicher Begrenzung birgt jeder derartige Versuch infolge der Beschränkung auf eine Seite des Geisteslebens einer Nation die Gefahr in sich, dafs der Leser eine einseitige Vorstellung von der geistigen Beschaffenheit dieses Volkes gewinnt; dadurch, dafs R. fast die erste Hälfte seiner Schrift der Erforschung des allgemeinen Bildungs-

standes der Masse des athenischen Volkes widmete, hat er diese Gefahr allerdings verringert; auch versäumt er nicht, öfters auf die ererbten geistigen Anlagen hinzuweisen. Dafs aber eine gemeinsame gleichmäfsige Ausführung beider Punkte erst ein treffendes Bild hervorzurufen vermag, ist selbstverständlich. Doch selbst von diesem Standpunkte aus bleibt der gewissenhaften und sorgfältigen Untersuchung die Bedeutung einer wertvollen Vorarbeit, die auch über den Kreis der Fachgelehrten hinaus Interesse zu finden verdient.

Das Ergebnis des allgemeinen Teiles, dafs die Menge des athenischen Volkes, von einem gesunden Materialismus beherrscht, theoretischen Untersuchungen, insbesondere den zeitgemäfsen naturwissenschaftlichen Fragen gleichgültig gegenüber stand, ein Umstand, der wie R. aus Aristophanes' Worten (Vesp. V. 1044 ff.) mit Recht schliefst, den Mifserfolg der „Wolken" erklärlich macht, ist durchaus zu billigen. Der Staat kümmerte sich um die *παιδεία* in keiner Weise, und die beiden Stellen, in welchen R. eine Andeutung einer staatlichen Kontrolle wenigstens einer Seite der allgemeinen Bildung, der Gesetzeskenntnis, findet, enthalten dies bei näherer Prüfung nicht. An der ersten Stelle (Protag. 326 C *ἐπειδὰν δὲ ἐκ διδασκάλων ἀπαλλαγῶσιν, ἡ πόλις αὖ τούς τε νόμους ἀναγκάζει μανθάνειν καὶ κατὰ τούτους ζῆν*) ist ausdrücklich nur von der Erziehung der Söhne der *ἀγαθοὶ ἄνδρες* (324 D) die Rede, das sind eben die, welche die Mittel dazu haben, daher unmittelbar vor der zitierten Stelle es heifst *καὶ ταῦτα ποιοῦσιν οἱ μάλιστα δυνάμενοι. μάλιστα δὲ δύνανται οἱ πλουσιώτατοι.* Und wie in dieser Beschränkung auf die Reichen Plato die Stelle aufgefafst wissen will, sagt er selbst im folgenden Paragraphen: *ἡ πόλις νόμους ὑπογράψασα — κατὰ τούτους ἀναγκάζει ἄρχειν καὶ ἄρχεσθαι.* Diese Auffassung scheint auch R. zuzulassen, wenn er (S. 12 Anm.) bemerkt: „Die Ausmünzung dieses staatlichen Eingreifens einzig und allein nur auf das Lebensregulativ der Tugend ist dem Sinne der ganzen Stelle zwar durchaus konform, aber damit scheint auch, wenigstens an der Stelle des Äschines (in Timarch. § 18) gemessen, zugleich eine zu enge Begrenzung gegeben zu sein"; doch weist er sie mit der Behauptung (S. 13) wieder zurück, dafs besonders die Stelle Platons „kaum eine andere Deutung zulasse als die einer Nötigung von seiten des Staates". Mit dem Wegfall dieser Stelle fällt auch die Äschineische oder vielmehr diese findet durch jene die gleiche Erklärung: *ἐπειδὰν δ' ἐγγραφῇ εἰς τὸ ληξιαρχικὸν γραμματεῖον καὶ τοὺς νόμους γνῷ καὶ εἰδῇ τοὺς τῆς πόλεως*

καὶ ἤδη δύνηται διαλογίζεσθαι τὰ καλὰ καὶ τὰ μή. Konsequenterweise müfste R. aus dieser Stelle auch eine gewisse Prüfung der dialektischen Gewandtheit in moralischen Fragen annehmen. Endlich sei noch auf eine andere Stelle Platons hingewiesen, die scheinbar allgemein gehalten sich auf die athenische Demokratie bezieht (Politic. 299 D) *ἐξεῖναι γὰρ τῷ βουλομένῳ μανθάνειν γεγραμμένα καὶ πάτρια ἔθη κείμενα).* War also die gesamte Erziehung Privatsache, so sah sich die Menge schon durch den Mangel an Mitteln von der Teilnahme an der neuen sophistisch-rhetorischen Bildung ausgeschlossen; doch werden Aristophanes' Worte Acharn. 634 *παύσας ὑμᾶς ξενικοῖσι λόγοις μὴ λίαν ἐξαπατᾶσθαι* kaum eine andere Deutung finden können als dafs das Volk mindestens eine gewisse passive Freude an der neuen Art „Worte zu machen" (*μυθολογία* bei Plato) gefunden habe; auf die ihm in derselben drohenden Gefahr mufste es erst von den eifernden Anhängern der alten Geradheit aufmerksam gemacht werden.

R. geht hierauf zu den erhaltenen politischen und gerichtlichen Reden über, um die Vorstellung, die wir von dem allgemeinen Bildungsstand des athenischen Volkes gewannen, zu ergänzen. Trotzdem er diese unsicheren Zeugen mit grofser Vorsicht verwertet, vermag der Ref. nicht ihm zu folgen. Wohl ist ein grofser Mangel an geschichtlichen, geographischen und literarischen Kenntnissen bei der Masse eines Volkes ohne Schulzwang leicht begreiflich; auch die Behauptung, dafs diese Masse nicht die Mittel besafs, die Sophismen und Lügen der gewissenlosen Anwälte zu widerlegen, ist aus dem gleichen Grunde unzweifelhaft richtig; aber dafs sie all die himmelschreienden Entstellungen und Erdichtungen geglaubt habe, zu welcher Annahme wir doch kommen, wenn wir zugeben, dafs all das, was die Redner ihren Zuhörern zu bieten wagen, einen Rückschlufs auf die Denkkraft dieser erlaube: diese Folgerung würde schon mit der Voraussetzung, dafs das athenische Volk in seiner Mehrheit gesunden Menschenverstand mit in die Verhandlungen gebracht habe, in offenbarem Widerspruch stehen. Auf diesem so unsicheren Gebiet zeigt sich die oben angegebene Gefahr der Beschränkung recht deutlich. In vielen der von R. besprochenen Stellen wenden sich die verschlagenen Redner nicht an den Verstand, sondern an die Phantasie — daher das bei Lysias so häufige *εἰκός* — und die Leidenschaften ihrer Zuhörer. Wir können erwarten, dafs R. einmal diese Fragen in einem gröfseren Rahmen behandelt, und dann wird auch ein richtigeres Urteil über diese Seite der athenischen Bildung im 4. Jahrhundert möglich sein.

Der Vorstellung, die wir so von der Stellung der Masse des Volkes zu dem geistigen Leben der Zeit gewonnen haben, entspricht im grofsen ganzen auch die literarisch-ästhetische Bildung. Zwar scheint die Anzahl der Analphabeten, nach sprichwörtlichen Redensarten zu schliefsen, gering gewesen zu sein, aber gering auch war die Zahl derer, die sich dank ihrer reicheren Mittel in den Besitz besserer literarischer Werke setzen konnten. Die Kenntnis der dramatischen Literatur wurde von der Mehrheit durch Anschauung oder wo es sich um den Wortlaut einzelner Stellen handelt, durch mündliche Verbreitung erworben. So erklärt es sich, dafs die Mythen, welche keine bedeutende dramatische Bearbeitung erfahren haben, bei der grofsen Menge unbekannt waren; in diesem Sinne ist daher Antiphanes (Athen. 6, 222a) völlig ernst zu nehmen, wenn er die Sage von Ödipus, Alkmäon und Adrastos als Gemeingut aller bezeichnet. Jene Tatsache bietet unstreitig auch die beste Erklärung für die Einführung des unkünstlerischen Prologs durch Euripides, der, mit den geringen mythologischen Kenntnissen der niederen Kreise seiner Zuschaue rrechnend, ihnen so ein gröfseres Verständnis der Handlung ermöglichte. Die Kenntlichmachung auftretender Personen durch besonderen Hinweis ist aber nicht, wie R. meint, eine Eigenart des Euripides, sie findet sich in demselben Mafse in den älteren Stücken des Sophokles, z. B. im Aiax; doch wird sie allerdings bei dem ersten Dichter eine andere Erklärung erfordern als bei dem letzten. Auch die Häufigkeit der Parodieen ist, wie R. mit Recht betont, ein untrüglicher Beweis für eine gründlichere, durch Lesen erworbene Kenntnis der Dramen; sie findet ihre hinreichende Erklärung in den beiden anderen Mitteln der persönlichen Anschauung und mündlichen Verbreitung. So läfst die Entwickelung der Tragödie in Athen wohl einen Rückschlufs auf Verstand, Geschmack, Empfindung, nicht aber auf einen hohen literarischen Bildungstand der Masse des athenischen Volkes zu.

Die Wahl literarischer Probleme in der Komödie scheint das eben angedeutete Niveau bedeutend verschieben zu müssen; denn die Behandlung derartiger Stoffe setzt allgemeines Verständnis literarischer Fragen voraus. Aber mit Recht hebt R. den auch in Aristophanes' Fröschen durchaus populären Gedanken der aufgeworfenen Fragen hervor, die sich bezeichnenderweise mehr an Phantasie und Ohr als an Verstand und Urteil der Zuhörer wenden. Die Art der Aufführung der Dramen in Form eines Agon mufste natürlich auch auf den ästhetischen Geschmack der Menge

bildend einwirken; denn dafs ihre Anschauung auf das Urteil der Preisrichter einen Einflufs ausübte, verrät Aristophanes (Av. 445) deutlich genug, wenn auch im allgemeinen ihre Abhängigkeit von dem Urteil angesehener, gebildeter Männer nicht zu bezweifeln ist, was der von Alkibiades in unerhörter Weise ausgeübte Terrorismus lehrt (Andoc. IV, 20). Schliefslich konnte die Menge auch durch das Treiben gelegentlich erscheinender Claqueurs (ἐπαινέται Xen. Mem. I, 7, 2) nicht unbeirrt bleiben.

Das ist in grofsen Zügen der Gang der auch in lebendiger Darstellung geschriebenen Abhandlung; daneben findet sich eine Menge feiner, interessanter Einzelbeobachtungen, die zu weiteren fruchtbaren Forschungen Veranlassung geben können.

Schweinfurt. **K. Weifsmann.**

---

169) **Ernst Samter, Familienfeste der Griechen und Römer.** Berlin, Georg Reimer, 1901. VI u. 128 S. 8. *M* 3.—.

Mancher möchte beim Aufschlagen dieses Buches vielleicht enttäuscht sein. Wenn man nach dem Titel im Zusammenhange Aufschlufs erwartet über die Hochzeitsgebräuche, die Zeremonien bei der Geburt eines Kindes, bei dem Eintritt des Knaben in das Jünglingsalter, bei Totenfeiern, Erinnerungsfesten u. dgl., so sucht man vergeblich. Verf. hätte vielleicht den Titel bestimmter fassen können. Aber der reiche Inhalt des Buches entschädigt vollauf. Was der Verf. bringt, sind religionsgeschichtliche Untersuchungen über die Herkunft und ursprüngliche Bedeutung mancher Gebräuche bei Familienfesten: bei der Hochzeit, bei dem Eintritt der Braut in das Haus und die Familie des Gatten, bei der Geburt und nach der Geburt eines Kindes, bei der Adoption, bei der Annahme eines Sklaven, überhaupt Einweihungszeremonien der verschiedensten Art, daher auch die Mysterienweihe in den Kreis der Betrachtung gezogen wird, Untersuchungen, die alle auf Grund der Ethnologie und Volkskunde geführt werden und zwar nicht etwa blofs der alten Völker, sondern aller Völker — zivilisierter wie unzivilisierter — der alten wie der späteren Zeiten, wo immer in einem ähnlich erscheinenden Ritus sich eine Analogie darzubieten scheint.

Die acht Kapitel des Buches behandeln zwar jedes eine besondere Frage, stehen aber unter einander (und nicht blofs durch zahlreiche Hinweise) in Verbindung. Die vom Verf. befolgte Methode läfst sich am besten durch ein Beispiel veranschaulichen. Gleich das erste Kapitel beginnt mit der Besprechung eines eigentümlichen griechischen Hochzeits-

brauches, der sogenannten καταχύσματα der Braut. Ein ähnlicher Brauch findet sich bei einer großen Anzahl anderer Völker; aber auch bei dem neugekauften Sklaven in Griechenland und bei dem, der eine Festgesandtschaft übernimmt, wird eine ähnliche Zeremonie vollzogen. Daher erscheinen die καταχύσματα bei der Hochzeit nur als eine einzelne Anwendung eines allgemein üblichen Brauches und sind deshalb nicht für sich allein — etwa als Symbolisierung der Fruchtbarkeit — zu erklären, sondern sie haben eine tiefere und allgemeinere Bedeutung: sie sind ein Sühnopfer, durch das man ein schädliches Wirken mächtiger Geister abwehren und sie versöhnen will. Hierbei kommt in Betracht, daſs der Kult des Herdes ursprünglich den Ahnen der Familie galt, ein Gedanke, der auch bei den übrigen Untersuchungen des Buches vielfach durchklingt. Verf. erblickt in manchen eigentümlichen Bräuchen bei Griechen wie Römern ein Sühnopfer, ein Substitutionsopfer (so in dem Haarabschneiden bei Hochzeit und Freilassung u. a.), als welches sich ähnliche Riten bei anderen Völkern herausstellen. Zweifellos ist der Satz, von dem Verf. ausgeht, richtig: „Auch ohne jeden äuſseren Zusammenhang der Völker sind aus der gleichen psychologischen Wurzel gleiche Vorstellungen und Bräuche hervorgegangen.“ Aber selbst bei der meist recht besonnenen Gedankenentwickelung scheint zuweilen das Heranziehen von Analogieen und die auf die Vergleichung aufgebaute Schluſsfolgerung etwas gewagt, ein Vorwurf freilich, der bei einer so jungen Wissenschaft wie die vergleichende Betrachtung der Religionsgeschichte wohl kaum als solcher zu betrachten ist.

In einem Anhange (S. 105—123) ist eine Betrachtung über die Entstehung des Larenkultes hinzugefügt. Die auf Varro zurückgehende Ansicht, daſs dieser Kult ursprünglich ein Totenkult gewesen sei, vertritt Verf. mit Entschiedenheit gegen Wissowa, der diese Ansicht übrigens auch in seinem neuesten Werke „Religion und Kultus der Römer“, das dem Verf. noch nicht vorlag, ablehnt. Es ist keine Frage, daſs Verf. seine Meinung mit gewichtigen Gründen zu stützen vermag. Aber ein Glied in der Kette seines Beweises ist doch recht schwach, und wenn dies bricht, fällt eine der gewichtigsten Stützen der Ansicht des Verfassers. Wissowa hat gleich Mommsen darauf aufmerksam gemacht, daſs Lāres und Lărenta wegen der verschiedenen Quantität nicht zusammengehören können. Samters Gegenbeweis erscheint mehr gezwungen als zwingend. Namentlich in betreff der mit Larenta zusammengebrachten Göttin Larunda (ebenfalls ă!) beruft er sich

darauf, dafs Ausonius der einzige Dichter ist, bei dem sich der Name Larunda an einer Stelle nachweisen läfst, und dafs dieser in prosodischen Dingen mitunter willkürlich verfährt. Mufs er dies nun auch hier getan haben? — Verf. nimmt es ohne weiteres an, und der Einwand, der durch die verschiedene Quantität begründet wird, scheint ihm beseitigt So lange aber nicht durch ein anderes unzweifelhaftes Beispiel der Nachweis geliefert ist, dafs Ausonius hier wie öfters der Quantität einer Silbe Gewalt antut, dürfen wir nicht folgern, dafs Lāres und Lărunda zusammengehören. Wir meinen, der Verf., der sonst scharf deduziert und in strenger philologischer Methode seine Schlüsse aufbaut, ist hier einer Lieblingsidee zuliebe sich selbst untreu geworden.

Wir schliefsen mit dem Urteil: das Buch ist eine durchaus beachtenswerte und erfreuliche Erscheinung der vergleichenden Betrachtung auf einem interessanten Gebiete der Religionsgeschichte, wohltuend durch die Selbständigkeit und Besonnenheit des Urteils, von ebenso ausgedehnter Belesenheit wie eindringendem Fleifse zeugend.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

170) **Jules Nicole et Charles Morel, Archives militaires du Ier siècle.** Texte inédit du Papyrus latin de Genève No. 1. Avec fac-similé, description et commentaire. Genève, Henry Kündig, 1900; Paris, E. Leroux.

Durch Veget. de re mil. II, 20: *illud vero ab antiquis divinitus institutum est, ut ex donativo quod milites consequuntur, dimidia pars sequestraretur ad signa et ibidem ipsis militibus servaretur,* wissen wir, dafs jeweilen die Hälfte der aufserordentlichen Zuwendungen (*donativa*), welche die Soldaten erhielten, für sie separat aufbewahrt wurde, und ferner, dafs zur Aufbewahrung dieser *deposita* jede Kohorte einen Sack (*follis*) hatte, der unter der Obhut des *signifer* stand. Weil die *signiferi* nicht blofs das Geld aufzubewahren, sondern auch darüber Buch zu führen hatten, so mufsten sie, wie Vegetius sagt, nicht blofs ehrlich sein, sondern auch *litterati homines, qui et servare deposita scirent et singulis reddere rationem.*

Es ist ein besonders glücklicher Zufall, dafs sich in der wertvollen Genfer Papyrussammlung ein lateinischer Papyrus befindet, auf dessen Recto u. a. der ganze Geldverkehr zweier Soldaten für ein ganzes Jahr verzeichnet, genauer gesprochen, die vom *signifer* geführte Rechnung über

peculium castrense enthalten ist. Dieser Papyrus war bei seiner Veröffentlichung ein Unikum und zwar nicht bloſs so, wie ja jeder Papyrus als Originaldokument es notwendig ist, sondern weil in der Tat etwas Ähnliches sonst nicht existierte. Seither ist hinzugekommen ein in Ḳôm Ushîm (Karanis) gefundener Papyrus etwa aus der Zeit um 180 n. Chr., publiziert von Grenfell, Hunt and Hogarth, Fayûm Towns and their Papyri (London 1900) No. CV S. 252—256 [1]).

Aus dem Genfer Papyrus, den Th. Mommsen, „Ägyptische Legionare", Hermes XXXV (1900) S. 443—452 und besonders eingehend H. Blümner, „Aus den Akten eines römischen Militärarchivs in Ägypten", N. Jahrbb. V (1900) S. 432—443 behandelt hat, sehen wir, wie für jeden einzelnen Soldaten separat Rechnung geführt wird, wobei die Ausgaben für Beköstigung von Mann und Pferd, für Kleidung, Schuhe u. s. w. vom Solde abgezogen werden und jeder Überschuſs dem Depositum zugewiesen wird. Das peculium eines Soldaten setzt sich also zusammen 1) aus der Hälfte der gelegentlichen Gratifikationen (*donativa* bei Vegetius), 2) aus den Zuwendungen der Soldüberschüsse. Als allgemeines Schema für die Rechnung eines Soldaten ergibt sich aus dem Genfer Papyrus, wie die Herausgeber sehr schön dargelegt haben (vgl. bes. Morel S. 17):

Einnahmen an Sold	accepit stip(endium),
Davon ausgegeben	ex eis — expensas,
Überschuſs, abgeliefert an die Kohortenkasse	reliquas deposuit
Übertrag von früher deponierten Geldern .	ex habuit ex priore
Gesamtguthaben an die Kohortenkasse . .	fit summa omnis.

Etwas mehr ergibt sich, um das vorweg zu nehmen, aus dem Papyrus von Ḳôm Ushîm mit ziemlich groſser Wahrscheinlichkeit, nämlich, daſs die sequestrierte Hälfte der *donativa* streng technisch als *seposita* bezeichnet wird (so auch Vegetius) und als unangreifbare Summe beim Signifer deponiert bleibt bis zum Tode oder bis zum Dienstaustritt des Soldaten, daſs dagegen *deposita* nur die dort deponierten Soldüberschüsse heiſsen, die nach Art eines Konto-Korrentes jeder Zeit zurückgezogen werden konnten. Der Papyrus von Ḳôm Ushîm verzeichnet ferner einmal eine

1) Als „Supplément aux Archives Militaires du Ier siècle" veröffentlicht soeben Jules Nicole, Compte d'un soldat romain. Nr. IV des Papyrus Latins de Genève, im Archiv für Papyrusforschung, Bd. II, S. 63—69 die arg verstümmelte rechte Seite eines ähnlichen Papyrus, dessen Zahlen nur mit Hilfe des Pap. lat. I verständlich sind.

Ausgabe für Waffen, die der Genfer Papyrus nicht hat (col. II, 17: *item armorum Dionysi (denarii) CIII*; vgl. Tacit. Annal. I, 17), und einmal, col. I, 14—16 *viatica* für zwei Soldaten. Wie weit übrigens die Verpflichtung des Soldaten zur Bezahlnng nnd Deponierung ging, und ob und inwieweit seine persönlichen Ausgaben kontrolliert wnrden, vermögen wir noch nicht sicher zn bestimmen.

Trotz dieser Erweiterung unserer Kenntnisse durch den Papyrus von Ḳôm Ushîm bleibt der Genfer Papyrus ein wertvolles Uniknm, wertvoll auch deshalb, weil er der älteste bis jetzt bekannte lateinische Papyrus ist. Dafs ihn die Heransgeber in natürlicher Gröfse reproduziert haben, verdient dankbare Anerkennung, wenn wir auch dafür das etwas unbequeme Grofs-Folioformat mit in Kauf nehmen müssen. Von Jules Nicole rührt die Beschreibung und Entzifferung des Papyrus her, von Charles Morel, dem leider jüngst verstorbenen scharfsinnigen Gelehrten, der auch als Jonrnalist seiner Wissenschnft treu geblieben war, der Kommentar, der die nenen Resultate für die Geschichte des römischen Heerwesens anfs sorgfältigste verzeichnet. Dafs die Arbeit nicht abschliefsend sein konnte, weifs niemand besser, als die beiden Herausgeber. Immerhin ist ihre Leistnng, nicht blofs als editio princeps betrachtet, eine ganz vorzügliche. Der Ertrag, den ihre Entzifferung und ihre Erklärungen ergeben, ist nicht gering anzuschlagen; denn wir erhalten dnrch sie ganz neue Einblicke in das innere Leben des römischen Heeres. Dafs im römischen Heere die Tinte nicht gespart wurde, wufsten wir schon aus Vegetius II, 19. Dort ist anch erwähnt, dafs die Verzeichnisse der Soldaten, die zu besonderen Dienstleistnngen kommandiert wurden, sowie die der Urlanbgänger, *breves* hiefsen. Wegen der Form breves (sc. libri) nnd brevia vgl. jetzt Ed. Wölfflin, Arch. f. lat. Lex. n. Grtk. XII 343. Solche breves liegen uns vor im Verso II und Recto V nnseres Papyrus und zwar enthält Verso II ein tabellarisches Verzeichnis der Funktionen, besonders von Spezialaufträgen, von 36 gemeinen Soldaten während der ersten 10 Tage des Monats Domitianus (= Oktober; s. Snet. Domit. 13), also eine Kommandierungsliste (*état journalier*).

Die Zeit der Urkunden ist von Nicole S. 12 gut nnd vorsichtig bestimmt. Das Register des Recto enthält Anfzeichnungen seit dem ersten oder zweiten oder dritten Jahre des Titns, aber kein Datum, das jünger ist als a. d. XIII Kal. Oct. des siebenten Regierungsjahres Domitians (19. Sept. 87). Morel dagegen möchte (S. 16) im Konsul Asinus (Recto I, a, 1),

für den unter Domitian kein Platz ist, Asinius Pollio Verrucosus, cos. unter Titus im Jahre 81, sehen und annehmen, dafs das Verzeichnis in jenem Jahre begonnen worden sei, eine ganz unwahrscheinliche Vermutung. Etwas jüngeren Datums werden die Aufzeichnungen des Verso sein; keinesfalls aber stammen sie aus der Zeit nach Domitian, da ja nach seiner Ermordung (18. Sept. 95) die Bezeichnung des Oktobers als Domitianus, wie sie unser Papyrus bietet, sofort aufhörte. Wahrscheinlich ist die Zeit dieser Aufzeichnung das Jahr 90 Gerade durch sein Alter erhöht sich die Bedeutung dieses Papyrus, weil wir bis jetzt wohl über das römische Kriegswesen der trajanischen und hadrianischen Zeit unterrichtet waren, über die Heeresorganisation unter Titus und Domitian dagegen fast keine Nachrichten hatten. Hierin liegt zugleich die Erklärung, weshalb eine ganze Anzahl von Fragen, die uns der Genfer Papyrus aufgibt, nicht mit Sicherheit zu beantworten sind. So ist es trotz der Bemühungen Morels (S. 16) nicht möglich, die Truppengattung zu bestimmen, welcher die hier verzeichneten Mannschaften angehörten. Schwierigkeiten macht die Bestimmung der Höhe des Soldes und die Anrechnung der Kosten für Lebensmittel und Kleidung. Was darüber Morel S. 18 sagt, leuchtet viel weniger ein als die Berechnung von Blümner a. a. O. S. 435. Eine weitere Schwierigkeit bereitet die Abkürzung dr für die Münzeinheit. Dafs dieses dr durch *denarius* anfzulösen sei, wie Morel S. 17 f. meint, ist ganz unwahrscheinlich; sondern dr ist wirklich, was Morel S. 18 Anm. 1 nicht für möglich hält, *drachma,* die mit dem Denar geglichene ägyptische Silberdrachme. Wie sich diese zum Denar verhalte, hat Mommsen a. a. O. S. 449 dargelegt. Im übrigen ist es nur zu loben, dafs Morel in seinem Kommentar keiner Frage aus dem Wege gegangen ist; versteht er es doch, im allgemeinen da, wo das Gebiet der unhaltbaren Hypothesen beginnt, Halt zu machen. So ist ihm denn manch schöner Fund gelungen, wie die Bestimmung der Orte Neapolis und Mercurium und der Nachweis, dafs der praefectus castrorum, von dessen Namen nur das Cognomen Clemens erhalten ist, der u. a. durch C. I. L. III 33 für den 6. Nov. 79 und auch sonst oft genannte T. Snedius Clemens ist. Besonders liebevoll scheint sich Morel in die Probleme der „Pièce II“ und der „Pièce V“ vertieft zu haben, wo ihm verschiedene schöne Erklärungen gelungen sind. Sehr bestechend ist seine Auffassung von *pagano cultu* (XIV, 4) auf S. 26 f.; jedoch hält sie bei genauerer Prüfung ebensowenig stand, als seine Erklärung von *ornatus*

„en grande tenue". Weniger kann ich es billigen, dafs Morel, in dem löblichen Bestreben, alle Fragen anzufassen, sich hat verführen lassen, in den Schlufsbetrachtnngen S. 29—31 auch gar zu viele Hypothesen aufzustellen. Jedoch soll darüber mit dem Verf. nicht gerechtet werden, da er selber keine dieser Hypothesen definitiv aufrecbt erbält. Dafs aber diejenige, für die er sich doch schliefslich entscheidet, Stück V des Verso sei die direkte Fortsetzung von Stück IV der gleichen Seite, recbt unwahrscheinlich ist, hat Blümner S. 443 gezeigt.

Im ganzen darf die Leistung der Herren Nicole und Morel als scharfsinnig und vorsichtig bezeichnet werden. Schade nur, dafs jeder seiner Erklärung die Selbständigkeit lassen wollte, so dafs die beiden Abhandlungen zum Teil das Gleiche sagen, zum Teil aber sich widersprechen. Druck und Ausstattung der Scbrift, deren Veröffentlichung durch die Unterstützung der „Société académique de Genève" ermöglicht wurde, verdienen alle Anerkennung. Möge uns Herr Nicole noch mehr solcher Unica aus dem reichen Papyrusbestande der Genfer Bibliothek schenken!

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

---

171) **Hans Platow, Die Personen von Rostands Cyrano de Bergerac** in der Geschichte und in der Dichtung. Erlangen, Fr. Jnnge, 1902. I u. 112 S. 8.

Einer Anregung des Prof. Tobler folgend, gibt der Verf. ein Bild der Personen des Dramas nacb der geschichtlichen Überlieferung, vergleicht es mit dem dichterischen und führt die Gründe für etwaige Abweichungen an.

Die fleifsigen, aus den entlegensten Qnellen schöpfenden Forschnngen lassen uns einen Blick in die Werkstatt des Dichters tnn. Wir seben, wie er seine Menschen auffafst, formt und ummodelt, wie er ibnen ein persönliches Gepräge verleiht, indem er ihnen ihre eigenen Worte in den Mund legt. Cyranos Eigentum sind z. B. die Ausdrücke *planter du bois sur l'épaule boule de safran* (= Mond) u. a. Wir erkennen mit einer gewissen Beruhigung, dafs er selbst Nebenfiguren wie Jodelet, Bellerose, Ragueneau, dessen abenteuerliches Leben doch so romantisch und erfnnden scheint, mit unbedingter gescbichtlicher Treue gezeichnet hat. In manchen Pnnkten weicht der Dichter, von seinem gnten Rechte Gebrauch machend, ja wohl von der Überlieferung ab; so, wenn er Cyrano adelig, Gascogner, schwesterlos sein läfst. Er ist ja befugt, anachronistisch zu

verfahren und die Agrippine schon 1640 anzusetzen, die Fourberies de Scapin (1671!) beträchtlich vorzudatieren und den Gönner Cyranos, den Herzog von Arpajon, gänzlich aus dem Spiele zu lassen. P. macht dazu die sehr gute Bemerkung, dafs R. ihn gar nicht erwähnen durfte, da der Widerspruch (Abhängigkeit dieses Freiheitskämpen), den das Leben verträgt, für die kurze Dauer des Dramas unerträglich wäre. Sein eigentliches Wesen, das sich in die Worte *pointe* und *panache* zusammenfassen läfst, hat R. richtig und genial getroffen; recht lehrreich in dieser Beziehung ist die Stelle, die P. aus Cyranos Entretiens pointus anführt (S. 28): „Wenn man aus einer schönen Sache um des Witzwortes willen eine häfsliche macht, so darf man diese Änderung ohne Bedenken vornehmen — wenn es nur glänzt, ist das übrige Nebensache.“ Wie wenig sich doch der Nationalcharakter unserer Nachbarn seither verändert hat!

Bei der Beurteilung der dichterischen Abweichungen scheint P.s ästhetisch-kritischer Standpunkt nicht immer unanfechtbar. Dafs Montfleury bei R. seine Froschangen auf Roxane gerichtet hat, ohne dafs es die Überlieferung verbürgt, ist durchaus unwesentlich und — erlaubt. Diese Lizenz durfte nicht in eine Linie gestellt werden mit der Verurteilung seines Pathos durch den Cyrano der Komödie. Eben seiner übertriebenen Gesten wegen sah man in M. einen grofsen Schauspieler, das war der Geschmack der Zeit, in dem auch Cyrano befangen sein mufste, und diesem Zeitgeiste durfte R. keine Gewalt antun.

Der Verf. weist dem Dichter aber auch eine Reihe anderer Ungenauigkeiten nach, die sich nicht durch gute Gründe verteidigen lassen. Unberechtigt ist allerdings der Vorwurf P.s in betreff des Amant, Benserade und Chapelain; denn dafs ihre Werke in Ragueneaus Laden zum Einwickeln von Leckereien benutzt werden, ist doch kein zwingender Beweis dafür, dafs diese Dichter aus Mangel an Geld Efswaren Ragueneaus mit ihren Gedichten bezahlt haben. Der poesiefreundliche Bäcker konnte sie doch mit eigener Münze käuflich erworben haben. Bedenklicher ist schon das chapitre treize (II, 7), obwohl der Windmühlenkampf in Kap. 8 des Don Quichote vorkommt. Offenbar ist hier das Reimbedürfnis (mit *chaise*) die Ursache der Änderung. Aber dafs R. Baros Stück Clorise nennt, st. Cloreste, dafs er Bondu und Bourdon fälschlich als Akademiker aufführt, läfst sich nicht entschuldigen. P. bemerkt auch sehr richtig, dafs nach der um 2 Uhr beginnenden und bald abgebrochenen Vorstellung (I) nicht wohl gleich die Nacht da sein kann.

Zum Schlufs macht der Verf. auf eine anscheinend unbekannte Schrift, Sermon du Curé de Colignac, aufmerksam, als deren Urheber Sir Francis Douce den Cyrano nennt und die P. in der Bodleiana zu Oxford entdeckt hat. Auch bringt er einen für Philologen höchst willkommenen Kommentar der bedeutendsten sachlichen Schwierigkeiten, z. B. der militärischen Schiefskommandos (Akt IV), der Fechtausdrücke (I), der Namen der Pariser Kneipen (I) und vieles andere. Der zukünftige Bearbeiter einer Schulausgabe — hoffentlich läfst sich R. bald erweichen, sie zu gestatten — wird mit grofsem Danke auf diese interessante und belehrende Schrift zurückgreifen.

Flensburg. **K. Engelke.**

---

172) Eberhard Feldpausch, Die Konkordanzgesetze der französischen Sprechsprache und ihre Entwickelung. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1901. 79 S. 8. ℳ 1.50.

Wenn in modernen Kultursprachen die Lautform des gesprochenen Wortes von seiner Schriftform vielfach nicht unerheblich abweicht, wie das im Englischen ja besonders auffällig zu Tage tritt, so erklärt sich dieser Gegensatz bekanntlich daraus, dafs die gesprochene Sprache in ihrer unaufhaltsam fortschreitenden lautlichen Entwickelung der Schrift vorangeeilt ist. So stammt die heutige englische Orthographie im wesentlichen aus mittelenglischer Zeit, deren Lautstande sie entsprach; und da sie die im Laufe der Jahrhunderte erfolgten lautlichen Veränderungen im ganzen unberücksichtigt liefs, so mufsten sich Abstände zwischen Aussprache und Schreibung, wie sie z. B. in *enough, ewe, key, taught, speak* u. a. vorliegen, mit Notwendigkeit herausbilden. Und ähnlich liegen die Verhältnisse im Französischen, wo z. B. das *oi* in *roi, loi* u. a. (heute gesprochen *uá*) als berechtigte phonetische Schreibung bis tief ins Altfranzösische zurückgeht; in Paris wurde es für *ei* im 13. Jahrhundert durchgeführt. Diese ganze Frage nun über das Verhältnis von Aussprache und schriftlicher Fixierung des mit dem 14. Jahrhundert zu mafsgebender Bedeutung gelangenden Pariser Idioms einmal zusammenhängend und in historisch-genetischer Begründung zu behandeln wäre gewifs von Wert, obschon trotz mannigfacher Einzeluntersuchungen die Quellen gerade für die „Sprechsprache“ im ganzen dürftig und nur unter vorsichtigster Kritik zu benutzen sind.

Das Buch von Feldpausch behandelt einen Teil der Frage, indem es

sich auf diejenigen Fälle beschränkt, in denen das gesprochene Französisch noch heute grammatische, insonderheit flexivische Unterschiede macht, d. h. Genus, Numerus und Person als solche durch die Aussprache kennzeichnet. Der Verf. nennt das „die Konkordanzgesetze der französische Sprechsprache", ein Ausdruck, den, wie ich glaube, nicht gleich jeder in diesem Sinne verstehen dürfte. Da nun diese Konkordanzgesetze selbst und ihre Abweichungen von denen der geschriebenen Sprache durch die natürliche Lautentwickelung bedingt sind, vor allem durch das Verstummen der Endkonsonanten und des auslautenden tonlosen e, so schickt der Verf. in einem ersten allgemeinen Teil eine kurze Geschichte dieser beiden Lauterscheinungen voraus. Dabei weist er auf das Bestreben der Sprache hin, den konsonantischen Auslaut zu beseitigen, und vermutet richtig, dafs die Verstummung desselben zunächst dann eintrat, wenn innerhalb desselben Satzgliedes ein Wort mit konsonantischem Anlaut folgte. Wenn er dann aber den Grund für diese Erscheinung darin erkennt, dafs infolge eines etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts eingetretenen schnelleren Redetempos der früher auslautende Konsonant oft in artikulatorische Schwierigkeiten erzeugende Nachbarschaft geraten und damit dem Schwunde geweiht worden sei, so weifs ich nicht, welche irgendwie stichhaltigen Beweise oder auch nur Anhaltspunkte er für diese Behauptung beibringen will. Denn können wir auch z. B. bezüglich der Lautqualität altfranzösischer Vokale aus den Assonanz- und Reimverhältnissen gewisse Aufschlüsse gewinnen, so gibt es doch schlechterdings keine Kriterien, die eine auch nur annähernd genaue Bestimmung des Redetempos, Satzaccents oder Satzrhythmus für diese Zeit gestatteten. Man wird nur sagen dürfen, dafs die Verstummung der Endkonsonanten ein Ausflufs jener im Französischen (und auch sonst im Romanischen) allgemein beobachteten Tendenz ist, im Worte ausschliefslich offene Silben zu schaffen, eine Tendenz, die, wie die Entwickelung der volkstümlichen, unreflektierten Sprache überhaupt, dem Gesetz der *vis minima* unterliegt und es erklärlich macht, wenn die Muta vor Konsonant schwindet (*fai-te = facta, me-tre = mittere*), silbenschliefsendes *n* oder *m* zum Nasalvokal wird (*chā-ter = cantare*), *s* vor Konsonant verstummt (*tê-te = testa*), *l* in gleicher Stellung zu *u* vokalisiert (*sau-ter = saltare*), silbenschliefsendes *r* immer undeutlicher artikuliert, und endlich auch der im Wortauslaut stehende Konsonant entweder durch Liaison (bei folgendem vokalischen Anlaut: *trop heureux = tro' peureux*) oder durch völliges Verstummen getilgt wird.

Auf S. 9 heifst es dann bezüglich des *e sourd* und seiner von Lubarsch (Verslehre S. 12) unterschiedenen vier Lautabstufungen: „Es ist klar, dafs da, wo die Verstummung am weitesten fortgeschritten ist, sie am ersten eingesetzt haben mnfs. Nach den von Lubarsch angegebenen Lantstufen wäre also zu schliefsen, dafs *e* nach Konsonanz zuerst verstummte nach Liqniden und scharfen Zischlauten, dann nach stimmhafter und zuletzt nach mehrfacher Konsonanz." Wie kann man auf den blofsen Lantwert jenes *e* in heutiger Sprache hin so ohne weiteres eine bestimmte Chronologie über das allmähliche Verstummen desselben aufstellen! Die Frage ist im einzelnen schwierig zu lösen und bedarf jedenfalls, wenn sich Bestimmtes darüber überhaupt feststellen läfst, ganz anderer Argumente und eingehendster Einzelforschnngen.

Der zweite besondere Teil des Buches beschäftigt sich mit den einzelnen „Konkordanzgesetzen" des Adjektivums, des Pronomens und des Verbums. Zunächst soll eine kurze Entwickelnngsgeschichte des Adjektivums die allgemeine historische Begründung liefern für die in der gegenwärtig gesprochenen Sprache geltenden Gesetze des Genus- und Nnmeruswechsels der Adjektiva (S. 17), die besonders auf Grund von Koschwitz, *Les Parlers Parisiens,* eingehend dargelegt werden. Mit Recht hat der Verf. sein Angenmerk immer auf die Entwickelnng der Aussprache gerichtet und sich bemüht, die für ihn in Betracht kommenden Hauptveränderungen derselben zeitlich festzustellen. Vermifst habe ich aber eine Angabe über die Entstehung der qualitativen und quantitativen Veränderungen des Tonvokals im Femininnm der Adjektiva auf *-ot, -otte* (*sot, sotte:* Maskulinum mit geschlossenem, Femininum mit offenem *o*), auf *-el, -elle* (Maskulinum *ĕl,* Femininum *ēl*) u. a. Und doch ist das von Wichtigkeit, da z. B. im letzteren Falle die Vokaldehnung für die Aussprache das einzige Merkmal der weiblichen Adjektivform ist. Aus den Reimverhältuissen geht hervor, dafs jene Dehnung im 14. Jahrhundert zum Abschlufs kam. Während nämlich *el* aus lat. *al* (*tel, telle,* altfr. *tele*) und *el* ans lat. *ell, ill* (*bel, belle,* altfr. *bele*) in älterer Zeit nicht reimen, da ersteres ein langes, letzteres ein kurzes *e* hatte, tritt gegen den Ausgang des 13. Jahrhunderts in zahlreichen Fällen auf Kosten der folgenden Konsonanz Verlängerung des *e* ein. Hatte man bisher *bĕll* gesagt, so sprach man jetzt *bēl, bēle,* weshalb denn auch Reime wie *chastel: tel, tele*: *bele; crueles* (aus vulgärlat: **crudalem*): *belles* im 14. Jahrhundert, z. B. bei Eustache Deschamp, sehr häufig sind. Und ähnlich ist es bei den Adjek-

tiven auf *-et, -ette*. Erst viel später ist das *e* im Maskulinum *bĕl*, weil es in Position stand, wieder verkürzt worden, während die Länge des Femininums sich bis heute erhalten hat, wenngleich man in Paris ja auch schon *bĕl* für das Femininum *belle* hört.

Nicht beistimmen kann ich ferner Feldpausch, wenn er S. 36 mit Koschwitz für die Nichtkonkordanz in *nu-pieds* und *nu-tête* ausschliefslich lautliche, durch die Aussprache bedingte Gründe annimmt. Wäre das der Fall, so wäre garnicht einzusehen, warum sich nicht auch bei anderen vorgestellten vokalisch auslautenden Adjektiven (z. B. *joli*) im Femininum Nichtkonkordanz ergeben hätte. Vielmehr bin ich überzeugt, dafs letztere sich bei vorgestelltem *nu* daraus erklärt, dafs man *nu* in dieser Stellung als ersten Teil eines zusammengesetzten Wortes fafste. Infolgedessen büfste es seine selbständige Bedeutung als wirkliches Adjektivum ein und damit auch seine Flexion, formell also genau entsprechend dem adjektivischen Teil in deutschem „Blauhart", „Langhand" u. a. Die Nichtkonkordanz von *demi* erkläre ich mir ebenso. Anders liegt die Sache bei *feu*. Die Schwierigkeit der Erklärung von *feu la reine* wird erhöht durch die Unsicherheit der Etymologie. Denn **fatutus* ist mehr als zweifelhaft, weil das Suffix *-utus* hier in einem Sinne verwendet wäre, den es sonst nie hat. Zwar weist Diez auf altfr. *letru*, neben *letré* hin, aber jenes *letru* steht nur in dem ganz unzuverlässigen Wörterbuch von Roquefort, in der altfr. Literatur selbst hat man es bis jetzt nicht gefunden. Aber auch die Herleitung von *fuit*, für die Scheler sich entscheidet, geht nicht ohne weiteres wegen des altfr. *feü*. Und so ist mit der Etymologie von *feu* auch seine Stellung und Flexionslosigkeit in *feu la reine* noch immer nicht erklärt.

S. 41 spricht der Verf. von dem Ersatz der weiblichen Form des Possessivums (*ma, ta, sa*) durch die männliche (*mon, ton, son*) und schliefst sich dabei der von Herzog, Zeitschr. für rom. Phil. XX, 87, gegebenen Erklärung an, dafs in der Position Adj. + vokalisch anlautendem Subst. die Aussprache des Adjektivs in beiden Geschlechtern gleichlautete, also sowohl *grand ami* als auch *grande amie* sprach man *grãtami(e)*, und so auch *bon ami* und *bonne amie* = *bõnami(e)*. In Anlehnung an solche Fälle also hätte man *mon ami* und *mon amie* gesagt. Will man diese Erklärung gelten lassen, so mufs doch noch hervorgehoben werden, dafs zu einer derartigen Analogiebildung das Bedürfnis den Hiat in irgend einer Weise zu tilgen den ersten, positiven Anstofs gab, vergleiche altfr. *m'amie*.

Beim Interrogativum, S. 47, hätte wohl auf die substantivische Form näher eingegangen werden können; besonders das sächliche *qui* (z. B. *Qui vous amène?*) verdiente eine Besprechung.

Dankenswert sind beim Indefinitum auf S. 50 die Ausführungen über die Bedeutungsentwickelung von lat. *totus* zu franz. *tout* im Sinne von *totus* und *omnes*, bez. *omnis*. Auch die weitere Geschichte von *tout*, dessen Konkordanz oder Nichtkonkordanz durch künstliche und zum Teil willkürliche Vorschriften der Grammatiker bestimmt wurde, hebt alles Wesentliche klar und umsichtig hervor.

In dem Kapitel über das Verbum bespricht der Verf. nach einer genauen Übersicht über den heutigen Lautstand desselben die Übereinstimmungsgesetze von Subjekt und Prädikat, besonders die Fälle, wo letzteres vorangeht (neufr. *il se trouve des gens;* altfr. *Ne l'en demoura que sept cens*), und wo das Subjekt ein Kollektivum ist oder mehrere Subjekte vorhanden sind. Dann folgt noch ein besonderer Abschnitt über die Partizipia und zum Schlufs eine kurze Zusammenstellung der behandelten phonetischen Konkordanzgesetze überhaupt.

Wäre auch bei den letzten beiden Kapiteln hie und da noch etwas zu bemerken gewesen, und hätte ich vor allem gewünscht, dafs der Verf. neben der blofsen Konstatierung der einzelnen historischen Tatsachen noch mehr Gewicht auf die Erklärung derselben gelegt hätte, so kann ich doch im ganzen mit meiner Anerkennung nicht zurückhalten. Es ist eine fleifsige Arbeit, die sowohl in der Heranziehung und Benutzung der Quellen und einschlägigen Literatur als auch in der wissenschaftlichen Behandlung der gewählten Aufgabe meist ein besonnenes Urteil verrät. Das Thema selbst verdient seines historisch-phonetischen Charakters wegen Beachtung und Nachahmung. — An Druckfehlern ist mir nur einer, auf S. 43 Z. 20 von oben, aufgefallen.

Greifswald. **Franz Meder.**

---

173) **Léon Clédat, L'Arrêté ministériel du 26 février 1901 sur la Simplification de la Syntaxe** (texte et commentaire). Paris, H. L. Soudier, 1901. 36 S. 8.

Wie wenig mit dem Februarerlafs die Reform der französischen Syntax und Orthographie abgeschlossen ist, zeigt vorliegende Veröffentlichung des bekannten Philologen. Namentlich kann die öfters empfohlene Duldung mehrerer Ausdrucksweisen den Ausländer irre führen. So dürfte man z. B.

auf Grund der Regel über Wiederholung des Artikels auch sagen: „*Il apprenait la langue anglaise et chinoise*", was entschieden unrichtig wäre.

Eine Reihe ähnlicher Ungenauigkeiten werden von dem Verf. näher beleuchtet; namentlich gibt er eine leicht faſsliche Regel, was an Stelle des Bindestriches (den der Erlaſs beseitigen will) zu treten hat: Solche Substantiva, deren erster Bestandteil ein Verb oder Adverb oder Präposition (oder unverändertes feminines Adjektiv) ist, werden als ein Wort geschrieben; dagegen werden diejenigen, die aus zwei Substantiven oder zwei Adjektiven oder Adjektiv und Substantiv zusammengesetzt sind, getrennt geschrieben — soweit nicht bisher schon Schreibung als ein Wort angeordnet ist.

Wenn jedoch Verf. bei nachgestelltem pronomischem Subjekt zwar *donnes tu, donnat il,* aber *parlet-il* statt *parlet il* schreiben will, so scheint er zu vergessen, daſs auch die Schreibung *parlent* doppeldeutig ist.

Es wäre zu wünschen, daſs der Erlaſs entsprechend den Anregungen Clédats konsequent ausgestaltet würde.

Baden-Baden. **E. Werner.**

---

174) **J. Cron, Die neuen Vereinfachungen der Syntax** nach den amtlichen Vorschriften vom 28. Februar 1901. Straſsburg i. E., Kommissionsverlag von B. Herder, 1901. 20 S. kl. 8. brosch. ℳ —.20.

Das Werkchen, das sich als „Anhang zur französischen Grammatik" bezeichnet, bietet sowohl einen Abdruck als auch eine deutsche Übersetzung des Februarerlasses; einzelne Unklarheiten sind kurz erläutert.

Baden-Baden. **E. Werner.**

---

175) **On the Development of American Literature from 1815 to 1833.** With especial reference to periodicals by **William B. Cairns,** Ph. D. Instructor in Rhetoric in the University of Wisconsin. Madison, Wis. Published by the University. 1898. 35 c. IV u. 87.

Vorliegende Studie bildet eine Nummer der von der Universität des Staates Wisconsin herausgegebenen 'Bulletins' über amerikanische Geschichte, Literatur u. s. w. Cairns tritt der wohl allgemein angenommenen Meinung bei, daſs erst nach dem Friedensschlusse von 1815 eine eigentümlich gefärbte amerikanische Anschauungsweise hervortritt, so daſs hierhin der Anfang ihrer Literatur verlegt werden muſs. Um dies zu beweisen,

'the writings of individual men have been but briefly touched', denn in den 'magazines, rather than in published volumes, is to be found the most valuable material for the literary history of the time'. Und die reichen Schätze an 'magazines', welche die Bibliothek der 'State Historical Society of Wisconsin' birgt, hat C. gesichtet und inhaltlich durchforscht. Der Wert der 'magazines' für die Bildung amerikanischer Anschauungen war allerdings schon längst erkannt, und in dieser Beziehung hat die Studie kaum neue Resultate ergeben, aber interessant ist der Einblick in die Zeit, in die Tagesströmungen und Kulturverhältnisse, welchen C. eröffnet. 1815 hatte sich Amerika von europäischer Politik unabhängig gemacht; das Bewufstsein einer stolzen Mission erfüllte zum ersten Male das ganze Volk und erhielt in der Monroe Doctrine (1823) einen bezeichnenden Ausdruck. Zugleich fand im Innern ein gewaltiger Aufschwung des Landes östlich vom Mississippi und damit auch New Yorks statt, seitdem die Zeit des früheren giftigen Parteihaders in die 'Era of good feeling' übergegangen war. Die engherzigen puritanischen Ansichten weiteten sich, aber auf dem Gebiete der Literatur blieb das Land noch völlig unselbständig. Byron, Scott, Wordsworth übten den tiefsten Einflufs auf weite Kreise. Indes 'a truly great nation must have a great literature', und hierauf richtete sich nun das allgemeine Sehnen der Geister. Gewifs waren ihrer Entstehung alle vorher genannten Wandlungen förderlich, aber nichts mehr als das literarische Selbstbewufstsein, wie es in den überaus zahlreichen 'magazines' oft naiven Ausdruck fand. Der gewaltige Einflufs derselben wurde von einer Anzahl von Zentren ausgeübt, unter denen von nun an New York Boston den Rang streitig machte. Das Ende dieser Periode der 'national idea' ist auf 1833 verlegt, weil die Literatur nun andere Fragen zu erörtern beginnt. Cairns ist durchaus nüchtern in seinem Urteil und klar in der Darstellung. Die Vorliebe für die südlichen Literaturen, besonders für das Spanische, ist durchaus überzeugend erklärt und ebenso die gänzliche Unbekanntschaft mit deutscher Literatur. Auch die einheimischen Erzeugnisse der untersuchten Periode sind mit dem vorurteilslosen Blick des objektiven Forschers beurteilt.

Bremen. **Wilkens.**

---

176) **Heinrich Drees, Das Waltharilied.** Von **Ekkehard von St. Gallen.** Übersetzt und herausgegeben von H. D. Leipzig, Reclam, o. J. 75 S. 8.

Die kurze vorausgeschickte Einleitung bringt das Wissenswerteste über die lateinische Hof- und Klosterdichtung des 10. und 11. Jahrhunderts, zu der auch die ältesten Bearbeitungen der Tiersage „Echasis captivi" und „Reinardus" und der älteste deutsche Ritterroman „Ruotlieb", sowie das dichterisch am höchsten stehende Waltharilied gehört. So fremdartig uns auch zunächst diese Dichtungen in ihrem sprachlichen Gewand anmuten, so sind sie doch nach Stoff und Gehalt echt deutsch. Das Waltharilied übt noch heute in der merkwürdigen Mischung von antiker Form und deutschem Sageninhalt — lateinische Hexameter mit Virgil entlehnten Phrasen erzählen die wilden Kämpfe der Hunnen mit den Franken und Burgundern und die zarte Liebe Walthers und Hildegundes — einen eigenartigen Reiz aus. Scheffels Ekkehard hat das Lied wieder allen Deutschen nahe gelegt. Da jedoch die von Scheffel gegebene Entstehungsgeschichte freie Erfindung ist und in nichtliterarisch gebildeten Kreisen zu Mifsverständnissen führen kann, so war es angebracht, das kurz zusammenzustellen, was wir über den Verfasser, sein Werk und die Überarbeitungen desselben aus den geschichtlichen Quellen wissen. Das Waltharilied ist, sagt Drees zusammenfassend, ein Schulexercitium Ekkehards I., in der Arbeitszelle des jugendlichen Klosterscholaren verfafst, und sicher in heller Begeisterung für den heldenhaften Stoff, nicht in sklavischem Anschlufs an eine lateinische Prosavorlage, auch nicht als ängstlich steife Übersetzung eines deutschen Heldenliedes, sondern als geniale freie Gestaltung der alten Sage durch einen echten Dichter geschaffen worden. Ein solches Lied forderte die Künste der Übersetzer heraus. Es ist denn auch schon aufser von Scheffel (1855) von San Marte, Geyder, Simrock, Linnig und Althof ins Deutsche übertragen worden. Einige derselben, so noch Althof, haben die Hexameter beibehalten, die meisten haben sie, so auch Drees, nach Scheffels Vorgang durch das Nibelungenversmafs ersetzt. Was Drees von Scheffel unterscheidet, ist, dafs er so wortgetreu wie möglich übersetzt. Damit verzichtet er zwar auf höhere poetische Wirkung, aber der Leser fühlt sich bei ihm stets auf dem sicheren Boden des Originals, weit mehr als dies bei einer freien Übertragung der Fall ist. Von diesem Gesichtspunkt aus läfst sich urteilen, dafs Drees seine Aufgabe mit vielem Geschick gelöst und eine

leicht lesbare Übersetzung geschaffen hat. Die Anwendung der Nibelungenstrophe bringt es mit sich, dafs viele aus der mittelhochdeutschen Dichtung bekannte Wendungen und Reime gebraucht werden und dadurch dem Ganzen eine anheimelnde, altdeutsche Färbung gegeben wird. **T.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 9. August. Nr. 16, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

177) **Homers Odyssee.** Erklärt von **J. U. Faesi.** 1. Band, Gesang I—VI. 9. Auflage. Neu bearbeitet von Adolf Kaegi. Berlin, Weidmann, 1901. XXX u. 188 S. 8.

Bei der wichtigen Stellung, welche die Lektüre des Homer auf unseren Gymnasien einnimmt, verdient das Erscheinen einer seiner Dichtungen in einer neuen Bearbeitung für die Schule sicherlich Beachtung. Namentlich wenn es sich trifft, dafs der Bearbeiter neben seiner Vertrautheit mit den Bedürfnissen des praktischen Unterrichts ein Mann von Geist ist. Und so zieht die von Kaegi im letzten Jahre begonnene Herausgabe der 9. Auflage der Odyssee in der Weidmannschen Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, von der bis jetzt die ersten sechs Gesänge vorliegen, ganz besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Kaegi hat sich bei der von ihm übernommenen Aufgabe veranlafst ge-

sehen, die vorhergehende, von Hinrichs besorgte Auflage, trotz ihres wissenschaftlichen Wertes, in mancher Beziehung anders zu gestalten, um mit Verzichtleistung auf das dort in den Vordergrund tretende Wissenschaftliche dafür das Schulmäßsige zur Geltung zu bringen, was bei den jetzigen Verhältnissen im griechischen Unterricht mehr denn je dringend geboten sei. Diesem leitenden Gedanken, dem man nur beistimmen kann, hat er mit voller Sachkenntnis und grofsem Geschick in der Bearbeitung des Einzelnen Rechnung zu tragen verstanden.

Die wichtigste Änderung, die er einführen wollte, die Ausgestaltung des Kommentars zu einem wesentlich grammatischen, dabei die Erklärung der Homerischen Formen in dem Mafse, wie sie der Anfänger braucht, um bald zum Verständnis des Textes und auch allmählich zum Vertrautwerden mit den neuen sprachlichen Gebilden zu gelangen, hat er überall sorgfältig im Auge behalten. Es ist in der Tat — die richtige Vorbereitung von seiten des Schülers vorausgesetzt, die man doch verlangen kann — dadurch gesorgt, dafs weder vorher eine systematische Einübung der epischen Formenlehre erforderlich ist, noch nachher die Lektüre über Gebühr durch grammatische Erörterungen aufgehalten zu werden braucht. Das Sprachliche hingegen, das über den Kreis der Schule hinausgeht, vor allem wo es im Etymologischen bei Hinrichs einen zu breiten Raum einnimmt, ist entweder ganz übergangen oder auf sein richtiges Mafs zurückgeführt. Wo Unsicheres zur Sprache kommt, wird es mit pädagogischem Takte nur kurz berührt, aufserdem aber noch als unsicher hingestellt. Man sehe sich z. B. das für die Anfangsstufe geradezu schreckliche Ungetüm von etymologischer Anmerkung zum Worte *τηλύγετος* (IV, 11) in der achten Auflage an und dessen Behandlung in der neunten. Ebenso ist auf Grund des richtigen Hinweises im Vorworte, dafs textkritische Bemerkungen, exegetische Erörterungen und „Aufzählungen gleich oder ähnlich lautender Verse oder Halbverse“ nur die wenigsten Schüler interessieren und fördern können, alles Ungehörige dieser Art fallen gelassen worden. In der Sacherklärung und Berücksichtigung des Gedankenzusammenhanges zeigt sich bei der Umarbeitung nicht minder eine mit rechtem Verständnis bessernde Hand. Denn bringt Hinrichs manche weitläufige oder zu fein gesponnene Darlegung und kommt so vom Schulstandpunkte ab, so weifs Kaegi wieder zielbewufst in denselben einzulenken, indem er entweder unwesentliche Stücke ganz wegläfst oder das Wesentliche selbst noch vereinfacht, ohne dafs der Kernpunkt darunter leidet. Auch die Heran-

ziehung des Metrischen, eine weitere Neuerung neben der oben betrachteten im Grammatischen, entspricht dem Bedürfnisse der Schule. Sie ist mit der immer wiederkehrenden, dabei elementar gehaltenen Vorführung der Synizesen, der Quantitätsänderungen vor λμνρ und vor dem alten Digamma wohl geeignet, dem Anfänger die Auffälligkeiten im Homerischen Versbau zu erklären. Endlich darf die hinzugekommene Gliederung des Textes in größere und zusammenfassende Abschnitte, wie sie Hinrichs noch nicht kennt, nicht übersehen werden. Passende Überschriften sind ihnen beigegeben. Übrigens hat auch die Einleitung im ersten Teile eine Umarbeitung erfahren, in der ebenfalls der Grundsatz befolgt wird, nur das tatsächlich für die Schule Erforderliche zu bieten, also hier nur das zur Einführung in die Lektüre wirklich Gehörige. Und daher ist mit Recht die Betrachtung der Homerischen Frage als zu verfrüht für eine allgemeine Orientierung über die Entstehung und Verbreitung der Gedichte Homers beiseite gelassen worden.

Somit kann man, das Ganze überschauend, von der neuen Auflage sagen, daſs sie gar mannigfache Vorzüge besitzt, die sie zum Gebrauche in der Schule und für die Schule bestens empfehlen.

Was nun — auch darüber noch ein Wort — Kaegis Verhältnis zu neueren Erklärungen der Odyssee betrifft, die ebenfalls den Schulzweck im Auge hatten, so weiſs er sich in seinen Bestrebungen mit Hentze, Naumann und P. Cauer einig (s. Vorwort S. VI). Es wäre nur erwünscht gewesen, er hätte sich über jenes Verhältnis, namentlich über das zu Naumann, dem er offenbar in der Art der Vorführung und Anordnung des grammatischen wie des metrischen Stoffes, besonders in den ersten zwei Büchern, so manches verdankt, genauer geäuſsert.

Zum Schluſs ein paar Kleinigkeiten: 1. δακρυόφιν V, 152 ist wohl als Genetiv und nicht als Dativ zu fassen; 2. Druckfehler: II, 53 (Anm.) Rückverweisung auf α 271 statt 277 und II, 383 (Anm.) Rückverweisung auf β 334 statt 343 (beide Rückverweisungen schon bei Naumann, aber dort richtig); V, 361 (Anm.) ἀραρίσκῃ statt ἀραρίσκω und V, 410 (Anm.) vorallgem. statt verallgem.

Buchsweiler i. E. **J. Tuchhändler.**

178) **J. van Leeuwen J. F., Aristophanis Acharnenses.** Cum Prolegomenis et Commentariis ed. Lugduni Batavorum. Apud A. W. Sijthoff, 1901. XVIII u. 188 S. 8. 3 fl. 60.

Die vorliegende Ausgabe beruht nach einer Anmerkung des Verf. im wesentlichen auf seiner holländischen Ausgabe vom Jahre 1885 unter Verwertung des reichhaltigen Materials, das Blaydes in seiner grofsen Hallenser Ausgabe vom Jahre 1887 gesammelt hat. Der Text berücksichtigt sorgfältig die Vorschläge der früheren Gelehrten, vielleicht hätte manchmal die handschriftliche Überlieferung gehalten werden können. Von den eigenen Konjekturen des Verf., in deren Aufnahme er ziemlich zurückhaltend ist, erwähne ich besonders die gelungene, sinngemäfse Verbesserung von V. 542 *χῆν' ἢ* statt *φήνας* (*ΧΗΝΑΗ* statt *ΦΗΝΑΣ*). Den Erklärungen des Kommentars wird man im allgemeinen beistimmen können; nur mit ein paar Worten möchte ich auf die etwas lakonische, aber richtige Erklärung der schwierigen Stelle V. 409 eingehen (wo übrigens V. 408 vielleicht nicht hätte getilgt zu werden brauchen).

Dikaiopolis will sich von Euripides eine möglichst jämmerliche Verkleidung aus dem Hausrat seiner tragischen Helden leihen; Euripides aber, der gerade im Innern seines Hauses in der Höhe[1]) eine neue Tragödie dichtet, will nicht herunterkommen, sondern sich höchstens herausrollen oder -drehen lassen. Dies geschieht nach V. 409: *ἀλλ' ἐκκυκλήσομαι· καταβαίνειν δ' οὐ σχολή*, und der Verf. erklärt: aperta aedium parte superiore in tablinum provolvitur E. in lectulo lucubratorio iacens sordido vestitu et libris variaque supellectile tragica circumdatus. Zu V. 399 wird bemerkt, dafs dies mittels einer Maschine geschah. Der Vorgang ist demnach folgender. Aus der Thür des etwas zurückliegenden Obergeschosses wird E., auf einer Kline liegend und umgeben von dem nötigen tragischen Hausgerät, herausgerollt, so dafs er auf dem Dache der Skene oder des vorspringenden Proskenions erscheint, also an der Stelle, wo sonst nur die Götter sichtbar werden. Allerdings gebe ich zu, dafs man dann annehmen mufs, E. habe dem D. die gewünschten Gegenstände zugeworfen. Aber gerade in der Komödie konnte dies höchstens zur Steigerung der Heiterkeit beitragen.

1) *ἀναβάδην* 399; die Erklärung des Scholiasten *ἄνω τοὺς πόδας ἔχων* halte ich mit dem Verf. hier für unzutreffend; auch Reisch (Dörpfeld und Reisch, Das griech. Theater, S. 239) vermag bei dieser Erklärung, die er selbst annimmt, den Gegensatz, der in den Worten *ἐξὸν καταβάδην* (411) liegt, nicht zu erklären.

Gravierender könnte ein anderes Bedenken erscheinen. Die Ausdrücke 408 ἐκκυκλήθητι und 409 ἐκκυκλήσομαι zeigen, dafs die in Frage stehende Maschine, wie auch der Verf. in der Anmerkung zu 399 berührt, das Ekkyklema war, d. h. die Rollbühne, die allerdings Reisch a. a. O. überhaupt verwirft, die ich aber doch auf Grund der diesbezüglichen Zeugnisse aus dem Altertum nicht aufgeben möchte. Gerade an dieser Stelle dient die Einführung des Ekkyklema offenbar dazu, den E. zu verspotten, der diese Maschine in seinen Stücken oft anwandte; ganz ähnlich wird im „Frieden" und in den „Wolken" die μηχανή, d. h. die Schwebemaschine, verspottet. Jedenfalls aber wird das Ekkyklema sonst zu ebener Erde gebraucht, nicht im Obergeschofs. Aber es wäre sicher noch umständlicher, hier etwa ein Ekkyklema zu ebener Erde mit einer Art Gerüst darauf anzunehmen, auf dem Euripides säfse. — Den Ausdruck *tablinum* in der Erklärung zu 404 halte ich nicht für glücklich.

Sehr hübsch zu lesen sind die Prolegomena des Verf., namentlich die ersten drei Abschnitte, S. I—XII. Nur dem Urteil über die sittliche Qualität des Dichters kann ich nicht beistimmen, wenn der Verf. in etwas überschwenglicher Begeisterung rühmt des Dichters anima candida patriaeque amantissima, cuius splendore etiam abiectissima ludibria perfusa nitent (VII). A., der geniale Spötter, liebte trotz aller Verunglimpfungen, die er ihm zu teil werden liefs, sein Vaterland wie jeder Athener, aber ein sittlich reiner Charakter im höchsten Sinne des Worts, eine anima candida, zu sein, daran hinderte ihn seine Frivolität, daran hinderte ihn auch zu der Zeit, in der unser Stück entstand, die Gesellschaft jener modernen jeunesse dorée, zu der er selbst gehörte. Er hält allerdings seinen Mitbürgern einen Spiegel ihrer Unsittlichkeit vor; aber das Behagen, mit dem es geschieht, zeigt, dafs auch er ein Kind der so arg verlästerten Zeit ist. Auch seine Opposition gegen die Politik der demokratischen Partei ist wohl weniger in seiner tiefen Überzeugung als in dem Wesen der alten Komödie begründet. Denn ich halte die geistreiche Bemerkung des jüngst verstorbenen Kaibel (im Artikel „Aristophanes" bei Pauly-Wissowa) für durchaus zutreffend, dafs in einem demokratisch regierten Staate die politische Satire den Dichter von selbst zur aristokratischen, oligarchischen Partei hindrängt.

Görlitz. **Georg Schwandke.**

---

179) **Q. Horatius Flaccus. Oden und Epoden.** Erklärt von **Lucian Müller.** Petersburg und Leipzig, Ricker, 1900. I. Teil: Text und Einleitungen. 319 S. — II. Teil: Kommentar. 479 S. 8. Zusammen ℳ 16. —.

Es ist aufserordentlich schwer, eine Anzeige oder gar Kritik dieses so umfangreichen — war ein solcher Umfang nötig? — Buches zu schreiben. Dafs Lucian Müller in den sechziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts zu den gröfsten Kennern der römischen Dichtung gehörte, und was er im speziellen für die Metrik geleistet, ist auch der jungen Generation übermittelt. Es ist daher keine Frage, dafs der vor der Drucklegung verstorbene Gelehrte, der im Jahre 1870 sich eine neue Heimat suchen mufste — ich persönlich war Zeuge seines Abschiedsschmerzes —, namentlich durch seinen Kommentar, in dem Grofses und Kleines nebeneinander steht, das Trivialste und manches Feinsinnige, etwas für den Horazforscher in Zukunft Unentbehrliches geschaffen hat. Wer aber L. Müller, sei es persönlich, sei es aus seinen Schriften kennen gelernt hat, wer auch auf sein nicht so ganz erwünschtes Schicksal blickt, das ihm, freilich durch die Eigenart seines Wesens, zu teil wurde, der wird von vornherein nicht erwarten, dafs diese Ausgabe nach irgend einer Seite hin etwas Abschliefsendes oder auch nur einen bedeutenden Fortschritt der Horazforschung bringt. Der Verf. ist sich seiner eigenen Verdienste zu sehr bewufst, er kennt nur Wenige, vor denen er sich neigt, und mag er auch, was ich nicht leugnen will, Notiz genommen haben von der sehr breit dahinströmenden Literatur des Horaz, wie wir sie in den drei letzten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts erlebten, so ist er doch kaum mehr willens oder imstande gewesen, sie vorurteilslos zu prüfen oder sich zu einem bedeutenderen Zugeständnis zu bequemen. Von der ästhetischen Betrachtung der Lieder des römischen Dichters zumal hat er wohl erst recht nichts wissen mögen und sich auf sein eigenes subjektives Fühlen ganz verlassen. Urteile wie „reizend, hübsch", wenn es sich um Horaz handelt, „abgeschmackt", „ärmlich" u. a., wenn es sich um Ansichten neuerer Gelehrten dreht, sind leider sehr häufig und entbehren doch des Beweisenden zu sehr; und wie viel mag erst die Freundeshand, die die in vielen Beziehungen undankbare Aufgabe hatte, die Drucklegung zu besorgen, an markigeren Ausdrücken gestrichen haben; denn die Philologie liebte um di e Mitte des 19. Jahrhunderts noch das grobe Kaliber. —

Es widerstrebt mir eigentlich, Einzelheiten anzuführen; ich will aber einiges anführen, was mir beim Durchlesen nicht überall bekannt oder anfechtbar erschien: I, 14 soll das einzige ganz allegorische Gedicht sein. Bei Erwähnung der Polymetrie am Anfang des ersten Buches lesen wir, dafs H. die gebräuchlichsten Metra neben den vereinzelt angewandten durch die Proportion 6:3 kennzeichnen wollte. S. 130: „Sonst kann sich nur noch Augustus dreier Gedichte rühmen (IV, 5, 14, 15), gleichsam um die Versäumnis früherer Jahre zu entschuldigen." Zu I, 1 spricht er von „Dissonanzen, die den Wert des sonst so schönen Gedichtes herabdrücken." „Dieselben konnten vermieden werden, wenn es die Eigentümlichkeit des altrömischen Geistes dem Dichter verstattet hätte, den Gedanken, dafs er zu seinen musischen Neigungen ebenso berechtigt sei, wie jeder ernste Mann zu anderweitigen, einfach objektiv ohne Verhüllung hinzustellen." S. 134: „Noch schlimmer verfuhren die, welche I, 1 und 2 und 35 und 36 absonderten und gleichsam als eine besondere Strophe auffafsten. Dafs dergleichen nicht einmal bei einem modernen Dichterling, geschweige denn bei Horaz, möglich ist, leuchtet ein." — Über I, 3 erfahren wir, „dafs es aus dem Jahre 30 oder 29 stammt und nicht an Vergil gerichtet ist, wohl aber von Vergil handelt". — „Der Schlufs von I, 7 ist augenscheinlich dem der 13. Epode nachgebildet. Um so weniger ist zu verstehen, wie manche Gelehrte sich mit der Frage gepeinigt haben, welche Ähnlichkeit zwischen Teuker und Plankus bestehe." — Der Name Leuconoe wird erklärt: „sie hat einen Sinn, der sich die Zukunft hell macht." — Zu I, 12 lesen wir S. 149: Wie Horaz den Gesetzen der Urbanität entsprechend einen Dialog in den Oden disponieren zu müssen glaubt, zeigt das einzige Beispiel u. s. w. — Zu IV, 8 und 9: Censorinus und Lollius gehörten zu denen, die, wie Mäcenas, Horaz zur Wiederaufnahme der lyrischen Dichtung anspornten. — S. 291 bei Besprechung des carmen saeculare: „Das einzige Neue ist die Tatsache, dafs unsere Ode nicht blofs auf dem Palatium, sondern nachher von demselben Chor auf dem Kapitol vorgetragen ist. Man hat daran tiefsinnige Untersuchungen geknüpft, was jener während des Umzuges vom Palatin zum Kapitol vorgenommen habe ... Hier genügt die Annahme, dafs Knaben wie Jungfrauen die Zeit der festlich langsamenProzession dazu benutzten, körperlich und geistig sich zu erholen, vornehmlich aber ihre Lungen aufzufrischen. — I, 3 wird *tristis* mit „dräuend" übersetzt und *semoti* für unrichtig (besser *inmoti*) erklärt. — Genug! Wer im Horaz arbeitet, um für die Öffent-

lichkeit zu wirken, kann diese zusammenfassende Leistung L. Müllers nicht entbehren. Sie wird ihn aber oft zu anderen, der Objektivität näher kommenden Urteilen führen.

Hirschberg (Schlesien). **Emil Rosenberg.**

180) **Otto Richter, Topographie der Stadt Rom.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, nebst 32 Abbildungen, 18 Tafeln und 2 Plänen von Rom. München, C. H. Beck, 1901. X u. 411 S. 8. ℳ 15.—.

Die zweite Auflage dieser Topographie liefert auf jeder Seite den Beweis, dafs der Verf. nachgeprüft, ergänzt und verbessert hat. Der Umfang hat sich verdoppelt, zahlreiche Abbildungen dienen dem Verständnis. Am wenigsten sind Kap. I und II umgestaltet: Einleitung, Lage und Formation. Hinzugefügt sind der Einleitung in Anhängen S. 371—395 als Quellen der römischen Topographie die konstantinische Regionsbeschreibung, Varros Bericht über die sieben Hügel Roms und die Argeerurkunde, die Beschreibung der Honorianischen Mauer aus dem Einsiedler Itinerar, sowie ein Stück aus der Parabase des Plautinischen Curculio. Aus den weiteren Kapiteln sollen nur besonders wichtige Änderungen oder strittig gebliebene Punkte erwähnt werden.

Richter hält S. 33 die Identifizierung des Taciteischen Sacellum Larum (Ann. XII c. 24) mit der Ara Larum praestitum aufrecht, nimmt im Gegensatz zu dem in seiner Schrift „Die älteste Wohnstätte des römischen Volks, Berlin 1891" gemachten Versuch, das Pomerium der palatinischen Stadt quadratisch zu gestalten, nunmehr eine Trapezform desselben an und acceptiert S. 36 Wissowas Ansetzung der Subura (Sucusa) als eine der Höhen des Caelius, während er S. 44 mit Hülsen an Stelle der Porta Ratumena die Porta Fontinalis setzt. — In der Zerstörungsgeschichte scheint die Bemerkung über Konstans II., der die vergoldeten Dachziegel des Kapitols fortgenommen haben soll, überholt durch Hülsen, welcher in seinen Bildern aus der Geschichte des Kapitols S. 31 Anm. 7 sagt, dafs die einzige Quelle, der liber pontificalis, nichts davon wisse. — Hinsichtlich des Forums, über das im Anschlufs an die stattgehabten Ausgrabungen von S. 355—370 wichtige Nachträge gegeben werden, verdient Zustimmung, dafs die bei den Rostra zum Vorschein gekommene Portikus vielleicht die Substruktion zum Clivus, aber keinesfalls die der Rednerbühne gebildet habe. — Zur Aedes Divi Iulii gibt Richter S. 360 zu, dafs die halbrunde Nische in der Front der Rostra

Iulia einen Altar enthalten hat; er läfst die frühere Ansicht fallen, dafs dort bei den Landationes der Leichnam aufgebahrt worden sei; desgleichen läfst er den Bogen fallen, der nördlich vom Templum Divi Iulii znm Andenken an die Schlacht bei Actium errichtet sein sollte; Abbildung 7 wird infolgedessen teilweise hinfällig. Auch Tafel 9 ist durch die Bemerkungen auf S. 365 überholt, soweit es sich um die Ansetzung des Comitiums handelt; es erstreckte sich in ältester Zeit erheblich weiter nach Süden, als auf Tafel 9 angenommen worden ist. — In der Deutung der Denkmalsgruppe, die sich bei der Abtragung der durch den Severusbogen führenden Strafse gefunden hat, verfährt Richter äufserst vorsichtig; die archaische Inschrift des Cippus spottet nach seiner Meinung aller Versuche der Erklärung. Ihm scheint, dafs an der Stelle des Monuments die älteste Rednerbühne zu suchen sei, in deren Nähe sich das Grab des Romulus befunden haben soll; zwei aufgefundene Postamente würden geeignet gewesen sein, schreitende oder ruhende Löwen zu tragen, die als Schmuck des Denkmals gegolten haben. Die Zeit der Niederlegung wagt er nicht bestimmt anzugeben; gegen die Ansetzung der Gallischen Katastrophe als Grund spricht seiner Ansicht nach die systematische Niederlegung; das schwarze Marmorpflaster, das als Nachahmung des von Festus als Grab des Romulus bezeichneten niger lapis angesehen werden darf, ist nach Richter wohl in einer Zeit gelegt worden, welche die Tradition der ältesten Geschichte wieder aufleben liefs. Er ist mit Hülsen geneigt Marxentius, den grofsen Verehrer der Gründungszeit Roms, als Urheber anzunehmen; auch die Regelung der Sacra Via und damit die des ganzen Terrains nach einheitlichem Plan setzt er in die Zeit des Maxentius, S. 369. — Zu S. 125 sei die Bemerkung gestattet, dafs die korinthischen Säulen des Olympieion, welche Sulla bei seinem Aufenthalt in Athen nach Rom schleppen liefs, deshalb nicht gut für den Wiederaufbau des Jupitertempels bestimmt gewesen sein können, weil dieser damals noch stand. — Eine angenfällige Bereicherung hat in der neuen Auflage die Topographie des Palatin erfahren. An der Westseite werden die ältesten, ursprünglichen Bauten von den späteren klar geschieden, die Lage des clivus Victoriae wird genau bestimmt und im Anschlufs daran der Tempel der Victoria da gesucht, wo gemeinhin der der Magna Mater angenommen wird, so besonders von Hülsen; den Tempel der Magna Mater aber glaubt Richter in den unweit davon liegenden Ruinen zu erkennen, die bis jetzt dem Jupiter Victor zugeschrieben wurden. Die beigebrachten Gründe

empfehlen diese Annahme. Nicht so einfach erledigt sich die Ansetzung des Apollotempels unter Villa Mills, während Hülsen ihn weiter nach Norden rückt, dahin, wo heute S. Sebast iano liegt. Die Frage wird erst durch Ausgrabungen ihre Erledigung finden. — Daſs die Ansetzung des Templum Jovis Statoris westlich vom Titusbogen S. 139 durch die neuesten Untersuchungen bis jetzt nicht bestätigt ist, gibt Richter S. 370 zu. — Wie das Zentrum Roms in Kap. V, so sind die Stadtteile am Tiber in Kap. VI eingehender besprochen wie in der ersten Auflage und bieten eine Fülle des Interessanten. Die Märkte Velabrum und Forum boarium werden nach ihren Grenzen bestimmt und den für die Topographie des Forum boarium wichtigen Herkules-Heiligtümern wird der rechte Platz angewiesen. — Bei der Ansetzung der Häfen und der Navalia wird man entgegen dem von Hülsen zwischen Forum boarium und Porta trigemina angenommenen Navale inferius mit Richter der Ansicht sein, daſs die Staatsdocks und Arsenale nur beim Marsfeld, in der Nähe des heutigen Palazzo Farnese, zu suchen sind.

Auf dem Aventin ist von Interesse die Bestimmung des Tempels der Luna und die zu ihm in Beziehung stehende Schilderung vom Untergange des C. Gracchus. — Für das Marsfeld sind neu die Bemerkungen über den ältesten Zustand: die Ara Martis, das Tarentum, die Wasserläufe. Eine eingehende Erörterung finden die Bauten Agrippas, besonders das Pantheon nach seiner Geschichte und Architektur; für diese sind die Ausgrabungen der Jahre 1892—1893 verwendet worden; über das Verhältnis der Bauten Hadrians zu denen Agrippas werden genaue Aufschlüsse gegeben. In Kap. VII wird der Osten Roms, in Kap. VIII werden die Gräber besprochen. — Druckfehler sind nur begegnet S. 47, letzte Zeile der Anmerkung; S. 105, Z. 19 und S. 244 Anm. Z. 3 v. u. Im übrigen ist die Ausstattung, was Druck und übersichtliche Gruppierung, sowie die beigefügten Bilder und Tafeln betrifft, vorzüglich zu nennen.

Das Richtersche Buch ist für die Kenntnis und das Studium der Topographie Roms unschätzbar. Der Verf. arbeitet so sorgfältig und gründlich, daſs wir seinen Angaben gegenüber immer das Gefühl der Sicherheit haben; er würde nie der Überlieferung Zwang antun, um eine Bestätigung der eigenen Ansicht zu erhalten, nie Behauptungen aufstellen, wo nur von Vermutungen die Rede sein kann. Die mit klarem Blick und glänzender Kombinationsgabe verbundene Sachkenntnis des Verf. hat der Wissenschaft mit diesem neuesten Werke einen hervorragenden Dienst geleistet.

Halberstadt. **H. Rüter.**

181) **Otto Kohl, Griechisches Lese- und Übungsbuch** vor und neben Xenophons Anabasis. 1. Teil. Bis zu den liquiden Verben. 5. Auflage. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1901. 115 S. 8.

Dafs kaum drei Jahre nach dem Erscheinen der 4. Auflage diese neue erforderlich war, ist ein genügender Beweis für die praktische Brauchbarkeit dieses an vielen deutschen Lehranstalten eingeführten Buches, und es bedarf daher einer ausführlichen Besprechung nicht mehr. Die Abweichungen von der 4. Auflage sind unbedeutend und wenig zahlreich, im übrigen auch auf der letzten Seite zur Orientierung des Lehrers zusammengestellt. Das Buch kann daher ohne Schwierigkeit in seiner neuen Gestalt neben der 4. Auflage gebraucht werden.

Stolberg (Rheinland). **Arnold Behr.**

182/183) **M. Heynacher, Übungsbuch zum Übersetzen** aus dem Deutschen ins Lateinische von **F. Spiefs.** Dritte Abteilung für Quarta und Untertertia. 23. Auflage. Ausgabe B. Essen, G. D. Baedeker, 1902. 162 S. 8. ℳ 1.80.

Die Bestimmungen der neuen Lehrpläne von 1901 haben den Verf. veranlafst, bei Gelegenheit der neuen Auflage zugleich eine Umarbeitung vorzunehmen und 52 zusammenhängende Übersetzungsstücke im Anschlufs an die gelesensten Lebensbeschreibungen aus Kornel und 78 ebensolche in Anlehnung an Cäsars gall. Krieg Buch I—IV hinzuzufügen. Dafs der Anschlufs an eine bestimmte Grammatik vermieden und dadurch die Möglichkeit gegeben ist, das Buch neben jeder Grammatik zu gebrauchen, dafs ferner auch Einzelsätze beibehalten sind, an denen das grammatische Pensum eingeübt werden kann, dafs endlich den einzelnen grammatischen Abschnitten kurze lateinische Musterbeispiele beigegeben sind: das sind unleugbar praktische Vorzüge. Zu bedauern aber ist, dafs der Verf. in die grammatischen Pensen, nach denen die Einzelsätze zweckmäfsig angeordnet sind, die zusammenhängenden Stücke nicht ebenfalls eingereiht hat. Wann sollen diese an die Lektüre anschliefsenden Stücke mit den Schülern übersetzt werden? Im Laufe des ganzen Jahres und immer, wenn der betreffende Abschnitt in der Lektüre erledigt ist? Dann ergibt sich eine doppelte Übersetzungstätigkeit aus dem Deutschen ins Lateinische, einmal bei den Übungssätzen zur Einübung der grammatischen Regeln und das andere Mal bei den zusammenhängenden Stücken. Das aber

bedeutet eine Zersplitterung der Zeit, dürfte leicht zu allzuvielem solchem Übersetzen führen und dürfte eine schädliche Beschränkung der auf dieser Stufe noch unbedingt nötigen Repetitionen und Übungen in der Formenlehre zur Folge haben. Oder soll erst nach Absolvierung des ganzen grammatischen Pensums mit den zusammenhängenden Übungsstücken begonnen werden? Dem steht erstens entgegen, dafs dadurch der Gang in der Grammatik zu sehr beschleunigt werden wird, und zweitens, dafs die Schüler, ehe sie zur Verwertung des Vokabel- und Phrasenschatzes aus dem lateinisch Gelesenen gelangen, zum grofsen Teile das wieder vergessen haben werden, was die Lektüre im vergangenen Teile des Schuljahres ihnen nahe gebracht hatte.

Es würde sich deshalb für spätere Auflagen empfehlen, nach jedem gröfseren grammatischen Abschnitte, in der Kasuslehre etwa nach jedem Kasus, die Stücke über zwei Lebensbeschreibungen aus Kornel einzureihen und in ihnen die eben eingeübten Regeln zur Anwendung zu bringen. Die inhaltlich freien Stücke über Alexander den Grofsen könnten am Schlusse des Abschnittes für Quarta stehen und der Wiederholung des ganzen Jahrespensums dienen. So wären auch dem Lehrer im Gange der Lektüre nicht zu enge Fesseln angelegt. Noch weniger wäre das in Untertertia der Fall, wo die ersten vier Bücher des gallischen Krieges in jedem Jahre wenigstens in Auswahl durchgearbeitet werden müssen, die Zeiteinteilung also in allen Anstalten ziemlich gleich sein wird. Über die Übungsstücke selbst vergleiche man die folgende Besprechung. — Druck und Ausstattung des Buches sind gut.

M. Heynacher, Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische im Anschlufs an Cäsars gallischen Krieg Buch I—VII. Essen, G. D. Baedeker, 1902. 67 S. 8. ℳ —.80.

Die 78 im Anschlufs an Caes. bell. gall. I—IV bearbeiteten Übungsstücke, welche das oben besprochene Übungsbuch enthält, hat H. zusammen mit 88 Stücken, die sich an Buch V—VII anlehnen, in einem besonderen Bändchen erscheinen lassen. Es wird dieses Heft — wie der Verf. selbst hofft — vielleicht manchem Lehrer, an dessen Anstalt ein anderes Übungsbuch eingeführt ist, als Vorlage für die Klassenarbeiten willkommen sein. Ob es sich aber empfiehlt, es in der vorliegenden Form als Übungsbuch den Schülern selbst in die Hand zu geben, scheint mir wegen der mancherlei sprachlichen Versehen und Anstöfse fraglich. Als Versehen sind jedenfalls zu bezeichnen S. 34 St. 5 (Ende): „Sie haben“ für „sie hätten“ in indirekter Rede, und S. 30 St. 12: was Cäsar „befähle“ anstatt des

üblicheren „beföhle“. Besser aber wäre „befehle“; denn es ist wohl geboten, in deutschen Schultexten durchweg den Konjunktiv des Präsens in abhängiger Rede zu setzen, wenn eine besondere Form für diesen vorhanden ist. Bedingungssätze ferner, wie S. 11 St 17: „Würden die Gallier keine Hilfe finden, so würden sie auswandern“ für „Fänden die Gallier keine Hilfe“ müssen den Schülern fern gehalten werden. Weiter erscheinen nicht gerade vorbildlich so schwerfällige Konstruktionen wie S. 22 St. 4: „Die zu den benachbarten Seestaaten um Getreide zu holen entsandten Kriegstribunen“; S. 34 St. 4: „Die schon eine bedeutende Strecke vorgedrungenen Truppen; S. 48 St. 15: „Nach Teilung der Legionen in drei Teile, deren . . .“; S. 60 St. 23: „führte die Soldaten durch eine bei der Notlage insofern noch günstige Furt, als . . .“; S. 61 St. 5: „Unter Zurücklassung von fünf Kohorten daher als Besatzung im Lager liefs er die fünf übrigen Kohorten stromaufwärts ziehen.“ Geradezu fehlerhaft ist der Satzbau im Anfange des folgenden Stückes: „Dort angelangt (Eo cum ventum esset), wurden die feindlichen Posten überall aufgehoben.“ — S. 13 St. 24 wird durch den engen Anschlufs an die Worte bei Cäsar mindestens der Gedanke undeutlich: „Wir haben nie daran gedacht, dafs wir über die Oberleitung des Krieges zu entscheiden hätten, sondern vielmehr der Feldherr.“ — Auch der Ausdruck im einzelnen ist nicht frei von Wendungen, die zu Bedenken Veranlassung geben. S. 33 St. 1 z. B. ist de suis privatim rebus ab eo petere coeperunt wiedergegeben durch: „legten für ihre Privatangelegenheiten Fürbitte bei ihm ein.“ Fürbitte legt man doch nur für einen andern, nicht für sich selbst ein. S. 35 St. 7 wäre richtiger geschrieben „die Soldaten gingen darauf los“ als „die Soldaten gingen drauf“. S. 37 St. 14 müfste es heifsen: „durch eure Uneinigkeit und euern Eigensinn“, nicht „und Eigensinn“. S. 40 St. 21 könnte wohl gladium educere durch einen edleren Ausdruck wiedergegeben werden, als „vom Leder ziehen“. Man sagt: „der Brief wurde ihm überbracht“ oder „gebracht“, nicht „hinterbracht“, wie es S. 41 St. 23 heifst; für „die Reiter sind zu Felde“ ist wohl richtiger „im Felde“. — Auffallend ist endlich der häufige Wechsel zwischen Vergangenheit und Gegenwart in der Erzählung. So steht, um nur eines von den vielen Beispielen anzuführen, S. 51 St. 2: „Vor allem sorgte er für Reiterei. Durch hohe Strafen bringt er die Schwankenden auf seine Seite und zwingt sie treu zu bleiben. Darauf brach er gegen die Bituriger auf.“

Dafs die neuesten Regeln über Rechtschreibung in jetzt erscheinenden Schulbüchern angewendet werden, ist durchaus zu billigen; nur mufs es auch durchweg geschehen. S. 41 St. 25 steht: aus allen Thoren und S. 43 St. 28: aus zwei Toren; S. 57 S. 16: unter Tränen und S. 65 St. 35: unter Thränen. — Wenn in den Stücken des IV. Buches durchweg von Britannern die Rede ist, in denen des V. Buches aber von Britanniern, für welche Form des Namens soll sich dann der Schüler entscheiden?

Übersetzungshilfen sind fast gar nicht gegeben, erscheinen auch bei dem engen Anschlufs an die Lektüre nicht erforderlich. Um so mehr mufs S. 59 S. 22 vor den Worten Cäsars die Einschaltung (direkte Rede) befremden. Ein Obertertianer mufs doch die in Anführungszeichen stehende direkte Rede von der indirekten selbst unterscheiden können!

Brieg. **Paetzolt.**

184) **Peter Hau, Lateinisches Lese- und Übungsbuch zunächst im Anschlufs an Bones lateinische Schulgrammatik.** 2. Teil: Quinta. Köln, Du Mont-Schauberg, 1901. 142 S. 8. ℳ 1.80.

Das Buch, eine Fortsetzung des in Nr. 2 ds. Bl. angezeigten 1. Teiles (Sexta), befolgt die Anordnung: Deponentia, Semideponentia, acc. c. inf., die Deklinationen, Zahlwörter, Pronomina, Städtenamen, Präpositionen, die Konjugationen, V. anomala, Partizipium konjunktum und absolutum. Der Übersetzungsstoff besteht aus ganz zusammenhanglosen Einzelsätzen mannigfaltigsten und oft unverständlichen Inhaltes, die aber vor denen anderer verbreiteter Lehrbücher durch ordentliches Latein und Deutsch sich auszeichnen, ferner aus altgeschichtlichen Erzählungen und Lebensbeschreibungen und endlich acht Fabeln des Phädrus. Jene schliefsen sich zum Teil an Nepos an, zum Teil an Cäsar (De Orgetorige Helvetio — Die alten Helvetier — De druidibus — De clade Helvetiorum — De clade Ariovisti), zum Teil an keinen von beiden (Demosthenes — De Arminio — Die Cimbern u. T. — De Iugurtha — Quintus Sertorius — De C. Iulio Caesare Octaviano — Cn. Pompejus — Polykrates von Samos u. a.). Die nicht an Nepos angeschlossenen dürften wohl über den geistigen Gesichtskreis eines Quintaners hinausliegen. Vielleicht erscheint auch dem einen und anderen der Übersetzungsstoff durchgehends etwas schwierig, da ja heutzutage bequeme und leichte Arbeit beliebt ist. Am Schlusse sind

„syntaktische Regeln“ angefügt (z. B. „Der Dativ folgt nach den Verben invidere, nubere etc.“, „Den Ablativ regieren die Verba uti, fungi, perfungi, niti, potiri“), dann ein Wörterverzeichnis zu den einzelnen Paragraphen, eine „Zusammenstellung der wichtigsten Phrasen (Kriegswesen, Öffentliches Leben, Gerichtswesen, Sonstige Redensarten)“ und ein alphabetisches Verzeichnis der lateinischen Wörter der Stücke 1—85 allein für sich mit der Angabe ihrer Fundstelle.

Eupen. **W. Wartenberg.**

185) **Otto Ribbeck, Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen 1846—1898.** (Mit zwei Porträts nach Zeichnungen von Paul Heyse.) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1901. 352 S. 8. ℳ 5.—.

Eine Sammlung von Briefen, zumal wenn zu deren vollem Genufs und Verstehen die von anderen gegebenen Anregungen oder Antworten fehlen, wird immer nur auf ein der Zahl nach bescheidenes Lesepublikum rechnen dürfen, auch wenn, wie das bei den „Ribbeckbriefen“ der Fall ist, die feinfühlig ordnende Hand der Gattin nur an sehr wenigen Stellen direkte Fragen des Briefschreibers, die ein weitergehendes Interesse beanspruchen, nicht ausgemerzt hat. Darüber ist sich denn auch Frau Ribbeck völlig klar gewesen und hat es nicht nur im Begleitwort eingestanden, sondern auch durch die Anordnung bewiesen, indem sie um des gemeinsamen Adressaten willen einzelne Briefgruppen, aus der Zeitfolge losgelöst, zusammengefafst hat. Der Gewinn für ihren ausgesprochenen Zweck ist dadurch einleuchtend und grofs. Denn nicht der Philologe Ribbeck sollte hier zu Worte kommen, nicht einmal der Preufse Ribbeck an der dänischen Universität Kiel in deren bewegtester Zeit (1862—1872), sondern einzig und allein der Mensch in ihm. Da ist keine Seite echten Menschentums in einer vornehmen und selbsttätig ausreifenden Persönlichkeit, die nicht zu Worte käme und nicht dem Leser aufser dem ästhetischen Genusse an dem künstlerisch vollendeten Stile noch den anderen am reflektierenden Inhalt bereitete. Nimmt anfangs die rührendste Sohnesliebe und die schwärmerischste Freundschaft (für Paul Heyse) den weitesten Spielraum in den Briefen ein, so mischen sich schon in den Reiseberichten aus Italien Ausbrüche idealer Begeisterung mit satirisch scharfen Beobachtungen der umgebenden Wirklichkeit. Und kommt diese zur Kritik reizende Naturanlage auch in der Folgezeit überall und immer

wieder zum Durchbruch, so sehen wir sie ihn überall und immer antreiben, im Dienste einer hohen Auffassung von der philologischen Wissenschaft Reformen anzubahnen und durchzukämpfen, die der persönlichen und geistigen Freiheit des Philologen zu ihrem Rechte verhelfen sollen. Endlich, die Briefe an bevorzugte ehemalige Schüler durchweht der edle Zorn des alternden Meisters über das sich breit machende Banausentum auf der einen Seite, anderseits die Warnung vor dem esoterischen Einspinnen dem Leben der Gegenwart abgewandter Stockphilologen. Er fürchtet es noch zu erleben, wie deutsche Gymnasien sich in Industrieschulen umwandeln und die Universitäten aufgelöst werden in Fachschulen. Mit einem „anmerkungstrotzenden, schnurgeraden Buch" für Gelehrte meint er schnell fertig zu werden. Denn „das Privilegium der Zunftwissenschaft, langweilig sein zu dürfen, ist doch unschätzbar, und die Pflicht der Vollständigkeit ist ein so bequemer Schutzmantel gegen frivole Ansprüche auf künstlerische Gestaltung des Stoffes". Es quält ihn, dafs man ihn immer wieder an seine versprochenen „Exkurse" erinnert. Sein Lieblingswunsch ist, dem Euripides künstlerisch d. h. aus dem Vollen schöpferisch schaffend, gerecht werden zu dürfen oder ein Lucilius zu werden, der seiner Indignation über die Barbarei und Ideallosigkeit der Zeit (Brief vom 5. Januar 1895) Luft macht. Aber auch schon 30 Jahre früher klagt er: „Wie kann Kunst- und Kunstgefühl gedeihen, wenn sie — wie unser Theater — zum täglichen Brot und zum allabendlichen Zeitvertreib hauptsächlich für einen blasierten Hof oder für Handlungsreisende herabgesunken ist! Wir müssen erst wieder nach dem Schönen hungrig werden, eh' wir es von neuem schätzen können." So entrüstet ihn die „heutige Seelenmalerei" eines Sascha Schneider und „diese Roheit der Moderne kann nur die Liebe zu den Klassikern und Alten, die ihm bis in die Knochen geht, vertiefen und steigern". So findet er Nietzsches „Menschliches, Allzumenschliches" ein widerwärtiges Buch voller Abgründe unnatürlicher, sich selbst überschlagender, alles Ideale vernichtender Grübelei. Von desselben „Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik" aber urteilt er einige Jahre früher: „Etwas holder Wahnsinn und gärender Most, aber doch in der Hauptsache (die freilich im Grunde nicht ganz neu ist) treffend und durchaus interessant. Wir können diese Art ingenium in unserer verknöcherten Philologie recht wohl zur Erfrischung gebrauchen." Otto Ribbeck war eben nicht blofs Kritiker und Texterrater, wie ferner Stehende auch trotz seiner Geschichte der römischen Dichtung glaubten, sondern,

was im persönlichen Verkehr seine Schüler bald empfanden, in erster Linie eine, zufällig philologisch geschulte, Künstlerseele. Und in dankbarer Verehrung für seine künstlerische Belehnng des klassischen Altertums vom Katheder herab und im persönlichen Umgang wird mancher seiner Schüler wie der Ref. bei der Lektüre des 33. Briefes der Heyseschen Porträtzeichnung zunicken und flüstern: So warst du selber, wie du hier vom alten Welcker erzählst: „Die Worte quollen ihm langsam hervor und er setzt selten zum Sprechen an ohne eine Art von Feierlichkeit, aber was er sagt, ist himmelweit verschieden von pedantischem Professorton; auch seine Gelehrsamkeit ist umrankt von einer eigenen, naiven Anmut, und alles Menschliche in ihm ist wie geweiht.“

Bremen. **Ernst Neuling.**

186) **Paul Bourget, Monique. — Les Gestes. — Reconnaissance. — Trois récits de guerre.** Paris, Librairie Plon, 1902. 322 S. 8. fr. 3.50.

Den aufserordentlich feinen Erzähler empfindet man in jeder der sechs Novellen; doch bedeutend sind sie nicht, besonders wenn man sie an dem mifst, was man von Bourget gewöhnt ist. Die erste ist insofern besonders bemerkenswert, als Bourget es einmal mit der Psychologie der kleinen Leute versucht hat, während er sonst nur unter den oberen Zehntausend wählt. Doch auch hier stellt er ein Mädchen in den Mittelpunkt, die ein Findelkind ist und jedenfalls aus jenen Kreisen stammt, in denen Bourget heimisch ist, und wenn ihr Adoptivvater auch Handarbeiter ist, so ist er doch wenigstens ein Kunsttischler von ungewöhnlich feinem und zartem Empfinden. Die erste, die dritte und eine oder zwei der drei Kriegsgeschichten liefsen sich wohl für unsere Schulen gewinnen.

Weimar. **E. Meyer.**

187) **LA VIE PARISIENNE AU XIXE SIÈCLE.** PARIS de 1800 à 1900 D'APRÈS LES ESTAMPES ET LES MÉMOIRES DU TEMPS publié sous la direction de **CHARLES SIMOND.** Paris, Librairie Plon, 1901. (Vol. II, 765 p. gr. 8 =) 7-14e Série. à fr. 2.75.

Der zweite Band dieses schon einige Male besprochenen grofsen Lieferungswerkes behandelt die Jahre 1830—1870. Er gliedert sich einfach in Juli-Monarchie (1830/48), Zweite Republik (1848/52) mit unmittelbarem Anschlufs des Zweiten Kaiserreiches (bis 1870). Ch. Simond leitet die drei Hauptabschnitte jedesmal in ansprechenden Übersichten mit den Ar-

tikeln Paris administratif und La société parisienne ein, zu denen bei der Epoche der Republik noch die Einführungskapitel La Mairie de Paris, La Préfecture de la Seine, La Préfecture de la police kommen. Alle Ereignisse von Bedeutung finden eine besondere Darstellung aus sachverständiger Feder. Ist doch die Zahl der mitwirkenden Forscher, Gelehrten, Künstler und Publizisten auf 50 gestiegen, unter denen wir die namhaftesten Schriftsteller, auch Mitglieder der Akademie wie J. Claretie, H. Houssaye, A. Mézières, Alb. Sorel, F. Coppée, P. Thurau-Dangin, Alb. Vandal, ferner die bekanntesten Archiv- und Museumsbeamten antreffen. Die Einrichtung des Bandes ist dieselbe geblieben: jedes Jahr ist mit einer zutreffenden Charakteristik bedacht, die wichtigsten Ereignisse auf künstlerischem und literarischem Gebiete werden kurz besprochen oder wenigstens erinnernd hervorgehoben, Erste Aufführungen im Theater, Ausstellungen u. s. w. notiert, berühmte Gesellschaften wie berüchtigte Klubbs an geeigneter Stelle wieder durchgenommen u. s. w. Eine Totenschau des Jahres bildet den regelmäſsigen Abschluſs. Am Ende des Bandes sind noch vier beachtenswerte Aufsätze beigegeben von G. Labadie-Lagrave (Paris politique sous le second Empire), Albert Callet (Paris monumental sous la République de 1848 et sous Napoléon III), Jules Troubat (La Littérature du second Empire) und Henri Bouchot (La mode s. le sec. Emp.). Nicht weniger als 1040 Abbildungen, ungerechnet die 479 Porträtköpfe bekannter Persönlichkeiten, schmücken den Band. Es ist gewiſs keine leichte Aufgabe gewesen, die Originalschriften und Vorlagen zu beschaffen und zu sichten, um nach ihnen die behandelten Zeiten und Menschen der Zentrale, die ja nun hier einmal eine ganz andere führende Rolle spielt als andere Residenzen, zu studieren und zu schildern; aber man darf sie als wohlgelungen bezeichnen. Man kann an der Hand dieses Buches in der Tat das Leben der Hauptstadt verfolgen, sich über einzelne Dezennien wie über Einzelvorgänge treffliche Belehrung holen. Am Schluſs des Bandes sind die Illustrationen, nach Jahrgängen geordnet, aufgeführt, die Porträtköpfe in alphabetischer Folge noch einmal verzeichnet, so daſs man sich schnell das gewünschte Material aufsuchen kann; überdies orientert eine table des matières nach Jahrgängen über den sachlichen Inhalt des Buches, das ebenso der Unterhaltung wie der Belehrung dient.

B. **A. L.**

188) **E. Tappolet, Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz.** Zürich, Zürcher & Furrer, 1901. 40 S. 8.

In sehr dankenswerter Weise hat Verf. in eigener Person einen grofsen Teil der französischen Schweiz nach dort vorkommenden Patois untersucht. Er bietet durchaus glaubwürdige Resultate. Nach seinen Aufstellungen geht in der französischen Schweiz der Kampf zwischen französischer Schriftsprache und Dialekt zu Gunsten der ersteren seinem Ende entgegen. Die beiden Endpunkte dieses Sprachenkampfes, der als ein stiller, aber stetiger charakterisiert wird, stellen dar: Genf, Waadt, Neuenburg, wo das Französische auf Kosten der Patois seinen Siegeslauf bereits vollendet hat; auf der anderen Seite: die Kantone Wallis, Freiburg und der Berner Jura, wo die Patois noch die geläufige Umgangssprache sind. Zwischen beiden Extremen finden sich alle nur denkbaren Zwischenstufen; das sei das eigentliche Kampfgebiet, da herrsche gegenwärtig eine eigentliche Zweisprachigkeit.

Der Verlauf der Französisierung wird von T. genau geschildert. An der Hand von sicheren Belegen gelangt Verf. zum Schlusse, dafs der Übergang von Mundart zu Schriftsprache in den gröfseren Städten der französischen Schweiz sich im 18. Jahrhundert, in den kleineren, wie Pruntrut, Yverdon, Mondon, Vevey, dagegen im 19. Jahrhundert vollzogen hat.

Im Gegensatz zur französischen Schweiz herrscht in der deutschen im allgemeinen mundartliche Einsprachigkeit, doch hat die deutsche Schriftsprache, wie T. feststellt, Lebensgebiete ergriffen, die bislang dem Dialekt gehörten; dies sowohl im öffentlichen wie privaten Verkehr, hier namentlich in geschäftlicher Hinsicht und im Verkehr zwischen sozial ungleich Gestellten. Andererseits habe der Dialekt selbst an Ursprünglichkeit eingebüfst. Er werde allenthalben für wortarm, zu alltäglich, als zu wenig abstrakt, zu unfein verzollt. Dafs Tappolet selbst der Ansicht ist, dafs sich die heutigen Schweizer Mundarten „in ihrem verwahrlosten Zustand nicht mehr zum Ausdruck philosophischen Denkens oder poetischen Empfindens eignen“, ist seltsam.

In einem Abschnitte „Warum ist der französisch sprechende Landesteil dem deutsch sprechenden in der Sprachentwickelung um etwa 200 Jahre voraus?“ findet T. für das Auftreten einer fremden Gemeinsprache in den französischen Städten vier Ursachen: in erster Linie den Mangel politischer

Zusammengehörigkeit, verbunden mit der ungewöhnlichen Verschiedenheit des Patois, dann die Sprachverhältnisse Frankreichs, dessen Schriftsprache durch seine europäische Berühmtheit einen besonderen Zauber ausübte, und endlich die häufigen Beziehungen zu Frankreich, unter denen die von zwei Franzosen gepredigte Reformation im Vordergrund steht.

Verf. schliefst sein inhaltreiches Schriftchen mit Vermutungen über den wahrscheinlichen Entwickelungsgang des Schweizer-Deutsch.

Ettlingen. **O. Heilig.**

---

189) **Max Johannesson, Französisches Übungsbuch** für die Mittelstufe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1900. I. Teil: Formenlehre, 76 S. 8; II. Teil: Übungsstoff, 94 S. 8. Anhang (Alphab. Wörterverzeichnis) 34 S. 8.

Als Fortsetzung eines Übungsbuches für die Unterstufe, das uns nicht vorliegt, ist dieses Lehrmittel für die anschliefsenden Mittelklassen bestimmt; der grammatische Teil jedoch, der die Laut-, Aussprache- und die ganze Formenlehre enthält, dürfte für beide Stufen zu verwenden sein. Die Darstellung in letzterem Buch ist systematisch vollständig, hinreichend ausführlich (z. B. bezüglich Paradigmen), auch in einer Weise konkret oder anschaulich, dafs der Schüler auf induktivem Wege die Regeln finden kann, bei denen hinwieder durch den Druck die wichtigeren von den abgeleiteten getrennt sind, womit einer alten Vorschrift des Comenius entsprochen ist. Die französischen Namen der Zeiten des Verbs sind zwar gleich zu Anfang genannt, in den Tabellen selbst aber nicht verwendet, was entschieden zu wünschen wäre; bei den deutschen Namen sind zum Glück statt der abscheulichen, für den Schüler ganz verwirrenden Ausdrücke „Imperfekt und Plusquamperfekt des Futurum" die altgewohnten Konditional I und II beibehalten. Das Kapitel über die persönlichen Fürwörter, in seiner Art ein Prüfstein für die didaktische Kunst des Verfassers, ist sehr gut gehalten, ebenso der Schlufsabschnitt „Die wichtigsten Verschiedenheiten im Gebrauch der deutschen und der französischen Präpositionen". Die methodische Verteilung des Stoffes wird sich natürlich nach dem Übungsbuch richten; denn sonst wäre es höchst sonderbar, dafs so einfache Sachen, wie die sogen. Deklination, erst nach den unregelmäfsigen Verben kämen; im Elementarbuch ist hoffentlich die Einrichtung eine solche, dafs das viele so sehr störende Aufschlagen und Herumblättern in der Grammatik vermieden wird.

Das „Übungsbuch“ verdient auch Anerkennung; es bringt zum Teil sehr zahlreiche Einzelsätze, die für den Klassenunterricht und für die gehörige Einprägung der grammatischen Formeln und Regeln einfach unentbehrlich sind, was man auch dagegen sagen mag; wer eine Zeit lang nach Büchern unterrichtet hat, die nur zusammenhängende Stücke haben, der sehnt sich fast darnach; im ganzen Elementarunterricht sind jene weit vorzuziehen, wenn nur daneben Lesestücke anderer Art vorhanden sind und weiteren Stoff zu Sprechübungen bieten. Unser Lehrmittel bringt in der Tat aufser den Einzelsätzen auch sehr viel zusammenhängenden Übungsstoff, nämlich Um- oder Nachbildungen zu den Stücken des (uns ebenfalls nicht bekannten) dazu gehörigen „Lesebuchs“. Damit kommen wir noch auf einen Punkt, bezüglich dessen es hier, in allerdings unmafsgeblicher Weise, ausgesprochen sein soll, dafs vom praktischen Standpunkt aus die jetzt beliebte, neuere Einrichtung der neusprachlichen Lehrbücher (Zerlegung wie hier in Grammatik, Lesebuch, Übungsbuch I und II, oft auch III) kein Vorteil ist, weil der Schüler so immer drei Bücher in die Schule tragen mufs, wozu noch der so schwerfällige, lästige Gebrauch (wegen steten Wechselns und Herumblätterns) beim Unterricht kommt. Die einzig richtige Einteilung bleibt eben die nach Jahrgängen resp. Stufen (dann aber alles, was hier getrennt, in einen Band vereint) und im Buch selbst wieder in ähnlicher Weise nach Nummern oder Lektionen; alles andere ist unpraktisch. Noch sei bemerkt, dafs sich der Übungsstoff voraussichtlich als zu umfangreich erweisen wird. Eine Neuausgabe nach diesen Gesichtspunkten veranstaltet, würde wohl die Brauchbarkeit des Buches heben; es soll übrigens speziell zu den an den Kadettenanstalten im Gebrauch stehenden Lehrbüchern der Oberstufe von Rehrmann und Püttmann vorbereiten.

Lörrach (Baden). **J. Gutersohn.**

---

190) **K. Oréans, Die Leygues'sche Reform der französischen Syntax und Orthographie und ihre Berechtigung.** Eine historisch-grammatische Skizze. Karlsruhe i. B., J. Bielefelds Verlag, 1901. 30 S. 8. ℳ —.60.

Wie schon im Titel angedeutet ist, begnügt sich der Verf. nicht damit, die Bestimmungen des bekannten Februarerlasses in deutscher Sprache wiederzugeben, sondern er ist aufserdem bestrebt, zur Erläuterung der betr. Punkte die historische Grammatik beizuziehen. Es ist dankens-

wert, dafs der Verf. hier im einzelnen den Nachweis erbringt, dafs die frühere Zeit vielfach beide Formen duldete, wo bis vor kurzem feine Unterscheidungen, die meist von den Grammatikern des 17. und 18. Jahrhunderts ersonnen waren, gemacht werden mufsten.

So erscheint in einer Reihe von Fällen das Eingreifen der Unterrichtsverwaltung nicht als eine Neuerung, sondern als ein Anknüpfen an frühere Übung.

Baden-Baden. **E. Werner.**

---

191) **K. Baedeker, Great Britain.** Handbook for Travellers. With 18 Maps, 39 plains and a panorama. Fifte edition. Leipsic, Karl Baedeker, publisher, 1901. LXIV u. 600 S. 8.
In Ganzleinenband ℳ 10.—.

Das mit Karten und Plänen sehr reich ausgestattete und schon in mehreren Auflagen bewährte Reisehandbuch bietet in der Einleitung alle erforderlichen Angaben über Geldwesen, Kosten, Legitimation, Zollangelegenheiten, führt alsdann die beliebtesten Ein- und Ausgangsrouten an, gibt auch in kurzen Umrissen eine Geschichte des Königreichs und was sonst zu den Vorstudien gehört. In betreff der Zufahrtslinien möchten wir noch nachtragen, dafs neuerdings bei den Neuphilologen des nördlichen und östlichen Deutschlands die Beförderung der Argo-Linie in Aufnahme gekommen ist, welche die Reisenden von Bremen-Freihafen bis in die Mitte Londons bringt und sich durch Billigkeit und lange Dauer der Retourbillets empfiehlt. — Die Dispositionen, die von Bädeker für den Besuch Englands gegeben werden, leiten trefflich zur systematischen Bereisung des Landes an, tun ihre guten Dienste aber auch bei einem beliebig gewählten Reiseziele. London ist in diesem Bande nur als Teil des Ganzen und als zweckmäfsiger Ausgangspunkt der Routen behandelt. Wer die englische Zentrale in längerem Aufenthalt eingehender kennen lernen will, wird gut tun, den Sonderband „London“ hinzuzunehmen resp. allein zu gebrauchen.

Die vorliegende Englische Ausgabe eignet sich für die Kollegen, welche „hinüber“ gehen, um Sprache, Land und Leute kennen zu lernen, besser als ein Deutsches Reisehandbuch; denn sie gewährt für alle Zwecke der Besichtigungen, Beobachtungen, Unterhandlungen und Unterhaltungen eine lehrhafte Unterlage und zwingt den Leser schon bei den Vorstudien mit Wort und Wendung zum zutreffenden Ausdruck und bannt ihn in den

Ton und das Wesen der Sprache, welche er fortan zu gebrauchen hat. Aber nicht allein für den eigenen Reisebedarf erweist sich der englische Bädeker als zuverlässiger Gefährte; auch sonst kann er bei dem Unterrichtsbetrieb des Englischen gute Dienste leisten, und zwar als Kommentar zu den Lesestücken und Schulausgaben, die ja jetzt Beschreibungen und Schilderungen aus der Geographie, Geschichte und Kulturgeschichte Englands in besonderer Weise betonen.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 23. August. Nr. 17, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

192) **Cassii Dionis Cocceiani historiarum Romanarum quae supersunt** ed. **U. Ph. Boissevain.** Vol. III. Adiecta sunt specimina phototypica tria libri Vaticani n. 1288. Berlin, Weidmann, 1901. XVIII u. 800 S. 8. ℳ 32.—.

Der dritte Band der vortrefflichen Ausgabe des Cassius Dio von Boissevain enthält die Fragmente der Bücher 61—80. In der Verteilung der Fragmente auf die einzelnen Bücher folgt der Hrsg. A. v. Gutschmid, aber nicht durchweg; so weist er dem Buche 70 die Ereignisse der Jahre 138—163, dem Buche 71 die Ereignisse der Jahre 164—165 und dem Buche 72 die Ereignisse der Jahre 166—180 zu. Aufserdem hat er erkannt, dafs der cod. Vatican. Graec. n. 1288, den er in der Prae-

fatio genau beschreibt, den gröfsten Teil des Buches 79 und den Anfang des Buches 80 enthält, nicht, wie man bisher glaubte, Teile von 78 und 79. Diese Wahrnehmung machte auch eine andere Festsetzung des Inhaltes der letzten Bücher nötig; nach dem Verf. umfafste das 75. Buch die Jahre 194—196, das 76. die Jahre 196—200, das 77. die Jahre bis 211, das 78. die Jahre 211—215, das 79. die Jahre 216—218 und das 80. die Jahre 218—229.

Die auf die einzelnen Bücher entfallenden Fragmente sind, soweit es möglich ist, chronologisch geordnet, ganz oder teilweise parallele Fragmente sind auch durch die Art des Druckes als solche gekennzeichnet; chronologisch unbestimmbare Fragmente sind an den Schlufs des betreffenden Buches verwiesen. Von grofser Wichtigkeit für Anführung der Fragmente ist die von dem Hrsg. gemachte Entdeckung, dafs Zonaras von Buch 68 an nur noch den Xiphilinus, nicht mehr den Dion selbst benützte. Von dem 72. Buche an läfst sich auch Antiochenus nicht mehr verwerten, da er — von zwei Stellen abgesehen — von da an dem Herodianus folgt. Die Fragmente werden in einem auf Grund der Hds. und der Arbeiten der Gelehrten verbesserten Zustande geboten, und aufserdem ist am Fufse jeder Seite ein umfangreicher kritischer Apparat beigefügt.

Als Anhang hat der Hrsg. den Xiphilinus, die Exzerpte des Petrus Patricius n. 1—38 und n. 156—191, die Excerpta Planudea, die Fragmente des Johannes Antiochenus, die Excerpta Salmasiana, die Excerpta Constantiniana, den Abschnitt des Photius biblioth. cod. LXXI und den Artikel des Suidas s. v. Δίων beigegeben. Damit hat er sich den Dank aller, die den Dion benützen, verdient; denn wenn auch die Fragmente schon einzeln auf die betreffenden Bücher verteilt angeführt sind, so ermöglicht doch erst eine übersichtliche Zusammenstellung ein Urteil über ihren Umfang und Wert; daher hätte er auch von den Exzerpten des Petrus Patricius die Nummern 39—155 nicht weglassen sollen. Was aber den Xiphilinus, die Hauptquelle für Dion, betrifft, so ist er seit der im Jahre 1592 erschienenen Ausgabe des H. Stephanus nicht mehr herausgegeben worden; die von Boissevain auf Grund der Hds. V und C neubarbeitete Ausgabe wird also sicherlich allgemein willkommen sein.

Die dem Dion aufser der römischen Geschichte bei Suidas noch zugeschriebenen Schriften spricht der Hrsg. ihm alle ab, auch die Biographie des Arrian, die man sonst ziemlich allgemein für echt hält.

Eine Übersicht über die Fragmente schliefst den dritten Band und damit das Werk ab, das von jetzt an die Grundlage für alle weiteren Dion-Forschungen sein wird.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

193) **Q. Horatius Flaccus** erklärt von **Adolf Kiefsling.** Erster Teil: Oden und Epoden. Vierte Auflage besorgt von Richard Heinze. Berlin, Weidmann, 1901. 466 S. 8. ℳ 3.60.

Diese Auflage ist schon die zweite von Rich. Heinze besorgte. In ihr ist der Herausgeber seiner eigenen Angabe nach kühner zu Werke gegangen und hat da, wo er Kiefslings Auffassung nicht beipflichtete, seine eigene an die Stelle gesetzt. Leider hat er aber dem Rezensenten seine Aufgabe dadurch erschwert, dafs er nicht in der Einleitung seine Änderungen angegeben hat. — Schon in der Einleitung des ersten Gedichts zeigt sich des Herausgebers eigene Arbeit, indem er an die von der griechischen Popularphilosophe trivialisierte, schon bei Bakchylides in einem ähnlich angelegten Gedicht nachweisbare Lehre von den vier Haupttypen der *βίοι* u. s. w. erinnert. Reichlicher ist auch die Anmerkung zu v. 36 ausgefallen. Wir erfahren, dafs der Ausdruck: feriam sidera uertice im griechischen nrsprünglich Bezeichnung göttlicher Gröfse war (Kallim. hym. 6, 58, vgl. Herodot III, 65), dann, weil der Überglückliche sich als Gott fühlt (sum deus Plaut. Curc. 167), sprichwörtlich wurde: *ἥσθη . . . καὶ τὸ λεγόμενον δὴ τοῦτο ἐδόκει τῇ κεφαλῇ ψαύειν τοῦ οὐρανοῦ* Aristain. epp. p. 143 Herch., im lateinischen noch unverbraucht war, also hochpathetisch und das dis miscent superis steigernd wirkte; nachgebildet ist er von Ovid huic tu cum placeas et sidera uertice tangas ex P. II, 5, 57. — In I, 12, 16 ist zu horae hinzugesetzt: „was Horaz wohl zuerst im Sinne von *ὧραι* zu brauchen wagte und nur hier ohne erleichternden Zusatz wie hora Caniculae III, 13, 9 und verni temporis hora A. P. 302. Lucrez hat noch *ὧραι* durch anni tempora zu übersetzen für nötig gefunden (II, 32. III, 1005).“ — Zu 1, 12, 17 ist hinzugefügt: „Entsprechend der Bezeichnung Juppiters als parens 13, *πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε*, wird der Gedanke: es gibt im Himmel und auf Erden nichts gröfseres ausgedrückt nnde nihil maius generatur, was, auf die mythischen Söhne und Töchter beschränkt gedacht, hier einen viel zu engen Sinn ergäbe, wo ganz allgemein die einzige Gröfse des Höchsten in Frage steht“. — 1, 12, 43 ist ein Zitat aus Cato hinzugefügt; ebenso 48 eine Stelle aus

Bakchylides VIII, 27: *πενταέθλοισιν γὰρ ἐνέπρεπεν ὡς ἄστρων διακρίνει φάη ... εὐφεγγὴς σελάνα.* — Eine bedeutendere Abweichung finden wir in den Anmerkungen zu I, 32: „ludere braucht Horaz IV, 9, 9 von der Liebesdichtung des Anakreon im Gegensatz zu Pindar, Alcäus, Stesichorus, und sat. 1, 10, 37 von seiner eigenen Satirendichtung; als Philosoph spricht er Epp. I, 1, 10 von den versus et cetera ludicra. In der Stimmung dieses Liedes dagegen, in der ihm auch des Alcäus Liebesdichtung ein canere ist, würde er selbst den erotisch-sympotischen Teil seiner Oden nicht als lusus bezeichnen, so dafs es nicht angeht, im Gegensatz zu diesen unter dem latinum carmen ein ernstes politisches Lied zu verstehen.“ Wir sehen, Heinze weicht hier völlig von der Auffassung K.s ab. Ihm ist latinum carmen nur Gegensatz zu Lesbium. Er betrachtet es nicht, wie K., als ein der Würde der lateinischen Sprache angemessenes ernsten Inhaltes. Heinze ist das Gedicht nicht, wie Kiefsling, Einleitung einer gröfseren Konzeption, etwa der grofsen älkäischen Oden des 3. Buches, sondern nur „eine Art Präludium zu Horazens lyrischer Dichtung, verfafst zur Zeit, wo er nach spielenden Versuchen (si quid lusimus) Mut fafste, ernstlich dem Ruhme der Romanae fidicen lyrae (IV, 3, 23) nachzustreben“. Heinze scheint mir hier das Richtige zu treffen; sonst würden nicht bei Alcäus in dem tamen besondes die Liebesstoffe angeführt sein. Es diene das Angeführte dazu, die Art und Weise zu bezeichnen, die Heinze angewandt hat; denn es ist unmöglich, im Raum einer Anzeige anzugeben, wie oft er Kleinigkeiten hinzugefügt (z. B. die Datierung von Christi Geburt an), Ungeeignetes weggelassen hat (z. B. Einteilung zu den Staatsoden), wie sehr er bemüht war, im Geiste Kiefslings auch die entlegenste Literatur des Altertums und die neuentdeckte heranzuziehen, wie oft er endlich seinem eigenen Urteil ohne Scheu Ausdruck gegeben hat. Wir werden also nicht blos mehr, was den Horaz anbetrifft, mit Kiefsling, sondern auch mit Heinze zu rechnen haben.

Hirschberg (Schlesien). **Emil Rosenberg.**

---

194) **Karl Krumbacher, Romanos und Kyriakos.** Separatabdruck a. d. Sitzungsbericht d. philos.-philol. u. d. histor. Kl. d. k. bayr. Ak. d. W. 1901. Heft V. München, Verlag d. k. bayr. Akad. d. Wiss., in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth), 1901.

Romanos ist unzweifelhaft als gröfster Dichter der byzantinischen Gesamtliteratur zu bezeichnen, der nach Krumbacher „an poetischer Be-

gabung, an Feuer der Begeisterung, an Tiefe der Empfindung und Erhabenheit der Sprache alle anderen Meloden weit übertrifft. Die Literaturgeschichte der Zukunft wird vielleicht den Romanos als den gröfsten Kirchendichter aller Zeiten feiern. Ohne Zweifel bezeichnet er die interessanteste Phase in der Geschichte der griechischen Hymnenpoesie, und in ihm erscheint diese Gattung in ihrer höchsten Vollendung".

Bei dieser hohen Bedeutung des Dichters ist's in hohem Grade auffallend, dafs sich über seine Persönlichkeit nur äufserst spärliche Angaben finden und dafs sogar die Frage, wann er eigentlich gelebt hat, noch nicht mit vollständiger Klarheit gelöst ist.

In der vorliegenden Abhandlung K.s ist ein Beitrag zur Lösung der Chronologiefrage geboten, ohne dafs sich aber ein entscheidendes Resultat hätte erzielen lassen. K. gibt hier eine Vergleichung des Liedes „Judas" von Romanos mit dem Liede „Lazaros" eines Dichters, der sich in der Akrostichis Kyriakos nennt. Näheres ist über letzteren nicht bekannt.

K. bespricht zunächst die Überlieferung, gibt dann eine Vergleichung der beiden Texte der Proömien und Lieder, wobei die grofse Verschiedenheit in Behandlung der Assonanz und des Refrains hervorgehoben wird, und vergleicht sodann ihre Metrik. Er gelangt zu dem Schlufs, dafs beide Dichter „unabhängig voneinander einen älteren Hymnus benützten und, jeder in seiner Weise, modifizierten". Ein sicheres Ergebnis wird erst möglich sein, wenn es gelingt, die Persönlichkeit und Chronologie des Kyriakos festzustellen, was bis jetzt noch nicht geschehen ist.

Es folgt dann der Text beider Lieder und ein Kommentar derselben mit Schlufsregister.

Karlsruhe i. B. **H. E. Oster.**

---

195) **W. Gemoll, Schulwörterbuch zu Xenophons Anabasis, Hellenika und Memorabilien.** Leipzig, B. Freytag, 1901. 340 S. 8. geb. ℳ 4. —.

Der Streit, ob kommentierte Ausgaben oder blofse Texte, ob Spezialwörterbücher oder ein allgemeines Schulwörterbuch, wird natürlich nie ausgetragen werden. Das Erscheinen immer neuer Spezialwörterbücher, auch für die zur Schullektüre ausgewählten Stücke englischer und französischer Schriftsteller, deutet doch wohl darauf hin, dafs man die Furcht, es könnte der Schüler nicht im Handlexikon heimisch werden, wenn er vorher Spezialwörterbücher benutze, im abnehmen ist; die Kunst, bei

reiferem Verstande das gröfsere Lexikon zu gehrauchen, ist tatsächlich nicht so grofs. Wohl müssen die *ῥίζαι πικραὶ* sein, aher nicht zu bitter, dann geht der Appetit verloren.

Gemolls Wörterhuch geht nicht auf eine Schrift, sondern die ganze im Gymnasinm „erlauhte" Xenophonlektüre. Eigentlich hat er mehr gehen wollen: ein mehr wissenschaftliches Spezialwörterhuch, nicht ein hlofses Schnlwörterhuch, aber auf Wunsch der Verlagshuchhandlung die Stellen nur vereinzelt angegehen, durch Beifügung von A, H und M hei jeder Vokahel aber den Worthestand der einzelnen Schriften angedeutet. Eine neue Bearheitnng von Sturz' Lexikon, die ich vor etlichen Jahren gelegentlich angeregt, wird wohl sobald nicht erscheinen; daher hat dies Verfahren Gemolls auch einen wissenschaftlichen Wert.

Der Verf. hat sich hekanntlich viel mit Xenophon heschäftigt, und da auch sonst gute Vorarheiten an Wörterhüchern, Indices und Erklärungen vorhanden waren, so täuscht man sich nicht in der Erwartung, eine hrauchhare Arheit vor sich zu hahen. Für Schulzwecke scheint mir allerdings manches üherflüssig: die genaue Bezeichnung der Qnantität der Vokale, manche Hinweise auf sprachverwandte Wörter, auch des Altdeutschen, sind für die Stufe, auf der das Buch in der Schule gehraucht wird, zum Teil ohne Wert, zum Teil zu hoch. — Die Anordnung der Bedeutungen ist lohenswert, das Bestrehen, möglichst scharfe Begriffshestimmung hei möglichster Kürze zu gehen, im ganzen als gelungen zu hezeichnen.

Unter den Stichwörtern fehlt *ἐπικουφίζω*, das Gemoll selhst in seiner Anahasis-Ausgahe V, 8, 25 nach einer Vermutung Reiskes eingesetzt hat, ferner *Αἰγοσποταμοί*. Ein paar stehen nicht genau nach dem Alphabet, so *ἡβάω* und *μέλιττα*.-*Ἀποκτίννυμι* wäre selhständig anzuführen gewesen, nicht hlofs unter *ἀποκτείνω*. — *Ἀντισθένης*, der „hekannte" Gründer der kynischen Schule — anch den Ohersekundanern so „hekannt"? — Die Korrektur ist sorgfältig gehandhaht, wenn auch kleine Versehen, wie s. v. *ἀεί*, *ἡμέρα*, *προσπέτομαι*, vorkommen. Beigegeben sind 89 Texthilder, 2 Farhendrucktafeln (die Alexanderschlacht nnd Griechischer Hoplit) und 2 Karten („Griechenland und Kleinasien" und „Zug der Zehntausend"). Mir würde ein gesondertes Heft Ahhildungen für die ganze Schulzeit lieher sein als Ahhildungen im Wörterhuch, doch ist das ja Ansichtssache; auch Rücksichten auf den Verleger sprechen mit. Die Bilder sind durchweg gut geraten, manche allerdings ziemlich „hei den Haaren herheigezogen".

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

196) **E. L. Hicks** and **G. F. Hill, A manuel of Greek historical inscriptions.** New and revised edition. Oxford, Clarendon Press. London, H. Frowde, 1901. XXXVI u. 344 S. 8. 12 s. 6 d.

Dem Titel entsprechend beschränkt sich diese sehr handliche und übersichtliche Sammlung auf die rein historischen griechischen Inschriften unter Ausschlufs der in erster Linie für die sogen. Altertümer oder für die Kunstgeschichte wichtigen. Während die Texte in der ersten, im Jahre 1882 erschienenen Auflage his in die römische Kaiserzeit reichten, haben Hicks und sein neu hinzugekommener Mitarbeiter Hill sich angesichts der inzwischen eingetretenen gewaltigen Vermehrung des epigraphischen Materials entschlossen, in der vorliegenden zweiten Auflage alle Steine aus der Zeit nach dem Tode Alexanders beiseite zu lassen, um dem Buche den Vorzug der Handlichkeit und Übersichtlichkeit zu erhalten.

Die Sammlung soll in erster Linie dem englischen Studierenden der alten Geschichte dienen, ihm das Verständnis der griechischen Inschriften erschliefsen, sowie ihn veranlassen und befähigen, an die in England so zahlreich vorhandenen und so leicht zugänglichen Originale selbst heranzutreten. Deshalb wird eine kurze Anleitung vorausgeschickt, worin der Anfänger über die übliche Publikationsweise der Inschriften, über das griechische Alphabet, Orthographie und Technik der Inschriften, über Zahl- und Münzzeichen, Geldwert, über das attische Jahr und sogar über Rat und Volksversammlung in Athen eine nach deutschen Begriffen ganz elementare Belehrung findet, im übrigen aber für eingehendere Studien auf Kirchhoffs Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets und Roberts Greek Epigraphy sowie auf die englische Ausgabe von Gilberts Handbuch der griechischen Staatsaltertümer verwiesen wird. Die Reihenfolge der Inschriften ist streng chronologisch, und bei jeder Nummer wird der Überschrift mit ihrer kurzen Bezeichnung des historischen Ereignisses, auf das die Urkunde Bezug hat, eine mehr oder weniger bestimmte chronologische Angabe beigefügt. Umfangreichere Texte sind in Paragraphen eingeteilt, die mit kurzen Hinweisen auf den Inhalt versehen sind; bei schwierigeren Inschriften werden auch ausführlichere Inhaltsangaben gemacht, zuweilen wörtliche Übersetzungen gegeben. Die Zeilen sind, wenn ihr Umfang es irgendwie gestattet, nicht fortlaufend, sondern wie auf den Steinen untereinander gestellt. In den Text der nicht im ionischen Alphabet geschriebenen Inschriften wird für die Zeichen *o* und *ε* stets der Lautwert

eingesetzt. Bruchstücke, die keinen zusammenhängenden Text ergeben, werden beiseite gelassen. Kurz, alles ist darauf angelegt, dem Nichtepigraphiker die Inschriften in möglichst übersichtlicher Anordnung und möglichst lesbarer und leicht verständlicher Gestalt zugänglich zu machen.

Bei der von kundiger Hand vorgenommenen Auswahl der Inschriften sind auch die metrischen berücksichtigt, die Dittenberger in seiner Sylloge bekanntlich mit Rücksicht auf die bequeme Sammlung von Kaibel ausgeschlossen hat. Der auf völliger Beherrschung der vorhandenen Literatur beruhende Kommentar beschränkt sich im wesentlichen auf die historische Erläuterung. Im Gegensatz zu deutschen Sammlungen wird er nicht in der Form von Amerkungen, sondern in zusammenhängender Darstellung gegeben und ist infolgedessen trotz seiner Knappheit lückenlos und klar. Wer tiefer in den Stoff eindringen will, dem wird in den Literaturangaben der beste und kürzeste Weg dazu gezeigt.

Mit Rücksicht auf den praktischen Zweck des Buches sehr dankenswert sind die am Schlusse beigegebene attische Eponymenliste aus der Zeit von 500 bis 321 v. Chr. und die beiden reichhaltigen Indices.

Somit ist das Buch auch in der neuen Auflage ein wertvolles Hilfsmittel für das Studium der griechischen Geschichte, in erster Linie für den englischen Studierenden, womit indes nicht gesagt werden soll, daſs nicht auch der deutsche Student sowie der Lehrer der griechischen Sprache und Geschichte in den Oberklassen unserer Gymnasien, der noch keine eingehendere Kenntnis der griechischen Steine besitzt, es mit Vorteil benützen könnte.

Stolberg (Rheinland). **Arnold Behr.**

---

197) **Ad. Lehmann, Bilder zur alten Geschichte.** Leipzig, Leipziger Schulbilderverlag von E. Wachsmuth, 1900. Fol.
pr. Taf. ℳ 2.80.
Leinwandrand mit Ösen Zuschlag ℳ 0.20.

Lehmanns kulturgeschichtliche Bilder, seit langem zur Belebung des Unterrichts in vielen Schulen mit groſsem Erfolge gebraucht, erhalten in den drei neuen Blättern: ägyptischer Tempel, Inneres eines römischen Hauses und im römischen Lager eine höchst willkommene Erweiterung. Ist das erste Bild von Müller-Wachsmuth in seiner Häufung des Stofflichen, der Darstellung des Niltales mit seinen schroff abfallenden Felsenufern, in denen Gräber sichtbar werden, Tempelanlagen, Pylonen, Obelisken, Sphinxen, Götzenbildern, Proben der Vegetation und des Kostüms etwas

reichlich lehrhaft, so erscheint die Rekonstruktion des Hauses des Corn. Rufus durch Weichardt-Dietrich in seiner künstlerisch einwandfreien Ausführung sehr geeignet, in unseren Schülern Freude und Interesse an der antiken Kultur und Kunst zu erwecken. Auch Joh. Gehrts römisches Lager dürfte allgemeinen Anklang finden und auch den Vorzug vor Gurlitts in dieser Zeitschrift gewürdigter Cäsarmappe verdienen. Denn bei gleichem Format unterscheidet sich Gehrts Bild von jenen Tafeln durch die feinere Zeichnung, die zweifellos geschmackvollere Komposition und namentlich durch die farbige Darstellung. Dazu kommt, dafs der Preis der Lehmannschen Tafeln noch um ein kleines niedriger ist, als der Preis der Cäsarmappe. Wir können somit die Anschaffung der Bilder zur alten Geschichte nur auf das angelegentlichste empfehlen.

Bremen. **L. Koch.**

---

198) **Christian Hülsen, Wandplan von Rom.** Romae veteris tabula in usum scholarum descripta. Vier Blätter. Mafsstab 1:4250. Gröfse der aufgezogenen Karte 180:140 cm. Mit 2 Spezialplänen als Kartons. 1. urbis incrementa regionatim descripta, 2. urbis pars media duplici maioris tabulae modulo descripta. Berlin, Dietr. Reimer, 1901.

In Umschlag *M* 9.—.
Aufgezogen auf Leinwand mit Mappe *M* 15.—.
Auf Leinwand mit Stäben *M* 17.—.

Was lange währt wird gut — im vollen Umfange läfst sich das Sprichwort auf das Meisterwerk anwenden, mit dem Herausgeber und Verleger die Geduld belohut haben, mit der die Interpreten der antiken Autoren Jahrzehnte lang den empfindlichen Mangel einer grofsen Wandkarte des alten Roms ertragen haben. Die Forschungen, die Chr. Hülsen seit vielen Jahren auf dem Boden Roms angestellt hat, die Ausgrabungen, die die italienische Regierung auf dem Forum in den letzten Jahren unternommen hat, sind der Wandkarte zu gute gekommen, die ein neues und wirksames Mittel sein wird, die Lektüre römischer Schriftsteller fruchtbringend zu gestalten und zu beleben. Wir brauchen nicht zu befürchten, dafs die Karte, die der beste Kenner der Roma vetus geschaffen hat, über kurz oder lang durch neue Ausgrabungen an der oder jener Stelle antiquiert sein wird. Hülsen bietet uns das Ergebnis langjähriger Arbeit an der Feststellung der Topographie Roms bis zum Anfang des Jahres 1901 in rühmenswerter Klarheit und Übersichtlichkeit. Der

Mafsstab, den er für die Hauptkarte gewählt hat, entspricht gewifs den Forderungen, die man füglich im Interesse des Unterrichts erheben kann. Auch die Farben, die für Wasserläufe, Höhenzüge, Parkanlagen (Str.) u. s. w. beliebt sind, der Druck, in dem die Namen der Örtlichkeiten, Gebäude und Strafsen gegeben sind, — es ist durchweg Antiqua verwendet — tragen dazu bei, die Anschaulichkeit zu fördern. Dafs Hülsen auf eine möglichst vollständige Verzeichnung der in den klassischen Historikern und Dichtern genannten Örtlichkeiten sah, wird man als selbstverständlich hinnehmen. Aber dankbar ist es anzuerkennen, dafs er auf die Darstellung des antiken Strafsennetzes besondere Sorgfalt verwandte und die sonst isolierten Monumentalbauten in lebendige Beziehungen zu den Verkehrsadern des alten Roms setzte. Wie viel leichter wird es nun sein, dem Horaz auf seinem Spaziergang durch die Weltstadt zu folgen.

Von den beiden Nebenkarten, deren erste eine Übersicht über die historische Entwickelung der Stadt, die zweite das Forum samt den umgebenden Hügeln darstellt, wird namentlich die letztere mit allgemeiner Freude aufgenommen werden. Denn nicht nur nimmt sie die erst kürzlich untersuchten Teile des Forums bis zum niger lapis auf, sondern sie verzeichnet den Lauf der Strafsenzüge in aller Schärfe, von den Gebäuden am Forum und an der Sacra via wird, soweit das überhaupt möglich war, der Grundrifs in hinreichender Deutlichkeit wiedergegeben.

Die Ausstattung macht der Verlagshandlung alle Ehre. Das Papier ist gut, der Druck vortrefflich, nur an ganz wenigen Stellen der zweiten Nebenkarte, wo Schraffierung und Buchstaben ineinander geflossen sind, sind die Namen dem unbewaffneten Auge schwer erkennbar.

Nach dem gesagten bedarf es kaum der Mahnung an alle Schulleitungen, die Erwerbung des für den lateinischen Unterricht in den oberen Klassen unentbehrlichen Hilfsmittels zu beantragen

Bremen. **L. Koch.**

---

199) **Wilhelm Wundt, Sprachgeschichte und Sprachpsychologie.** Mit Rücksicht auf B. Delbrücks „Grundfragen der Sprachforschung“. Leipzig, Engelmann, 1901. 110 S. 8. ℳ 4 —.

Die Schrift ist, wie auch der Titel andeutet, eine Erwiderung auf das Delbrücksche Buch „Grundfragen der Sprachforschung“, das seinerseits als eine breit angelegte Kritik der grofsen, zweibändigen „Völkerpsychologie“ von Wundt betrachtet werden kann. Beide Schriften laufen

darauf hinaus, die grundsätzlichen Verschiedenheiten in den Auffassungen der beiden Forscher zu präzisieren und eingehend zu begründen. Die bedeutendste Rolle spielt dabei das Verhältnis der Psychologie zur Sprachgeschichte, weil es auf die Auffassung und die Lösung vieler anderer wichtiger Probleme mithestimmend einwirkt. Referent steht durchaus auf seiten Wundts, dessen Werk er als einen bedeutenden Fortschritt über das bisher Erreichte hinaus betrachtet.

München. **Gustav Herberich.**

---

200) **Tischers Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische** bearbeitet von **O. Müller.** Fünfte Auflage. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1901. I. Teil. Aufgaben zum Übersetzen von G. Tischer und O. Müller. XXIV u. 288 S. 8 II. Teil. Anmerkungen, Stilistische Anleitung, Satzlehre und Wörterverzeichnis von O. Müller. 168 S. 8. geb. zus. ℳ 3.80.

Von dem deutschen Text zum Übersetzen entfallen auf IV, III B und III A 173 Seiten des Buches, der Rest, 111 Seiten, auf die höheren Klassen. Ein grofser Teil der Stücke besteht aus Einzelsätzen, die zusammenhängenden Vorlagen lehnen sich meist an die Klassenlektüre an. Der Verf. glaubt, dafs der Übersetzungsstoff für die Bedürfnisse aller Klassen von IV—I einschliefslich ausreicht. Diese Ansicht teilt der Ref. nicht. Für Prima wenigstens genügen die wenigen Stücke, die sich an die lateinische Lektüre anschliefsen, 20 im ganzen, keineswegs, zumal da sie zum Teil nur in Retroversionen bestehen (z. B. St. 29. 87. 88. 133) und auch im übrigen viel zu leicht gehalten sind (z. B. St. 5. 8. 19. 25). Besonders bieten sie nicht genügend Gelegenheit zum Periodenbau.

Dagegen wird das Buch in den übrigen Klassen mit grofsem Nutzen verwendet werden können, da die wichtigsten Regeln der Syntax immer wieder an geeigneten Beispielen geübt werden. Zu wünschen wäre freilich, dafs die Lektüre der Sekunda noch mehr Berücksichtigung fände, besonders die Rede de imperio. Vorlagen über Ciceros rednerische Tätigkeit, über Pompejus, Lukullus und Mithridates würden gewifs das Verständnis dieser Rede, mit der gewöhnlich die Cicerolektüre begonnen wird, wesentlich fördern. Ebenso würden Stücke über Livius' Leben und Geschichtswerk sehr dankenswert sein und mehr Nutzen stiften als z. B. St. 32 und 119, die eine stellenweise wörtliche Übersetzung von Liv. 1, 7

und 21, 30 sind. Wer derartige Übungen vornehmen will, deren Berechtigung ich nicht verkenne, braucht dazu keine deutschen Vorlagen, sondern kann unmittelbar nach dem Lesen eines geeigneten Kapitels noch einmal Satz für Satz die deutsche Musterübersetzung wiederholen und sie von den Schülern ins Lateinische übertragen lassen.

Der deutsche Ausdruck ist in den zusammenhängenden Vorlagen meist angemessen. Aufgefallen sind mir nur Kleinigkeiten: St. 29, Z. 25 „dem begierigen Manne"; St. 88, Z. 15 „es ist nahe daran, dafs auch das, was jener selbst, wenn er lebte, nicht tun würde, wie von ihm beabsichtigt (= quasi cogitata ab illo), gutgeheifsen wird"; St. 107, Z. 29 ist für „dieser, der wohl wufste", „da dieser wohl wufste" zu schreiben, um den Schüler vor der fehlerhaften Übersetzung „qui non ignorabat" zu bewahren; St. 112, Z. 14 „von den Sicilianern", Z. 25 „fast zusammengesunken wäre ich" (besser: „fast hätte mich der Schlag gerührt"). Auch billige ich es nicht, dafs überall bei Eigennamen der Artikel gesetzt ist.

Mehr Grund zu Ausstellungen gibt der deutsche Ausdruck in den Einzelsätzen. Vor allem wird statt des Impf. oft das Pf. angewendet und statt der Infinitivkonstruktion ein schwerfälliger Dafs-Satz gebildet (z. B. p. 180, S. 11 und p. 146, S. 24). Aufserdem greife ich folgendes heraus: p. 11, S. 42 „über den Flufs Donau"; p. 16, S. 44 „Dionysius" (sonst Dionys); p. 158, S. 59. 67. 69. 70, p. 199, S. 13 das undeutsche Fut. II; p. 174, S. 9 „sich an Procillus versündigen", p. 177, S. 64 „durch die Hinrichtung vor den Kopf stofsen", p. 179, S. 8 „dem Cicero als Konsul gelang es".

Hierzu kommen einige sachliche Versehen oder Ungenauigkeiten: p. 175, S. 21 „Cicero" (st. Curio cfr. Caes. b. c. 1, 30); St. 57 „die, welche Rom am nächsten wohnten, anzugehen, schien der Würde des römischen Volkes zuwider zu sein", während nachher erzählt wird, dafs die Römer bei den Volskern und Etruskern, also bei ihren nächsten Nachbarn, Getreide zu kaufen versuchten; St. 130, Z. 34 „Legaten" (st. Gesandte); St. 130, Z. 45 „dort Krieg geführt hatte", während Antonius in Cilicien gegen die Seeräuber gekämpft hatte"; p. 240, S. 38 „Caesar" (st. Augustus); St. 29, Z. 6 „Garten" (= horti, hortuli); p. 168, S. 4 „Hannibal" (st. Hannibals Soldaten); p. 169, S. 36 „mit denen will ich es halten" (= mihi res est; richtig p. 213, S. 5); p. 208, S. 23 „die Frauen" (st. weise Frauen); p. 250, S. 45 mufste in anderer Form ge-

gegeben werden, denn so urteilt Maharbal, nicht die Geschichte; auch p. 99, S. 33; p. 36, S. 51; p. 169, S. 21; p. 200, S. 31 entsprechen nicht den geschichtlichen Tatsachen.

Diese kleinen Versehen beeinträchtigen natürlich nicht den Wert des Ganzen. Ich würde sie gar nicht erwähnen, wenn nicht die Brauchbarkeit des Buches eine neue Auflage bald erwarten liefse.

Die Anmerkungen im II. Teile sind mit grofser Sorgfalt zusammengestellt. Sie sind so reichlich bemessen und enthalten soviel Hinweise auf die Grammatik, dafs auch schwache Schüler mit ihrer Hilfe eine richtige Übersetzung liefern können. Zu St. 62, A. 1 hätte vielleicht noch auf E-S § 240 verwiesen werden können.

Gleiches Lob verdient das Wörterverzeichnis. Nur halte ich es für überflüssig, darin Konjunktionen wie „sowohl — als auch" und „weder — noch" aufzuführen. Sehr nützlich dagegen sind die synonymischen Angaben. Diese könnten sogar noch reichlicher bemessen sein. Z. B. vermisse ich unter „leben" vivere; es ist nur „esse" angegeben, trotzdem es in St. 88, Z. 16 „si viveret" heifsen mufs. Nur versehentlich ist wohl sine dubio für „ohne alles Bedenken" aufgeführt. Die Angabe „mit vollem Recht suo iure" ist nicht für jeden Schüler ausreichend.

Die stilistische Anleitung und die Übersicht über die Satzlehre zeichnet sich durch manche feine Bemerkung und durch scharfe Fassung der Regeln aus. Ich würde es aber zweckmäfsiger finden, wenn dieser Abschnitt so erweitert würde, dafs der Gebrauch einer anderen Grammatik überhaupt entbehrlich wird. Es kann nur Verwirrung und Unsicherheit bei den Schülern hervorrufen, wenn sie dieselbe Regel in verschiedener Fassung kennen lernen. Die wenigen Versehen, die ich in diesem Teile bemerkt habe, sind folgende: § 124 dubito an beatus sit, ich zweifle, ob er gl. ist (richtig § 172, A 1); § 151 per me stat quominus, es liegt an mir, dafs; § 200 cum alii multi — tum (richtig § 136, A. 1).

Potsdam. **E. Krause.**

---

201) **Rudolf Knesek, Lateinisches Übungsbuch** für die zweite Klasse der Gymnasien und verwandter Anstalten. In zwei Abteilungen (Übungsstücke und Wortkunde). Linz a. D., F. J. Ebenhöch, 1901. 235 S. gr. 8. ℳ 2.40.

Das Übungsbuch ist die Fortsetzung des in der N. Ph. R. 1901, Nr. 7 angezeigten und wie dieses unter Anlehnung an die Grammatik von

Strigl, Scheindler und Schmidt für österreichische Gymnasialanstalten ausgearbeitet. Es behandelt der Reihe nach subst. (plur. und sing. tantum, defect., heterocl. etc. in gesonderten Abschnitten), Ortsnamen, Komparation, Numeralia, Pronomina, *sum, possum,* Verba der 3. K. auf *io,* Deponentia 1.—4. K., Verba nach ihren Stammformen, Incohativa, Deponentia incoh. 3. K., Depon. 4. K., Semideponentia, V. anomala, Komposita von *fero, volo* etc., *eo,* Komposita von *eo, queo-nequeo-edo, fio, memini-odi, inquam-quaeso.* Der Übersetzungsstoff besteht aus lateinischen und deutschen Einzelsätzen verschiedenartigsten Inhaltes und zusammenhängenden lateinischen Darstellungen, vorwiegend Erzählungen aus der alten Sage und Geschichte, denen anhangsweise Sprichwörter, Gedächtnisverse und Distichen beigegeben sind. Er ist von vielen Anmerkungen unter dem Strich begleitet, wird aber trotzdem, wenigstens zu einem guten Teile, für die Unterrichtsstufe nach Form und Inhalt ziemlich schwierig sein. Der lose beigefügte zweite Teil enthält ein Verzeichnis von Wörtern zu den Stücken 1—96, ein alphabetisch angelegtes lateinisches und deutsches Wörterverzeichnis, ein 12 (!) Seiten umfassendes Verzeichnis der vorkommenden lateinischen Eigennamen und ein solches der deutschen Eigennamen von 8 Seiten, endlich einen Anhang mit „grammatisch-stilistischen Bemerkungen". Die ganze Arbeit bekundet und verlangt grofses Wissen und Lehrgeschick, und man darf füglich an der Befähigung der Schüler seine Freude haben, die imstande sind, sie zu bewältigen.

Eupen. **W. Wartenberg.**

---

202) **Jules Verne, Le Testament d'un Excentrique.** Illustrations par **George Roux.** IIme Partie. Paris, Hetzel, 1901. 8. 3 fr.

Das interessante, zu den „Voyages Extraordinaires Couronnés par l'Académie française" gehörende Werk des berühmten Verf. ist schon in seinem ersten Teil in dieser Zeitschrift besprochen worden; auch im vorliegenden zweiten und letzten Teil weifs der Verf. das Interesse des Lesers bis zuletzt zu fesseln, sowohl durch den eigenartigen Gang der Handlung, in der die Personen der Erzählung als Figuren eines Spiels zufolge des Testaments eines Sonderlings kreuz und quer durch alle Staaten der Nordamerikanischen Union umhergesandt werden, als auch namentlich durch die Schilderung geographischer, sozialer u. a. Verhältnisse Nordamerikas. Als Gewinner des Spiels und der Millionen des Erblassers geht

schliefslich eine geheimnisvolle Persönlichkeit hervor, als welche sich endlich kein anderer als der Erblasser selbst entpuppt, der, in seinem prächtigen Erbbegräbnisse aus einem Starrkrampf aufgewacht, in aller Eile seinem Testamente ein Kodizill hinzufügt, das ihm die Möglichkeit gewährte, sich am Spiel zu beteiligen nnd so event. seine eigenen Millionen zn gewinnen. Komisch wirkte auf mich der Ausfall des Verf. auf Bismarck bei Erwähnnng der amerikanischen Stadt Bismarck — „cité non moins isolée que le porteur de ce nom abhorré dans sa solitude de Friedrichsruhe“.

Charlottenburg. **W. Buhle.**

---

203) **Albert Schenk, Vive le Rire!** Recneil de Jeux de Mots, d'Épigrammes, d'Amusettes, de Rébus et d'Attrapes à l'Usage des Écoles et des Familles, avec des Notes et un Index. Kiel, Robert Cordes [o. J.]. 128 S. 8. brosch. ℳ 2 —; geb. ℳ 2.75.

Das vorliegende Büchlein, das als Motto ein Wort aus Rabelais trägt: „Pour ce que le rire est le propre de l'homme“, ist ganz dazu geeignet, den Wunsch seines Herausgebers zu erfüllen: „Va donc dérider les fronts, petit livre, fais passer quelques instants agréables à tes lecteurs, et tu anras atteint ton but.“ Mit grofsem Vergnügen blättert man in ihm und liest lachend die von echt französischem Witz erfüllten Bonmots, die Wortspiele, Scherzrätsel, Rebus u. s. w., unter denen man wohl hie und da alte Bekannte antrifft, die man aber so bequem und reichhaltig bisher nicht beisammen hatte. Der Herausgeber hält es mit Recht für ersprieſslich, die Franzosen auch von dieser Seite kennen zu lernen; natürlich hat er, da das Büchlein für Schule und Familie bestimmt ist, eine sorgfältige Auswahl nach pädagogischen Gesichtspunkten treffen müssen und darum nur Sachen gebracht, die zugleich belehren und belustigen und von allen gelesen und verstanden werden können. Anmerkungen (S. 106 bis 123) erleichtern noch das Verständnis und ein alphabetisches Verzeichnis der Schlagwörter das schnelle Auffinden.

Somit sei das Büchlein allen Freunden des französischen „Esprit“ nnd allen denen bestens empfohlen, die das fröhliche Lachen nicht ganz aus dem Schulzimmer verbannt sehen möchten.

Dt.-Wilmersdorf. **F. Blume.**

---

204) **Louis Bertrand, La Fin du Classicisme et le Retour à l'Antique** dans la Seconde Moitié du XVIIIe siècle et les Premières Années du XIXe, en France. Paris, Hachette et Cie., 1897. XVI u. 425 S. 8. fr. 3.50.

Das vorliegende, ursprünglich als Doktordissertation (thèse) verfafste Werk schildert uns die antikisierende Bewegung, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich begann, nachdem sie lange durch den antichristlichen Sinn der vorangegangenen Zeit vorbereitet worden war, die sich dann, aus den vornehmsten Kreisen bis in die tiefsten Schichten des Volkes hinabsteigend, in allen Lebensäufserungen der französischen Gesellschaft offenbarte und in den Werken der Gelehrten wie der Künstler, der Dichter, Maler und Bildhauer ihren Ausdruck fand. Die Kapitel „Les Travaux de l'Érudition — la Critique et l'Antiquité — le Théâtre et l'Imitation de l'Antique — les ‚Poetae Minores' — André Chénier — l'École de David et l'Imitation de l'Antique — l'Idée Antiquisante dans la Littérature du Directoire et de l'Empire" zeigen uns das Entstehen und das allmähliche Umsichgreifen dieser Bewegung, die mit der Revolution und in den Werken eines Chénier und eines David ihren Höhepunkt erreicht. Die Bewegung glich derjenigen der Renaissance; man wollte durch das Studium der Alten wieder zum Ernst der Lebensauffassung, zum Grofsen in Wissenschaft und Kunst gelangen; auch der lebendige Glaube, auf diesem Wege zur wahren Menschenbildung emporzusteigen, war wieder vorhanden. Naturgemäfs war aber die ganze Bewegung schwächer. Man hatte eine anerkannte Kultur, auf die man stolz war, mit der man nicht zu brechen den Mut hatte, die des „grofsen", des 17. Jahrhunderts, die man kein Bedenken trug, selbst über die der Griechen und Römer zu stellen.

Die Bewegung trug gerade hier bereits den Todeskeim in sich. Während die Renaissance den Mut und die Kraft hatte, sich selbst zu vertrauen, die ganze Wirklichkeit getrosten Mutes aufzunehmen und widerzuspiegeln, blieb die Bewegung des 18. Jahrhunderts in Nachahmung stecken und ging an dem Autoritätsglauben zu Grunde. Die Romantik, die ursprünglich ebenfalls an die klassische Tradition angeknüpft hatte, kam endlich zum vollen Bruche mit ihr Die Romantiker machten geradezu das Studium des Altertums für den unfruchtbaren Klassizismus verantwortlich und wandten sich deshalb der Kultur der germanischen Völker zu.

Bertrauds fleifsiges Buch interessiert durch seinen überaus reichen Inhalt nicht nur den Studierenden der Literatur- und Kunstgeschichte. Auch der Historiker wird es mit Freude lesen und darin eine Bereicherung seiner kulturgeschichtlichen Kenntnisse finden.

Berlin. **Th. Engwer.**

---

205) **Louis Lagarde, La clef de la conversation française.** Berlin, Gärtners Verlag, 1901. VIII u. 120 S. 8. ℳ 1.60.

Die amtlichen Lehrpläne von 1901 verlangen, dafs die an die Lektüre angeschlossenen Sprechübungen durch solche ergänzt werden, die den regelmäfsigen Vorgängen und Verhältnissen des Lebens gelten. Das vorliegende Büchlein kann als ein recht brauchbares Hilfsmittel zur Erreichung dieser Forderung bezeichnet werden. Es setzt bei dem Schüler einige grammatische Kenntnisse voraus und wird deshalb erst in O. III oder U. II mit Erfolg zu gebrauchen sein. Einen Anspruch auf erschöpfende Behandlung der verschiedenen Themata macht es nicht, sondern will nur Anleitung geben und den Schülern die Kenntnis der wichtigsten Ausdrücke in idiomatischem Französisch und der gebräuchlichsten Wörter des täglichen Lebens vermitteln. Eine beliebige Ergänzung bleibt dem Lehrer überlassen. Es ist anderseits kein Vokabular, sondern behandelt in Form fortlaufender Erzählung für jeden Stoff in 22 Lektionen folgende Gebiete: le corps humain et l'organisme; aliments et boissons; habillement; division du temps; la maison; ameublement; la ville; éclairage et chauffage; communications et moyens de transport; température et saisons; langues et grammaire; la famille, Etat, gouvernement, instruction; carrières libres et commerce; métiers; principales formules de politesse; maladies et choses qui s'y rapportent; animaux et plantes; métaux et étoffes; divertissements, théâtres; armée et marine. Nach welchen Grundsätzen gerade diese Anordnung des Stoffes gewählt worden ist, ist nicht ersichtlich. Jeder Lektion ist eine Erzählung beigegeben, die mit dem behandelten Stoffe in Beziehung steht und die darin enthaltenen Wörter und Ausdrücke teilweise verarbeitet. Diese Geschichtchen eignen sich in der Schule als Vorlage für Diktatübungen. Den Schlufs des Buches bildet ein nach den Lektionen geordnetes Vokabular, welches die schwierigeren Wörter und besonders die Gallicismen in deutscher Übersetzung bringt. Sprachlich ist das Buch einwandfrei.

Jüterbog. **M. Prollius.**

---

206) **LA VIE PARISIENNE AU XIXE SIÈCLE.** PARIS de 1898—1900 D'APRÈS LES ESTAMPES ET LES MÉMOIRES DU TEMPS etc. publié sous la direction de **CHARLES SIMOND.** (Vol. III 1870—1900.) Paris, Librairie Plon, 1901. gr. 8. 646 S. = Série 15-20. à fr. 2.50.

Mit der 20. Lieferung ist Simonds 3. Band vollendet und damit das ganze Werk zu einem glücklichen Abschlufs gebracht. Steht die Zeit dieses Teiles uns auch wohl nahe, so weist diese Grofsstadt doch einen so bedeutenden Wechsel des äufseren und inneren Lebens, des räumlichen und geistigen Wachtums auf, dafs es für die ältere Generation schon wieder eines Erinnerungsmittels bedarf, um die Zeiten des Niedergangs und des Wiederaufschwungs in den ersten Jahren des Republikanischen Paris zu verfolgen. Schlofs der 2. Band schon mit dem 4. September 1870 ab, so ist das gleiche Jahr vom genannten Zeitpunkte ab auch dem Anfang des neuen Bandes zugewiesen. Die Jahre 1870/71 sind natürlich hervorragend bedacht: die Belagerung und Verteidigung der Hauptstadt, die Periode der Kommune bringen eine Fülle der interessantesten Äufserungen des öffentlichen und privaten Lebens Indes auch in den folgenden Abschnitten fehlt es nicht an aufserordentlichen Ereignissen, die sich speziell an die Hauptstadt knüpfen: Drei Weltausstellungen (1878, 1889, 1900); dazwischen und daneben andere Feste, Einweihungen, Jubiläen, Erste Aufführungen, „Affairen", Attentate, Explosionen, Beisetzungen namhafter Politiker, Künstler, Aufzüge, Präsidentenwechsel, Paraden u. s. w., Russenfeste, Zarenbesuche. Kurz, was Herausgeber und Verleger in ihren ersten Ankündigungen versprochen haben, ist vollauf geleistet worden. Indem wir für alles andere auf die früheren Besprechungen verweisen, bemerken wir noch, dafs jedes Jahr seinen eigenen Geschichtschreiber hat, dafs der ganze Zeitraum der dritten Republik aber besonders eingeleitet ist durch den Herausgeber mit den Kapiteln Paris administratif, P. intellectuel, La vie, La société. Den Beschlufs des Bandes machen folgende Aufsätze: G. Labadie-Lagrave, la troisième République; Albert Callet, Paris monumental sous la tr. R.; Jules Troubat, La littérature; Henri Bouchot, La mode. Zuletzt nimmt A. Simond noch einmal das Wort zu einem Rückblick: Cent ans de Paris. Das mit 4000 Illustrationen ausgestattete Werk, schon an sich eine höchst interessante Lektüre, bietet eine Fülle der Belehrung über die behandelte Zeit und kann daher allen Kollegen, die die neusprachliche Lektüre an unseren

höheren Schulen betreiben, besonders denen, die das Nachbarland und seine Hauptstadt im französischen Klassenunterricht behandeln, als eine reichhaltige Stoffsammlung empfohlen werden.

B. **A. L.**

---

207) W. Duschinsky, Übungsbuch zur französischen Syntax. Oberstufe. Leipzig, G. Freytag, 1902. 191 S. 8. geb. ℳ 2.50.

Das „Übungsbuch" bildet den III. Teil von Weitzenböcks „Lehrbuch der französischen Sprache" und schliefst sich in seiner äufseren Anlage an dasselbe an. Es sucht einem Mangel abzuhelfen, der den meisten seitherigen Übungsbüchern für die Oberstufe anhaftete und der darin bestand, dafs den Übungsstücken der enge Zusammenhang mit der Lektüre fehlte. Diese Verknüpfung zwischen Lektüre und Übung in einem Buche herzustellen, ist nun freilich eine schwierige Aufgabe, die sich erst dann wird zur vollen Zufriedenheit lösen lassen, wenn einmal ein bestimmter Kanon für die Lektüre in den Oberklassen ausgearbeitet vorliegt. Den vorläufig möglichen Ausweg hat D. beschritten, indem er jedes Kapitel seines Übungsbuches mit einem Lesestück eröffnet, aus dem die grammatischen Regeln gewonnen werden und an das die Übung unmittelbar anknüpft. Dabei ist auf möglichste Abwechslung Bedacht genommen, den Übersetzungen und Stilübungen naturgemäfs der breiteste Raum gewährt worden. Einen besonderen Abschnitt bildet der mit peinlichster Sorgfalt ausgearbeitete Commentaire, ein wahres Muster für die Erklärung fremdsprachlicher Texte. Die im allgemeinen nach drei Gesichtspunkten — sprachliche Form, Synonymik, Sachliches — getrennten Erläuterungen zeichnen sich durch ihre klare und präzise Fassung aus. Sie sind, wie es die Lehrpläne fordern, in französischer Sprache gegeben; doch hat der Verf., wo er es für nötig erachtete, den deutschen Ausdruck in Klammer zugefügt. Der Abschnitt „Préparations", der die Vokabeln zu den deutschen Übersetzungsstücken enthält, weist bei Gelegenheit auf die im Commentaire behandelten Synonymen hin, wodurch die Benutzung des Buches erleichtert wird. Ein weiterer Abschnitt „Résumés", bringt eine Anzahl Muster für kurze Inhaltsangaben in der fremden Sprache. Dann folgt eine sorgfältige Zusammenstellung von Vokabeln in Gruppen, eine Beigabe, die manchem Kollegen willkommen sein wird. Das sich hieran anschliefsende alphabetische „Vocabulaire" bedarf bei einer Neuauflage des Buches der Vervollständigung. Den Schlufs des „Übungsbuches" bildet das Verzeichnis

der durch die Ministerialverfügung vom 26. Februar 1901 gewährten Reformen in Orthographie und Grammatik, die übrigens in den einzelnen Kapiteln des Buches, jede an ihrer Stelle, auch angeführt sind.

Giefsen. **L. Dietrich.**

---

208) **Johann Friedrich, William Falconer:** „The Shipwrek“ A poem by a sailor (1762). Wiener Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von **J. Schipper.** Heft XIII. Wien und Leipzig, Braumüller, 1901. 79 S. 8. ℳ 2.—.

Eine durchaus originale, schwungvoll geschriebene Arbeit, das ist der Gesamteindruck, den man beim Lesen dieser Schrift erhält. Der Verf. hat vom Standpunkt einer rein naturwissenschaftlichen Weltanschauung und einer daraus entspringenden physikalischen Psychologie ein kleines Epos des sogen. Naturdichters Falconer, eines Seemanns von Beruf, allseitig betrachtet und beurteilt. Zu wünschen wäre, dafs der Verf. jene Theorieen an einem gröfseren, bedeutenderen und bekannteren Werke angewendet hätte. Da es sich doch um eine Einzeluntersuchung handelt, so hätte die Darstellung der grundlegenden Anschauungen eingeschränkt werden können. Auch würde ein wenig mehr persönliche Bescheidenheit dem Verf. und dem Buch nur nützen können. Auf eine Nachprüfung mufs ich verzichten, da mir der Text nicht zugänglich ist. Ich begnüge mich damit, die Kapitelüberschriften hierher zu setzen. Nach einer kürzeren Einleitung gibt der Verf. im allgemeinen Teil: 1) Allgemeine Charakteristik und Kritik, 2) Aus Falconers Heimatland, 3) Ein dichtender Seemann vor Falconer (der Waterpoet John Taylor 1580—1653), 4) Andere englische Schiffbruchgedichte (Beowulf, Shakespeare's Tempest I, 1, Coleridge „The Raven“ und „The ancient Mariner“, Byron im Don Juan), 5) Falconers „Philosophie“. Der spezielle Teil behandelt 1) Die Form (Sprache, Metrum) und 2) die Gefühle. **T.**

---

209) **Otto Ritter, Quellenstudien zu Robert Burns. 1773 bis 1791** (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgegeben von **Alois Brandl** und **Erich Schmidt.** Bd. 20). Berlin, Mayer & Müller, 1901. VIII u. 260 S. 8. ℳ 7.50.

Die vorliegende Arbeit ist aus einer Preisschrift der Berliner Universität vom Jahre 1897 hervorgegangen. Der erste Teil ist bereits

1899 als Berliner Dissertation erschienen und führte die Quellenstudien zu den einzelnen Gedichten bis zum Jahre 1783, die jetzige Arbeit reicht bis zum Jahre 1791 und bringt alle Schöpfungen aus der Blütezeit des Dichters. Die Besprechung der noch fehlenden, letzten Gedichte will der Verf. so lange aufschieben, bis ihm die Benutzung des Britischen Museums ermöglicht ist. Ritters Untersuchungen reihen sich den Arbeiten von Angellier (1893), Minto (1894), Robertson (1894), Henley-Henderson („The Centenary Burns" 1896–1897) u. a. an Diese sind alle bemüht, den sogen. „Naturdichter" Burns als Produkt von überwiegend literarischen Einwirkungen hinzustellen. In der Tat wurzeln seine Dialektlieder in den Volksliedern seiner schottischen Heimat, seine übrigen Lieder sind stark von der schottischen „Vernacular School" und der gleichzeitigen englischen Kunstlyrik beeinflufst. Die Ergebnisse sind oft überraschend, der Überschätzung Burns' ist damit jetzt vorgebeugt, aber seine dichterische Begabung darf trotzdem nicht verkannt werden. Ritter wünscht in seiner Arbeit Studien, Anregungen, Bausteine zu geben, aber auf breitester wissenschaftlicher Grundlage; eine zusammenfassende Bearbeitung des gesammelten Materials hat er nicht angestrebt. Er gibt einen fortlaufenden Kommentar zu den chronologisch geordneten Gedichten. So aufgefafst, hat er seine Aufgabe glänzend gelöst; er zeigt überall grofse Belesenheit, bedeutenden Sammelfleifs, scharfe Beobachtung und stellenweise guten ästhetischkritischen Blick. Er hat vieles, namentlich das Historische und Metrische weit eindringlicher unter die Lupe genommen als seine Vorgänger. Bei Seminarübungen und Einzelinterpretationen wird seine Arbeit die besten Dienste leisten. Dafs er vielleicht stellenweise bei der Annahme von Entlehnungen zu weit gegangen ist, soll ihm nicht besonders ungünstig angerechnet werden, da diese Gefahr bei derartigen Arbeiten nur zu nahe liegt. Aber es bleibt doch zu bedauern, dafs Ritter statt der sachlichen Gruppenordnung die rein chronologische gewählt hat. Es ist schlechterdings nicht leicht, sich aus den zahlreichen Einzelerörterungen einen Gesamtüberblick über die literarischen Beziehungen der Burnsschen Lyrik zu verschaffen. Der Verf. kündigt (S. 143 Anm.) eine Arbeit über die interessante Gestalt des „Einsiedlers" in der englischen Literatur, namentlich des 18. Jahrhunderts, an. **T.**

---

210) **Saure, Adventures by Sea and Land.** With Explanatory Notes and a Vocabulary. Leipzig, Dieterich, o. J. (1901). Zwei Bände, 97 u. 98 S. 8. Je ℳ 1.10.
Vokabular: Je ℳ —.20.

Alle Schulausgaben des Herausgebers, wie vor allem z. B. seine erziehlich sehr wertvollen Lives of Eminent Men British and American sind ein Beweis seiner Treffsicherheit. Man darf bei Saure von vornherein überzeugt sein, dafs nichts nach irgend einer Seite hin Verletzendes in seinen Ausgaben enthalten ist, und dafs aufserdem sprachlich wie inhaltlich dieselben nur wertvolle und anziehende Stoffe bieten. Die vorliegenden zwei Bändchen lassen den taktvollen und kundigen Pädagogen in gleichem Mafse erkennen wie die bisherigen Veröffentlichungen. Jedes derselben enthält fünf kleine, bislang für die Schule noch nicht verwertete Erzählungen realistischen Inhalts, die, lebendig und spannend, sich dem Besten anreihen, was wir an ähnlichen Stoffen unserer Schuljugend bisher zugänglich gemacht haben. Kurze zuverlässige Anmerkungen beschliefsen jeden Band, und aufserdem ist, ähnlich wie in des Herausgebers Sammlung „Modern English Authors" ein Heft beigegeben, welches in Form eines fortlaufenden Kommentars die nötigen Vokabeln und manche dankenswerte Übersetzungshilfe bringt. Im Verhältnis zu der vorzüglichen Ausstattung der Ausgaben ist ihr Preis ein niedriger. Die in einfacher und leichter Sprache geschriebenen Erzählungen werden sich ganz besonders als Anfangslektüre aller Knabenschulen eignen, und selbst an Gymnasien mögen trotz des späten Anfangs der englischen Lektüre diejenigen Kollegen getrost zu diesem Buche greifen, welche es nicht verschmähen, einmal ein Semester in I^b jugendfrische, spannende Abenteuer zu lesen, deren Helden einfach und lebensfroh, energisch und selbständig sind und sich zu Coppées und Theuriets Figuren verhalten, wie der duftende Wald im Sonnenglanze zu einem mit raffinierten Lichteffekten übergossenen modernen Landschaftsgemälde.

Osnabrück. **K. Beckmann.**

---

211) **R. Kron, Stoffe zu englischen Sprechübungen** über die Vorgänge und Verhältnisse des wirklichen Lebens. Nebst einem Wörterverzeichnis. Karlsruhe, Bielefelds Verlag. 95 S. 8. geb. ℳ 1.20.

Seinem gröfseren Werke The Little Londoner, welches bekanntlich eine treffliche Unterlage für den Betrieb von Sprechübungen in den obersten

Klassen bildet, hat der Verf. jetzt ein Buch von geringerem Umfange für Obertertia und Untersekunda folgen lassen. Dasselbe enthält einen Teil der Stoffe des erstgenannten Werkes, natürlich die leichteren Sachen, und zwar ebenso wie in jenem meist in darstellender Form. Es weist also dieselben Vorzüge wie das bereits sehr verbreitete und bewährte Hauptwerk auf, so dafs eine Besprechung im einzelnen entbehrlich erscheint. Eine Folge des Erscheinens dieses Auszuges dürfte aber eine spätere Umarbeitung bezw. Erweiterung des Little Londoner sein, da doch die Schüler der obersten Klassen sich später nicht ein Buch anschaffen können, dessen Inhalt sie schon zu einem Drittel kennen.

Dessau. **Bahrs.**

212) **K. Baedeker, Paris et ses environs,** manuel de voyageur. Avec 12 Cartes et 30 plans. Quatorzième édition. Leipzig, Karl Bädeker, éditeur, 1900. XXII u. 400 (u. 38) S. 8. geb. ℳ 6.—.

Die Frage, ob das vorliegende Buch alle Forderungen, die man in neuester Zeit an einen solchen Führer stellt, erfüllt, liefse sich leicht durch einen Hinweis auf die hohe Zahl der Auflagen erledigen. Doch können wir auch noch die ausdrückliche Versicherung hinzufügen, dafs alle Stichproben und Sonderprüfungen, die an einzelnen Materien vorgenommen sind, stets die befriedigendsten Resultate gegeben haben. — Die fortgesetzten Erweiterungen der Grofsstadt, verbunden mit dem Heranwachsen der Vororte, die Zunahme der Monumentalbauten veränderten das Stadtbild an verschiedenen Stellen erheblich, so dafs der neuen Auflage des Reiseführers vermehrter Stoff erwuchs. Und Neues gab und gibt es auch im engeren Bereich der Sehenswürdigkeiten. Bleiben die Sammlungen und Institute im ganzen die gleichen, so hat es doch auch in diesen während der letzten Jahre mancherlei Änderungen gegeben, und nicht gering ist die Zahl der neuen Erwerbungen, die in den Museen wieder Platz gefunden haben. — Nicht an letzter Stelle sei erwähnt, dafs die Listen der Fremdenhotels und Pensionshäuser u. s. w., die Angaben über die Verbesserungen des Verkehrs nachgesehen und erweitert sind. Bekanntlich macht sich in keinem Punkte der Vorteil einer neuesten Auflage so bemerklich, als bei den Mitteilungen über Gasthaus- und Verkehrsverhältnisse. — Leistet unser Handbuch in Bezug auf Auskunft, Anleitung und Belehrung alles, was man von einem solchen Führer verlangt, so möchten wir im besonderen dieser Ausgabe in französischer

Sprache bei allen das Wort reden, die — und ihre Zahl ist ja jetzt eine sehr grofse unter den Lehrern der Neueren Sprachen — nach Paris gehen, um dort in längerem Aufenthalt ihre französischen Sprachkenntnisse aufzufrischen oder zu erweitern. Wer sich zu einer Besichtigung oder zu einer Orientierungstour vorbereitet, braucht sich mit diesem Buche nicht umzustimmen, hat allenthalben gleich die zutreffendsten Sach- und Fachausdrücke zur Hand, versteht leichter und wird leichter verstanden.

Aber noch für andere Zwecke empfiehlt sich die französische Ausgabe. Unsere Lese- und Lehrbücher strotzen ja von Materialien über die französische Hauptstadt, ihre Einteilung, Verwaltung, Nationalfeste, Theater u. s. w.; für diese Schulliteratur — als einen der besten Vertreter wollen wir kurzer Hand Plattner, „Paris et autour de Paris, Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1900" anführen — bietet sich dem Lehrer der französische Bädeker ungesucht als bestes Präparations- und Hilfsbuch dar. Bemerkt sei für diese Auflage des französischen Buches noch, dafs die unentbehrlichsten Karten für den täglichen Gebrauch (Gesamtplan, Strafsenregister, Teilpläne der Quartiere, Fahrtlinien, Taxen, jetzt in einem herausnehmbaren Beiheft zusammengefafst sind, eine Neuerung, die für die ständige Hantierung sehr zweckmäfsig ist.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 6. September. Nr. 18, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

213) **G. M. Edwards, The Memorabilia of Xenophon,** book II, with introduction and notes. Cambridge, University Press, London, J. C. Clay & Sons, 1901. XLIII u. 98 S. 8. 2 s. 6 d.

Edwards' Ausgabe der Memorabilien ist in erster Linie dazu bestimmt, junge Leute, die sich die nötigen sprachlichen Vorkenntnisse angeeignet haben, in das Studium einer leichteren philosophischen Schrift einzuführen und ihnen so das Verständnis für die Bedeutung der griechischen Philosophie zu eröffnen.

Diesem Zwecke dient zunächst eine ziemlich ausführliche Einleitung, die sich über Xenophons Leben, insbesondere über sein Verhältnis zu Sokrates, seine Stellung zu Kyros, sowie seine Tätigkeit als Feldherr und Schriftsteller im allgemeinen verbreitet (S. IX—XXIII). Des weiteren handelt der Herausgeber über Zweck, Ziel und Eigenart der Memorabilien, indem er zugleich zu den von Lincke und Krohn angeregten Fragen Stellung nimmt, und kennzeichnet an der Hand charakteristischer Stellen aus den Werken Xenophons, Platons und Aristoteles' das Wesen der Sokratischen Dialektik und Ethik (S. XXIV—XLIII), ohne indes zu wesentlich neuen Ergebnissen zu gelangen.

Der Text ist dem Bedürfnis der jugendlichen Leser entsprechend gestaltet, indem die Lesarten der Vulgata bisweilen aufgegeben und durch ansprechende Konjekturen ersetzt sind. Ein Verzeichnis der Abweichungen bzw. ein kritischer Anhang ist aber leider nicht beigefügt. Kurze Inhaltsangaben, jedem einzelnen Stücke vorausgeschickt, deuten den Gedankengang an. Mehrere Partieen, wie z. B. I 24 und 30, sind lediglich aus pädagogischen Erwägungen weggelassen oder gekürzt worden.

In seinem Kommentar ist der Herausgeber bestrebt, schwierigere Stellen durch Angabe der Konstruktion zu erklären, auf die Abweichungen vom attischen Sprachgebrauche hinzuweisen und an zahlreichen Stellen durch eine fertige Übersetzung, die immer dem Idiom der modernen Sprache Rechnung trägt, das Verständnis des Textes zu vermitteln. Die gleiche Sorgfalt ist der Erklärung der Realien gewidmet, dadurch dafs auf alle Fragen aus dem Gebiete der Staats-, Sakral-, Privataltertümer, der Geschichte und Geographie in ausführlicher Weise eingegangen ist, meistens mit Benutzung der einschlägigen Literatur. Ein Index, enthaltend greek words, proper names, grammar, bildet den Schlufs des Ganzen.

Mehrfach hat der Herausgeber auch auf Arbeiten deutscher Gelehrter, wie z. B. Zeller, Kühner, Seyffert u. a., Bezug genommen; die bei uns beliebten und mit Recht geschätzten Ausgaben von L. Breitenbach und E. Weifsenborn dagegen hat er mit Stillschweigen übergangen. Macht er etwa auch ihnen den Vorwurf der „meagreness“, den er im Vorworte summarisch auszusprechen beliebt?

Die Ausstattung des Buches an sich ist vornehm und dabei doch einfach. Der Druck ist deutlich und korrekt. Ein Versehen ist nur auf S. 68 untergelaufen, wo das Talent unrichtig reduziert ist; es mufs natürlich *60 minae* — statt 600 minae — heifsen.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

---

214) **Hermannus Diels, Poetarum philosophorum fragmenta.** Berolini apud Weidmannos, 1901. VIII u. 270 S. 8. ℳ 10.—.

Der zweite Band, der von der von Wilamowitz veranstalteten, bei Weidmann erscheinenden grofsen Ausgabe der griechischen Dichter veröffentlicht wurde, ist von H. Diels bearbeitet. Er umfafst Thales von Milet, von dem nichts auf uns gekommen ist, Kleostratos von Tenedos, von dem wir nur zwei Verse kennen, Xenophanes von Kolophon, Parmenides von Elea, Empedokles von Akragas, Skythinos von Teos, Menekrates

von Ephesos, Sminthes, von dem wir keine Überreste besitzen, Timon von Phlius, Krates von Theben und Demetrios von Troizen. Den Schlufs bildet ein index poetarum, ein index verborum, der aber nicht alle Stellen der Partikeln, sondern nur die wichtigeren gibt, und ein index editionum.

In der Einrichtung schliefst sich dieser Band möglichst enge an den zuerst erschienenen an; von jedem Dichter werden zunächst die Testimonia veterum, dann die Fragmenta mitgeteilt. Während aber Kaibel in dem von ihm bearbeiteten Bande den Fragmenten einen kritisch-exegetischen Kommentar beigab, schied Diels zwischen Kritik und Exegese; was zur Erklärung und zum Verständnis der Fragmente der einzelnen Dichter nötig ist, eine Übersicht über ihre philosophischen Anschauungen und Lehren, das hat der Hrsg. in dem die Testimonia behandelnden Teile beigebracht, so dafs für den die Fragmente begleitenden Kommentar nur die Kritik übrig blieb. Demnach zerfallen die Testimonia in Testimonia vitae, carminum und doctrinae. Auch in der Anordnung der Fragmente tritt eine Verschiedenheit zu Tage; Diels ordnet sie mit Rücksicht auf die Disposition, die dem poetisch-philosophischen Gedicht zu Grunde lag, während sich Kaibel mit einer von den Namen der Gewährsmänner abhängigen alphabetischen Reihenfolge zufrieden gab und in den meisten Fällen auch zufrieden geben mufste.

Die Bearbeitung der Fragmente durch Diels verdient volle Anerkennung; dem Zwecke der Ausgabe entsprechend, die unter Verwertung der sicheren Ergebnisse der bisherigen Forschung eine feste Grundlage für alle weiteren Arbeiten auf diesem Gebiete schaffen will, behielt er überall, wo die Verbesserungsvorschläge nicht über jeden Zweifel erhaben sind, die Überlieferung bei; ihre Mängel, sowie die Möglichkeit, diesen abzuhelfen, bespricht er in den Anmerkungen. Auch hinsichtlich des Dialektes hält er an demselben Grundsatze fest; eigenmächtige Abänderungen oder Uniformierung billigt er nicht. Um so verwunderlicher ist es, dafs er Xenophan. fr. 14 der Ansicht von Wilamowitz, die doch in der Überlieferung über diesen Dichter gar keinen Rückhalt hat, beipflichtet, als ob Xenophanes in seinen Sillen Jamben unter die Hexameter gemischt habe. Davor hätte ihn C. Wachsmuth, Corpusc. poesis epicae Graecae ludibundae² S. 62 f. bewahren sollen.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

215) **Vincenzo Ussani, Le Liriche di Orazio.** Torino, E. Loescher, 1900. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)
vol. I 1900. XLVIII u. 144 S. 8. L. 2.40.
vol. II 1901. 204 S. 8. L. 2.40.

Diese zwei Bände enthalten eine gute Ausgabe der Oden und Epoden des Horaz. Der Verf. ist ein Kenner und Anhänger von Kiefsling, Gow, Wickham. Er kennt aber auch weniger berühmt gewordene Arbeiten, so unter den deutschen: Schütz, Orelli, Dillenburger, Ritter, Keller u. a. Die introduzione enthält I La vita d'Orazio, in welcher er in allen Streitfragen sich für die jetzt allgemein angenommenen Urteile entscheidet, wie z. B. über die Mutter des Horaz S. IX: della madre in vece non ci ha lasciato alcun cenno, onde alcuni argumentarono fosse donna die quelle di cui il tacere è bello. Non crederei: se così era, il poeta non avrebbe dichiarato una volta che dovendo rinascere si sarebbe augurato d'aver di nuovo i genitori che aveva già avuti. Pullia nimmt auch er als Name der Amme. Auch die Flucht Horazens von Philippi wird ausführlich besprochen. Il Müller ricorda in proposito Annibale a Zama e Napoleone a Waterloo. Noi potremmo ricordare ac tempi del poeta o vicini la fuga di Pompeo dal campo di Farsalo e quelle di Ottaviano nella prima battaglia sotto Mutina, quando non solo senza scudo, ma senza paludamento e senza cavallo ricomparve soltanto dopo due giorni etc. Er vergleicht die Herrschaft des Augustus mit der Napoleons III: che scavò il baratro di Sèdan e della pace di Francoforte sotti i piedi della nazione francese. Der zweite Teil der Einleitung über den codex Strozzianus 117 bringt manches für die Geschichte der Überlieferung unseres Dichters Wichtige, ebenso wie der dritte Teil, i metri lirici di Orazio, auf der Höhe der Forschung steht. Da auch der Text und die Anmerkungen viel Neues enthalten — ich erwähne I, 32, 15: dulce lenimen mini usque salve (es stört höchstens solche Art der Erklärung wie III, 29, 6: ne: forse finale (cioè per non guardar sempre ecc.) forse proibitivo con significato di preghiera (non guardar sempre ecc.), so ist das Buch auch für deutsche Forscher von Wert.

Hirschberg (Schlesien). **Emil Rosenberg.**

216) **O. Crusius, Erwin Rohde.** Ein biographischer Versuch. Mit einem Bildnis und einer Auswahl von Aphorismen und Tagebuchblättern Rohdes. Ergänzungsheft zu Erwin Rohdes kleinen Schriften. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr, 1902. VI u. 296 S. 8. ℳ 6.60.

E. Rohde als Philolog ist jedem, der sich mit dem klassischen Altertum beschäftigt, wohlbekannt; sein Bild tritt uns aus seinen Schriften klar und deutlich entgegen. Wir bewundern an ihm die Gründlichkeit und Vielseitigkeit seines Wissens, die Schärfe seines Geistes und die Sicherheit seines Urteils, seine aufserordentliche Gestaltungskraft und sein grofses Darstellungsvermögen. Diese Eigenschaften zeigen sich am glänzendsten in seinen beiden Hauptwerken, dem griechischen Roman und der Psyche, die man trotz etwaiger Abweichungen in der Auffassung von Einzelheiten als Ganze betrachtet unter die Musterleistungen der klassischen Philologie rechnen mufs.

Anders verhält es sich aber mit Rohde als Menschen; diesen kannten nur die wenigen, die einen innigen Verkehr mit ihm hatten; die anderen mufsten ihn verkennen. Dies lag in der Eigenart seines Wesens, das verschlossen, mifstrauisch, herb und abstofsend war. Oft hüllte er sich denen gegenüber, die mit ihm in Berührung kamen, in völliges Schweigen; brach er dieses, so waren es nicht selten harte Urteile, sarkastische Ausdrücke und verletzende Bemerkungen über andere, die man zu hören bekam, wozu noch eine gewisse Rücksichtslosigkeit im Benehmen und Umgang mit anderen hinzutrat. Man konnte nicht umhin, diese Art sich zu geben als Ausflufs eines zu stark ausgeprägten Selbstbewufstseins, dem der richtige Mafsstab zur Wertung der andern abhanden gekommen war, zu betrachten, und so büfste der Mensch Rohde bei flüchtiger Bekanntschaft viel von der Hochachtung und Bewunderung ein, die man dem Philologen Rohde zollte.

O. Crusius hat sich ein grofses Verdienst um Rohde erworben, dafs er in der vorliegenden, fesselnd geschriebenen Biographie die Unrichtigkeit dieser Beurteilug des grofsen Gelehrten nachwies. An der Hand von Briefen und Aufzeichnungen Rohdes, von Mitteilungen seiner Frau, seiner Freunde und Schüler, sowie von eigenen Wahrnehmungen schildert er seinen Lebenslauf von der Wiege bis zum Grabe; wir lernen Rohde als Kind und Mann, als Student und akademischen Lehrer, als Freund, Gatte und Vater kennen und sehen, dafs sich unter der rauhen Hülle, die die

Folge seiner Institutserziehung fern vom Elternhause war, ein warmes, für das Wahre, Schöne und Gute begeistertes, den edelsten menschlichen Regungen zugängliches Herz barg, und dafs er sich selbst oft unglücklich fühlte, weil er sich im Verkehr mit Fremden nicht seiner wahren Natur entsprechend geben konnte. So bildet diese Biographie in der Tat, wie der Verf. auf dem Titelblatt angiebt, ein Ergänzungsheft zu Rohdes Schriften; nur aus beiden zusammen lernen wir den ganzen Rohde kennen. Daher sind wir dem Verf. für seine willkommene Gabe von Herzen dankbar. *β.*

---

217) **Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Griechisches Lesebuch.** Zwei Halbbände Text (XI u. IV u. 402 S. in gr. 8) und zwei Halbbände Erläuterungen (IV u. IV u. 270 S. in gr. 8). Berlin, Weidmann, 1902. Geb. ℳ 2.60; 2.80; 2.—; 2.—.

Seit den Tagen der Berliner Schulkonferenz von 1900 wird gar mancher gleich dem Schreiber dieser Zeilen den Eindruck gehabt haben, dafs in der Anschauung von U. v. Wilamowitz über das Verhältnis des philologischen Universitätslehrers zu den auf der Universität heranzubildenden dereinstigen Schullehrern eine gewisse Wandlung vor sich gegangen sei. Denn während er in der Göttinger Prorektoratsrede von 1892 über „Philologie und Schulreform“ (wieder abgedruckt in den „Reden und Vorträgen“ auf S. 97—119) unter seinen Zuhörern keine „Schulamtskandidaten“, sondern nur „Studierende der Philologie“ kennen wollte (a. a. O. S. 104), hat er sich bei den Verhandlungen der erwähnten Konferenz nicht nur für die den Universitäten doch allerlei neue Pflichten auferlegende Gleichberechtigung der verschiedenen Arten der mittleren Schulen ausgesprochen, sondern auch ausdrücklich anerkannt, dafs die Universitäten „auch Erziehungsanstalten“ sein müfsten (Verhandlungen S. 36). Den Anlafs zu dieser Wandlung hat wohl die an ihn vom Ministerium gerichtete Aufforderung gegeben, sich gutachtlich über den griechischen Unterricht auf dem Gymnasium zu äufsern, und schon in dem gelieferten Gutachten wird der Erwartung Ausdruck gegeben, „dafs der echte Betrieb der Wissenschaft auf der Universität sich mit erneuter Liebe der Aufgabe zuwenden werde, direkt für die Schulbedürfnisse zu sorgen“ (Verhandlungen S. 211). So erfreulich nun auch die Sinnesänderung des hervorragenden Gelehrten ist und so sehr ihm die Schule für die wertvollen Anregungen, die in seinen Äufserungen enthalten sind, und ganz

besonders für das warme und bei seinem persönlichen Ansehen hoffentlich auch recht wirksame Interesse, das er der Freiheit der Lehrer zu einer gedeihlichen Weiterentwickelung in der Wissenschaft und zu eigener wissenschaftlicher Arbeit gewidmet hat (Verhandlungen S. 193—195), dankbar zu sein Ursache hat, so kann man sich dennoch, wenn man ehrlich bleiben will, dadurch nicht verpflichtet fühlen, nunmehr allen Auslassungen von U. v. Wilamowitz in den Schulfragen zuzustimmen und z. B. der Bekämpfung des wenig Zeit und Mühe kostenden, den Schülern Vergnügen machenden und für die Genauigkeit der Auffassung sehr förderlichen Unterrichts im Gebrauche der Akzente beizutreten oder, was uns hier speziell angeht, die Empfehlung und Herausgabe eines griechischen Lesebuches mit Beifall zu begrüfsen. Gewifs werden manche Lehrer diese Worte oder Taten aus voller Überzeugung gutheifsen und vielleicht noch mehrere werden sich z. B. hinsichtlich des Lesebuches schon durch die Tatsache, welche die Verlagshandlung in ihrer Ankündigung mit den Worten ausgedrückt hat: „auf Veranlassung des Kgl. Preufs. Kultusministeriums bearbeitet" (s. die genaueren Nachrichten darüber im Nachworte zum Lesebuch [Erläuterungen 2. Halbband S. 265]), und durch die Bemerkung in den „Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preufsen" von 1901 auf S. 34: „Das in II und I etwa in Gebrauch zu nehmende Lesebuch hat die Aufgabe, neben der ästhetischen Auffassung auch die den Zusammenhang zwischen der antiken Welt und der modernen Kultur aufweisende Betrachtung zu ihrem Recht zu bringen" zu seiner Benutzung und Verbreitung bestimmen lassen. Darum ist es gerade die Pflicht derer, welche anders denken und in der Einführung des Lesebuches eine Schädigung des Gymnasiums sehen, mit allem Respekte vor der geistigen Bedeutung des Herausgebers und vor dem hohen sittlichen Ernste, mit dem er diese Aufgabe übernommen und durchgeführt hat, ihre abweichende Meinung auch offen zu bekunden und nach Kräften zu begründen. Vor dieser Begründung aber sei mit allem Nachdrucke ausgesprochen, dafs das Buch, wie sich das von einer Arbeit des Herausgebers und seiner von ihm im Nachworte (a. a. O. S. 265 ff.) mit Dank genannten Mitarbeiter nicht anders erwarten liefs, vortrefflich gearbeitet ist und dafs mir sein ganzer äufserer Habitus, den Druck und die Ausstattung eingeschlossen, mit Ausnahme der Trennung des Textes und der Erläuterungen, die ich immer gleich O. W. (s. Literarisches Zentralblatt Nr. 14/15 vom 12. April 1902, S. 489) für eine unnütze Schikaniererei gehalten habe und noch

halte, und der die Schüler zu stark belastenden Höhe des Preises durchaus zusagt.

Ein Lesebuch kann immer nur ein Notbehelf sein und ist es das tatsächlich selbst im deutschen Unterrichte, wo sein Gebrauch heutzutage dank den billigen Klassikerausgaben auch immer mehr auf die unteren Klassen beschränkt wird und nur da mit Recht eintritt, wo kleine abgeschlossene Ganze, wie lyrische Dichtungen oder Erzählungen, Abhandlungen und Reden, zur bequemen Verwendung zur Hand sein sollen. Beim Unterricht in einer fremden Sprache kann man dies Hilfsmittel für den Anfang allerdings auch nicht entbehren, aber sobald man ganze, zusammenhängende Sachen lesen kann, sollte man von ihm ganz absehen. Die Schule kann nicht umhin, den Schülern eine Fülle von Stoffen zu bieten, und mufs doch immer fürchten, dadurch zerstreuend zu wirken; darum erwächst gerade aus der unvermeidlichen Vielheit der Unterrichtsgegenstände die Nötigung, sie alle in eine gewisse Verbindung miteinander zu bringen und durch die Beziehung auf ein Höheres die Einheit des Gesamtunterrichtes herzustellen, und darum müssen innerhalb des einzelnen Faches zwar seine verschiedenen Seiten zur Geltung kommen, aber doch immer in möglichst geschlossenen gröfseren Gestaltungen, in gröfseren Ganzen vor die Anschauung treten, damit nicht das Gefühl für die alles verbindenden Hauptlinien verloren gehe und der Eindruck sich durch den bruchstückartigen Charakter des Gebotenen allzusehr zersplittere und damit sich den Schülern, was ein der Sammlung günstiges Moment ist, mit dem Gelesenen auch dessen Urheber als lebendige Individualitäten und als schöpferische und schon deshalb der Verehrung würdige Persönlichkeiten einprägen. Und was will man denn gerade durch den Unterricht im Griechischen erreichen? Die Schüler sollen an den literarischen Erzeugnissen dieses Volkes, weil sie einen geradezu typischen Charakter haben, philosophisch und historisch geschult werden; sie sollen erkennen, dafs die sogen. klassischen Schöpfungen der griechischen Poesie und Prosa in ihren Formen die ursprünglichen, durch die innere Logik des Gewollten natürlich und notwendig entstandenen Kunstformen der Redegattungen darstellen und die Grundgesetze des literarischen Schaffens für alle Zeiten fixiert haben, dafs dieselben Schöpfungen in ihrem Inhalte den Übergang von verhältnismäfsig einfachen und naiven Lebensformen zu zusammengesetzten und auf gröfserer Reflexion beruhenden vergegenwärtigen und die Grundzüge des politischen und des sozialen, des religiösen, des künst-

lerischen und des wissenschaftlichen Lebens von einfachen bis zu entwickelteren Gestaltungen für den modernen Menschen sozusagen vorbilden, kurz dafs sich alles das, was uns unsere heutige so reiche, aber auch so zerstreuende und verwirrende Welt täglich vor Augen führt, bei den Griechen des 10. oder 9. bis 4. Jahrh. v. Chr. in typischen Gebilden viel leichter in seinem Wesen erfassen läfst und dafs das Verständnis dieser antiken Welt am besten und sichersten zu dem des heutigen Lebens zu führen vermag. Nicht als schlechtweg ideale, sondern als typische Bildungen soll unsere Jugend die Werke der Griechen, nicht als tadellose Muster, sondern als Paradigmata soll sie die Griechen selber ansehen lernen; nicht minder freilich soll sie zugleich erkennen, dafs diese Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen und Redner, deren Werke sie liest, in ihrer Zeit und in ihrem Volke als Männer von Bedeutung gegolten haben und in der Tat der Mehrzahl nach hervorragende Geister gewesen sind, die zu den gröfsten Genien der Menschheit gehören; sie soll also auch vor diesen Männern und ihrem Schaffen Respekt bekommen. Dabei soll anderseits kein leerer Kultus weder mit den Werken noch mit ihren Urhebern noch mit ihrem Inhalte getrieben werden; als Schöpfungen der Wirklichkeit mit den Fehlern und Schwächen, die allem von den Menschen Geschaffenen nach den Bedingungen seiner Entstehung anhaften, soll die Jugend das, was sie liest, nach dem Zusammenhange mit seiner Zeit ohne Überschätzung würdigen lernen. Nicht einem u n w a h r e n Humanismus also wollen wir mit der Jugend huldigen, sondern nur in dem Sinne humanistisch sein, dafs wir den philosophischen und historischen Sinn höher schätzen als das blofse Wissen und dafs wir das Grundwesen der menschlichen Art und der menschlichen Kraft mit ihrer erhabenen, noch lange nicht erfüllten Bestimmung an einem besonders reich ausgestatteten Volke der Vorzeit selber begreifen lernen und andere begreifen lehren.

Das alles können wir an der Lektüre des Homer, der Lyriker und der Tragiker, der Geschichtschreiber, des Platon, des Lysias und des Demosthenes, kurz den Schriftstellern der klassischen Zeit, besser leisten als an der der unbedeutenderen und nicht mehr so typischen Autoren der späteren Zeit und können durch Fingerzeige und Ergänzungen, wie sie zu dieser Lektüre selber gehören und wie sie aufserdem noch andere Unterrichtszweige, namentlich der deutsche und der geschichtliche, zu bieten vermögen, das ganze eben gezeichnete Bild in seinem vollen Umfange

fertig stellen, ja wir können auch den einen oder anderen Ausblick in die weitere Entwickelung durch gelegentliche Heranziehung späterer Schriftsteller, z. B. des Plutarch und des Lukian, eröffnen; zu dem allen ist bei einer richtigen Verteilung und Bemessung des Stoffes und bei Beseitigung der überflüssigen Übersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische in den oberen Klassen und des Ballastes von sachlichen Materialien, wie er jetzt in den sogen. Hilfsheften seinen Spuk treibt, und doch unter Wahrung der notwendigen grammatischen Grundlage für das Verständnis auch in dem Rahmen der bisher verwandten Zeit die Möglichkeit vorhanden; zu dem allen braucht man demgemäfs kein Lesebuch, ja würde durch ein solches nur von dem einfacheren und richtigeren Wege abgelenkt werden. Wo der Text eines Schriftstellers, etwa des Aischylos oder des Sophokles, schwierig ist, benutzt man eine handliche, mit wirklichen Erleichterungen für den Schüler versehene und nicht mit gelehrtem Apparat und unnützen Zitaten belastete Ausgabe und sucht immer, ohne das Einzelne oder das Ganze ungebührlich zu vernachlässigen, aber auch, ohne sich bei unwesentlichem sprachlichen oder sachlichen Kleinkram aufzuhalten, munter vorwärts zu kommen; dafs das geht, weifs ich von mancher Anstalt und habe es selbst in einer dreiundvierzigjährigen Lehrerwirksamkeit, während welcher ich neunzehn Jahre lang in Oberprima Griechisch gegeben habe, vollauf zu erfahren Gelegenheit gehabt. Sein Ideal erreicht man natürlich nicht, aber wo erreicht man das jemals in menschlichen Verhältnissen? Und man mufs auch nicht zu viel wollen und mufs namentlich nicht erwarten und verlangen, dafs einem die Schüler beim Abiturientenexamen das, was sie empfangen haben, als blanke Münze auf den Tisch legen; darauf kommt sehr wenig an und man soll auch gar nicht danach trachten; macht man bei seinem Unterrichte die Erfahrung, dafs bei der Mehrzahl der Schüler Interesse und Verständnis und bei einzelnen eine lebendigere Einsicht in den Geist des Gelesenen vorhanden sind, so soll man zufrieden sein und hinsichtlich der tieferen Verarbeitung getrost auf eine spätere Nachwirkung rechnen; übrigens kann man auch gelegentlich durch die Stellung geeigneter schriftlicher Aufgaben unmittelbar auf eine solche Verarbeitung hinwirken, aber das geht allerdings nur in einzelnen Fällen, die dann für den Schüler eine typische Bedeutung bekommen müssen.

Wenn man demnach, um auf unser eigentliches Thema zurückzukommen, auf dem Boden dieser pädagogischen und didaktischen Anschauung steht, so kann man die Einführung eines Lesebuches durchaus

nicht für nötig, ja mufs sie eher für schädlich halten. Man wende auch nicht ein, es geschehe ja damit gar nichts Neues, schon vor langen Zeiten habe man Chrestomathieen, z. B. die von U. v. Wilamowitz (Gutachten in den Verhandlungen S. 206) erwähnten „Attika" von Friedrich Jacobs, benutzt. Diese „Attika" sind nur eine Auswahl von Abschnitten aus Plutarch, Xenophon, Thukydides, Lysias, Isokrates, Demosthenes und Herodot, also nur eine Sammlung von besonders empfehlenswerten Partieen dieser Schriftsteller, die sich jeder Lehrer ebensogut selber zusammenstellen kann und die zu ihrer Zeit (die Vorrede zur ersten Auflage ist vom Juni 1806 datiert) nur hergestellt und noch mehrere Jahrzehnte hindurch wieder neu aufgelegt worden ist, weil es bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts noch keine für die Schule brauchbaren erklärenden Ausgaben gab; da war die ganze Sachlage eine andere und ein solches Lesebuch bewegte sich ganz in den Geleisen, wie sie seitdem mit den Ausgaben befahren worden sind. Ähnliches ist von den noch jetzt vielfach gebrauchten Anthologieen lyrischer Dichtungen zu sagen; von den griechischen Lyrikern haben wir, von Pindar abgesehen, fast nur Bruchstücke, die einer Zusammenstellung bedürfen, und von den römischen ist nur Horaz ganz oder doch beinahe ganz zu lesen, bei den übrigen ist auch eine Auswahl erforderlich; aufserdem ist jedes lyrische Gedicht ein Ganzes für sich und niemand kann daran denken, mit ihm eine Teilung vorzunehmen und Bruchstücke von ihm mit solchen von anderen zu vereinigen.

Nun habe ich aber gegen das vorliegende Lesebuch noch zwei besondere Einwände auf dem Herzen; angedeutet habe ich sie beide schon. Der eine ist der, dafs ich es für bedenklich halte, dafs das neue Buch, wie die erwähnte Äufserung der „Lehrpläne" annehmen läfst, offiziell eingeführt werden soll. Die Folge wird doch sein, dafs sich alsbald der Herr Regierungkommissar nach dem Erfolge der neuen Lektüre erkundigt und dafs in diesem und jenem Kollegium ein förmlicher Wettlauf in schneidiger Lesebuchslektüre Mode wird und darüber einzelne grofse Gestalten der griechischen Literatur in Vergessenheit oder doch ins Hintertreffen geraten; am meisten werden wohl, wenn man sich durch die Ratschläge von U. v. Wilamowitz in seinem Gutachten (Verhandlungen S. 207 bis 211) und in den Verhandlungen selber (S. 90) beeinflussen läfst, Thukydides und Demosthenes zurückgedrängt werden, obgleich für den letztgenannten, ausdrücklich angefochtenen (a. a. O. S. 209 und S. 90) Kübler sehr warm eingetreten ist (a. a. O. S. 84); wenn auch aus beiden

einige glänzende Abschnitte (aus Thukydides drei, darunter die Leichenrede des Perikles, aus Demosthenes einer, der gröfste Teil der §§ 139 bis 210 der Kranzrede) in das Lesebuch aufgenommen worden sind, so wäre es doch sehr bedauerlich, wenn sich darauf die ganze Bekanntschaft der Gymnasiasten mit ihnen beschränken sollte. Und wie ferner an den Universitäten neue Vorlesungen zur „Einführung in das Ganze der antiken Kultur" (Gutachten in den Verhandlungen S. 211) nicht in dem alten Sinne, sondern in einem gleich zu erwähnenden neuen gehalten werden sollen, so werden sich auch die strebsamen Herren Oberlehrer beeilen, Hilfshefte zum Lesebuche zu verfertigen, und bald hat wohl gar einer die Keckheit, neben das erste, eigentliche, echte Lesebuch ein zweites zu stellen, und dann geht die gewohnte wilde Jagd des Wettbewerbes an, die für jede Mode so lange dauert, bis eine andere aufkommt, die Schüler aber sind die geschlagenen Achiver.

Mein zweiter Einwand richtet sich gegen das Prinzip, nach dem U. v. Wilamowitz das Buch hergestellt hat. Indem er in elf Abschnitten unter den Überschriften „Fabeln und Erzählungen", „Geschichte", „Politik", „Erd- und Himmelskunde", „Mathematik und Mechanik", „Medizin", „Philosophie", „Altchristliches", „Ästhetik und Grammatik", „Urkunden und Briefe" und „Griechisch-lateinisches Schulgespräch" Bruchstücke aus der griechischen Literatur vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis zum 4. n. Chr. aneinanderreiht, verfolgt er einen ganz anderen Zweck, als ihn nach meiner vorhin dargelegten Auffassung das Gymnasium beim griechischen Unterrichte im Auge haben soll und bis jetzt auch gehabt hat. Der Unterschied zwischen den beiden Anschauungen läuft darauf hinaus, dafs in dem einen Falle an eine historische Schulung zur Gewinnung einer allgemeinen Bildung und an einen ethischen Einflufs durch bedeutende Individuen, die zugleich Typen sind, in dem anderen an die Beibringung eines historischen Wissens durch eine bunt zusammengewürfelte Menge, in der sich neben einzelnen grofsen Persönlichkeiten doch auch ebenso viele wenig bekannte und wenig ausgeprägte befinden, gedacht wird. Und dieses historische Wissen soll sich auf die verschiedensten, weit auseinander liegenden Gebiete erstrecken. Die „Lehrpläne", die dabei das bisherige und neben dem Lesebuchbetriebe doch auch ferner bestehen bleibende Verfahren mit dem Ausdrucke, dafs es auf die „ästhetische Auffassung" hinarbeite, viel zu eng fassen, reden von dem an der Hand des Lesebuches zu übenden als von einer „den Zusammenhang

zwischen der antiken Welt und der modernen Kultur aufweisenden Betrachtung". Das ist auch nur eine knappe Bezeichnung dessen, was U. v. Wilamowitz eigentlich will. Der Gymnasiast soll durch die Probestücke des Lesebuches und seine sonstige Lektüre die ganze historische und kulturhistorische Entwickelung des Griechentums von seinen Anfängen an bis ins Mittelalter hinein kennen lernen und soll vor allem auf die Zeiten und Personen aufmerksam gemacht werden, „die weltgeschichtliche Bedeutung haben", so insbesondere auf Alexander den Grofsen, „den Begründer jener Kultur, aus der das Christentum und die Organisation des Augusteischen Staates entstanden ist". „Das, worin man besonders arbeitet" (die klassische Literatur), „mufs man dem gegenüber beiseite lassen" (Verhandlungen S. 90). „Jedenfalls soll das, was die Schüler lesen, allen die auf Erfahrung begründete Überzeugung mitgeben, dafs Griechisch mehr ist als eine Sprache, in der etliche Heroen in einem fernen, schönen Weltenfrühling mit unerreichbarem Wohllaute gesungen und geredet haben. Unter diesem Lichte wird das alte Hellas selbst zu einem Märchenlande, die Burg Athens kaum minder als die Insel der Phäaken, und die griechische Geschichte wird zu einem Heroentum, die Perserkriege nicht minder als der Kampf um Ilios. Aber das ist ein künstliches, falsches Licht, und unsere Knaben haben ein Anrecht auf die Wahrheit" (Vorrede zum Lesebuche S. IV). Wer wollte das bestreiten? Aber es gibt auch schwerlich heutzutage jemand noch das, was im Vorstehenden mit Recht als falsch bezeichnet wird, als richtig und wahr aus und die heutige Auffassung der Zwecke des griechischen Unterrichts ist nach dem, was ich vorhin darüber gesagt habe, doch durchaus nicht so schief und so unecht, dafs dem von ihr beeinflufsten Verfahren mit Fug und Recht der Vorwurf einer Geschichtsfälschung gemacht werden könnte. Dagegen mufs diejenige Methode, die im Anschlusse an das Lesebuch gehandhabt werden soll, leicht zu einer gar nicht im Zwecke des Gymnasiums liegenden Polyhistorie führen, bei der es dem Schüler gar nicht möglich gemacht wird, sich ernstlich in einzelne grofse Persönlichkeiten und Gestaltungen hineinzudenken und hineinzuleben, sich mit dem Gefühle der bewufsten Verehrung für das Grofse zu durchdringen, und bei der die Kenntnis des Wesentlichen in Gefahr kommen kann, um einer Kuriositätenjagd willen hintangesetzt zu werden. Der griechische Unterricht hat an und für sich nichts mit der Aufgabe zu tun, das Verständnis des Überganges vom Hellenentume zum Hellenismus und zum Christen-

tume zu vermitteln; indirekt erfüllt auch er sie in gewisser Weise, aber in erster Linie fällt sie doch anderen Unterrichtszweigen, z. B. dem lateinischen Unterricht und vornehmlich dem historischen, zu. Auch von dieser Seite betrachtet, erweist sich also das Lesebuch als eine Gefahr für das Gymnasium; den historischen Sinn und das historische Verständnis wollen auch wir gefördert wissen, aber nicht durch Einrichtungen und Lehrmethoden, die nur zerstreuend und zersplitternd wirken können. Und wären denn überhaupt für das ins Auge gefafste Ziel diese wenigen Probestücke, die auch nicht einmal alle gelesen werden sollen, ausreichend? Wird nicht bald die Auswahl von dieser oder jener Seite angefochten werden und dann der Wettlauf, von dem schon vorhin die Rede gewesen ist, beginnen?

Gerade jetzt, wo der Streit um die Gleichberechtigung aus der Welt geschafft ist, hat das humanistische Gymnasium wieder die beste Gelegenheit, sich frei und seinem eigentlichen Zwecke gemäfs zu entfalten. Freilich soll es nicht auf die abgetanen Formen vergangener Zeiten zurückkommen, sondern in denen der unsrigen dem deutschen Volke dienen, doch den besten Dienst leistet es ihm immer noch durch eine vernünftige, von einer freien, weitblickenden Auffassung geleitete Pflege der griechischen Sprache und Literatur. Dazu bedarf es keiner grofsen Änderung des jetzigen Lehrplanes und der jetzigen Methode. Denn zu dem Schritte, der dem Gymnasium das meiste Heil brächte und auch dem griechischen Unterricht durch den Zuwachs eines neuen Jahres zu gute käme, zur Zulegung eines zehnten Schuljahres, wird man sich schwerlich entschliefsen wollen; dann könnte sich in der Tat (wir haben es hier in Bremen erfahren) aller Unterricht ganz anders strecken und das Gymnasium die Aufgabe, auf seiner letzten Stufe die facultas artium zu ersetzen, die auf den Universitäten heutzutage nicht mehr vorhanden ist, noch viel besser erfüllen und damit einen unberechenbaren Nutzen stiften. Indessen das ist ein schöner Traum, aus dem wir in die Wirklichkeit zurückkehren müssen. Und da fragen wir noch zu guter Letzt: Läfst sich nun das Lesebuch, das doch einmal vorhanden ist und das, wie schon gesagt, vortrefflich gearbeitet ist und nicht blofs in seinem Texte, sondern auch in seinen Einleitungen und Erläuterungen eine Fülle belehrenden und interessanten Stoffes aufweist, nicht doch in einer segenbringenden Weise verwerten? Ohne Zweifel; jedes Gymnasium schaffe sich eine Zahl von 30 oder 40 Exemplaren an und stelle sie seinen Lehrern und Primanern zur Verfügung, damit bei passender Gelegenheit der eine oder der andere

Abschnitt für einen Vortrag oder einen Aufsatz zur Ergänzung anderweitiger Belehrungen gelesen und verarbeitet werde; das werden sich aufser dem griechischen auch der deutsche, der lateinische, der historische, der mathematische und der naturwissenschaftliche Unterricht gern zu nutze machen und auf diese Weise werden alle Primaner das Buch vielleicht zu wiederholten Malen in die Hände bekommen. Da wird sich dann auch mancher, ohne dafs ein Zwang an ihn herangetreten und ihm die Art der Aneignung ausdrücklich vorgeschrieben worden ist, weiter in dem Buche umsehen; mit der unschädlicheren Polymathie der Mufsestunden wird er in aller Stille dem Wunsche des Herausgebers, dafs die Kenntnis des Griechentums sich über die Grenzen des klassischen Hellas erweitern möge, nachkommen und möglicherweise mehr für sich gewinnen, als wenn der Stoff von ihm in gröfseren Massen und unter dem Drucke der offiziellen Forderung bewältigt werden müfste.

Das aber, worauf es allen Freunden unserer deutschen Jugend und insbesondere auch U v. Wilamowitz am meisten ankommt, die Erweckung eines auf das Unvergängliche und Ewige gerichteten Sinnes in ihr, ist eher, als durch alle äufseren Mittel, durch die individuelle, lebendige Ausgestaltung der von Seele auf Seele wirkenden persönlichen Anregung zu erreichen; da aber die äufseren Mittel als die notwendigen Träger und Vermittler der Anregung nicht zu entbehren sind, so wähle man unter ihnen, soweit es sich um die Erzeugnisse der Sprachen handelt, wenigstens die, welche ein volles und ganzes Leben in sich tragen, die Fürsten der Literatur in eigener Person, nicht die dürftigen Auszüge und Musterstücke eines Lesebuches! Noch einmal sei es in voller Offenheit gesagt: die Benutzung eines Lesebuches als eines obligatorischen Unterrichtsmittels droht nach meiner Überzeugung, die, wie ich annehmen darf, von vielen Kollegen geteilt wird, das Niveau des Gymnasiums herabzudrücken! *Φίλος μὲν Σωκράτης, ἀλλὰ φιλτάτη ἡ ἀλήθεια.*

Bremen. **Edm. Fritze.**

218) **Graf Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen.** Deutsche Ausgabe von **Ludwig Schemann.** IV. Band. Stuttgart, Fr. Frommann, 1901. XLIV u. 380 S. 8. ℳ 4.50.

Gobineau, für dessen Einbürgerung in Deutschland vor mehr als zwanzig Jahren unser Richard Wagner so warm eintrat, dafs er den Über-

setzer des hier in dem Schlufsbande vorliegenden „Rassenbuches“ zu mehr als zehnjähriger Arbeit anregte, ist dank diesen Bemühungen kein Fremder mehr bei uns. Eine reiche Literatur knüpft sich an seinen Namen; eine durch den hochverdienten Übersetzer, Professor Dr. Ludwig Spemann in Freiberg i. B., 1894 begründete Gobineau-Vereinigung setzt sich die Verbreitung seiner Ideen zum Ziel; ganz kürzlich hat Paul Kleinecke in einem Schulprogramm (Supplément au Programme des Cours du Collège Royal Français, 1902) den Lehrerkreisen die Ideen des „Essai sur l'inégalité des races humaines“ dargestellt.

Es liegt mir hier, wo ich nur den letzten Band einer Übersetzung zu besprechen habe, nicht ob, zu untersuchen, was Gobineaus bedeutendstes Werk für die Wissenschaft ist. Ob gelungen oder mifslungen, etwas Grofses war dieser Versuch, das erste seiner Art, alle die unendlich bunten Erscheinungsbilder der Geschichte der Menschheit unter einem Gesichtspunkte zu betrachten, dem ursprünglichsten und nächstliegenden, dem der Rasse. Mögen neuere Forscher ihn überholt haben, mögen die von ihm gering geschätzten Naturforscher nach Darwin seine Ideen nach vielen Richtungen hin ergänzt und umgestaltet haben, Gobineaus entscheidende Lebenstat war es, den Ethnologen und Historikern der Zukunft ein gemeinsames Arbeitsziel aufgewiesen zu haben, wovon die Arbeiten seiner berufensten Nachfolger, eines Le Bon, Lapouge, Ammon, Grafen Lensse und Chamberlain beredtes Zeugnis ablegen. Die Einleitung, die der oben genannte fleifsige Übersetzer den „Asiatischen Novellen“ (Reclam) beigegeben hat, bemüht sich, eine Gesamtvorstellung von Gobineaus Leben und Wirken zu geben. Ich verweise auf dieses Bändchen wie auf die Einleitung zu dem hier vorliegenden Bande des bedeutendsten Werkes des Autors.

Über die Berechtigung oder Nichtberechtigung der Übersetzung eines so schweren wissenschaftlichen Werkes hat sich hervorgetretenen Kritiken gegenüber der Verf. selbst überzeugend genug ausgesprochen. In diesem speziellen Falle war sie mehr als sonst nötig, da dem Übersetzer nicht nur für die Erschliefsung der Ideen, sondern auch für die Säuberung des Textes von vielerlei Druckfehlern und sonstigen Versehen viel zu tun blieb. War schon die erste Ausgabe des Originalwerkes mangelhaft, weil der nach Persien versetzte Verfasser die Korrektur nicht überwachen konnte, und seine Zitate fremdsprachlicher Stellen besonders in den Eigennamen die Ungenauigkeiten zeigten, die älteren französischen Werken eigen ist,

so hatte die nach dem Tode des Verfassers erfolgte zweite Ausgabe alle diese Mängel noch vermehrt und verschlimmert. Der Übersetzer hat hier nach besten Kräften Wandel geschaffen. Fügen wir hinzu, daſs die Übersetzung die eines Meisters unserer Muttersprache ist, so glauben wir festgestellt zu haben, daſs auch durch diese Arbeit der Verf. sich ein groſses Verdienst um seinen Liebling und um die Wissenschaft erworben hat.

Berlin. **Theodor Engwer.**

219) **André Laurie, Mémoires d'un Collégien.** Édition autorisée suivie d'un commentaire et d'un répétiteur par **R.-C. Kukula.** Wien, Carl Graeser & Co., 1902. 213 u. 80 S. 8. ℳ 2.40.

Diese neue Ausgabe von Lauries trefflichem Buche (s. Neue Phil. Rundschau 1898, Nr. 5) soll dem Bedürfnisse nach einsprachiger Behandlung der Lektüre Rechnung tragen. In einem besonderen Hefte liegt dem Texte, an den sich sogleich ein französisch-deutsches Wörterverzeichnis anschlieſst, ein Kommentar und der sogen. Répétiteur, beide in französischer Sprache, bei. Der Text ist etwas weniger gekürzt als der in der Hartmannschen Ausgabe. Bei einer Stichprobe auf die Vollständigkeit des Wörterverzeichnisses habe ich nur das erste Wort, das ich suchte, vermiſst: *nacelle* 49, 17. Die Anmerkungen sind mit groſsem Fleiſse aus guten Quellen geschöpft, doch glaube ich, daſs bisweilen zu viel Stoff beigebracht ist (Notes p. 20 u. 33). Dankenswert ist jedoch die Beigabe von vielen Sprichwörtern. Abgesehen von einigen Druckfehlern: p. 7. 10 st. 7, 25; p. 32, 1 *convent* st. *couvent*; p. 32, 26 *de notes* st. *des n.*; p. 40 (Notes 21) *d'ans* st. *dans*; *au-dessus de la vérité* st. *au-dessous d. l. v.*; p. 41, 24 *terme de classes* st. *t. de classe*; p. 64, 26 *le anciens grecs* st. *les anciens Grecs*; p. 69, 61 *propriètè* st. *propriété*; p. 71, 4 *prirent* st. *perdirent*; p. 100, 7 *c'est-à dire* st. *c'est-à-dire,* ist die Schreibung *collége, poëte* auffällig. In den Erklärungen finden sich hie und da österreichische Ausdrücke: Mittelschüler, Maturanten, Robott, Titscherkugeln, Mantschranken, fiesco-, carrégeschnitten (*en brosse*), Fisolen. Falsch wiedergegeben scheint mir p. 5, 15 *registres* mit Hauptkatalog (gemeint ist die Liste sämtlicher Schüler, an unserer Anstalt Album genannt); p. 5, 26 *elle laissait s'ouvrir* heiſst doch: sie lieſs aufgehen; p. 63, 20 ist besser zu sagen: war er mit einem Sprunge (eig. mit beiden Füſsen zugleich abspringend) zu den höheren Stellen gelangt; p. 67, 2 würde ich wiedergeben: die bisher falschen (falsch singenden) Stimmen hatten sich auch zurecht-

gefunden; p. 68, 17 *esprit de corps* ist am besten wörtlich zu übersetzen; p. 129, 23 *παρά* entspricht fr. *à côté* nicht *contre*. Sachlich ist unrichtig: p. 30, 19: *Minos leur imposa un tribut annuel*; nach p. 41, 24 entnahm Guido d'Arezzo die 6 Noten der Tonleiter der Hymne auf Johannes, es finden sich darin aber bereits 7 Töne; p. 64, 26 ist hinter *Allemagne* auch *en Suisse* einzufügen; p. 75, 6 heifst es, dafs nach Kron die Bezeichnung der beiden Klassen *rhétorique* und *philosophie* jetzt in der première zusammengefafst seien, Kron, Franz. Sprechübungen 1902, wissen davon nichts (die neueste Auflage von Le Petit Parisien ist mir nicht zur Hand; p. 124, 5 soll *taupin* ein *mot d'étymologie incertaine* sein; es kommt aber doch von *taupe* (Maulwurf), gewifs eine treffende Bezeichnung für *Mineurs* bei den Pionieren (s. Dict. Hatzfeld-Darmesteter).

Der Répétiteur stellt durch Fragen nach dem Inhalt und Aufstellung von Themen für freie Arbeiten dem Lehrer ein wertvolles Hilfsmittel für Verarbeitung des Textes zur Verfügung. Da die gemachten Ausstellungen nicht von wesentlichem Belang sind, kann die Ausgabe, die sich auch durch gute Ausstattung auszeichnet, zur Benutzung warm empfohlen werden.

Hildburghausen. **Karl Pusch.**

---

220) **Adolf Tobler, Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik**, gesammelt, durchgesehen und vermehrt. Erste Reihe. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, S. Hirzel, 1902. XII u. 306 S. 8. *ℳ* 10.—.

Da diese Beiträge zuerst in Gröbers Zeitschrift veröffentlicht wurden, so erscheinen sie hier eigentlich in dritter Auflage. Ihre Zusammenstellung in einem Bande übergab sie den Freunden der Neuphilologie als jederzeit zur Verfügung stehendes Handbuch, was bei Aufsätzen von so hervorragender Bedeutung sich als wünschenswert erwiesen hatte. Nicht blofs die gewonnenen Resultate der Forschungen Toblers sind für jeden, der sich in die historische Grammatik der französischen Sprache einarbeiten will, von höchstem Interesse, sondern vor allem das methodische Verfahren, welches zu jenen Ergebnissen führt. Da werden an reichlichen Beispielen die Wege gewiesen, welche der Neuphilologe mit Sicherheit geht, wenn er die Schwierigkeiten der Syntax ihrer Entwickelung nach erkennen will. Die Schulgrammatik freilich verlangt abgekürztes Verfahren; der Gymnasiallehrer wird seine Regeln in knappster Fassung und

so, wie sie der heutige Sprachgebrauch verlangt, geben, wenn er auch dann und wann auf Weiterungen sich einzulassen für gut findet.

Man entschliefst sich schwer dazu, Bedenken zu äufsern über Aufstellungen eines so gelehrten und klar denkenden Mannes; und doch können wir nicht umhin, das 30. Kapitel über *voir, entendre, laisser, faire* mit Dativ und Infinitiv näher zu betrachten. Aus je lui vois des pleurs soll je li voi plorer, aus je ne lui ai jamais entendu ce langage soll onques mais issi parler ne le ai oi erklärt werden, d. h. der Dativ soll jeweils dieselbe Funktion haben. Vergleichen wir damit folgendes: En relisant cet ouvrage, je *trouve à* Chateaubriand un mérite que je ne *lui connaissais* pas: il fait aimer la mort. Quand la maîtresse *lui* vit ce petit chien, elle lui dit: Que vas-tu donc faire de ça? Dieser Dativ bezeichnet in Sätzen, welche Verben der Wahrnehmung sich untergeordnet haben, offenbar den Besitzer. Also auch: je lui vois des pleurs er hat Tränen in den Augen, ich sehe es, je ne lui ai jamais entendu ce langage er hat nie diese Sprechweise, soweit ich ihn gehört habe. Derselbe Dativ des Besitzers findet sich in folgenden Verbindungen: Elle s'aperçoit qu'au lieu de jouer son rôle *à lui,* M. Samson jouait son rôle *à elle.* Quels amis, *à eux,* avaient succombé dans la lutte? C'est notre devoir *à nous autres lecteurs.* L'évêque de Beauvais prit conseil sur la marche à suivre, choisit pour procureur général un homme *à lui,* tout à fait sûr et dévoué, Jean d'Estivet, chanoine de Beauvais. Damit läfst sich der Dativ bei faire und laisser nicht zusammenstellen.

On le voit étudier, on le voit siffler heifst entweder: man sieht, dafs er studiert oder dafs er studiert wird, dafs er pfeift oder dafs er ausgepfiffen wird, d. h. étudier und siffler können aktiv oder passiv sein, kann doch aimer ebensowohl aus aimari wie aus amare hervorgegangen sein, während die übrigen Infinitive sich der Überzahl der Verba auf er analogisch angeschlossen haben. Das Subjekt des Infinitivs tritt vor das Verbum finitum, weil es durch dieses in den Akkusativ kommt. Wenn étudier und siffler im zweiten Falle nicht passiv wären, so müfste man doch auch sagen können on voit l'étudier, on voit le siffler, was unmöglich ist. In beiden Fällen ist die durch le bezeichnete Person Subjekt zum Infinitiv und kommt durch die Unterordnung unter das Verb der Wahrnehmung in den Akkusativ, mufs also auch vor diesem stehen. Dafs die französischen Grammatiker die Sache falsch aufgefafst und danach Regeln für die Veränderlichkeit des Partizips der Vergangenheit aufgestellt haben, ändert um so weniger etwas, als diese Regeln heute gefallen sind.

Bekanntlich tritt schon bei Ovid facere an die Stelle und in die Befugnisse von jubere ein, d. h. es hat die Konstruktion des Akkusativ und Infinitiv bei sich, und, wenn das Subjekt des Infinitivs nicht genannt ist oder wenn ein Subjekts- und ein Objektsakkusativ zusammentreffen sollen, tritt das Passivum ein. Faire hat diese Erbschaft angetreten, und mit laisser, das sinere und pati entspricht, wird es wohl nicht anders sein. In des hallucinations de l'ouie qui *lui* font écouter par derrière, quand on lui parle en face ist also écouter passiver Infinitiv, und es bleibt nur noch die naheliegende Erklärung des Dativs übrig.

Die römischen Dichter gebrauchen statt des Ablativs mit a den *dativus auctoris*, und schon Livius sagt probari alicui, contemni alicui. Warum sollte sich das nicht durch die Volkssprache hindurch in das Französische gerettet haben? Spricht nicht auch für diese Auffassung die Möglichkeit, bei laisser, entendre, voir, sentir statt des aktiven Infinitivs das Partizip des Präsens (oder einen Relativsatz) und statt des passiven das Partizip der Vergangenheit zu setzen? Daraus erklärt sich ferner, warum beim reflexiven Infinitiv das Reflexivpronomen weggelassen werden kann: an Stelle des reflexiven Infinitivs tritt der passive.

Diese Darstellungsart erweist sich bei unseren Lateinschülern als sehr praktisch. Sie ermöglicht auch zu sagen, wann der Dativ des Urhebers eintreten m u f s, und zwar bei faire, sobald beim aktiven Infinitiv ein Subjekts- und ein Objektsakkusativ zusammentreffen, bei laisser, entendre, voir, sentir, wenn beim aktiven Infinitiv der Objektsakkusativ vor den Subjektsakkussativ zu stehen käme oder wenn beide Akkusative vor dem Verbum finitum stehende Pronomina sind. J'ai fait chanter une chanson à tes sœurs. La chanson que j'ai entendu chanter à tes sœurs. Les sœurs à qui je l'ai entendu chanter.

Da das pronominale Subjekt des Infinitivs als abhängig vom Verbum finitum vor dasselbe zu stehen kam, schlossen sich, nach lateinischem Brauche, die Pronomina möglichst zusammenzurücken, die übrigen diesem an, und man vermied es, das eine Pronomen zum Verbum finitum, das andere zum Infinitiv zu setzen. Daran halten die Neueren vielfach nicht fest. Auch für andere Abweichungen mögen einige Beispiele folgen. Le sceptre et l'épée tremblent dans sa main; il les tient encore, mais le moindre faux mouvement les fera lui échapper. Dans l'écroulement de tout, au milieu de cette misère extrême, avec la mort en face, cela était pour lui d'un réconfort délicieux de sentir un être l'aimer et le soigner

neben de se sentir aimer et soigner à un être. Il avait aussitôt senti la panique le gagner neben il s'était senti gagner à (par) la panique. Toutes les lettres de P.-L. Courier ont des qualités vives, originales, curieuses, qualités que nous devons désormais laisser le lecteur découvrir et louer. Est-ce son goût pour l'antiquité qui le fit solliciter et obtenir un emploi de son grade en Italie? La Société des Droits de l'homme s'était dissoute, le parti révolutionnaire exclusivement politique s'était retiré de la lutte, et il avait laissé le parti jacobino-socialiste la continuer neben il l'avait laissé continuer au parti.

Zu Kapitel 40 „Präpositionen mit dem Nominativ" läfst sich zu nutz und frommen der Leser Racines aus dem Britannicus anführen: Entre Sénèque et vous disputez-vous la gloire A qui m'effacera plus tôt de sa mémoire?

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

221) **H. Rider Haggard, A Winter Pilgrimage.** Leipzig, Bernh. Tauchnitz, 1902. 2 vol. 270 u. 271 S. 8. à ℳ 1.60.

Der Verfasser vieler Romane, die dem Leser der Tauchnitz Edition wohl bekannt sind, begibt sich hier auf ein anderes Gebiet. Er wandelt nicht unrühmlich auf Chateaubriands Pfaden. Ob er aber, wie er es wünscht, nach tausend oder mehr Jahren, wenn das gelobte Land nicht mehr den Türken gehört, mit unter den Männern aufgezählt werden wird, die einen Teil ihres Lebens dazu benutzt haben, um Palästina, das Ziel so mancher Pilgerreise, zu sehen und zu beschreiben, wage ich nicht vorauszusagen. Manchmal wird er etwas breit, aber im ganzen sind die beiden Bände, die über eine 1900 durch Italien, die Insel Cypern und Syrien und Palästina ausgeführte Reise berichten sollen, keine uninteressante Lektüre. Um nicht oft schon Gesagtes noch einmal zu bringen, gibt er bei Italien nur seine Eindrücke in der Mailänder Kathedrale, in einem toskanischen Weingute, berührt Fiesole und Florenz, Pompeji und Neapel. Er kann nicht begreifen, dafs man gern in Hotels wohnt, tadelt das Reisen auf dem Kontinente nicht minder, als die Bestechlichkeit und Unzuverlässigkeit der italienischen Bahnbeamten, besonders in Neapel, wobei er seine Erfahrungen auf Reisen in anderen Weltteilen erwähnt.

Auf Cypern hat er besonders Larnake, Kolossi, Amathus, Curium, Limasol, Acheritu, Famagusta, Nikosia und Kyrenia besucht. Er nennt die Insel eine vernachlässigte britische Besitzung, ein Aschenbrödel unter

den englischen Kolonieen, die mit wenig Sorgfalt und Kapital ein Garten des Mittelmeeres und wieder eine Korn- und Weinkammer, eine Goldmine werden könnte, wenn man nur der türkischen Faulheit und Mifswirtschaft steuern wollte. Er ist ein Sammler von Altertümeru uud Merkwürdigkeiten, und mit schlecht verbehltem Ingrimm bedauert er, manchmal eiu leeres Nest gefunden zu haben, wo er für sicb einzuheimsen gedachte. Die englische Regierung sollte, so meint er, eiue Garnison von einigen Tausend Mann auf Cypern halten, die für unruhige Zeiten erwünscht sein könnten und einen unschätzbaren Stamm von Soldaten für auswärtige Kriege bilden würden, der dort billig zu unterhalten und nicht nur an das Tropenklima, sondern auch an den Bergkrieg gewöhnt werden könne. In Limasol könne die Regierung ferner für höchstens 2 Millionen einen vorzüglichen Mittelmeerhafen anlegen, etwas Unvergängliches für einen Preis, für den sie jetzt ein paar vergängliche Kriegsschiffe herstellen lasse, die in 20 Jahren vielleicht überhaupt nicht mehr gebaut werden würden (?). Herr Chamberlain ist ihm der vorzüglichste Kolonialminister, den England je gehabt hat, was auch immer gegen ihn gesagt werden möge. Da dieser selbst ein Geshäftsmann sei, so verstände er am besten, was eiu unerschlossenes Land brauche.

Bei Gelegenheit der schwierigen Laudung in Syrien spottet er über die feierliche und majestätische Faulheit, mit der türkische Kawasse ihre sonnigen Tage verbringen und Trinkgelder erpressen. Sein Herzenswunsch würde es sein, dafs irgend eine christliche uud zwar eine protestantische Macht — er sagt nicht, dafs er damit natürlich nur England meint — die Muselmanen bei ihrem Turban packen und aus dem Heiligen Lande herausexpedieren möchte. Nicht ohne vielfache geheime Befürchtungen hat er die vorzüglich befestigten, zahlreichen russischen Niederlassungen in Palästina gesehen, die ihm mehr als religiöse Zwecke zu haben scheinen, wie man wohl binnen 20 Jahren erleben könne. Selbst der Burenkrieg bleibt nicht unerwähnt. Doch meint H. offen und ehrlich, dafs man sich wohl schwerlich der Generäle erinnern werde, die ihn geführt haben. Die Strafse, die die Türken für unseren Kaiser anlegten, als er Palästina besuchte, berührt er wiederholt und nennt sie mit Schadenfreude einen fearful track of miles of mud-sloughs.

Palästina schildert er als gläubiger Christ mit all dem Eindrucksvollen, was es für ein frommes Gemüt haben kann, aber auch mit all dem Abschreckenden, das es durch den Schmutz, wie durch die Streitigkeiten und

Eifersüchteleien der jetzigen Bewohner hat. Oft zitiert er alte Schriftsteller, die das Land bereist haben und bringt manchen Beweis für seine Zweifel an der Echtheit verschiedener vermeintlich historischer Örtlichkeiten und Gegenstände. Er hält sich auch auf über amerikanischen Vandalismus in Palästina, der sich aber in nichts von dem unterscheidet, was man seinen eigenen Landsleuten so oft nachzusagen Gelegenheit hat.

Der Verf. gefällt sich in ungewöhnlichen Ausdrücken und Wendungen, so z. B. *ineptitude* für *inaptitude* oder *incapacity*, *stud* (Gestüt, Marstall) *of homing pigeons*, *tabard* = *coat of arms*, *necropsy* für *necroscopsy*, *sere* = *sear*, *fruit* als Verb (*the olives flower and fruit on the mount*), *figment* (Erdichtung) *of some dream*, *midden* = *dunghill*, *the blare* (Geschmetter, vom Deutschen plärren) *of ceremonial trompets*, das ostindische *nullah* für Wasserlauf, *anent* (betreffs) *this fire*, *faith-whole visitors of the Holy Sepulchre*, den Galgen nennt er *the last bridge of evil footsteps*. Mehrere Male gebraucht er das veraltete *at the least* und *at the last*; sehr zu gefallen scheint ihm auch das oft wiederkehrende vulgäre *onto*, z. B. *the spray drives over the train onto the unhappy passengers*, *my nephew was smuggled onto the platform*, *sudden dives onto my head*, *fixed onto one of them*. Provinzialismen und familiäre Ausdrücke kommen auch vor, so *to slither*, *stringy*, *lode*, *dumping ground*, *sodden with rain*.

Haggards Satzbau ist nicht immer nachahmenswert. Ich kann solche Sätze mit dem absoluten Partizip, wo *our journeyings in Cyprus finished, we sailed* . . ., oder *our meal finished we saddled up* . . ., oder *the few sights once seen*, *Jaffa* . . . *becomes a hopeless place* ebensowenig schön finden wie *Personally, however, it is not a climate in whichshould care to live*. Die Interpunktion ist nicht sehr sorgfältig, der Verf. brauchte u. a. nicht so sparsam mit den Ausrufezeichen zu sein. Z. 5, S. 189 des 1. Bandes wird nur verständlich, wenn vor *with the result* ein Punkt oder Semikolon, oder wenn anstatt der genannten Wörter vielleicht *in consequence of which* gesetzt wird.

Druckfehler sind im 1. Buche S. 222 Z. 6, wo der Artikel *the* zweimal steht und *carab* auf der vorletzten Zeile derselben Seite statt *carob*. Im 2. Buche ist zweimal (S. 68 und 147) *macintosh* anstatt *mackintosh*, S. 75 *pugree* statt *puggaree*; *baksheesh* = bestechen und Trinkgeld verabreichen ist nicht von *bakshish* = Trinkgeld unterschieden.

Borna. **E. Teichmann.**

Vakanzen.

Barmen, R.G. Obl. Deutsch, Gesch. u. N. Spr. Direktion.
Bielefeld, R.G. Obl. N. Spr. Direktion.
Borbeck, G. Obl. N. Spr. od. kl. Phil. Dir. Cüppers.
Celle, H.M.S. Obl. Rel. Deutsch (Gesch.) Magistrat.
Celle, R.G. Obl. N. Spr.
Dortmund, R.G. Obl. Gesch. u. Geogr., desgl. Chemie u. Math. Kuratorium.
Düsseldorf, G. u. R.G. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Cauer.
Einbeck, R.G. Obl. Math. Dir. Dr. Lenk.
Gladbach, O.R.G. Obl. N. Spr. Direktion.
Gr. Lichterfelde, G. Obl. N. Spr. Kuratorium.
Kiel, O.R.S. Hilfsl. Magistrat.
Königsberg i. Pr., H.M.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Mogilno, Privatschule, Rektor (Lat. oder Frz.). Bürgermstr. Föhse.
Peine, R.G. Obl. N. Spr. Magistrat.
Quedlinburg, R.G. Obl. Math. u. Nat. Magistrat.
Remscheid, H.M.S. Direktor. Kuratorium.
Schöneberg bei Berlin, R.G. Obl. Math. u. Nat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 20. September. Nr. 19, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

222) **Thucydides.** Für den Schulgebrauch erklärt von **J. Sitzler.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes. VI. Buch. 2. Auflage. 1899. *M* 1.20. VII. Buch. 2. Auflage. 1901. *M* 1.80.

Wie überhaupt bei der Geschichte wissenschaftlicher Probleme, so lassen sich auch in der gymnasialen Didaktik allerlei interessante, zuweilen auch amüsante Pendelbeobachtungen anstellen: ein richtiger Gedanke wird einseitig so übertrieben, dafs ein Rückschlag eintritt, der nun nach der anderen Seite über das *μηδὲν ἄγαν* hinausführt. Diese Pendelbewegung zeigt auch die Verwertung kommentierter Ausgaben der Klassiker im Schulunterricht; zur Zeit wird sie wieder einmal lebhaft angefochten. Und doch bleibt infolge der Lage speziell des griechischen Unterrichts in den Oberklassen, wenn man keinen Kommentar gestattet, nur die traurige Gewifsheit, dafs die Schüler mit unlauteren Hilfsmitteln arbeiten. Wir betrachten diesen Zustand als den schwersten Krebsschaden des Gym-

nasiums und fragen daher bei Thukydides z. B. nicht mehr, ob wir einen Kommentar empfehlen sollen, sondern welchen?

Die Bibliotheca Gothana weist in ihren kommentierten Schulschriftstellern mehrere Muster einer erfreulichen Vereinigung von wissenschaftlicher und schulmännischer Einsicht auf. Ich stehe nicht an, dazu auch die von Sitzler kommentierten Bücher des Thukydides zu rechnen, von denen uns VI und VII in 2. Auflage vorliegen.

Der Text gibt die Vulgata, was ja bei der Beschaffenheit der Thukydideshandschriften nicht anders sein kann. Die Änderungen, auf Grund eigener und fremder Vermutungen vorgenommen, haben den für eine Schülerausgabe allein berechtigten Zweck, schadhafte Stellen lesbar zu machen. Der Hrsg. hat darin eine glückliche Hand. Ich verweise beispielshalber auf VII, 71, 2, wo ich mich mit *τὸ διὰ ἀνώμαλον ⟨ἀνώμαλον⟩ καὶ τὴν ἔποψιν τῆς ναυμαχίας* zu behelfen pflegte. Für den Schulzweck wäre nur eine etwas reichlichere Verwendung des Kommas wünschenswert, insbesondere zur Heraushebung von Partizipialkonstruktionen.

Der Kommentar ist knapp gehalten, er nimmt dem Lehrer die Butter nicht vom Brot und gibt dem Schüler, was er unbedingt braucht, um bei den zahlreichen Schwierigkeiten, welche Sprache und Inhalt ihm bieten und die man erst im Unterrichte recht würdigen lernt, nicht zu verzagen. Die kurzen Anweisungen zeigen den erfahrenen Schulmann, der es versteht zu helfen, ohne das eigene Nachdenken dem Schüler zu ersparen. Es ist übrigens wohl allgemein zugegeben, dafs sich für den Gebrauch in der Schule nur die Ausgaben empfehlen, in denen, wie in dieser Sammlung, Text und Kommentar getrennt sind.

Somit möchte ich diese im Unterrichte bereits erprobten Ausgaben der Aufmerksamkeit der Fachgenossen angelegentlich empfehlen.

Barmen. **Max. Wiesenthal.**

---

223) **Philippus Fabia, Onomasticon Taciteum** (annales de l'université de Lyon. Nouvelle série II. Droit, lettres. fasc. 4). Paris, A. Fontemoing, 1900. 772 S. 8.

Als R. Macke im Jahre 1893 seine verdienstlichen Untersuchungen über die römischen Eigennamen bei Tacitus (Progr. Hadersleben 1886, 1888, 1889, 1893) vorläufig abschlofs, sprach er die Ansicht aus, „dafs das Lexicon Taciteum, um seinen Zweck ganz zu erfüllen, einer Ergänzung durch ein Lexikon der Eigennamen bedarf“. — En habemus

Onomasticon Taciteum! Der als Tacitusforscher wohlbekannte Verfasser hatte es, wie er im Vorwort ausführt, unangenehm empfunden, dafs die Namensverzeichnisse der besten Tacitusausgaben vielfach unvollständig und fehlerhaft und durch die knappe Art der Zitierung für den Gebrauch des Historikers wie des Philologen unzureichend sind. So legte er denn, zunächst zu eigenem Gebrauch, unter Benutzung der Werke von Pauly-Wissowa und namentlich der Prosopographia imp. Rom., das nunmehr veröffentlichte Onomasticon an, von dem er hofft, dafs es den Suchenden nirgends im Stiche lassen werde. — Als textliche Grundlage waren mafsgebend für die Annalen die Ausgabe von Nipperdey-Andresen, für die übrigen Schriften die 2. Auflage der Orellischen Ausgabe, für die Fragmente der Historien Halms 4. Rezension. Daneben sind selbstverständlich auch beachtenswerte Schreibarten anderer Erklärer berücksichtigt worden, am meisten aber die vielfachen Berichtigungen, die Andresens genaue Nachvergleichungen der Hss. (soweit er sie bis 1899 publiziert hatte) ergeben haben.

Bei Begrenzung seiner Aufgabe hat F. insofern ziemlich weit ausgegriffen, als aufser den Eigennamen auch die abgeleiteten Adjektiva, also alles, was das Lex. Taciteum seinem Plane nach nicht bietet, Aufnahme im Onomasticon gefunden hat. Mehrfach registriert er sogar solche Personen, die Tacitus irgendwo zwar nicht ausdrücklich genannt, aber im Sinne gehabt hat, und verzeichnet die betreffenden Stellen in einer Fufsnote. Alle Stellen, wo Eigennamen bei Tacitus vorkommen, sind möglichst vollständig und wörtlich ausgeschrieben, infolgedessen füllen beispielsweise die Nero und Tiberius betreffenden etwa 17 bzw. 19 Seiten. Das zum leichteren Verständnis des Zusammenhanges Nötige (zu ergänzende Satzteile u. a. m.) ist in runden Klammern eingefügt. Die Fufsnoten enthalten Angaben über handschriftliche oder epigraphische Varianten der Eigennamen, sowie aufklärende Bemerkungen über gleichnamige Personen, ferner Hinweise auf verschiedene Tacituskommentare, Handbücher und Repertorien, bei denen genauere Auskunft über Personen und Sachen zu erhalten ist, Forbiger, Kiepert, Pauly, vornehmlich die Prosopographie). Im übrigen hat F. im Hinblick auf diese und andere reichlich zu Gebote stehende Hilfsmittel darauf verzichtet, über Tacitus hinauszugehen und Zeugnisse zum Gebrauch des Historikers und des Ethnologen auch aus anderen Quellen hinzuzufügen.

Eine gewisse Schwierigkeit für die Anordnung der römischen Personen-

namen verursacht die Gewohnheit des Tacitus, Mitglieder derselben Familie bald mit dem Gentil- und Beinamen zugleich, bald mit Gentil- oder Beinamen allein (mit oder ohne Pränomen) zu bezeichnen. F. wählt den Ausweg, dafs er alle irgendwo bei Tacitus mit dem Gentilicium Genannten (mit Ausnahme von Personen aus der Königszeit und Mitgliedern des Kaiserhauses, die nach der bei den alten Schriftstellern üblichen Bezeichnung angeführt sind) unter diesem Namen nach der alphabetischen Folge ihrer sonst bekannten Vor- und Beinamen registriert, dagegen die nur mit Cognomen (mit oder ohne Pränomen) erwähnten, auch wenn das Gentile sonstwoher bekannt ist, unter die Rubrik des Beinamens bringt. Durch Verweisungen hinüber und herüber ist dafür gesorgt, dafs man nicht ohne Auskunft bleibt; z. B. „D. (Iunius) Silanus v. D. Silanus". Dieser S. kommt eben bei Tacitus nirgends unter dem Geschlechtsnamen vor, ebensowenig, nebenbei bemerkt, C. (Iunius) Silanus, für den ein solcher Hinweis im Onomasticon fehlt. — Ein kleiner Mifsstand bleibt es immerhin, wenigstens mit Rücksicht auf den historischen Zweck des Buches, dafs auf jene Weise die Angehörigen derselben Familie im Onomasticon voneinander getrennt aufgeführt werden.

An Vollständigkeit und Genauigkeit läfst das Werk kaum etwas zu wünschen übrig. Hin und wieder bringt es Ergänzungen zur Prosopographie in der z. B. unter Priscus (707 und 709) das Zeugnis Agr. 44, 3, ferner der Name des Trierarchen Herculeius (14, 8) überhaupt fehlt; der Nero falsus (I 2; vgl. II 8) ist dort wohl absichtlich ausgelassen worden. — Die Stelle O. 2 Postero die ... cogitasset ist bei F. sowohl unter „Cato" als auch unter „M. Cato" abgedruckt, weil in demselben Satze dieser Name zweimal, in verschiedenem Sinne steht, als Personenbezeichnung und als Titel eines Dramas. Folgerichtig müfste allerdings auch O. 11, wo gewöhnlich in „Nerone" (Tragödie) gelesen wird, gesondert aufgeführt sein. — Eine nicht scharf abzugrenzende Wortgruppe, ein Mittelgebiet zwischen Appellativen und Eigennamen, bilden einige Bezeichnungen bekannter und vielgenannter Örtlichkeiten der Hauptstadt: Sacra via, Circus (bei Tacitus stets = C. maximus), Forum boarium, F. holitorium u. s. w., Saxum (2, 32 und 4, 29) = S. Tarpeium, worauf F. selbst hinweist. Dazu kommen noch einzelne mehr oder minder deutlich personifizierte religiöse Begriffe, wie die veniens Fortuna (I 52), die optima Fortuna (15, 17, 7; vgl. Greef), die ich ebensogut in das Verzeichnis der Eigennamen aufgenommen haben würde wie die göttliche

Fecnnditas (15, 23), gleichviel ob an dieser Stelle M. templum fecunditati oder, wie Andresen bezeugt, fecnnditatis hat. Nicht wesentlich anders steht es mit 3, 18 aram Ultioni statuendam, wogegen es sich 1, 14 aram adoptionis, 4, 74 aram clementiae, a. amicitiae ... censuere, lediglich nm Ausschreitungen einer ans Schmeichelei hervorgehenden Vergötterungssncht handelt. Wer vermöchte in jedem einzelnen Falle zn ermessen, wie weit Personifikation oder Abstraktion, wie weit Eindrücke von bildlichen Darstellungen mitwirken?

Wie genan es Tacitus mit der Rechtschreibung von Personennamen, besonders römischer Familien genommen, bezeugen die in der Prosopographie herangezogenen Schriften und Münzen. Die allermeisten nenerdings festgestellten Fehler fallen weniger dem Antor als den Abschreibern zur Last. Selbstverständlich bleibt aus den Ergebnissen diplomatischer und epigraphischer Untersnchnngen der letzten Jahre noch manches nachzutragen nnd zn berichtigen, insbesondere sei anf Andresens Jahresberichte XXVI und dessen Mitteilungen in der Wochenschr. f. klass. Ph. verwiesen.

Aufser den von F. bevorzugten Namensformen, die er als die allein richtigen oder doch wahrscheinlichsten betrachtet, sind viele Varianten, mit einem Stern bezeichnet, anfgenommen worden, die anf handschriftlicher Autorität, auf dem Zeugnis von Inschriften oder anf gelehrten Vermntungen beruhen. So werden beispielsweise neben der jetzt ziemlich allgemein anerkannten Form Arrecinus (Clemens) noch Arricinus, Aricinus und Arretinus angeführt. Manche paläographische Entstellnngen, besonders nichtrömischer Namen, hätten ganz beiseite gelassen werden dürfen. In bezug auf geringfügige Schwankungen der Schreibweise schliefst sich das Onomasticon genan den Hss. an, also je nachdem: Messala und Messalla (O. 12 nnd 17), Treveri nnd Treviri, Dalmatia nnd Delmatia, Sibnlla (lex. Tac. nur so) und Sibylla, Suria und Syria, Lugdunnm nnd Lngudunnm, selbst Armenius (wie die Griechen schrieben) dreimal neben Arminins (M. hat jedoch nie Arminia für Armenia; vgl. das häufige Cerealis für Cerialis). Die Anfnahme der Alani, Hnni und Gothi (die bei Griechen und Römern später übliche Schreibnng) ins Onomasticon Taciteum scheint mir nicht hinreichend gerechtfertigt dnrch die Art, wie Orosius an der fraglichen Stelle Pomponius (Trogus) und Cornelius (Tacitus) zitiert. Über solche „Tacituszitate“ vgl. anch Lehnerdt im Hermes 35. — Der kilikische Volksname Cietae ist durch Inschriften und

Münzfunde hinreichend beglaubigt, so dafs die handschriftliche Überlieferung 12, 55 (Clitarum) nach 6, 41 (Cietarum) zu korrigieren ist („haud scio an iure" meint F.), nicht, wie seit Lipsius geschah, umgekehrt.

Ob der 6, 7 genannte Aruseius, wie die Prosopographie annimmt, dieselbe Person ist wie L. Aruseius (6, 40)? — Dafs der Vorname L. nicht bei der ersten (so viel wir sehen), sondern bei der zweiten Erwähnung hinzugefügt ist, mag vielleicht nicht so sehr ins Gewicht fallen. Allein wir müfsten, die Identität vorausgesetzt, annehmen, Tacitus habe in seiner sarkastischen Art mit den hinter dem Namen ausgefallenen Worten von etwas Günstigem berichtet, das dem unwürdigen A. zu teil geworden, und für diesen Teil des Erzählten scheint mir atrox nicht der passende Ausdruck. Eher möchte ich eine beabsichtigte Steigerung exilio ... morte (vgl. 12, 41, 21 optimum quemque exilio aut morte adficit) vermuten, die im nächsten Satze sich wirkungsvoll fortsetzt. Ganz mifsverstanden und gegen Tacitus mifsbraucht hat diese Stelle Ad. Stahr. — Die Lesart Cluviis (IV 5, nach Haase) ist nicht zu halten; M. hat deutlich Cluvio, wofür C. Heräus Cluviano korrigierte. Die Orelli-Meiser entnommene Anmerkung über Cluvia ist schon deshalb hinfällig, weil Liv. IX 31, 2 die beste Hs. Cluviaui bietet (andere Cluviam, wofür Nipperdey Cluvias schrieb); sodann ist gar nicht erwiesen, ob Tacitus denselben Ort meint. Vgl. H. J. Müller zu der Stelle.

Der Name Graecia kommt bei Tacitus, den Dialogus inbegriffen, nur viermal vor. Er hat ihn, scheint es, wiederholt selbst da vermieden, wo von Griechenland nicht gerade als römischer Provinz die Rede ist, und gebraucht Achaia, namentlich (zehnmal!) in der alliterierenden Verbindung mit Asia. Auch Dial. 30, wo eigentlich nur Athen, als Metropole des Griechentums, in Frage kommt, sagt Tacitus gewohnheitsmäfsig, unter Anwendung eines Zeugma: Achaiam et Asiam peragrasse. Hiernach hätte F. die Konjektur Urlichs' zu 4, 55 missis in insulam populis (statt Graeciam, das als Glosse zu insulam in den Text eingeschlichen ist) als wohlbegründet anerkennen und aufnehmen sollen; denn nicht Griechenland, sondern der Peloponnes ist nach Pelops genannt. Die Umschreibung cui mox a Pelope nomen, erinnert lebhaft an 15, 71 conservatoris sibi nomen, Graeco eius rei vocabulo, adsumpsit. — Zu O. 18, 3 Laelio aut C. wiederholt F. die Worte Andresens: „certa emendatione supplevit Ritter ex eis quae Messalla respondet c. 25 extr." Aber diese Ergänzung ist wirklich nicht nötig; man bedenke nur, dafs Sachkundige über be-

stimmte Gruppen historischer oft genannter Persönlichkeiten reden. Da wird nicht Genauigkeit der Aufzählung, wohl aber eine gewisse Abwechslung verlangt; zwei Beispiele genügen für gewöhnlich (vgl. auch 11, 6 und 7). Würden wir es nicht ganz natürlich finden, wenn ein Redner oder Schriftsteller von heute als Beispiele politischer Beredsamkeit aus der französischen Revolutionszeit etwa „Sieyes, Desmoulins und ihresgleichen" genannt hätte und ein anderer, darauf Bezug nehmend, nun von „Desmoulins, Danton und ihresgleichen" spräche? — Auch in manchem anderen Punkte bin ich, was die von F. zu Grunde gelegte Textgestaltung betrifft, abweichender Ansicht. Wie grofs noch, in sachlicher Hinsicht, die Zahl der streitigen Punkte ist, lehrt ein Blick in die von F. fortwährend verglichene Prosopographie imp. Rom. und in die verschiedenen Kommentare zu Tacitus' Schriften. Und hierin wird zweifellos das Onomasticon, als Ergänzung der übrigen Sammelwerke, der Altertumswissenschaft treffliche Dienste leisten und zur Lösung mancher Probleme beitragen. — Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich, die Zahl der Druckversehen verhältnismäfsig gering; weitaus die meisten hat F. selbst in den „Corrigenda", einige Andresen bereits notiert. Mir sind aufser ein paar verunglückten Buchstaben nur noch aufgefallen: S. 359 Anm. 5 A. B. in templa st. in templo; S. 430 Anm. 4 l. 105 st. 155; S. 530 Z. 7 ac vor T. Tetronius ausgefallen; S. 516 fehlt unter Pannonia: G. 5, 3; S. 539 Anm. 4 l. sequitur; S. 537 Überschrift l. Poppaea; S. 517 Anm. 3 l. Pantulei.

Frankfurt a. M. **Eduard Wolff.**

---

224) **Ernestus Lippelt, Quae fuerint Justini Martyris** ΑΠΟΜΝΗΜΟΝΕΥΜΑΤΑ quaque ratione cum forma evangeliorum syro-latina cohaeserint. Dissertationes philologicae Halenses. Vol. XV. Pars I. Halis Saxonum, Max Niemeyer, MDCCCCI. IV. 102 S. ℳ 3. —.

In Bardenhewers „Geschichte der altchristlichen Literatur" (Bd. I, S. 241) wird diese Untersuchung als „Diss. inaug." angeführt. Aus dem Exemplar, das dem Unterzeichneten vorliegt, ist nicht erkenntlich, dafs sie zu diesem Zwecke gedient hat; es müfste denn sein, dafs die ganze Sammlung, deren 15. Band sie gut eröffnet, aus solchen Dissertationen bestehen würde, was aber dem Unterzeichneten unbekannt und aus dem Titel jedenfalls wieder nicht ersichtlich ist. Es scheint also

hier wieder der Fall vorzuliegen, über den der Unterzeichnete schon mehrfach öffentlich Klage geführt hat, dafs Universitätsbehörden gestatten, dafs eine Arbeit, die akademischen Zwecken gedient hat, anderweitig veröffentlicht wird, ohne dafs über das Verhältnis beider Veröffentlichnugen Aufschlufs gegeben ist. Da dies zu bibliographischen Irrtümern Anlafs gibt, sollte dies durchaus vermieden werden. Dies ist aber auch der einzige Anstand, den der Ref. gegen diese Untersuchung zu erheben hat. Von ihrem Ergebnis ist in dem angeführten Werke von Bardenhewer noch nichts angeführt und kein Gebrauch gemacht. Und doch ist dasselbe nicht unwichtig, falls es sich, wie Ref. glaubt, bestätigen wird. Lippelt kommt nämlich zu dem Ergebnis, dafs Justin nicht, wie andere annehmen, ein aufserkanonisches Evangelium, aber auch nicht einfach, wie Bardenhewer a. a. O. voraussetzt, unsere vier kanonischen Evangelien gebraucht habe, sondern eine aus diesen hergestellte Evangelienharmonie, wie ja eine solche für seinen Schüler Tatian den Syrer wohlbekannt ist. Zu den Quellen, aus denen wir die letztere zu rekonstruieren haben, zeigen einzelne der Zitate Justins auffallende Verwandtschaft. Welche Bedeutung dies Ergebnis für die Evangelienfrage nach rückwärts und vorwärts hat, liegt auf der Hand. Hier ist nicht näher darauf einzugehen; es mufs genügen auf die Bedeutung dieser „Dissertation" hingewiesen zu haben.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

---

225) **Friedrich Stählin, Die Stellung der Poesie in der platonischen Philosophie.** München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1901. 92 S. 8. ℳ 2.—.

Die vorliegende Schrift verfolgt den Zweck, Platons Ansichten über das Wesen der Poesie zu entwickeln und die Gründe ihrer Beherrschung durch die Philosophie darzulegen. Dabei wird eingehend ausgeführt, dafs die untergeordnete Stellung, die Platon der Poesie in seinem Staate einräumte, keine willkürliche sei, sondern aus den Prinzipien seiner Philosophie hervorging. Demgemäfs werden in einzelnen Abschnitten der Ursprung der Poesie, Platons Lehre vom Enthusiasmus, der Begriff der Nachahmung u. a. besprochen. Auch ist überall der Versuch gemacht, die betreffenden Anschauungen Platons mit seinem philosophischen Systeme in Einklang zu bringen. Da Platon nirgends im Zusammenhange über Poesie sich ausspricht, seine Äufserungen über die Dichter und die Dichtkunst vielmehr nur gelegentlich in seinen Dialogen vorgebracht sind, so ist es

schwer, eine bestimmte Theorie der Dichtkunst für Platon aufzustellen; es wird daher manches in der als Grundlage angenommenen Poetik Platons zweifelhaft und unsicher bleiben müssen; trotzdem mufs der Versuch, Platons eigenartige Auffassung von dem Wesen der Dichtkunst richtig zu deuten und dementsprechend zu würdigen, dankbar anerkannt werden. Im gleichen Sinne tätig gewesen ist der von St. noch nicht erwähnte Georg Finsler in seinem gleichzeitig erschienenen Werke: Platon und die Aristotelische Poetik, Leipzig 1900, wo im 7. Abschnitte ebenfalls ausführlich über Platons Stellung zur Poesie die Rede ist.

Helmstedt. **K. Linde.**

---

226) **Cesare Paoli, Grundrifs zu Vorlesungen über lateinische Paläographie und Urkundenlehre.** I. Lateinische Paläographie. Dritte Auflage übersetzt von **Karl Lohmeyer.** Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung, 1902. IX u. 108 S. 8. ℳ 2.50.

Der Zweck des vorliegenden Buches ist nach der Vorrede S. VIII, es solle „den Anfängern eine Richtschnur und einen Anreiz für die schulgerechte und streng wissenschaftliche Beschäftigung mit den paläographischen und den diplomatischen Denkmälern des Mittelalters geben“. Der ganze Stoff wird in 7 Kapitel gegliedert, welche wiederum in 27 Unterabteilungen zerfallen. In den Hauptkapiteln werden der Reihenfolge nach behandelt: 1. die historische Einteilung der Formen der lateinischen Schrift, 2. die Schriftarten der ersten Periode, 3. die der zweiten Periode mit Ausblicken auf die dritte, 4. abgekürzte und geheime Schriften, Regeln und Zeichen für die Rechtschreibung, 6. die Zahlzeichen und 7. die musikalische Notenschrift.

In der Ausführung nimmt, wie es der Natur der Sache entspricht, das 2. und 3. Kapitel den gröfsten Umfang in Anspruch. In trefflicher Weise und doch möglichst kurz gehalten führt der Verf. uns die historische Entwickelung der Schrift von der Kapitalschrift bis zur Minuskel, ferner die gotische und humanistische Schrift vor, wobei er die charakteristischen Merkmale der einzelnen Schriftarten eingehend darstellt. Von besonderem Interesse erscheinen auch die in den letzten zwei Kapiteln enthaltenen Vorführungen über die römische und arabische Zählweise, sowie über die musikalischen Noten und Neumen. Die Fufsnoten, welche im Buche überall angebracht sind, beweisen, dafs der gelehrte Verfasser die

Belege für seine Darstellungen nicht nur in Italien vollständig kennt, sondern dafs er auch mit der einschlägigen deutschen, französischen und englischen Literatur genau bekannt ist.

Nur zum 18. Abschnitte „Die tironischen Noten“ gestatten wir uns einige Bemerkungen zu machen. Der Verfasser charakterisiert sie im allgemeinen ganz richtig, wenn er sie S. 62 eine schwer lesbare Schnellschrift der Römer nennt, „aus welcher die kürzenden Schreibweisen des Mittelalters aufser der Methode selbst auch noch einen Beitrag zu den besonderen Abkürzungszeichen entlehnt haben“. Aber seine Angaben über die tironischen Studien sind zum Teil nicht ganz richtig, so schon der erste Satz, dafs die Untersuchungen der Gelehrten über dieselben uns zuerst am Ende des 16. Jahrhunderts begegnen. Trithemius erzählt uns selbst, dafs er einen tironischen Kodex schon 1496 in seinen Besitz gebracht habe. Ferner erschien seine Polygraphia nicht erst 1571, sondern schon 1508. Weiter mufs man aus der Bemerkung über W. Schmitz S. 64 schliefsen, dafs dieser hervorragende Forscher auf dem Gebiete der tironischen Noten heute noch lebt. Er ist aber bereits am 27. Juni 1898 gestorben. Von den Werken von Schmitz sind an gleicher Stelle wohl drei der wichtigsten angegeben; aber wir vermissen eine Erwähnung seiner 1882 und 1883 herausgegebenen Monumenta Tachygraphica und der S. Chrodegangi Regula Canonicorum 1889. Ebenso vermissen wir S. 68, wo von den Notenzeichen Gerberts die Rede ist, einen Hinweis auf die eingehende Abhandlung von Lair: Les notes tironiennes dans les lettres de Gerbert, welche in seinen Études critiques etc. Paris 1899 und zwar im ersten Bande S. 427—453 enthalten ist. Endlich müssen wir den Schlufssatz über den Bestand der tironischen Noten entschieden beanstanden. Der Gebrauch dieser Schrift hat nicht erst nach dem 10. Jahrhundert zu schwinden begonnen, wie sich der Verf. sehr vorsichtig ausdrückt: die Kenntnis der tironischen Noten ist schon im 9. Jahrhundert zurückgegangen und um die Mitte des 10. völlig geschwunden. Gerade die Schriftzeichen in den Briefen Gerberts beweisen, dafs seine Zeit wohl noch tironische Buchstaben und Silben in einer ziemlich rohen Weise zeichnen konnte, dafs aber ein wirkliches Verständnis der tironischen Schrift ihr völlig abging.

Am Schlusse möchten wir noch die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs unseres Erachtens Paolis Grundrifs bedeutend gewinnen dürfte, wenn auch nur die allerwesentlichsten Schriftzeichen in einigen Tafeln bei-

gegeben würden. Es müfste dadurch das an sich schon vortreffliche Buch nur noch empfehlenswerter erscheinen.

München. **Ruefs.**

227) **D. Laurent** et **G. Hartmann, Vocabulaire étymologique** de la langue grecque et de la langue latine. Paris, Librairie Ch. Delagrave, 1900. XXVIII u. 497 S. 8.

Für den Kundigen genügt ein Blick in die Vorrede und noch mehr in die 'Avant-Propos', um einzusehen, dafs dieses etymologische Wörterbuch der griechischen und lateinischen Sprache keineswegs auf der Höhe der Wissenschaft steht, sondern einen ganz veralteten Standpunkt einnimmt. Nicht nur sind die etymologischen Arbeiten der letzten Jahrzehnte nur ganz ungenügend ausgenützt, den Verfassern ist sogar ganz und gar entgangen, dafs die Ansichten der Sprachforscher hinsichtlich so mancher Fragen seit zweieinhalb Dezennien ganz andere geworden sind. Ihnen scheint gänzlich unbekannt geblieben zu sein, dafs heutzutage nicht mehr der Vokalismus des arischen Zweiges als der indogermanische gilt, es also nicht mehr angeht eine Wurzel *ga* 'aller', *as* etre u. s. w. anzusetzen. Deutlich zeigt auch der dritte Abschnitt des Buches mit dem Titel 'Liste de racines sanscrites auxquelles se rattachent les mots des deux séries precédentes' ('mots primitifs de la langue grecque' und 'mots primitifs de la langue latine'), dafs die Verfasser sich noch nicht von dem Glauben frei gemacht haben, dafs im Sanskrit die Anfänge des Griechischen und Lateinischen zu suchen seien. **x.**

228—230) **G. A. Weiske, Die griechischen anomalen Verba** für den Zweck schriftlicher Übungen in der Schule bearbeitet. Zwölfte Auflage besorgt von **K. Weiske.** Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1901. 44 S. 8. ℳ —.75.

H. Hagelüken, Tabellarische Übersicht der griechischen Moduslehre. Paderborn, Schöningh, 1902. ℳ —.50.

H. v. Kleist, Beispiele zur Lehre von den Satzarten im Griechischen für die Wiederholung in der Prima zusammengestellt. Essen, Baedeker, 1902. 20 S. 8. ℳ —.50.

Diese drei Büchlein wollen den grammatischen Unterricht im Griechischen, der während der letzten zehn Jahre im Gymnasium etwas stiefmütterlich behandelt wurde — beleben und vertiefen. Die aufserordent-

liche Brauchbarkeit des Verbalverzeichnisses von Weiske wird schon durch die Zahl der Auflagen bewiesen, indes würde sich das Heftchen noch einfacher gestalten lassen, wenn eine rein alphabetische Anordnung der Verba beliebt würde unter jedesmaligen Hinweis auf die Bildung und Erweiterung des Stammes. Dabei würde sich auch eine kleine Inkonsequenz in der Behandlung der verba composita beseitigen lassen. Während nämlich jetzt ἀνοίγνυμι und ἀπόλλυμι hinter μίγνυμι stehen, ohne Hinweis auf das simplex, heifst es Nr. 103 αἰνέω, dafür in Prosa ἐπαινέω, es hätte also nur letzteres aufgeführt werden müssen. — Bei Nr. 70 μίγνυμι sind die jetzt allgemein angenommenen Formen μείξω, ἔμειξα u. s. w. nicht mehr in Klammer zu setzen. — Ferner würde bei alphabetischer Ordnung die tabellarische Zusammenstellung unter XIII überflüssig. Die Kap. XI gegebene Aufzählung der Passivaoriste mit medialer Bedeutung und die Komposita von τίθημι u. s. w. Kap. XII sind höchst willkommen. Auch die syntaktischen Bemerkungen sind sehr zweckmäfsig, doch brauchten die Beispiele nicht ausschliefslich aus der Anabasis genommen zu sein.

Hagelüken bietet die griechische Moduslehre auf zwei 40—55 cm grofsen Tafeln. Diese sind einseitig bedruckt, können also auf Pappe oder Leinwand geklebt an der Zimmerwand einen Platz finden. Bei der Anfertigung häuslicher Arbeiten bieten sie eine rasche Orientierung. Ich glaube, dieser Gedanke der tabellarischen Übersicht ist recht glücklich und wird sich in der Praxis bewähren. Sollte, wie ich hoffe, ein Neudruck der Tafeln bald nötig werden, so möchte ich empfehlen, die Musterbeispiele hinzuzufügen und deren Eintragung nicht den Schülern zu überlassen, wobei allerhand Ungenauigkeiten und Flüchtigkeiten vorkommen können.

v. Kleists Beispiele zur Lehre von den Satzarten ist ein Anhang zu dem bekannten griechischen Übungsbuche von Spiefs, dessen neue Bearbeitung v. Kleist besorgt hat. In diesem Heftchen hat der Verf. die Sache aufserordentlich nüchtern behandelt. Die Beispiele leiden an Eintönigkeit. Es ist abfragbarer Stoff zusammengetragen. Ob wir damit den Unterricht in der Prima beleben können, mag zweifelhaft sein. Ich fürchte, wir fallen wieder in den alten Fehler der zu grofsen Bewertung rein grammatischen Wissens zurück und schiefsen dann über das Ziel der neuen Lehrpläne hinaus.

Wolfenbüttel. **H. Bruncke.**

231) **Johann Schmidt, Lateinisches Lesebuch aus Cornelius Nepos und Q. Curtius Rufus.** Mit drei Karten. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Freytag, 1902. 192 S. 8. ℳ 1.80.

In der Einleitung sind einige Bemerkungen über das Leben und die Schriften des Nepos und Curtius gegeben; sodann folgt eine Tabelle der hauptsächlichsten Jahreszahlen der griechischen und macedonischen Geschichte von 500—321, dieser schliefst sich ein kurzer Lebensabrifs Alexanders des Grofsen an und zuletzt ist noch eine kurze Übersicht über die Zeit des ersten und zweiten punischen Krieges beigefügt. Der Text umfafst 64 Seiten; in dem Namenregister, den erläuternden Anmerkungen und dem Wörterbuche ist die Quantität der Silben angegeben, in dem Namenregister sehr ungenau, im übrigen sorgfältig. Die Anmerkungen, bei deren fleifsiger Benutzung das Wörterbuch wohl nur für einzelne Vokabeln heranzuziehen ist, fördern das Verständnis und die Übersetzung in angemessener Weise. Der Text, welcher aus neun Lebensbeschreibungen (Miltiades, Themistocles, Aristides, Cimon, Thrasybulus, Epaminondas, Pelopidas, Hamilcar, Hannibal) des Cornelius und achtzehn Kapiteln über Alexander im Anschlufs an Curtius besteht, hat sich nun allerdings manche Veränderungen, Ausscheidungen und Zusätze gefallen lassen müssen, doch ist eine lesbare Erzählung entstanden.

Bückeburg. **E. Köhler.**

---

232) **F. Schultz — A. Führer, Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen.** 5. Auflage. Ausgabe A in zwei Teilen, Ausgabe B in einem Teil. Paderborn, F. Schöningh, 1901. A: VIII, 105 u. III, 53 S.; B: VI, 153 S. 8. Je ℳ 1.40.

Die Ausgabe A ist in der fünften Auflage dahin geändert, dafs die Deklination von unus und die Deponentien gestrichen wurden, hat aber sonst die altbekannte und veraltete Lehrweise beibehalten. Dagegen ist die Ausgabe B nicht unerheblich verändert und als eine Verbesserung der Ausgabe A anzusehen. Sie will laut Vorwort „der Induktion dienen und diese erleichtern“. Das ist minder wichtig; denn sie schliefst deduktives Verfahren nicht aus, und ein blofs induktives ist ja doch unmöglich. Das Bedeutsame ist vielmehr, dafs sie durch Planmäfsigkeit und Ordnung vor A sich auszeichnet, nach dem Vorworte ein Verdienst des Oberlehrers Schmitz in Meppen. Während nämlich A die Satzbeispiele, sozusagen, gewohn-

heitsmäfsig in einem Durcheinander hietet, das auf Methode wenig Rücksicht nimmt, sondert und ordnet sie B nach ihrer Wichtigkeit, Schwierigkeit u. s. w, sodafs ein systematisches Znsammenfassen ermöglicht ist, und hessert sie teilweise auch dem Inhalte nach. Dies betrifft die lateinischen Beispiele fast dnrchweg, selten die deutschen Abschnitte, von denen meiner Vergleichung zufolge nur zehn geordnet und gekürzt worden sind. Demnach empfehle ich denen, die an der Buntheit des Inhaltes zahlloser Einzelsätze keinen Anstofs nehmen — es sind seltsamerweise noch recht viele — entschieden die Ausgahe B vor A.

Eupen. **W. Wartenberg.**

---

233) **Aug. André, Traité de Prononciation française et de Diction accompagné de Lectures en prose et en vers.** Nouvelle édition recomposée, augmentée et précédée d'une lettre de Mlle Bartet, Sociétaire de la Comédie-Française. Lausanne, Payot & Cie, Libraires-Éditeurs, o. D. 318 S. 8. fr. 4. —.

Die vorliegende zweite Auflage von Andrés Lesebuch enthält als Vorrede einen Brief von Fräulein Bartet, der hekannten Schauspielerin der Comédie-Française, an den Verf., sodann, als ersten Teil, eine knappe Einführung in die Aussprache des Normalfranzösischen, auf welche zwei Verzeichnisse der zur Besprechung gelangten Silben und Wörter folgen, hierauf, als zweiten Teil, eine kurzgefafste Vortragslehre (Principes et leçons de diction), an welche sich, als dritter Teil, Übungen in der Lektüre (Exercices de lecture) anschliefsen; den vierten Teil, der mehr als die Hälfte des Buches umfafst, bildet die Anthologie.

Aus der Vorrede erfährt man, dafs Fräulein Bartet, welcher der Verf. vor der Drucklegung sein Werk zur Begutachtung vorgelegt hat, in Dingen der Anssprache nnd des Vortrags die Vollkommenheit selhst ist und sein Bnch tadellos gefunden hat.

Der Traité de Prononciation soll eine Zusammenstellung der wichtigsten Erscheinungen der französischen Lautlehre sein. Er hringt natürlich nichts Neues vor; dies liegt nicht in der Absicht des Verf. Im Gegenteil, man fühlt, dafs er mit einem gewissen Widerwillen zu diesem Teile seiner Arbeit schreitet. Alle feineren Lautnuancen, welche die Phonetiker zu fassen nnd graphisch festzustellen hestrebt sind, werden mit Verachtung als *chinoiseries* behandelt und einfach unberücksichtigt gelassen. Es wird folglich auch niemanden wundernehmen, dafs er die Grundbegriffe

der Phonetik wie *soufflé* und *vocalique* mit *fort* und *doux*, *sourd* und *sonore* verwechselt, die Quantität der Laute stiefmütterlich behandelt oder gänzlich aufser acht läfst, die betonten Vokale mit den unbetonten zusammenwirft, das geschl. *é* in *été* dem engl. *e* (eig. *ei*) in *apron*, das *a* in *patte* dem deutschen *a* in *glatt*, dem engl. in *january*, das geschl. *o* in *rose* dem engl. *o* (eig. *ou*) in *foe*, sogar das inlautende *r* in *heureux* einem engl. anlautenden *r* in *red* gleichstellt. Recht ungeschickt ist es, für offenes, betontes *eu*, anstatt z. B. *peur*, ein Wort wie *heureux* anzuführen, wo der Laut, als tonlos, eher halboffen, in Paris aber, infolge der Vokalharmonie (vgl. Rousselot, Prononciations parisiennes in der Zeitschrift „La Parole") fast ganz geschlossen ausgesprochen wird, und ihm dieselbe Stelle wie deutschem *ö* in Hölle und englischem *ur* in *fur* einräumen zu wollen. Überhaupt ist die vergleichende Tabelle der französischen, deutschen und englischen Laute nicht nur wertlos, sondern sogar irreführend: was für eine Aussprache dürfte sich der Nichtfranzose aneignen, der, den Weisungen des Verf. gemäfs, dem von ihm als *e sourd* bezeichneten, auslautenden *e* in *dis-le*, welches doch im Pariserischen den Hauptton hat und wie offenes *eu* gesprochen wird, den Lautwert des deutschen *e* in Tafel oder des englischen (eig. schottischen) *e* in *the* verleihen würde? [1]) Um von allen anderen Begründungen der oberwähnten Behauptung abzusehen, sei nur das Eine hier berührt: Auf S. 9 lehrt André noch immer, das nasale *an* in *lent* etc. sei ein durch die Nase gesprochenes palatales *a* (z. B. in *patte*), obgleich die deskriptive und experimentelle Phonetik aufser Zweifel gesetzt haben, dafs das *ã* ein neutrales *a* mit Nasenresonanz ist, welches heutzutage an das nasale offene *o* zu streifen anfängt[2]). — Das phonetische Transkriptionssystem des Autors ist, da es ja nur die Hauptlaute darzustellen versucht und die Nuancen unberücksichtigt läfst, höchst einfach und praktisch; es entfernt sich sehr wenig von der offiziellen Lautbezeichnung und entspricht etwa dem System, welches Miss Soames für das Englische eingeführt hat. Häfslich finde ich nur die Graphie *w* für *u* (*twt* = *tout*).

Über alle einzelnen Vokale liefse sich ein Wort sagen; doch will ich mich im folgenden auf das Allerwichtigste beschränken:

---

1) So sind S. 124 ff. *mets-le, dis-le, sachez-le* mit der Betonung auf dem offenen *eu* (echt pariserisch) zu sprechen.

2) Vgl. Vietors Elemente der Phonetik S. 156, Anm. 2 und Jespersen in Phonetische Studien II, 92.

Es ist bekannt, dafs die gute Pariser Aussprache der Qualität nach, wenn nicht drei, so doch zwei Lautnuancen des *a* zu scheiden pflegt. Der neutrale *a*-Laut (*pas*), ein Hauptmerkmal der Aussprache der Hauptstadt, welches nicht wenig zur Schönheit derselben beiträgt, ist zweifellos im Schwinden begriffen. Aufserdem ergeben sich Schwankungen im Gebrauch der *a*-Laute nicht nur im zwanglosen Gespräch und in gehobener Rede, sondern auch in der Sprechweise derselben Person und in der Aussprache desselben Wortes, ohne dafs sich der Sprechende des Unterschieds bewufst wäre. Diese Umstände berechtigen aber keineswegs den Autor, diese wichtige Frage der französischen Aussprache oberflächlich zu behandeln oder das sogar häufigere Vorkommen des neutralen *a* in der Umgangssprache als ein Zeichen der Vulgarität anzusehen. Im Gegenteil kann nach den eingehenden Erörterungen mafsgebender Orthoëpisten und Phonetiker die Verteilung der *a*-Laute für das normale Pariserisch als feststehend betrachtet werden. Es ist z. B. unbedingt zu verlangen: langes neutrales *a* in *-ation*, *-aille* (nicht in *-ail*), *fable*, *diable*, *sable*, *affable* (nicht in den übrigen Adj. auf *-able*), *miracle*, *oracle*, *spectacle* (sonst palat. *a*), *esclave*, *espace* (sonst palat. *a*: *race*), *chaos*; dagegen palat. *a* in *rage*, *voyage*, *nasse*, *croître*, *voix*, *voie* (Subst.), *voient*, *joie*, *soie*, *loi*, (richtig S. 130, sonst falsch), *fois*, *proie*, *chamois*, *poignard*, *Savoyard* (der Verf. schreibt noch *savo-iar* vor!), *noir* (richtig S. 132, sonst falsch), *femme*, *indemniser*.

Bei der Behandlung der *e*-Laute stöfst man auf unverfälschte alte Anschauungen von reinstem Wasser: der Verf. zählt noch immer das *e muet* und das *e sourd* zu den *e*-Lauten, während doch das erstere keinen wirklichen Lautwert darstellt, das letztere in die Reihe der *ö*(*œ*)-Laute gehört. Hier wie sonst oft im Buche, werden interessante Fragen, welche auf wissenschaftlichem Wege ihre Lösung finden könnten, kurzweg mit der in französischen Lehrbüchern üblichen Redensart *question de goût*, *question d'euphonie*, *question d'oreille* abgetan. Anderswo werden wichtige Erscheinungen der französischen Lautlehre, z. B. das Schicksal des tonlosen *e*, nur gestreift oder angedeutet, und dabei dem Fremden der gute Rat erteilt, sich um solche Lappalien nicht zu kümmern. Zu diesen *chinoiseries* gehört die mehr oder weniger geschlossene Qualität des unmittelbar vortonigen *e* in Wörtern wie *raisin*, *plaisir*, *aiguille*, *saisir*, *aimer*, *têtu*, *bêtise*, *j'aimais* etc., in denen von den gebildeten Parisern infolge der Vokalharmonie oder Angleichung vor den Vokalextremen *i*, *u*,

ou mit aller Bestimmtheit geschlossenes *é* (*têtu*), vor den mittleren Vokalen *é, è, ö, œ, ó, ò* mittleres *e* (*j'aimais*), vor *a* offenes *è* (*il aima*) gesprochen wird; daher auch *heureux* mit geschlossenem, selten mit offenem *eu* [1]. Endlich sei erwähnt, daſs *je vais* mit geschl. *é* neben *je sais* als die normale Aussprache zu betrachten ist.

Es muſs als ein Vorzug der phonetischen Einleitung betrachtet werden, daſs der Verf. in seine Ausführungen verschiedene Ansichten von Autoritäten einzustreuen wuſste; so ist z. B. der S. 23 wiedergegebene Aufsatz Fr. Sarceys über den Wert und die Rolle des sogen. stummen *e* im Französischen lehrreicher als die meisten Abhandlungen der phonétiqueurs über den Gegenstand.

Der beste Teil des Buches ist zweifellos der zweite: Principes et Leçons de Diction. Er enthält das Wichtigste aus den Werken, welche die französischen Maîtres de Diction wie Legouvé, Sarcey, Coquelin, Ricquier, Dupont-Vernon etc. über den guten Vortrag geschrieben haben; zur Sprache kommen die Interpunktion, Betonung, Bindung, Elision, Modulation der Stimme, Satzbau, die mots de valeur, die verschiedenen Arten des Vortrages, die Lektüre der Verse, die Intonation. Die aufgestellten Prinzipien finden am Schlusse an einem hübschen Gedichte Jacques Normands (Elle est jolie) ihre praktische Anwendung. Aus der Menge des vorgebrachten Stoffes möchte ich eine Erscheinung herausnehmen, die gewöhnlich beim modernsprachlichen Unterricht unberücksichtigt bleibt und doch für die tadellose Aussprache nicht ohne Wichtigkeit ist: daſs nämlich die Artikulationsenergie der durch die Liaison erhaltenen Konsonanten eine äuſserst schwache ist (S. 93).

Der dritte Teil enthält die phonetische Transkription von zehn kleinen Lesestücken in gebundener und ungebundener Rede, wobei auch die Intonation zur Geltung kommt, natürlich in der elementarsten Weise. Gegen die hier dargestellte Aussprache lieſse sich vieles einwenden, doch beschränke ich mich darauf, die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen zweifachen Mangel der vorgebrachten Ausspracheweisen zu lenken: der Verf. läſst in allen Stilarten die sog. stummen und halbstummen *e* in einer Weise klingen, die sehr stark an die Aussprache der Südfranzosen und Schweizer erinnert; im Satze: *Tout le monde se plaint de sa mémoire et personne ne se*

---

1) *Europe, lieutenant* hat eher geschl. *eu*; im Volke streift der Laut an *u*: *Boulevard Eugène.*

plaint de son jugement mufs, meiner Ansicht nach, das auslautende *e* in *monde*, *personne* vollständig verstummen, in *jugement* das inlautende *e* sehr schwach hörbar sein. Anderseits werden daneben Lautgruppen aufgestellt, die ohne Gleitlaut keine französische Zunge wird jemals hervorbringen können: man mag *ki nspê pâ* in *il y a des services qui ne se paient pas* gelten lassen, ein *ž̃nsavê: je ne savais* (S. 122) oder *uvr lportmonê: ouvre le porte-monnaie* wird aber kaum jemand für aussprechbar halten. Endlich mufs die liederliche und inkonsequente Bezeichnung der Lautquantität als für den Fremden irreführend bezeichnet werden: in *père*, *reconnaissante*, *dangereuse*, *prince*, *dire* etc. wird die Quantität bezeichnet, nicht aber in *jour*, *contente*, *arrive*, *sauveur*, *docteur* [1]), *phrases*, *rouge*, *oblige*, *aigrir*, *tremblante*, *crainte*, *trouble* etc.

Sonst gibt der phonetische Teil des Buches zu wenig Bemerkungen Anlafs. Ich würde das *n* in *l'un à côté de l'autre* (S. 37), *combien est-ce* (S. 41), *un rien amuse* (S. 42), *du matin au soir* (ibid.), *cela sonne bien à l'oreille* (ibid.), *cette leçon vaut bien un fromage* (S. 129), das *s* in *sans succès à six ans* (S. 66) nicht binden; das volkstümliche Weihnachtslied: *il est né le divin enfant* beweist zur Genüge, dafs *di-vi-nan-fant* zu sprechen ist. In *Machiavel* lautet *ch* wie *k*, in *machiavélique*, *-isme* wie *š*. Die Wörter *gueule* (S. 52) und *douce* (S. 50) haben in meiner Aussprache einen kurzen Vokal. — Unter den *gn*-Nuancen ist das echte, volkstümliche *ñ*, der nasale, palatale Verschlufslaut, unberücksichtigt geblieben (S. 53). — Die Aspiration ist aus einem Lehrbuche als unfranzösisch zu entfernen; im Pariser Munde klingt *je vous hais* selbst im Affekt wie *je vouais* (S. 54); *subzisté* neben *supsisté* ist auf keinen Fall zuzulassen (S. 68).

Der vierte Teil des Buches, die Anthologie, ist neben dem zweiten Teile das Beste an dem ganzen Werke; sie enthält zahlreiche Lesestücke in Prosa und Versen, an die sich Auszüge aus französischen Lust- und Trauerspielen anschliefsen. Diese Lesestücke sind lehrreich und unterhaltend, in einem einfachen, korrekten und klaren Stil geschrieben und gehören den Schriftstellern der letzten drei Jahrhunderte an. Natürlich fanden die Autoren des neunzehnten Jahrhunderts eine ganz besondere Berücksichtigung: Gambetta, Gyp, Maupassant und andere, denen man selten in Chrestomathieen begegnet, werden sehr geschickt heran-

1) *est* ist, meiner Ansicht nach, nie lang, nicht einmal in der Pause (S. 120).

gezogen. — Allerdings ist in der Zusammenstellnng der Stücke nicht der leiseste Fortschritt vom Leichten zum Schweren, nicht die mindeste methodische Gliederung und Ordnung zu merken. Im bunten Wechsel des Inhalts sind die Stoffe lose aneinander gereiht. Für ihre Aufeinanderfolge scheint nur die Rücksicht auf die Zeitfolge der Antoren bestimmend gewesen zu sein. Jedenfalls hat sich aber André ein besonderes Verdienst dadnrch erworben, dafs er, nicht etwa von möglichst vielen Schriftstellern je ein oder zwei Bruchstückchen vorgebracht, sondern sich auf wenige wichtigere Antoren beschränkt hat: es kommt ihm nicht etwa auf Bekanntschaft mit einer Menge von Schriftstellern und Schriften, sondern vielmehr anf Bekanntwerden mit einer geringen Zahl ausgezeichneter Probestücke aus den besten Antoren an. In dieser Hinsicht verdient die Anthologie Lob. Die seltenen Anmerkungen, welche der Verf. unter den Text gesetzt hat, sind mit Genanigkeit geschrieben und vortrefflich.

Der Stil Andrés ist gut, läfst aber hie und da manches zu wünschen übrig; vgl. S. 22 *il est davantage permis*, S. 29 *l'apprentissage des eu fermés*, S. 69 *anticiper les usages*, S. 100 *il arrive que le débit soit*, S. 310 *le voile du palais est élevé* etc.

Nur ganz wenige Druckfehler sind mir anfgefallen: S. 4 *toute*[*s*] *choses*, S. 28 *remètr-a* (*a*) *sō mê·tr*, S. 48 *je, ja* statt *ja, je*, S. 65 *fō* statt *fô*, *ès-lettres* statt *es-l.*, S. 68 *žā* statt *žâ*, *Elisabeth*, *adverbialement*, S. 75 *c final*, S. 120 *rénjés*, *swanjé*, S. 122 *wvr* statt *ouvr*, *mī*, S. 126 *īkapablĕ*, S. 132 *vwajaž*.

Druck und Ausstattung des Bnches sind gut.

Die schwachen Seiten des ersten und dritten Teiles können mich nicht hindern, das Buch als eine anerkennenswerte Leistung zum Nntzen eines französischen Unterrichtes mit ausgesprochen praktischer Tendenz zu bezeichnen und den Lehrern des Französischen zu empfehlen.

Prag. **G. Rolin.**

---

234) **Georg Brandes, William Shakespeare.** Zweite, verbesserte Auflage. (Paris, Leipzig,) München, Albert Langen. 1001 S. 8.

Die Flut der gröfseren und kleineren Shakespeare-Stndien wächst noch immer von Jahr zn Jahr. Und so wunderliche Blasen dieser Strom auch im Lanf der Zeit an die Oberfläche getrieben hat, wie den grofsen Bacon-Rnmmel und die verdientermafsen nnbeachtet gebliebene Hamlet-Verholzung von Fritz Düvell, so hat er doch auch wieder manch nenes Stück geistigen Bodens

befruchtet und der Shakespeare-Kultur gewonnen. An dieser Arbeit haben besonders drei Shakespeare-Werke Anteil, die in diesen Blättern schon angezeigten Bücher von Heinr. Bulthaupt (Oldenburg, Schultzesche Hofbuchhandlung), und von F. The. Vischer (Shakespeare-Vorträge, herausgegeben von R. Vischer. Stuttgart, Cotta) und das in seiner ersten Auflage schon 1896 erschienene umfangreiche Buch von Georg Brandes. Alle drei wenden sich nicht so sehr an die Gelehrtenwelt, als an das grofse Publikum der Gebildeten. Die rein wissenschaftliche Arbeit der Shakespeare-Forscher kann nur der substantiellen Wahrheit, der Zoll für Zoll vorschreitenden Aufdeckung der Shakespeare-Biographie dienen. Was hierfür die Gelehrten an deutschen und englischen Hochschulen leisteten, wird stets die Grundlage unserer Shakespeare-Erkenntnis bilden. Aber es ist nur das Material; und dieses bedarf der ordnenden Künstlerhand, die den Steinhaufen in eine architektonisch feine und lebendig gegliederte Fassade verwandelt. Die streng wissenschaftliche Forschung bedarf von Zeit zu Zeit der Anregung durch die geschichtlich und literarisch inspirierte Phantasie, wenn sie ihre Früchte zur Reife bringen will. Ebenso wie jede Philosophie, so sehr sie mit Recht in exakten Forschungen und der Empirie ihr Fundament sucht, doch der spekulativen Kombination zur Verknüpfung von scheinbar fremdartigen Erscheinungen bedarf. Ich meine hier natürlich nicht die journalistische Ausbeutung und Verwässerung wissenschaftlicher Resultate, sondern die auf besonderem dichterischen und historischen Scharfblick basierten Arbeiten der zusammenfassenden Synthetiker der tausend kleinen farbigen Steinchen zu einem sinnvollen Mosaikbilde. Und in diesem Sinne ist, trotz aller Bedenken, die von den Vertretern der positiven Literaturforschung im einzelnen erhoben wurden, das Buch von Brandes als Ganzes eine höchst verdienstvolle Tat von unschätzbarem Wert. Und weil es in seiner eigentlichen mehr künstlerisch divinatorischen, als rein wissenschaftlichen Bedeutung von den Fachblättern mehrfach verkannt worden ist, mufs ein erneuter Hinweis auf die Eigenart des Werkes auch jetzt noch, nachdem es die zweite Auflage längst hinter sich hat, angebracht erscheinen. Wir werden dabei von vornherein zugeben dürfen, dafs neue Tatsachen über das Leben Shakespeares von Brandes nicht entdeckt worden sind. Das lag auch nicht in seiner Absicht. Er glaubt, dafs wir in Shakespeares Dichtungen eine unversiegbare Quelle für Rückschlüsse auf sein Leben besitzen. Man mufs diese Quellen nur richtig ableiten und eindämmen, d. h. Wahrheit und Dichtung richtig

sondern und chemisch scheiden. Um das zu erreichen, hat Brandes das vorhandene dürftige, biographische Material vollzählig, wenn auch ohne jene umständliche Gelehrsamkeitskrämerei, die beständig zitiert, mit gröſstem Scharfsinn und mit wirklich intuitiver Begabung für die Verfolgung der feinsten psychologischen Beziehungen in Parallele gesetzt zu der universalen Lebensfülle und den mannigfaltigen Stimmungen, aus denen Shakespeares Werke hervorgewachsen sind. Aus dieser dichterischen Stimmung zieht Brandes zunächst Schlüsse auf die Charakterentwickelung des Dichters, und aus den natürlich im Vergleich zu der Objektivität der Dramen mehr subjektive Empfindungen mitteilenden Sonetten konstruiert und benennt er Freundschafts- und Liebesverhältnisse. Hier bleibt er im ganzen in den schon von früheren Forschern (z. B. Tyler, Gildemeister) eingeschlagenen Bahnen. Und daſs der Grundgedanke, von dem auch Brandes sich dabei leiten läſst, richtig ist, wird niemand mehr bestreiten. Denn die Erkenntnis, daſs jeder echte Dichter in seinen Werken Erlebtes und Erdichtetes, Reales und Ideelles, Wirklichkeit und Romantik mischt, gilt für Shakespeare im höchsten Maſse. Und je weniger er, als irgend ein anderer groſser Dichter seine Stoffe selbst erfand, um so mehr ist die Stimmung und die Charakteristik seiner Werke ihm eigentümlich. Darauf fuſst Brandes. Dieser Weg ist unanfechtbar und obendrein, bei der Unwahrscheinlichkeit der Entdeckung neuen, wesentlichen biographischen Materials für Shakespeare der einzig gangbare. Gangbar allerdings nur für intuitiv begabte, psychologisch fein geartete Literaturgenies, wie Brandes eins ist. Nur muſs man sich hüten, bei dieser spekulativen Synthese allzu selbstsicher ins Detail zu gehen und den Dingen und Personen gleich Namen, Rang und Stand zu geben. Es kommt zunächst an auf die allgemeine Wahrheit und das lebendige Zeitkolorit des Kulturbildes und auf die allgemeinen Züge der Person, die wir von diesem Hintergrunde sich abheben sehen sollen. Und das ist Brandes in der Tat besonders gut gelungen. Ob nun die schöne, hochgestellte Frau, die in den Sonetten Leben und Wärme, Leidenschaft und Eifersucht entzündet, Mary Fitton hieſs oder Penelope Rich, ob sie Maid of Honour der jungfräulichen Königin war, ob der Freund W. H., der dem Dichter die Geliebte abwendig machte, William Herbert, Lord of Pembroke oder Southampton war, oder ein anderer, ist zunächst weniger wichtig. Eins freilich erreicht der rekonstruierende Porträtkünstler durch solche Anknüpfungen an bekannte Personen, auch wenn er uns nicht endgültig

überzeugt, nämlich die gröfsere Lebensfrische seiner Darstellung. So ist das Werk des dänischen Literaturpsychologen mehr die auf gründlichen kulturhistorischen Studien und auf einer ganz eigenartigen intuitiven Begabung beruhende Arbeit eines Künstlers, als die eines trockenen Gelehrten.

Brandes teilt sein Werk in drei Teile; sie entsprechen nicht ganz der Einteilung jedes klassischen Romanes. Die meist so breite Ausführung der Lehr- und Jugendjahre, hier also die Zeit vor dem Londoner Aufenthalt konnte eben nur dürftig ausfallen, weil keine Dichtungen zum Belege vorhanden sind. Wir sind hier auf Rückschlüsse aus den späteren Werken angewiesen; so für die bekannte Wilddiebgeschichte und sein Rencontre mit Sir Th. Lucy auf den Richter Shallow in den „Lustigen Weibern". Die drei Hauptteile der Brandesschen Biographie beziehen sich daher auf die Londoner Zeit Shakespeares, auf die Zeit seiner dichterischen Lebensarbeit. Hier weist Brandes nach, dafs sich in der Seele des Dichters etwa um die Wende des Jahrhunderts ein starker Wechsel der allgemeinen Stimmung vollzieht. Vorher ist er beherrscht von einer übermütigen, jugendlich genialen Laune, die sich zur heiteren, lebensfrohen Harmonie durchringt. Damals schrieb er seine sonnigsten und witzigsten Lustspiele, vor allem: „Wie es euch gefällt" und „Was ihr wollt". In den folgenden Jahren, die etwa von seinem 35. bis zum 45. Lebensjahre reichen, vollzieht sich in ihm jener grofse Umschwung zum Pessimismus und zur ironischen Bitterkeit des reifen Mannesalters; diese Zeit wird charakteristisch genug durch die noch verhaltene Eifersucht der Sonette, dann durch die tragisch entfesselte des Othello gekennzeichnet, und die Verbitterung gipfelt in der Frauenverachtung in Troilus und Cressida und in der Menschenverachtung des Timon von Athen und im Lear, den Brandes die Tragödie des Weltuntergangs nennt. Erst die letzten Jahre dieses unvergleichlichen Dichterlebens bringen die „Rekonvaleszenz", die allmählige Klärung des Hasses zur resigniert überlegenen, milden Menschlichkeit. Jetzt entstehen „Cymbeline", „Das Wintermärchen" und „Der Sturm". Die überzeugende und lebendige Darstellung dieser grandiosen Wellenlinie eines unerhört reichen Geisteslebens ist wertvoller, als die Entdeckung materieller, nebensächlicher Tatsachen. Oft genug aber bringt diese gründliche Durchforschung der Werke des Dichters, die zunächst nur dem Verständnis seines Charakters und seiner Lebensverhältnisse dienen soll, auch für die ästhetische Auffassung ganz neue Gesichtspunkte. Galt doch noch das

„Lustspiel" Troilus und Cressida tüchtigen Literarhistorikern wie Gervinus, Kreifsig und anderen für eine harmlos satirische Posse, für eine „Jugend"sünde; während es von Brandes zweifellos als die bitterste Satire auf Frauentreue, als ein tragisches Bekenntnis des enttäuschten, reiferen Mannesalter erkannt wird, zugleich als eine moderne Parodie auf das klassische Altertum Homers und auf die das Weib zum blutlosen Schemen eines unwahren Ideals herabziehende Romantik. In Cressida ist das Weib geschildert, dessen ganzes Leben, körperlich und geistig, sich auf das naivste und rücksichtsloseste auf den einen Trieb richtet, der die Erfüllung des ersten Daseinszwecks des Weibes zum Ziel hat, den Geschlechtszweck. Nur diesem Gedanken dient all ihr Kokettieren, all ihr Sinnen; Liebe und Treue haben nur in bezug auf diesen Geschlechtsinstinkt einen zwar einseitigen und egoistischen Sinn. Diesem starken Naturtriebe des Weibchens gegenüber scheint die Treue gegen das Männchen, und hiefse es Troilus, Diomedes, Achilleus oder gar Herakles, trotz ihrer fabelhaften männlichen Fähigkeiten unlogisch. Die Logik ist überhaupt das Angstprodukt männlicher Beschränktheit und Impotenz, Frauenlogik ist die unbeschränkte, proteusartige Treue gegen den einen Instinkt. Nie ist die Geschlechtsnatur des Weibes so schonungslos, so frei von jeder erotischen Selbstverblendung und törichten Verhimmelung blofsgelegt worden, wie hier durch Shakespeare. Ist diese Auffassung des Stückes auch nicht absolut neu, so ist sie durch Brandes doch aufserordentlich vertieft worden und durch seine glänzende Interpretation sind wohl auch die kürzlich in München, Berlin und Wien gewagten Aufführungen von Troilus und Cressida veranlafst worden. Im einzelnen wird man Brandes' ästhetischer Auffassung natürlich nicht immer zustimmen; überall aber regt er zu neuem Nachdenken an. Seiner Auffassung vom Shakespeareschen Cäsar als einem Grofsprahler und einer im Vergleich zum geschichtlichen Helden armseligen Karikatur wird man je mehr und mehr zustimmen, während er dem Macbeth, den er ein reiches, höchst moralisches Melodrama nennt, aber in dem er nur an einzelnen Punkten Shakespeares Herz klopfen hört, gewifs nicht gerecht wird. Nun, über ästhetische Fragen läfst sich streiten; auch wird ein geistvoller Schriftsteller wie Brandes selber nicht wollen, dafs man ihm überall aufs Wort glaube. Er will durch die von seiner ungewöhnlich intuitiven Phantasie gegebene Beleuchtung von Charakter und Zeit unseres Dichters vor allen Dingen den über den Sammelfleifs des ehrlichen Gelehrten hinausführenden Weg zeigen und lebhaft

anregen. Und da seine Phantasie doch auf durchaus wissenschaftlichem Boden erwächst, ist sie fruchtbar und resultatreich. So ist Brandes' Rekonstruktion der Biographie Shakespeares auf Grund der Werke des Dichters die Arbeit eines mit seltener historischer und literarischer Gelehrsamkeit ausgerüsteten genialen Nachspürers, der die organischen und unlöslichen Fäden, welche die inneren psychologischen Momente des prosaischen Lebens des Dichters mit dem erhöhten Leben seiner Dichtungen verbinden, vortrefflich zu verknüpfen versteht.

Bremen. **Gerh. Hellmers.**

Vakanzen.

Balmke, R.S. Obl. Math. u. Nat. Landrat Dr. Hammerschmidt.
Coepenick, R.S. Obl. Latein u. Deutsch. Magistrat.
Frankfurt a. M., Humboldtsch. (H.M.S.) Obl. Nat.
Freienwalde, H.M.S. Direktor (Rel. Gesch. Deutsch).
Neu-Ruppin, G. Obl. Math. u. Nat. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin** über: Griechische und lateinische Schulschriftsteller mit Anmerkungen.

Gotha, 4. Oktober. **Nr. 20, Jahrgang 1902.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

235) **Dom. Fava, Gli epigrammi di Platone.** Testo, varianti, versione preceduti da uno studio sull' autenticità di essi. Mailand 1901. 74 S. 8.

Der Verf. untersucht in dem ersten Teil des Buches (S. 1—46) die verschiedenen Quellen, denen wir die Erhaltung der platonischen Epigramme verdanken — Diogenes Laertius, die Anthologie des Meleager und des Philippos — auf ihre Glaubwürdigkeit und kommt zu dem Resultat, dafs ihr Zeugnis nicht zuverlässig sei. Leider ist Fava, obwohl er sich sonst in der neueren Literatur ziemlich gut auskennt, entgangen, dafs Wilamowitz und Knaack (Berl. Phil. Wochenschr. 1895, S. 1156) einen Teil der bei Diog. Laertius erhaltenen Epigramme als echt in Anspruch nehmen. Mit ihnen hätte er sich vor allem auseinandersetzen müssen. — Epigr. Anth. Pal. VII 256 auf die in Medien gefangenen und gestorbenen Eretrier hält Fava auf Grund der Nachricht des Philostratus, die ich in meinen

Inscr. gr. metr. bezweifelt hatte, zwar nicht für echt, aber für eine wirkliche Inschrift. Ich kann ihm hierin nicht beistimmen. Wir müfsten bei der Annahme einer Inschrift zu der gewagten Konjektur greifen, dafs erst viele Jahrzehnte später ein zufällig nach Ekbatana kommender Athener (s. v. 3) den Drang gefühlt habe, den natürlich zu verschiedenen Zeiten gestorbenen und in verschiedenen Gräbern beigesetzten Eretriern ein gemeinsames Denkmal mit Epigramm zu setzen. Dafs den Angaben des Philostratus auch sonst nicht immer zu trauen ist, zeigt Heroic. 478 (Inscr. gr. metr. n. 230).

Der kritische Apparat hätte an manchen Stellen ausführlicher sein dürfen. So wäre etwa bei n. 7 und 8 unter den Quellen auch Apostolios 4, 12 a und die Nachahmung bei Kaibel Ep. gr. n. 568 anzuführen gewesen, bei n. 32 Sternbach Meletemata gr. p. 123. Anderes bietet Crusius in seiner Ausgabe von Hillers Anthologia lyrica.

Als Probe der Übersetzung diene das Epigramm auf Aristophanes („Aristotele“ p. 6 ist ein Druckfehler):

Tempio cercando immortal le Grazie un giorno a dimora,
quel d'Aristofane in cuor liete a la fine trovâr.

München. **Th. Preger.**

---

236) **Tacitus: Histories, Book III.** Edited by **W. H. Balgarnie**, M. A. — London, W. B. Clive (University Tutorial Press), ohne Jahreszahl. 119 S. kl. 8. geb. S. 3.6.

Die Lieferanten für „The University Tutoral Series“ scheinen mit Vorliebe — oder auf Wunsch der Firma? — einzelne Bücher der klassischen Werke herauszugreifen und nach ziemlich gleichem Schema zu bearbeiten. Herr B. bezeichnet sich auf dem Titelblatt zugleich als Herausgeber von Xenophon, Anabasis B. IV; ob er auch das bereits früher erschienene erste Buch der Historien (B. II fehlt noch) bearbeitet hat, ist aus dem Verlagskatalog nicht zu ersehen. — Das vorliegende Bändchen ist mit einer Einleitung über Leben und Werke, Quellen und Schreibweise des Tacitus, sowie mit einer kurzen Übersicht der politischen und militärischen Verhältnisse des Kaiserreichs ausgestattet; der lateinische Text ist sorgsam und sauber gedruckt, auf einem Papier, wie man es bei uns in ähnlichen Büchern überhaupt nicht findet. — Mit dem Kommentar, der im ganzen auf der Höhe unserer meisten „Schülerausgaben“ steht, hat sich der Verf. die Arbeit nicht allzu schwer gemacht. Die Historien-

ausgaben von K. Heraeus und E. Wolff, Teuffels Römische Literaturgeschichte, L. Constans, Étude sur la langue de Tacite, die Übersetzung von Church und Brodribb, dazu die Vorlesungen des Prof. W. Wyse, Trinity College, Cambridge — das sind wohl die, von B. selbst wiederholt zitierten, Hauptgrundlagen seiner Leistung, wenigstens läfst sich nicht leicht erkennen, wie weit er ältere Ausgaben und die reichlich vorhandenen Hilfsmittel der neueren Zeit unmittelbar benutzt hat. Gelegentliche im Kommentar verstreute, mitunter sehr überflüssige (wie 53, 16 „M reads Asiam") Bemerkungen über handschriftliche Lesarten und allerhand Konjekturen geben dem Ganzen den erforderlichen gelehrten Anstrich; dazu bilden, wie in den meisten englischen und amerikanischen Ausgaben, einen wunderlichen Gegensatz grammatische Erläuterungen elementarster Art, wie 1, 10, dafs der Nebensatz in Oratio obliqua „selbst im ciceronianischen Latein" den Konjunktiv heische; 1, 14 ita: not with salubri, but with the whole sentence; 2, 20 plus roboris, nihil libidinum: „partitive genetives"; 3, 1 truci voce: „ablative of manner"; 10, 3 eine Auseinandersetzung über die verschiedenen Konstruktionen von circumdo; 38, 15 über den Dativ nach einem mit ad zusammengesetzten Verbum u. s. w.

Die im Index sehr unvollständig verzeichneten Eigennamen sind mit Quantitätsbezeichnungen versehen, aufser Velabrum und Vīcetia. Es fällt auf, dafs B. Pomĕtia und „trotz den Wörterbüchern", ich weifs nicht auf welche Autorität hin, Caecina schreibt. — Von kleinen Ungenauigkeiten merke ich an: Poetovio (1, 2) heifst heute Pettau, nicht Petau; 24, 11 The Sarmatians were a Scythian people between the Don and the Caspian, pafst nicht auf die in Rede stehenden Rhoxolanen. Dafs *segnitia* (42, 7) ein „poetisches Wort" sei, ist natürlich ein Lapsus calami; B. wollte offenbar sagen, die Verbindung segnitia maris sei eine poetisch personifizierende Umschreibung für malacia oder für Ciceros tranquillitas maris.

3, 10 hat B. im Text gravior (M), hält aber zugleich gratior für eine „gute Emendation". Meiser hat diese von Ernesti den geringeren Hss. entnommene Lesart ebenfalls gebilligt. Allein die Überlieferung wird, zwar nicht durch 43, 5, eo gravior auctor, darin hat Ernesti recht, wohl aber durch andere Stellen hinlänglich gerechtfertigt: IV, 28, 11 gravior (mächtiger, einflufsreicher) — der Gegensatz levior viliorque IV, 80, 12 —; II, 61, 6 gravissima civitas (ehrenfest, bewährt); Agr. 9, 9 gravis intentus severus; 4, 20, 9 Lepidum gravem (ernst, gesinnungstüchtig) et sapientem. Nur ein solcher „gravis" homo, der weifs, was er

will, war im stande, so zu wirken, wie Antonius Primus, „ut cautos quoque ac providos permoveret“. Vgl. auch im folgenden: proxima auctoritas. Ein Mifsverständnis in Bezug auf gravior ist also durch den ganzen Zusammenhang völlig ausgeschlossen. — Dafs die Konjektur 9, 23 rescripsere nicht von C. Heraeus, sondern schon von Freinsheim herrührt, konnte B. bei Heraeus im Krit. Anhang leicht finden. An derselben Stelle liest er de exitu securi; da er aber hinzufügt: „Mss. read exercitu which makes good sense“, so hätte er eigentlich an der Tradition festhalten müssen. Übrigens ist exercitu keineswegs sinnentsprechend; denn die Führer der flavianischen Partei hatten ja keinen Grund, ihren Gegnern zu schreiben, dafs sie ihrer Leute, wohl aber, dafs sie des glücklichen Ausgangs ihrer Sache sicher seien. — 12, 5 Vespasiano tenebantur haben Church und Brodribb falsch übersetzt mit „were held for Vespasian“. 13, 13 secretum castrorum, kann wegen in principia vocat, nicht bedeuten, „einen abgeschlossenen Teil des Lagers“. Als „an ingenious suggestion“ zu 18, 6 nennt B. die La forte victuri, Agricolas von Meiser wiederaufgenommene Konjektur, die in der Tat viel für sich hat. Zu 22, 8 heifst es: „Suorum: superfluous if it refers to the macedonian legion.“ Solchen Unsinn darf man doch dem Autor nicht zutrauen. Über den ganzen, höchst einfachen, Sachverhalt vergleiche meine Ausgabe. — Doch genug der Ausstellungen; schliefslich habe ich auch einige gute Anmerkungen B.s zu erwähnen. Für 22, 15 nihil animus aut manus ... iuvabant kann es kaum eine bessere Übertragung geben als die von B. zitierte Stelle aus W. Scott, Lord of the Isles VI, 24 „Strong hand, high heart, are useless here“. — Die K. 25 geschilderte Episode aus der nächtlichen Schlacht bei Cremona, meint B., müsse dem Dichter von Heinrich VI. (3. Teil) vorgeschwebt haben, als er den 5. Auftritt des II. Akts schrieb. Dort ist allerdings die schauerliche Szene dadurch erweitert, dafs dem vatermörderischen Sohn noch ein Vater beigesellt wird, der, gleichfalls unwissend, den eigenen Sohn erschlagen hat und ihn auszuplündern im Begriffe steht. Die Hauptzüge stimmen völlig überein. — Endlich ist die Vermutung des Herausgebers beachtenswert, dafs in den Worten S. 34 am Ende et Vespasianus hortabatur eine kleine Bosheit versteckt liege, „a sneer at the Emperor's notorious parsimony“. In der Tat scheint die eigenartige Schlufsperiode darauf berechnet — und der Rhythmus verstärkt die Wirkung — die in Werktätigkeit und Opferwilligkeit wetteifernde Stadtbevölkerung in einen gewissen Gegensatz zu bringen zu

Vespasian, der seinerseits (aus der Ferne) — Ermahnungen beisteuerte. Auch an anderen Stellen ist B. geneigt, in des Tacitus' Worten ironische oder sarkastische Spitzen zu finden; so soll 86, 17 Domitianum, postquam nihil hostile metuebatur, ... progressum, einen „sneer at Domitian's courage" bedeuten. Dies widerspricht meiner Ansicht nach einer unbefangenen Auffassung des taciteischen Berichts.

Frankfurt a. M. **Ed. Wolff.**

237) **Maximilianus Schultz, De Plinii Epistolis.** (Dissertatio Inauguralis Philologica.) Berlin, Mayer & Müller, 1899. 46 S. 8. ℳ 1.20.

Über die Zeit der Abfassung und die Art der Veröffentlichung der Briefe des jüngeren Plinius hat bekanntlich Th. Mommsen in seiner Abhandlung zur Lebensgeschichte des jüngeren Plinius (Hermes III, S. 31—39) die Ansicht aufgestellt, dafs die Briefe trotz der Worte Ep. I, 1 (collegi non servato temporis ordine — non enim historiam scribebam — sed ut quaeque in manus venerat) innerhalb der einzelnen Bücher streng chronologisch geordnet, und dafs auch die neuen Bücher selbst in den Jahren 97—108 einzeln nacheinander herausgegeben wurden. Mommsens Ansicht ist von verschiedenen Seiten angegriffen worden, von H. F. Stobbe (Philol. 30, 347 ff.), von C. Peter (Philol. 32, 698 ff.) und besonders von J. Asbach (Rh. Mus. 36, 38 ff.). Der letztere behauptet, die drei ersten Bücher, Briefe aus den Jahren 87—104 enthaltend, seien zusammen herausgegeben worden, sodann das vierte Buch mit Briefen aus den Jahren 103—106 für sich; das fünfte Buch sei nicht vor dem Jahre 109 veröffentlicht; die Briefe dieses und der vier letzten Bücher gehören den Jahren 106—109 an; die Briefe innerhalb der einzelnen Bücher seien vielfach nicht chronologisch geordnet. Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt die vorliegende, J. Vahlen und A. Kirchhoff zugeeignete Berliner Dissertation. Nach Schultz sind die Briefe in drei Gruppen herausgegeben worden, Buch I und II zusammen, nicht vor 100, III—VI nicht lange vor 111 oder 112, endlich VII—IX nicht lange nachher; innerhalb der einzelnen Bücher, besonders in den späteren, sind ziemlich viele Briefe nicht an chronologisch richtiger Stelle eingereiht. Es wird dies durch eingehende Besprechung einer grofsen Anzahl von Briefen zu erweisen gesucht, wobei übrigens vielfach Mommsen gegen Peter und Asbach recht gegeben wird. Hinsichtlich der Briefe an Trajan nimmt Schultz im Gegensatz zu Mommsen auch für die Briefe 3—11 genaue chronologische Folge an.

Die fleifsige und verständige Abhandlung bietet im einzelnen viel beachtenswertes; es liegt jedoch in der Natur des Gegenstandes, dafs, solange nicht neue äufsere Anhaltspunkte zum Vorschein kommen, absolut zwingende Beweise nicht erbracht werden können, wie denn auch der Verf. selbst seine Hauptergebnisse (S. 1) nicht ohne videtur aufführt.

Stuttgart. **Th. Weidlich.**

---

238) **Der alte Orient.** 3. Jahrg., 4. Heft: **Alfred Wiedemann, Die Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter.** 32 S 8. — 4. Jahrg., 1. Heft: **Leopold Messerschmidt, Die Hettiter.** 32 S. 8. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1901 u. 1902. à ℳ —.60.

Zwei interessante Hefte der sehr empfehlenswerten Zeitschrift. Wiedemann zeigt uns in Proben aus der Unterhaltungsliteratur, dafs die Ägypter nicht blofs an religiösen Fragen Interesse hatten. Er bespricht die meistens eintönigen Volkslieder der Hirten und Bauern, Gespräche über philosophische Fragen, Fabeln, Märchen, Reisebeschreibungen, Abenteuer u. s. w. Manches erinnert an ähnliche Literatur anderer Völker, so finden wir um 1000 v. Chr. schon die Menenius-Agrippa-Fabel von dem Streit zwischen Kopf und Bauch; die Wirkung von Zauberformeln, der Besuch der Unterwelt, Bauernschlauheit sind ähnliche Motive wie anderswo, ohne dafs man an Entlehnung zu denken hat.

Messerschmidt behandelt das leider noch wenig genügende Material, das wir über die als „Hettiter" bezeichnete Völkergruppe Vorderasiens besitzen. In Nordsyrien, Cilicien, Commagene, Van, Lycien, Lykaonien, bis nach Smyrna findet man ihre Denkmäler. Die Inschriften sind nur zum kleinsten Teile entziffert; danach scheint die Sprache dem Georgischen im Kaukasus ähnlich zu sein. Der Körperbildung nach gehören sie vielleicht mit den alten Armeniern und den Juden, die die semitische Sprache erst angenommen haben, zusammen. Über ihre Religion sind wir durch Skulpturen nur notdürftig unterrichtet: die „grofse Mutter" und die Omphale sind wohl hettitisch, Sonnen- und Mondgottheiten unter verschiedenen Namen kommen in Inschriften vor, doch ist noch keine Klarheit über das Verhältnis der Götter der verschiedenen Landschaften zu einander zu gewinnen. — In der Bearbeitung der Metalle scheinen die Hettiter recht geschickt gewesen zu sein.

Das letzte Reich der Hettiter war wohl das lydische; im Osten

brachen Assyrer unter Sargon und indogermanische Einwanderer das östliche hettitische Reich am Van-See.

Die deutschen Ausgrabungen bei Sendschirli werden hoffentlich über das Dunkel der Hettitergeschichte mehr Licht verbreiten.

Oldesloe. **Reimer Hansen.**

239) **Clovis Lamarre, Histoire de la littérature latine** depuis la fondation de Rome jusqu'à la fin du gouvernement républicain. Paris, Librairie Ch. Delagrave, 1901. gr. in -8. Tome I (XII et 494 p.), II (640 p.), III (598 p.), IV (472 p.).

Herr Lamarre erlangte 1863 die Doktorwürde mit einer Dissertation „De vitibus atque vinis apud veteres Romanos". In einem anderen Werke behandelte er das römische Kriegswesen bis auf Konstantin. Auch verfafste er einen pädagogischen Roman in zwei Bänden und sammelte Fabeln in drei Bänden. Darauf unternahm er die gewaltige Arbeit, dem Bedürfnis der Franzosen nach einem umfassenden und leicht verständlichen Handbuch der römischen Literatur abzuhelfen. Von diesem Werke liegt hier die Hälfte vor. Das Institut hat L. einen Preis von 1000 Fr. erteilt.

L. hatte zunächst eine Vorarbeit herausgegeben: „Étude sur les peuples anciens de l'Italie et sur les cinq premiers siècles de Rome, pour servir d'introduction à l'histoire de la littérature romaine." Dieser entsprechend behandelt das erste Buch seiner Literaturgeschichte (I, 1—182) den Ursprung des Lateinischen und die lateinischen Sprachdenkmäler in den fünf ersten Jahrhunderten Roms bis zum Beginn einer eigentlichen Literatur nach dem Ende des ersten punischen Krieges in folgender Weise:

Die Alten kannten kein Studium des Ursprungs und der Verwandtschaft der Sprachen; auch Varro dachte nicht daran, das Lateinische mit den anderen Dialekten Italiens zu vergleichen. Erst die neuere Sprachforschung konstatierte die Verwandtschaft des Lateinischen mit den übrigen indogermanischen Idiomen und besonders mit mehreren alten Mundarten Italiens. Ob das Etruskische zu den indogermanischen oder zu den semitischen Sprachen gehöre, ist ungewifs. Die Römer haben aber manche Elemente der etruskischen Kultur angenommen (wie die Bezeichnung der Männer mit dem Geschlechtsnamen und Vornamen) und einzelne etruskische Wörter. So bringt L. *seclum* Generation (= saeculum) in Verbindung mit dem etruskischen *sech*, *sec* Tochter, = *τέκ-νον*. Gröfseren Einflufs auf das Lateinische hatte das Umbrische; so hat z. B. *nome* in

den Tafeln von Gubbio bereits die beiden Bedeutungen des lateinischen *nomen,* a) Name, b) Stamm, Volk. Noch bedeutender waren die Einwirkungen des Oskischen, die L. zu überschätzen scheint. Er meint S. 42: les tribus Sabines qui s'étaient mêlées aux premiers habitants de la ville de Romulus ne parlaient point autre chose qu'un des nombreux dialectes de l'osque. Cette langue resta même assez familière à Rome pendant longtemps. Er stützt den letzten Satz auf eine Begebenheit im Samniterkrieg 296 v. Chr., Liv. 10, 20, 8 *Volumnius gnaros Oscae linguae exploratum mittit.* Aber diese *exploratores* sind wohl Leute aus dem vor 44 Jahren an die römische Plebs verteilten ager Falernus. Dagegen kann man sich auf Heiratsverbindungen mit Capua berufen (Liv. 23, 2, 6). — Es folgt eine sorgfältige Geschichte des Altlateinischen. Namentlich werden besprochen: a) die Gesänge der fratres Arvales und der Salier, die Lieder bei den Opfermählern und Leichenbegängnissen, die libri Sibyllini, Versus fescennini und Saturnii, die Saturae, b) die Gesetze der Könige und der zwölf Tafeln, c) die Reden im Senat, vor dem Volk, bei Leichenfeiern, d) historische Dokumente jeder Art. Der erste Vertrag mit Karthago wird nach Polybius ins Jahr 509 gesetzt statt nach Livius ins Jahr 348. *Gnaivod patre prognatus* im ersten Scipionenelogium wird übersetzt „fils d'un père rempli de valeur" statt fils de Gnaeus Scipion; im zweiten heifst es: *debet Tempestatebus aide.* Es sollte stehen: *dedet* (für *dedit,* sc. Tempestatibus aedem).

Das zweite Buch behandelt die Dichter, das dritte die Prosaiker vor Cicero, das vierte die Poesie zu Ciceros Zeit, das fünfte Ciceros Leben und Reden, das sechste seine übrigen Schriften, das siebente die übrigen Prosaiker zur Zeit Ciceros. Der vierte Band enthält eine Chrestomathie aus den besprochenen Autoren mit gegenüberstehender Übersetzung. Der Verf. hat eine riesige Arbeit bewältigt, um alles literarische Material selbst durchzustudieren und es in geistvoller Weise zu schildern; seine Erläuterungen des Inhalts und Gedankenganges der einzelnen Literaturwerke und seine Erörterungen über literarische Fragen sind durchweg meisterhaft. Neben den Arbeiten französischer und englischer Gelehrter führt er auch die bedeutenderen Ausgaben und Sammelwerke deutscher Philologen an, so von Ribbeck, Vahlen, Lucian Müller, Hermann Peter. Zu bedauern ist, dafs er viele gesicherte Resultate deutscher Forscher, die er in den angeführten Werken fand, stillschweigend übergeht und beim Alten bleibt. Auch haben sich in seine Textproben viele Fehler

und minderwertige Lesarten eingeschlichen. Aber trotz dieser Mängel ist Lamarres Werk eine grofsartige und verdienstvolle Leistung.

Buch II (Band I, 183 — II, 269). *Graecia capta ferum victorem cepit*, nämlich Grofsgriechenland. Von Tarent kam Andronicus als Gefangener nach Rom und wurde der erste Dichter der Römer, d. h. Bearbeiter griechischer Stoffe. Sehr rasch folgte Naevius. L. glaubt, que la patrie de Naevius fut Rome, und dafs man aus seiner *superbia Campana* nicht auf campanische Herkunft schliefsen dürfe. Nävius zog auch Vorgänge in Italien in seine Poesie hinein, die Gründung Roms (in der fabula praetexta) und den punischen Krieg (im Epos). Um die Zeit, da Nävius starb, brachte Cato den halbgriechischen Centurio Ennius nach Rom, der ebenfalls in mehreren Dichtgattungen tätig war (S. 218—281; Proben IV, 6—11). Namentlich übertraf er den Nävius in der Tragödie und im Epos. Indem er für das Epos an Stelle des saturnischen Verses den Hexameter einführte, unterwarf er das gesamte Sprachmaterial musikalischen Gesetzen, die den Wohlklang förderten. Die Fragmente der Ennianischen Annalen werden von L. einläfslich erörtert und der Gang der Erzählung rekonstruiert. Ein armer Hirte zeigte 198 dem Konsul Flamininus einen Weg durchs Gebirge, Cic. Cat. m. 1 adfatur Flamininum *Ille vir haud magna cum re, sed plenu fidei*. Durch ein Mifsverständnis heifst der Konsul S. 260 cet homme pauvre de biens, mais riche de courage. — Die Komödie fand ihren Hauptvertreter an Plautus (S. 282 bis 488). L. legt den Gang der Handlung und den Wert jedes plautinischen Stückes dar, führt die griechischen Vorbilder und die modernen Nachahmungen vor und erklärt die Personennamen etymologisch. Dafs in Therapontigonus das Wort *ἀγών* enthalten sei (S. 317), ist nicht anzunehmen. Capt. 671 *falcidicis* (IV, S. 30), 713 *acaptissimus* ersetze man durch *falsidicis, acceptissimus*. Nach der Vorführung der einzelnen Stücke folgt eine interessante Charakteristik der Personen: die Matrone (Alcmene), die Ehefrauen, die (wiedergefundenen) Töchter, die meretrices, die leichtfertigen, die geizigen, die wackeren Väter, die braven und die verschwenderischen Söhne, die Sklaven, Parasiten, Krieger, lenones, Wucherer, Charlatane, sodann eine Erörterung über die Prologe bei den Griechen und bei Plautus, über seine Verskunst, Metren, Sprache. — Ein Kapitel ist dem Cäcilius gewidmet, der den grofsen Erfolg des Plautus noch sah und ihm nachstrebte, der sich für den jungen Terenz bei den Ädilen verwendete, der aber von Cicero als malus auctor latinitatis bezeichnet

wird. — Mit den trochäischen Septenaren des Porcins Licinus (wie er S. 596 richtig heifst) über den Tod des Terenz hat L. Mifsgeschick gehabt. Aus dem Dichter machte er S. 29 einen Licinius. In den Vers *ítaque e conspectu ábiit Graeciam, ín terram ultimám* schiebt er ein das Metrum störendes *in* (vor *Graeciam*) ein. Beim nächsten Vers *mortuost in Stymphalo Arcadiae oppido* verwechselt er wahrscheinlich das Binnenland Arkadien mit der Insel Leucadia und erzählt: il revenait avec une riche collection de manuscrits, lorsqu'une tempête l'assaillit à la hauteur du promontoire de Stymphale, en Arcadie. Die einzelnen Stücke und die Charaktertypen des Terenz werden in derselben gründlichen Weise behandelt, wie die des Plautus, und es werden die Unterschiede ihrer Prologe, Cantica, Sprache dargelegt. — Von den übrigen Dichtern der Komödie mit griechischen Personen (der fabula palliata, von Licinius Imbrex, Atilius, Aquilius, Luscius, Trabea, Turpilius) sind nur geringe Bruchstücke erhalten, die L. erörtert. Ebenso sind die Überreste der fabulae togatae mit italischen Personen (hauptsächlich von Afranius) und der italischen Posse (fabula Atellana) unbedeutend. — Auch die Tragödie wurde im 2. Jahrhundert v. Chr. durch Pacuvius und Attius eifrig gepflegt (B. II, S. 183—242). Die Stoffe waren der griechischen Heroensage entnommen, einzelne auch der römischen Sagenzeit (Brutus, Decius). Die zunehmende Neigung des Volkes für die Pantomime und Gladiatorenspiele verhinderte, dafs den Römern neben Virgil und Horaz auch ein vollendeter Tragiker erstand. — Lucilius bildete die Satire aus; er geifselte die einreifsenden Laster, welche die moralische Gröfse des Römervolkes zu zerstören drohten. Eine Musterung seiner Fragmente zeigt, dafs er dichterische Gestaltungsgabe und Schwung besafs, aber in Sprache und Versbau wenig Vollkommenes hervorbrachte.

Buch III (bis S. 455). Die Ausführungen Lamarres über die Anfänge der römischen Prosa kann ich leider nicht als richtig anerkennen. Q. Fabius Pictor, L. Cincius Alimentus, P. Scipio Africani filius, C. Acilius, A. Postumius Albinus schrieben griechische Werke über die römische Geschichte; dann begründeten Cato und Piso die Geschichtschreibung in lateinischer Sprache. Zwischen ihnen nennt Cicero de or. 2, 51 zweimal einen lateinischen Geschichtschreiber Pictor, und Gellius (10, 15) zitiert ein langes Bruchstück über die Obliegenheiten des Flamen Dialis aus Fabii Pictoris librorum primo (sc. de iure pontificio?). Lamarre bezieht alle diese Zitate auf den ältesten römischen Annalisten Q. Fabius Pictor

und hält die Angabe des Dionys I, 6, dafs sein Geschichtswerk griechisch geschrieben war, für falsch. — Ähnlich verfährt er bei L. Cincius. Er glaubt nicht an die Existenz eines Antiquars Cincius in augusteischer Zeit und legt die Werke des Cincius de re militari, de comitiis, de consulum potestate etc. dem Annalisten L. Cincius Alimentus bei, statt sich zu fragen, ob Livius 21, 38, 3 ein untergeschobenes Werk benutzt habe, wie Mommsen glaubt. So führt er denn aus Fabius und Cincius beträchtliche Fragmente antiquarischen Inhalts vor, die man jetzt in Deutschland allgemein späteren Autoren zuteilt. — Als authentisch betrachtet er auch das von Gellius 7, 19 aus den Exempla des Cornelius Nepos ausgeschriebene Dekret von acht Volkstribunen des Jahres 187 zu Gunsten des L. Scipio Asiaticus; hält man aber die Wortformen und den Satzbau des ein Jahr jüngeren Senatsbeschlusses über die Bachanalien (S. 304) damit zusammen, so erscheint das Dekret als modernisiert. Nach Cicero de or. 2, 260 gab L. Porcius Nasica dem Zensor Cato auf die Frage: Ex tui animi sententia tu uxorem habes? zur Antwort: Non hercule ex mei animi sententia. L. erzählt dies S. 307 von Scipio Nasica. Es ist jedenfalls nicht der uns allein bekannte P. Scipio Nasica. — Im übrigen wird Catos literarische Tätigkeit ausführlich geschildert. Bei L. Caelius S. 351 ist nicht bemerkt, dafs sein Werk nur den zweiten punischen Krieg umfafste. Statt L. Otacilius Pilitus (S. 364) setze man: L. Voltacilius Plotus; er wird III, 556 ohne Grund zum zweitenmal genannt. S. 371 wird ein weiser Rechtsgelehrter L. Atilius aufgeführt. Die bessere Lesart bei Cic. Lael. § 6, de leg. 2, 59, Liv. 40, 31, 1 ist L. Acilius. Vortrefflich sind die Auseinandersetzungen über die Gracchen, Metellus Numidicus, Antonius, Crassus, Hortensius. Dieser wurde 64 Jahre alt, nicht soixante quatorze ans (S. 449).

Buch IV. Die ältesten römischen Dichter waren von geringer Herkunft (Nävius) oder Fremde. Die aufgezählten Prosaiker gehörten zur besten Gesellschaft Roms. Ebenso war Lucilius aus edlem Geschlecht, sodann Lucrez, der tiefsinnige Denker und geistvolle Dichter. Der Inhalt seines philosophischen Lehrgedichtes wird eingehend erörtert, S. 460—532. Neben ihm ragt Catull hervor, der nur kleine und verschiedenartige Gedichte hervorbrachte. Sein Vorname ist Gaius; L. nennt ihn Quintus nach der korrupten Lesart bei Plin. 37, 6, 81. Unter den Proben aus Catull steht IV, 166 das in den meisten Ausgaben fehlende Gedicht XIX voran, das Muret ohne handschriftliche oder sprachliche Gewähr aus Priap. 86 in

den Catull einsetzte. In einem Kapitel, S. 574—634, werden die übrigen Dichter dieser Zeit vorgeführt. Es sind Männer von höherer Bildung; aber es fehlt ihnen die Begeisterung für eine hohe Aufgabe, wie sie bei Lucrez sich regte. Es fehlte der untergehenden Republik der innere Friede, der die Lyrik begünstigt hätte. Man machte kleine epigrammatische und elegische Gedichte, so Licinius Calvus und Valerius Cato. Andere Dichter versuchten sich in mythologischen Epen, zumal Helvius Cinna und Cicero. Letzterer verfafste auch historische Epen und ein astronomisches Lehrgedicht Aratea, deren Reste L. nicht ungünstig beurteilt. Varro Atacinus dichtete eine Kosmographia, Varro von Reate Satiren in der Form von Gesprächen nach der Art des Cynikers Menippus. Die Schauspielerkunst erreichte ihre höchste Ausbildung in Äsop und Q. Roscius, bei Wiederaufführungen alter Stücke. Neu waren die Mimen des Laberius, Publilius Syrus und Cn. Matius. Den letzten wirft L. zusammen mit dem Cäsarianer C. Matius; statt Publilius schreibt er überall Publius, nach Ribbecks Comici 1855.

Buch V (Band III). Die Prosa erreichte ihre höchste Ausbildung in Cicero. Sein Leben wird ausführlich erzählt, freilich mit wenig Jahreszahlen und mancherlei Versehen. Vortrefflich ist namentlich die Schilderung seiner politischen und schriftstellerischen Tätigkeit und seiner erstaunlichen Arbeitskraft von Cäsars Tod bis zu seinem Ende. Nachher werden sämtliche Reden der Reihe nach in ausgezeichneter Weise analysiert und charakterisiert, und es wird auf 17 Seiten eine allgemeine Beurteilung der Ciceronischen Beredsamkeit gegeben.

Buch VI führt ebenso sämtliche rhetorischen und philosophischen Schriften Ciceros vor und zum Schlufs seinen Briefwechsel. Es wird angenommen, A. in den Tusculanen bedeute Auditor (S. 261). Von diesem A. heifst es aber I, § 29: *reminiscere, quoniam es initiatus, quae tradantur mysteriis,* und Lactanz div. inst. I, 15 bemerkt dazu: *testatus est videlicet Attici conscientiam.* Es ist also Ciceros Freund Atticus. Die Personen, mit denen Cicero in Briefwechsel stand, werden einzeln vorgeführt, namentlich Tiro, Trebatius, Caelius, Atticus, Q. Cicero, M. Brutus. L'examen approfondi des lettres de Cicéron ne cesse pas de nous montrer en lui, à côté de l'admirable écrivain, du savant philosophe et du puissant orateur, l'honnête homme et le bon citoyen.

Buch VII. Neben Cicero war auch Cäsar ein bedeutender Redner, sodann Calvus (geboren 82). Unrichtig heifst es von ihm S. 377: Il

avait vingt-sept ans, quand il accusa Vatinius. Calvus erhob 58 Klage gegen Vatinius de vi (Schol. Cic. in Vat. 14, 33), Anfang 54 de sodaliciis (Schol. Cic. pro Planc. 16, 40), dann im August 54; Cicero verteidigte ihn zweimal (Val. Max. 4, 2, 4). L. kennt nur die dritte Anklage. — Sodann schildert er die rednerische Tätigkeit des M. Caelius, M. Calidius, M. Crassus, Servius Sulpicius, Cato minor, M. Brutus, M. Marcellus, Q. Tubero, Plancus, Pollio, Messala. Auch führt er aus Appian den Inhalt des von Octavian redigierten Ediktes vor, durch das die Triumvirn ihren grausamen Mordtaten den Schein der Berechtigung zu geben suchten, und der Rede der Hortensia, mit der sie den mafslosen Erpressungen der drei Wüteriche entgegentrat. — Die Geschichtschreibung ist namentlich vertreten durch Q. Aelius Tubero. Nach Cic. ad Q. fr. 1, 1, 10 hatte sein Vater L. Tubero ein Annalenwerk begonnen, und Unger will diesen allein als Historiker gelten lassen. Aber Klebs (bei Pauly-Wissowa I, 538) und Lamarre nehmen mit Recht an, dafs erst der Sohn das Werk veröffentlichte. J. Frey bezieht in seiner Ausgabe der Briefe die Worte Ciceros unrichtig auf Q. Tubero. — Cäsars Kriegstaten werden nach seinen Kommentaren vorgeführt und seine Darstellungsweise charakterisiert (S. 430—467). Sorgfältig sind die Untersuchungen über die Autorschaft, Fehler und Vorzüge des Nepos; dafs er zwei Reisen Lysanders verwechsle, glaube ich nicht; S. 483 ist nach Censorin 21, 1 zu verbessern. Nach S. 505 wurde Terentia 117 Jahre alt und war die Frau des Cicero, Sallust, Messala, Vibius Rufus (Konsul 16 n. Chr.). Valerius Maximus und Plinius geben ihr 103 Jahre; Drumann hält die Frau des Vibius für Publilia, die zweite Frau Ciceros. Nach S. 507 starb Sallust 36 (?); er verkehrte in Tibur mit Horaz, à qui Mécène avait (?) fait don d'une maison à Tibur. Es werden noch die Fachgelehrten vorgeführt, so die Grammatiker Cornelius Epicadus (nicht Epidacus!) und Staberius (nicht Lamberius!) Eros, der Jurist A. Ofilius (nicht C. Aulus Ofilius!). Den Schlufs bildet eine Schilderung der Tätigkeit des M. Terentius Varro.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

240) **Franciscus Hannig, De Pegaso.** Breslauer Philologische Abhandlungen, 8. Band. 4. Heft. Breslau, Verlag von M. und H. Marcus, 1902. 162 S. *M* 6.—.

Mit grofsem Fleifs hat Hannig das ganze Material in Literatur und Kunst für die Pegasus-Sage zusammengetragen und es sich zur Aufgabe

gemacht, die älteste Form der Sage festzustellen und die vielfachen Wandlungen derselben bis in die spätesten Zeiten zu verfolgen.

Poseidon und Medusa, beide in Pferdegestalt, haben das geflügelte Rofs Pegasus erzeugt. Mit seiner Hilfe besiegte Bellerophon die gräfsliche, feuerschnaubende Chimära; als er aber später zum Himmel aufwärts flog, wurde er abgeworfen und stürzte zur Erde nieder. — Dies ist alte griechische Volkssage. Alles andere ist erst später hinzugekommen, zum Teil recht spät: durch Verbindung mit ähnlichen Sagen, durch falsche Namendeutung, durch den Wandel der religiösen und künstlerischen Vorstellungen, durch dichterische Willkür. Mit der Tat des Perseus (Tötung der Medusa) hat die Geburt des Pegasus ursprünglich nichts zu tun; auch hat erst eine spätere Zeit das Flügelrofs dem Perseus, dem Zeus und der Eos dienstbar gemacht. — Wohl gab es zahlreiche Sagen, wonach berühmte Quellen durch den Hufschlag eines Pferdes entstanden sein sollen; aber erst die alexandrinische Zeit und die römische Kaiserzeit hat den Pegasus zum Urheber der Quellen Hippokrene, Aganippe, Castalia, Pirene gemacht. Damals erst wurde Pegasus mit den Nymphen und Musen in Verbindung gebracht; zum „Dichterpferde" ist er erst in der Neuzeit geworden.

Auf diese Entwickelung der Sage ist es von grofsem Einflufs gewesen, dafs man den Namen „Pegasos" von *πηγή* „Quelle" herleitete. Vielmehr ist er auf den Stamm *πηγ-* in *πηγὸς* und *πήγνυμι* zurückzuführen und bedeutet „gedrungen, stark".

Viele Wandlungen hat die Sage in Kleinasien erfahren, wohin sie von den einwandernden Griechen mitgenommen wurde. Besonders schön sind die Ausführungen Hannigs S. 59 ff., wo er von der berühmten Stelle Hom. Il. VI, 155 ff. spricht: Wie im deutschen Nibelungenlied die Hauptperson der alten Sage, Brunhilde, ganz zurücktritt und das Pferd Gran mit keinem Wort erwähnt wird, so nennt das kleinasiatische Lied Homers den Pegasus gar nicht und redet von den Kämpfen Bellerophons gegen die Lykier, Solymer, Amazonen ausführlicher, als von der Besiegung der Chimära.

Nach den breiten Ausführungen der ersten 160 Seiten ist der Schlufs überraschend kurz und hat mich nicht befriedigt. Nachdem der Verf. die allegorischen Erklärungsversuche alter und neuer Zeit zurückgewiesen hat, welche den Pegasus mit Wolken, Regen und Gewitter, mit Quellen oder mit der Sonne in Verbindung bringen, erklärt er, sich auf Wilamowitz

berufend, den Pegasus für ein dämonisches Wesen, welches, gleich dem Arion, seinen Herrn zum Glück und zum Unglück getragen hat. — Sollen der Sage nicht doch Beziehungen auf die Natur zu Grunde liegen können? In Lykien, „dem Lichtlande“, besiegt Bellerophon mit Hilfe des Pegasus das feindliche, winterliche Wesen, die Chimära (Stamm χειμών). Nun beginnt eine glückliche Zeit. Aber später tritt ein Umschwung ein: als Bellerophon höher und höher steigt, wird er abgeworfen. Ich meine, diese einfache Geschichte erzählt uns in mythologischer Sprache den Kampf zwischen Licht und Finsternis, den Wechsel zwischen Sommer und Winter.

Düsseldorf. **H. Wolf.**

---

241) **O. Kern, Über die Anfänge der hellenischen Religion.** Berlin, Weidmann. 1902. 34 S. ℳ —.80.

Die Schrift ergänzt Rohdes grofszügigen Überblick vom Jahre 1894 und weist nach, wie sich die griechische Religion vom rohen Fetischismus etwa innerhalb eines Jahrtausends zum vergeistigten und sinnigen Demeterkult entwickelt hat. Scharf betont wird, dafs die (von Forchhammer, Kuhn, M. Müller, Schwartz u. s. w. vertretene) Naturmythologie gänzlich abgewirtschaftet und der Archäologie sowie der Ethnologie das Feld geräumt hat; auch der falsche, besonders von Schiller aufgebrachte, Klassizismus mufs durch eine streng historische Betrachtung vollends verdrängt werden. So bedeutet Artemis anfänglich „die Schlächterin“ und Apollon ist „der Herdengott“. Zeus, den Olympier, hat erst die Phantasie der thessalischen Ritter und ihrer Sänger geschaffen.

Angesichts des völligen Umsturzes bisher geltender Meinungen wäre es zu wünschen, dafs Kern die beweiskräftigste Literatur mitgeteilt hätte. Weil ich seinen Ergebnissen zustimme und ihnen die weiteste Verbreitung wünsche, hole ich dies kurz nach und empfehle aufser Allbekanntem wie Pauly, Wissowa, Roscher, wo jedoch nur ein Teil der Artikel die neue Richtung verfolgt, und Rhodes Psyche etwa: Fustel de Coulanges la cité antique und ganz besonders M. W. de Visser de Graec. diis non referentibus speciem humanam Lugd. Bat. 1900. Hier kann man ersehen, in welchem Umfang heute die Völkerkunde beigezogen wird, und hier ist auch die Bibliographie sehr vollständig; herausheben möchte ich vor allem Cook animal worship in the mycenaean age im Journ. of Hell. Stud. XIV (1898), 81—169. Einen weiteren Kreis umspannt O. Schraders

Reallex. d. idg. Alt., und von allgemeiner Bedeutung sind die Werke von Taylor, The primitive lecture (übers. von Spengel und Poske) und die von Liebrecht, J. Lippert, Mannbardt, Ratzel, Fr. Schultze: wie diese (s. zuletzt d. Psych. d. Naturw. 215—245) nimmt Kern an, dafs der Fetischismus dem Animismus (Manismus nach R. Schurtz, Kult. d. Urzeit 555) noch vorangehe. Die dabei zu Grunde gelegte anthropopathische Analogie scheint mir zu sehr symbolisch-poetisch verfeinert, als dafs sie der scheufslichen Handgreiflichkeit des Urzustandes gerecht würde, für die L. Frobenius, Die Weltansch. d. Naturw., S. 68 ff., ekelerregende Belege beibringt; einen anderen Einwand ersehe man bei J. Robinsohn, Psych. d. Naturw., S. 73 und Roberts Smith, Rel. d. Semiten (übers. von Stübe, S. 156; 333/4). Wir wünschen dem klugen und feinen Vortrage viele Leser.

Maulbronn. **Meltzer.**

242) **August Tegge, Kompendium der griechischen und römischen Altertümer.** I. Teil: Griechische Altertümer. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. VI u. 114 S. 8. geb. ℳ 1.20.

Zu den schon ziemlich zahlreichen Kompendien der sogenannten Altertümer der Griechen und Römer für den Gebrauch des Schülers ist hier ein neues hinzugekommen, weil auch der Verlag von Velhagen & Klasing zu der bei ihm erscheinenden „Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben“ von H. J. Müller und Oskar Jäger sein besonderes Kompendium haben wollte. Ein wirkliches Bedürfnis nach einem weiteren solchen Büchlein lag wohl kaum vor. Der Bearbeiter August Tegge hat sich seiner Aufgabe mit Fleifs, Sorgfalt und praktischem Geschick entledigt. Gefallen hat mir besonders die für den praktischen Gebrauch empfehlenswerte Einteilung in „Heroisches Zeitalter“ (S. 1—28), „Athens klassische Zeit“ (S. 29—60) und „Panhellenisches“ (S. 61—114) Was das Mafs des Gebotenen anbetrifft, so wird der eine dies, der andere jenes vermissen, wieder ein anderer das eine und das andere überflüssig finden. Der Verf. erklärt, dafs er gerne das Notwendigste über Leben, Schriften und Lehre der Schulschriftsteller, ferner über antike Kunst u. s. w. zusammengestellt, also eine Art Abrifs der griechischen Kulturgeschichte geboten hätte, wenn das der Raum gestattet hätte. Mir scheint des Gebotenen eher zu viel zu sein, ob man nun mit seinen Schülern einzelne Abschnitte im Zusammenhang durcharbeite, resp. nach Besprechung der

Grundfragen sie auf das Kompendium verweise, oder ob das Büchlein ausschliefslich als Nachschlagebuch bei der Lektüre Verwendung finde.

Angesichts der stets wachsenden Zahl dieser kurzgefafsten Nachschlage- und Lehrbücher — habe ich doch einzig für die griechischen Staatsaltertümer schon in Burs. Jahresb., Bd. 81 (1894), S. 139 ff., eine ganze Anzahl anfzuzählen gehabt — ist vielleicht die Mahnung nicht ganz unangebracht, dafs der Lehrer sich mit diesen Abrissen nicht begnügen darf, sondern die umfangreicheren Handbücher von Fall zu Fall zu Rate ziehen und auch im Zusammenhang studieren, möglichst oft aber zu den ursprünglichen Quellen zurückkehren soll.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

---

243) **ΕΛΛΑΣ.** Eine Sammlung von Ansichten aus Athen und den griechischen Ländern, Landschaften, Bauwerke, Skulpturen u. s. w. Nach Photographieen der English Photographic Co. u. a. Reproduktionen von **Alphons Bruckmann** in München. In zwanglosen Heften von ca. 24 Bildseiten in Quer.-4. Athen, W. Barth. Preis des Heftes *M* 1.60.

Mit zwei Heften führt sich diese neue Sammlung griechischer Ansichten aufserordentlich vorteilhaft ein. Hellenische Skulpturen und Architekturdenkmäler erscheinen in ganz besonders plastischen Aufnahmen und behaupten so ihre Berechtigung neben den mancherlei anderen Reproduktionen, welche jetzt auch der Schule die antike Kunst zugänglich machen. Von noch gröfserer Wichtigkeit dürften die Landschaftsbilder sein; sie sind mit hervorragendem Geschick aufgenommen und stehen an Feinheit kaum den entzückenden Bildchen nach, mit denen, leider nur zu spärlich, der Amerikaner Barrows sein hübsches Buch über Griechenland (The Isles and Shrines of Greece, London 1898) geschmückt hat. Wem nicht das Glück vergönnt ist, die klassischen Stätten mit eigenem Auge zu sehen, der erhält hier doch eine Ahnung von dem Lichtzauber, der die hellenische Landschaft umflutet; wer aber jenes Glück genossen, wird sich gerne aus Athen selber diese Erinnerungsblätter mitnehmen, an deren Herstellung deutsche und englische Kunst gemeinsam gewirkt haben. Dafs Athen im Mittelpunkt des Interesses steht, ist ja selbstverständlich; aber, um zu zeigen, dafs eben die Absicht ist, ein möglichst vollständiges Bild zu bieten, hat der Herausgeber mit Recht gleich in den ersten Heften auch Eleusis, Delphi, Korinth, Ägina, Mykenä, Sparta, Messene,

Tiryns, Epidaurus, Phigalia, Olympia, Tempe u. a. zur Anschauung gebracht Auch die Wiedergabe der Skulpturen hält sich nicht an eine systematische Ordnung; wer diese vermifst, kann sie sich ja leicht aus den bekannten Hilfsbüchern selber herstellen; der Herausgeber hat geglaubt, durch die bunte Fülle des in jedem Hefte Gebotenen noch am besten den verschiedenartigen Wünschen, die er zu befriedigen hofft, Rechnung tragen zu können. Es ist dringend zu wünschen, dafs der buchhändlerische Erfolg seiner überaus billigen Veröffentlichung ihn ermutigt, den ersten Heften bald weitere ebenso inhaltreiche folgen zu lassen.

Sondershausen. **A. Funck.**

---

244) **Richard Shilleto, Greek and Latin compositions.** Cambridge University Press; London, J. C. Clay & Sons (Leipzig, F. A. Brockhaus), 1901. VIII u. 448 S. 8. geb. 7 sh. 6.

Das elegant gedruckte Buch enthält bis S. 152 Übersetzungen englischer Verse gemischten Inhalts meist in griechische jambische Trimeter, S. 154—258 englischer Prosa in attische Prosa, S. 260—350 englischer in lateinische Verse verschiedener Art: der Rest wird von englischer Prosa mit gegenüberstehendem lateinischen Text gebildet. Bei der Auswahl der Originalstücke begegnen wir am häufigsten den Namen Shakespeare, Milton, Wordsworth, Massinger, auch Byron, Fletcher, Spenser, Shirley u. a. sind vertreten sowie unter den Prosaikern Bacon, Bolingbroke, Berkeley, Robertson, Middleton, Macaulay, Steele, Hume u. s. w. Der griechische wie lateinische Text zeugt von aufserordentlicher Gewandtheit und sicherer Beherrschung der sprachlichen Form und zeichnet sich durch Korrektheit aus: nur wird bei uns in Deutschland, wo metrische Übertragungen in der Regel nicht gefordert werden, im Lateinischen mehr auf Unterbringung von stilistischen, im Griechischen von syntaktischen Regeln Gewicht gelegt. Mancher griechische Satz dürfte etwas durchsichtiger sein, besonders in den räsonierenden Stücken, wo sich der etwas wortreiche Konversationston des englischen Originals bemerkbar macht. S. 155 empfiehlt sich vielleicht *χαρίζεσθαι τῇ γαστρί* für *τῇ γεύσει*, ferner *κάλλιον λέγει ὧν ποιεῖ* für das an Herodot erinnernde *καθ᾽ ἃ ποιεῖ*. S. 161 wäre für *οὐδὲν ἄλλο βούλεται ἢ ὅπως εἰρηνεύων διατελεῖ* entweder zu setzen *ἢ εἰρηνεύων διατελεῖν* oder *βουλεύεται ἢ ὅπως κτλ.* Ob der Ausdruck *ὤρεξεν αὐτῷ τὴν χεῖρα βοηθοῦσαν* in übertragenem

Sinn bei Prosaikern sich findet, möchte zu bezweifeln sein, da er auch bei Dichtern nur im natürlichen vorzukommen scheint.

Ansbach. **Schleufsinger.**

245) **Karl Reinhardt, Lateinische Satzlehre.** 2. Auflage. Bearbeitet von **Jos. Wulff.** Berlin, Weidmann, 1901. XIV u. 194 S. 8. ℳ 2.40.

Die besondere Eigenart dieser lateinischen Satzlehre ist bekanntermafsen die, dafs sie in inniger Fühlung mit den verwandten Sprachen steht. Bei der 1. Auflage nun vom Jahre 1896 waren die entsprechenden griechischen und deutschen Hilfsbücher noch nicht erschienen. So machte sich schon aus diesem Grunde, ganz abgesehen von der anerkannten Brauchbarkeit des Buches, eine neue Auflage notwendig. In dieser sind nun die verwandten Erscheinungen der griechischen Syntax und besonders auch der deutschen Satzlehre herangezogen worden. In letzterer Hinsicht sei auch an dieser Stelle auf die hier in Frage kommende „Deutsche Satzlehre" von E. Prigge gebührend hingewiesen.

Die neue Auflage ist übrigens nicht von Reinhardt selbst, sondern hauptsächlich vom Kollegen Wulff besorgt, worüber die Erklärung S. x der Einleitung nachgelesen werden möge.

Die einzelnen Klassenpensen, inkl. Prima, sind, genau abgegrenzt, in mäfsiger Ausdehnung gehalten, was nur zu billigen ist. Ebenso ist fortwährend auf die jeweilige Klassenlektüre Rücksicht genommen.

Die Beispiele sind sehr schön ausgewählt, nur u. E. etwas zu zahlreich. Vgl. etwa §§ 72 und 191. Auch möchten wir hier, wie a. a. O., dem Wunsche Ausdruck geben, die Beispiele, dem S. vii der Einleitung ausgesprochenen Grundsatze zufolge, den Regeln voranzustellen, sowie ganz besonders beachtenswerte und zur Einprägung geeignete Beispiele fett drucken zu lassen. Die Brauchbarkeit des auch den Lehrer anregenden Buches wird hierdurch nur erhöht werden.

Homburg v. d. H. **Wilh. Bauder.**

246) **Gustave Michaut, Aucassin et Nicolette,** chante-fable du XIIème siècle, mise en français moderne (par **G. M.**) avec une préface de Joseph Bédier. Paris, Librairie Fontemoing, o. J. [1901]. XLVII u. 135 S. 8.

Jene duftige Liebesidylle ist in Deutschland jedem Romanisten in der mustergültigen Ausgabe Hermann Suchiers, dem weiteren Publikum in

der trefflichen deutschen Bearbeitung von Wilhelm Hertz (Spielmannsbuch² S. 277 ff.) wohlbekannt. Wie Bédier den Sang von Tristan und Isolde, so wollte Michaut Aucassin und Nicolette in modernisierter Fassung seinen Landsleuten zugänglich machen (über die frühere französische Bearbeitung von Bida, neugedr. Poèmes et Légendes du moyen âge. 1900, vgl. Suchier und Hertz a. a. O.). Man wird das kokette Bändchen mit Vergnügen zur Hand nehmen und noch einmal jene rührend-naive Darstellung der Liebe zweier Menschenkinder lesen.

In anmutiger Weise plaudert Bédier in der Vorrede von dem Charakter der Dichtung, vom Verfasser der folgenden Übertragung und von den Grundsätzen, die diesen hierbei geleitet haben. *Il a mis à sa translation tout le zèle désirable, toute la piété, tout le scrupule: trop de scrupule, oserai-je dire par un souci peut-être décevant, çà et là, de littéralité verbale.* Sodann geht er auf die in letzter Zeit hervortretende Neigung, den Werken des Mittelalters zu einer literarischen Auferstehung zu verhelfen, etwas näher ein und zollt der Unterstützung solcher Bestrebungen durch die Philologie volle Anerkennung. Im *Avertissement* (S. XXIII ff.) bringt Michaut nach den bekannten Autoritäten das Wichtigste zum Verständnis der folgenden *Chante-fable* bei und prüft in einer kurzen aber recht ansprechenden Analyse den Geist der Liebe, die verherrlicht wird. Zum Schlufs behandelt er jene bekannte Episode (XXVIII ff.), die mit den übrigen Teilen in keinem rechten Zusammenhang steht, und die er in den Anhang verwiesen hat.

Die nun folgende Übertragung schliefst sich dem alten Texte so eng an, dafs hie und da das altertümelnde Französisch fast zu „mittelalterlich" klingt.

Bernburg. **R. Kiefsmann.**

---

247) **E. Koschwitz, Mirèio Poème provençal de Frédéric Mistral.** Édition publiée pour les cours universitaires, avec un glossaire par **O. Hennicke** et le portrait du poète. Marburg, Elwert, 1900. XLIII u. 436 S. 8. ℳ 8.—.

Koschwitz, der sich dankenswerterweise immer auch viel mit dem Neufranzösischen abgegeben hat, liefert uns in seiner Mireio-Ausgabe ein bequemes Mittel die südfranzösische Gedankenwelt und südfranzösische Dichtersprache kennen zu lernen. Er gibt uns in einer französisch geschriebenen Einleitung, die sich an die besten Quellen anschliefst, an

Mariéton und G. Paris, eine Übersicht über die Feliberbewegung und die Feliberliteratur sowie, über Mistrals Leben, und er begleitet den Text des Gedichts unten an der Seite mit ausführlichen Sacherklärungen. Schade, dafs er nicht auch ein Muster der genanen Aussprache von Mistral selbst beigegeben hat, ähnlich wie es der Bertuchschen Übersetzung am Ende angefügt ist. Nicht nur dem Anfänger, sondern auch dem Sachverständigen würde dadnrch ein Dienst geleistet werden. Ich selbst habe südfranzösische Mnndart im Westen und im Osten des Gebiets gehört und im Verkehr mit den Eingeborenen gelegentlich selbst angewendet: dennoch bin ich manchmal über Einzelheiten des vorliegenden Gedichts im Zweifel, wie über den Klang der ersten Silbe von *vierginenco*, über die Bedentnng der im Ausland geschriebenen *s* (*duz* Bertuch S. 289, *nus* und *nu* 289).

Das Wörterbuch befriedigt mich etwas weniger, obwohl es sehr fleifsig und verständig gearbeitet und nach Stichproben zu urteilen auch vollständig ist; denn es enthält manche Ungenauigkeiten (*pichot* ⟨ *pittottum*, *boumbi* ⟨ *bombitire*, *anouge* ⟨ *annŭculum*, ags. *afor* statt *āfor* S. 263[b], *antĭquum* und *antĭquam* 269[a]), nnd die Erklärungen kommen mir hie und da selbst für den Anfänger zu umständlich vor (*amistadousamen* ⟨ *amicitātosa* [!] *mente*); auch sollte das Unsichere deutlicher als solches bezeichnet werden. *Mai basto! Que voulès que vous digue mai? Fau estre countent. Adiéu terro sacrado! Adiéu, ma Mireiouno!*

Heidelberg. **Ludwig Sütterlin.**

---

248) **Roger Alexandre, Les Mots qui restent.** Paris, E. Bouillon, 1901. XIV u. 220 S. 8. 4 fr.

Ein Ergänzungsband zu dem Musée de la Conversation, einer Sammlung geflügelter Worte, die auf ihre Quelle und Geschichte eingehend und gewissenhaft geprüft werden.

Auch in diesem Supplementband berücksichtigt der Verf. vorwiegend Zitate literarischen und geschichtlichen Ursprungs nnd gibt zum Teil neue Forschungen über bekannte Aussprüche wie Ils n'ont rien appris ni rien oublié, L'Etat, c'est moi, A moi, Auvergne, ce sont les ennemis u. s. w. Übrigens verschmäht er auch nicht die sogen. *scies* (z. B. on dirait du veau!), und manche Artikel wie diejenigen über die Décadents, Document humain, Féministe, Intellectuels, Snob u. a. gehörten eher in ein Wörterbuch.

Man darf wohl sagen, dafs der fleifsige Sammler nicht soviel Liebe finden wird jenseits des Rheins als Anerkennung diesseits. Seine Lands-

leute suchen mit einer gewissen Koketterie auch den leisesten Schein der Pedanterie so sehr von sich zu halten, dafs sie jede Genauigkeit in diesen Dingen absichtlich vermeiden. Ich habe manchen im Verdacht, er begnügt sich, selbst wenn er die Quelle seines Zitats genau kennt, mit einem vornehm nachlässigen *comme dit l'autre, j'ailu quelque part.* Ähnliches gilt von der Genauigkeit des Zitierens.

Alexandre mufs selbst zugeben, dafs einige Worte wie *le style, c'est l'homme* statt des Buffonschen *le style est l'homme même,* oder das ganz willkürliche *il est avec le ciel des accommodements* (nach dem Tartuffe) in richtiger Fassung angeführt als pedantisch auffallen würden.

Übrigens bestätigt dieser französische Büchmann die oft gemachte Beobachtung, dafs die Zahl der geflügelten Worte in Frankreich recht grofs, mehr als bei uns Gemeingut der Gebildeten ist und fast ausschliefslich der nationalen Literatur und Geschichte entnommen ist, während man dem Ausland wenig schuldet. Das entspricht auch durchaus der Wertschätzung, welche die Franzosen ihren eigenen Erzeugnissen zu teil werden lassen, ihrer intensiven Beschäftigung mit der nationalen Literatur und der alles, selbst das politische Leben, überragenden Bedeutung derselben.

Flensburg. **K. Engelke.**

---

249) **Morley, Oliver Cromwell.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von Prof. **Pusch,** Hildburghausen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. VI u. 135 S. 8. Wörterbuch und Namenverzeichnis dazu 35 S. 8. ℳ 1.50.
Wörterbuch ℳ —.30.

Neben Villemain, Hume, Macaulay, Cornish u. a., die denselben Gegenstand behandelt haben, noch ein neuer Cromwell? Morley's Schrift, wie sie uns hier geboten wird, bedarf der Empfehlung nicht. Sie bringt auf 98 Seiten in 14 Kapiteln, also bequem in einem Halbjahr zu lesen, das Wichtigste über die Jugend Cromwells, sein Auftreten im Parlamente, im Felde, als Richter des Königs und als Protektor; sie zeigt ihn in seinem Haushalte, wie als Politiker im Verkehr mit dem Auslande und bringt schliefslich das Ende seiner kurzen Laufbahn. Alles ist leidenschaftslos und kritisch von einem modernen Manne geschrieben, der selbst Politiker ist, und der hier rein sachlich, als ob er im Parlamente redete, alle Parteien überzeugen will und zu überzeugen vermag. 37 Seiten Anmerkungen, denen 5 Kartenskizzen beigefügt sind, bringen alles und mehr

als was man zum Gegenstande zu fragen begehrt und lassen nur einmal. S. 55 Z. 26 im Stiche, wo zu Pride's Purge keine Erklärung gegeben ist, die ja aber der Lehrer leicht hinzufügen kann.

Druck und Ausstattung des Buches sind gut wie üblich bei den Schriften dieses Verlags. Eine 2. Auflage möge S. 19 Z. 23 hrough durch horough, S. 25 Z. 15 beeing durch being, S. 34 Z. 23 southing durch shouting, S. 61 Z 17 conspicious durch conspicuous, S. 71 Z 3 come durch some korrigieren und S. 37 Z. 8 glow-ing anstatt glo-wing abteilen. S. 61 Z. 26 dürfte wohl descried richtiger als described und auf S. 69 Z 21 zu in the open noch field oder country zu fügen sein.

Im Wörterverzeichnis ist S. 24 bei dem Worte retort entgegen durch entgegnen zu ersetzen. Bei residence (S. 24) und solemnity (S. 26) konnte noch angegeben werden, dafs sie den Accent nicht auf derselben Silbe wie reside und solemn haben, bei denen sie stehen. Herausgeber ist auch nicht konsequent genug gewesen, als er die bei der Aussprache wegfallenden Buchstaben zur Unterstützung des richtigen Sprechens in löblicher Absicht fett drucken liefs. Wenigstens würde ich z. B. für das w in answer und seinen Kompos., für das h in Buchanan und anderen Wörtern, für das p in Northampton etc. etc. für billig halten, was dem gh u. a. recht war. Eigentlich sollte man ja voraussetzen, dafs Schüler, denen Morley geboten wird, solcher Hilfe nicht mehr bedürfen.

Borna. **Teichmann.**

---

250) **E. Regel, Eiserner Bestand.** Zweite Auflage. Leipzig, A. Langhammer, 1902. 37 S. 8. *ℳ* —.70.

Nachdem der französische „Eiserne Bestand“ sich bereits in zwei Auflagen Freunde auf deutschen Schulen und auch aufserhalb derselben erworben hat, tritt nun auch sein englisches Seitenstück in einer neuen verbesserten Auflage vor uns hin. Der Eiserne Bestand ist bekanntlich eine Grammatik in Beispielen, die vom Wichtigen das Wichtigste bringt. Freilich werden über die Frage, was das Wichtigste in der Grammatik ist, selten zwei Lehrer in allen Punkten übereinstimmen. So habe auch ich bei der Durchsicht einiges vermifst, u. a. S. 7 einen Satz mit *declare, reveal* oder einem andern Verb, das den präpositionalen Dativ verlangt; ferner konnte auf S. 10 hinter „Verben des Hoffens“ noch eingeschaltet werden „Bittens und Wünschens“ und S. 27 ein Beispiel beigefügt worden, das *which* in Beziehung auf einen ganzen Satz vorführt.

Im ganzen aber wird Regel mit seiner Auswahl wohl die Ansicht der weitaus meisten Fachgenossen getroffen haben, und ich möchte die Behauptung wagen, dafs derjenige, der den Eisernen Bestand im Kopfe hat, — vorausgesetzt, dafs er über den nötigen Wortschatz verfügt — bei keiner schriftlichen Schulprüfung durchfallen kann. Das Werkchen sei daher denen, die es angeht, angelegentlich empfohlen.

Dessau. **Bahrs.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 18. Oktober. Nr. 21, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Die französischen Bedingungssätze.

Von H. Bihler.

Zu den mannigfachen Schwierigkeiten, welche den Schülern mundgerecht und geläufig zu machen des französischen Lehrers Aufgabe ist, gehören in erster Linie die Bedingungssätze. Wenn die Mehrzahl der Schulgrammatiken dieselben nur in ihren Hauptformen und gelegentlich zur Einübung bringen, so kann das oben angegebene Ziel nur notdürftig erreicht werden. In der modernen Literatur und in der heutigen Zeitungssprache sind aber Fassungen beliebt geworden, welche der Schüler ohne grammatische Vorschulung nicht verstehen kann. Es lohnt sich also wohl der Mühe, eine Zusammenstellung sämtlicher Möglichkeiten zu geben, welche dem Lernenden ein übersichtliches Schema entwirft, in das er nur zurückzugreifen braucht, um sich vor Irrungen zu bewahren.

Man unterscheidet Bedingungen, deren Erfüllung wahrscheinlich (I),

solche, deren Erfüllung blofs möglich (II), und endlich solche, die so in die Vergangenheit gerückt sind, dafs ihre Erfüllung unmöglich (III) ist, und spricht der Kürze halber vom realen, vom potentialen und vom irrealen Falle. Der Bedingungssatz besteht aus zwei Teilen, aus der Bedingung und aus der Folge. Die Bedingung wird entweder durch *si* eingeleitet, welches Futur und Conditionnel vom Gebrauche ausschliefst, oder in Frageform oder als Hauptsatz gegeben. Die Folge ist Nachsatz oder wird als Folgesatz mit *que* (so dafs) an die als Hauptsatz und auch in Frageform gegebene Bedingung angeschlossen [1]. Aufserdem kann die Folge auch der Bedingung im Hauptsatz koordiniert angereiht werden.

Ein wohlgewähltes Beispiel mag zeigen, dafs die Einübung zugleich zur Befestigung der Formenlehre und zur Schulung der Sprechgewandtheit beitragen kann.

I.

Si tu ne tais pas, je te ferai taire.
Ne se taira-t-il pas? tu le feras taire.
Nous ne nous tairons pas, qu'il nous fera taire.
Ne vous tairez-vous pas, que nous vous ferons taire.
Qu'ils ne se taisent pas, vous les ferez taire.
Je ne me tairai pas, et ils me feront taire.

Mit dem Wegfall der Konjunktion *si* fällt auch ihr Einflufs auf das Tempus, und die Bedingung, welche wie die Folge ja erst in Erfüllung zu gehen hat, verlangt ebenfalls das Futur und in II und III a entsprechend das Conditionnel der Gegenwart und der Vergangenheit. Bildet ein realer Bedingungssatz einen Teil der der Vergangenheit angehörigen indirekten Rede, so tritt an die Stelle des Präsens das Imperfekt, an die Stelle des Futur das Conditionnel. Je t'avais prédit que, si tu ne te taisais pas, je te ferais taire dafs ich, wenn du nicht schweigest, dich zum Schweigen bringen werde.

II.

S'il ne se taisait pas, tu le ferais taire.
Ne nous tairions-nous pas? il nous ferait taire.
Vous ne vous tairiez pas, que nous vous ferions taire.
Ne se tairaient-ils pas, que vous les feriez taire.
Je ne me tairais pas, ils me feraient taire.

1) Vor diesem *que* soll wie vor allen Konjunktionen, welche Folgesätze einleiten, das Komma nicht vergessen werden.

III.

a. Si tu ne t'étais pas tu, je t'aurais fait taire.
Ne se serait-il pas tu? tu l'aurais fait taire.
Nous ne nous serions pas tus, qu'il nous aurait fait taire.
Ne vous seriez-vous pas tus, que nous vous aurions fait taire.
Ils ne se seraient pas tus, vous les auriez fait taire.

b. Si je ne me fusse pas tu, ils m'eussent fait taire.
Ne te fusses-tu pas tu, je t'eusse fait taire.
Il ne se fût pas tu, que tu l'eusses fait taire.
Ne nous fussions-nous pas tus, qu'il nous eût fait taire.
Vous ne vous fussiez pas tus, et nous vous eussions fait taire.

c. S'ils ne se taisaient pas, vous les faisiez taire [1]).
Ne me taisais-je pas? ils me faisaient taire.
Tu ne te taisais pas, que je te faisais taire.
Ne se taisait-il pas, que tu le faisais taire.

Die erste Form des irrealen Falles ist die gewöhnliche, die zweite betont die Irrealität, d. h. sie betont, dafs Bedingung und Folge sich nicht verwirklicht haben, die dritte dagegen betont das sichere Eintreten der Folge, wenn die Bedingung sich erfüllt hätte (vgl. „Mit diesem Pfeil durchschofs ich Euch, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte").

Auch Kombinationen sind häufig:

a u. b. Si nous ne nous étions pas tus, il nous eût fait taire.
a u. c. Si vous ne vous étiez pas tus, nous vous faisions taire.
b u. a. S'ils ne se fussent pas tus, vous les auriez fait taire.
b u. c. Ne me fussé-je pas tu, ils me faisaient taire.

Hat aber die Bedingung die Form c, so wird in der Regel auch die Folge so gegeben.

Diese Fülle der Fassungsmöglichkeiten ist ein Vorzug, den die französische Sprache vor der deutschen voraus hat; sie kann dadurch Gedankenschattierungen ausdrücken, für die wir, wenigstens soweit es b betrifft, keine besondere Form haben. Eine Stelle aus Voltaires Siècle de Louis XIV mag als Beleg dienen. Si un esprit tel qu'Alexandre VI avait eu à prendre La Rochelle, il aurait, sous un serment sacré, invité les chefs dans son camp et s'en serait défait; Mazarin serait entré dans la ville deux ou trois ans plus tard que Richelieu, en gagnant ou divisant les bourgeois. Don Haro n'eût point hasardé l'entreprise. Richelieu

1) Wohl zu unterscheiden von II.

bâtit une digne sur la mer, à l'exemple d'Alexandre le Grand, et entra dans La Rochelle comme conquérant; mais une marée un peu forte ou un peu plus de diligence de la part des Anglais délivrait La Rochelle et faisait passer Richelieu pour un téméraire. Alexanders und Mazarins Verfahren wird als selbstverständlich hingestellt. Der Geringschätzung des Mutes und Feldherrntalentes Don Haros aber gibt Voltaire durch die Form b einen Ausdruck, den wir nicht wiederzugeben vermögen. Dem gegenüber tritt Richelieus Kühnheit, dessen Plan scheitern mufste, wenn die Flut höher stieg oder die Engländer wachsamer waren, in volles Licht.

Wird die Bedingung zum Hauptsatz und die Folge mit *que* (so dafs) angeschlossen, so betont dies, dafs die Folge mit Naturnotwendigkeit eintritt, wenn die Bedingung sich erfüllt.

Während der Subjonctif nur im irrealen Falle der reinen Bedingungssätze zur Verwendung kommt, kann er bei den konzessiven Bedingungssätzen, die mit quand (même) selbst wenn, wenn auch gebildet werden, auch in der Bedingung des potentialen eintreten. Quand (même) tu ne te tairais pas, je ne te ferais pas taire. Ne se tairait-il pas, tu ne le ferais pas taire. Quand nous ne nous tussions pas, il ne nous ferait pas taire. Ne vous tussiez-vous pas, nous ne vous ferions pas taire, oder besser: Ne dussent-ils pas se taire, vous ne les feriez pas taire. Da viele Subjonctivformen dem Munde des Volkes nicht geläufig sind, so zieht man Umschreibungen mit Hilfsverben vor, deren Formen jedermann zu Gebote stehen, so im obigen Falle devoir, während man in Wunschsätze und Sätze mit quelque, quelque ... qui (que) gerne pouvoir einschiebt. Ähnlich gebrauchen neuere Schriftsteller bei comme si das Imperfekt des Konjunktivs. Petit de Julleville, Jeanne d'Arc: Comme si sa modestie eût hâte de se soustraire à l'enthousiasme populaire, dès le lendemain de la victoire, elle quittait Orléans, pour retourner à Blois, puis à Tours, où le Roi vint de Chinon à sa rencontre.

---

236) **J. Jüthner, Der Gymnastikos des Philostratos.** Eine textgeschichtliche und textkritische Untersuchung. Mit drei Tafeln. Wien, C. Gerolds Sohn, 1902. 79 S. 8. (= Sitzungsberichte der kais. Akad. d. Wissensch. in Wien philos.-hist. Klasse Bd. CXLV. 1. Abt.) ℳ 2.80.

Der Grieche Minoides Mynas brachte von seinen mit Unterstützung des französischen Ministeriums unternommenen Reisen aus Griechenland

eine Hds. nach Paris, welche den Gymnastikos des Philostratos enthielt. Von dieser fertigte er zwei auf der Pariser Bibliothek befindliche Abschriften, von denen die erste, Suppl. gr. 727, geringere, die zweite, Suppl. gr. 1256, gröfsere Genauigkeit zeigt; aufserdem liefs er im Jahre 1858 eine Ausgabe des Gymnastikos erscheinen. Von dieser Zeit an war die Hds. viele Jahre lang verschwunden, und so brachte man den Angaben des Mynas allgemein das gröfste Mifstrauen entgegen; ja, es fehlte nicht viel, so hätte man ihn geradezu für einen Fälscher erklärt.

Die Sachlage änderte sich mit dem Augenblick, wo man vor einigen Jahren die angezweifelte Hds., allerdings in schlimmem Zustande, in Paris wieder auffand. Von W. Weinberger auf sie aufmerksam gemacht, widmete ihr J. Jüthner ein sorgfältiges Studium, dessen Ergebnisse er uns in der vorliegenden Schrift mitteilt. Wir ersehen daraus, dafs Mynas keine absichtliche Fälschung vornahm, wenn er auch von philologischer Akribie keine Ahnung hatte und sich infolgedessen viele Flüchtigkeitsfehler zu schulden kommen liefs und es auch verabsäumte, zwischen Überlieferung und Konjektur genau zu scheiden. Die Hds. ist eine sogen. Bombycinhds. des 14. Jahrhunderts; sie enthält S. 43—54 (Fol. 1—6) Heroikos des Philostratos 204. 22 (Kays.) πρὸς ἱεροῖς τε καὶ ὅρκοις bis zum Schlufs, S. 54 Z. 21 bis S. 103 Z. 16 (Fol. 7—12) Φιλοστράτου περὶ γυμναστικῆς und S. 103 Z. 17 bis S. 104 Z. 3 Philostratos Dialexis I (S. 257 Z. 27 bis S. 258 Z. 29). Sie ist nicht aus dem cod. Laurent. LVIII 32 (F.) abgeschrieben, geht aber auf einen mit diesem gemeinsamen Archetypus zurück. Sie bildet die einzige vollständige Überlieferung der Gymnastik des Philostratos.

An die Beschreibung schliefst der Verf. eine genaue Vergleichung der Hds. an, nicht nur des Gymnastikos, sondern auch der in ihr enthaltenen Teile des Heroikos und der Dialexis. Beschäftigt sich schon dieser Abschnitt mit der Textkritik des Gymnastikos, so ist der folgende, Kaysers Textkritik überschrieben, vollständig dieser gewidmet. Aus der Art, wie der Verf. hier die Überlieferung zur Wiederherstellung des ursprünglichen Textes verwertet, gewinnt man die Überzeugung, dafs die von ihm zu erwartende Ausgabe, zu der die vorliegende Abhandlung die Vorstudien enthält, eine gediegene sein wird. Möge sie nicht zu lange mehr auf sich warten lassen!

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

237) **P. Giardelli, Note di critica Plautina.** Savona 1901. 31 S. 8.

In dieser Abhandlung werden folgende Stellen besprochen: *Aul. 207 ff.* (si quid = si quidem; perit = Praes. mit futur. Sinn); *Aul. 280 ff.* (unter dem obsonium sind die coqui und tibicinae mit zu verstehen); *Capt. argum. 4* (die Ergänzung Fleckeisens 'suom' ist einfacher und natürlicher als das von anderen — neuerdings auch von Lindsay — eingesetzte 'captum'); *Capt. 92—103* (das 'nunc' in V. 103 bezieht sich auf den in V. 92 angegebenen Zeitpunkt, ital. 'd'allona'); *Capt. 172—177* (der Witz liegt nicht in der Frage des Ergasilus in V. 173 — Personenverteilung nach Spengel — sondern in der überraschenden Bitte, ihn an seinem Geburtstage einzuladen); *Capt. 236 ff.* (mit Ussing werden V. 236 und 237 dem Tyndarus zugewiesen, so dafs Philokrates V. 238 beginnt); *Capt. 432—439* (Verteidigung der überlieferten Versfolge); *Capt. 532* (die vorgeschlagenen Änderungen werden zu gunsten der Überlieferung abgelehnt); *Capt. 805 ff.* (V. 812 interpoliert); *Capt. 819* (duplam gegen dupla verteidigt); *Epid. 694—695* (nil nerod obnoxi osse); *Mil. 95* ('nam' nicht kausal, sondern = sed); *Trin. 124—125* ('ubi nunc tute habitas?' ist nicht einfache Erläuterung des vorangegangenen 'hanc aedis', sondern eine Wiederholung der ersten Frage in anderer Form, veranlafst durch das Schweigen des Callictes).

238) **Franz Perschinka, C. Sallusti Crispi** bellum Catilinae, bellum Iugurthinum, ex historiis quae exstant orationes et epistulae. Nach der Ausgabe von Linker-Klimscha für den Schulgebrauch bearbeitet. Wien, Gerolds Sohn, 1902. VII u. 191 S. 8. geb. 1 K. 20 h.

Da Opitz (W. f. kl. Ph. 1902, 121) nach der Angabe auf dem Titel angenommen hat, dafs der Text unverändert sei, stellt P. in seinem Zirkular, das wohl jedem Lehrer zugänglich sein dürfte, seine Textabweichungen zusammen, aus denen sich ergibt, dafs der Text nach dem gegenwärtigen Stande der Sallustkritik neu hergestellt, hierbei vielfach auf handschriftliche Lesarten (besonders von V) zurückgegangen und endlich Wirz, C. Sallusti Crispi libri qui est de bello Iugurthino partem extremam (103—112) rec. (Progr. Kantonsschule Zürich 1897) verwertet wurde; aufgefallen ist mir, dafs 106, 4 trotz der Auseinandersetzungen von Wirz (S. 30) ignis*que* aufgenommen wurde.

Für die Schule hat P. den Text durch Auslassung von Obszönitäten gereinigt, so dafs z. B. die Stelle Cat. 14, 6—15, 2 lautet: nam ut cuiusque studium ex aetate flagrabat, aliis alia praebere neque sumptui neque modestiae suae parcere, dum illos obnoxios fidosque sibi faceret. iam primum adulescens Catilina multa nefanda fecerat contra ius fasque. postremo captus amore ... 13, 3 hätten sich vielleicht die Worte sed lubido ganeae ceterique cultus non minor incesserat halten lassen (P. streicht sed lubido-habere), ebenso 24, 3 quae aes alienum grande conflaverant (P. streicht den ganzen Relativsatz und ändert dann per eas in per quas).

Für die Schule sind auch die deutsche Einleitung über Leben und Werke, knappe Einleitungen zu den Reden und Briefen und ein Register der Eigennamen bestimmt, lauter Zutaten, die die Brauchbarkeit der Ausgabe erhöhen. Ein Kärtchen des Kriegsschauplatzes wäre gewifs erwünscht gewesen.

Wien. **Wilh. Weinberger.**

---

239) **Richard Holland, Die Sage von Daidalos und Ikaros.** Abhandlung zu dem Bericht der Thomas-Schule in Leipzig über das Schuljahr 1901/2. Leipzig 1902. 38 S. 4.

Nachdem Holland über das Verhältnis des Ovid (met. VIII, 183—235 und art. amat. II, 21—96) zu den Alexandrinern, über die Behandlung der Sage durch attische Tragiker und Komiker, über die Perdix-Sage gesprochen hat, geht er im 5. Abschnitt zu einer Erklärung der Ikaros-Sage über: Ikaros gehört zu den Himmelfahrern und ist zu dem Phaëthon, Bellerophon, Atymnios, Tenages nahe verwandt; besonders grofs ist die Ähnlichkeit zwischen Ikaros und Phaëthon. Es sind dies alles Sonnenheroen, die in den Himmel eindringen wollen, aber dann abstürzen; in ihrem Sturze will man das Herabsinken der Sonne von Mittag bis Abend sehen. Erst durch Euripides scheint die Sage von Ikaros mit Daidalos verbunden zu sein. — Holland wendet sich entschieden gegen die Ansicht, dafs in der nordischen Wieland-Sage nur eine Entlehnung aus der griechischen Mythologie zu sehen sei. Höchstens für die spätere Ausgestaltung der heimischen Wieland-Sage, wie sie in der Thidreks-Sage vorliege, sei griechischer Einflufs denkbar.

Der Verf. hat bei der Verwertung des lückenhaften und zerstreuten Materials sehr grofses Geschick gezeigt; nur hätte ich gewünscht, dafs er

zum Schlufs, auf Grund seiner Untersuchungen, eine kurze zusammenfassende Geschichte der Daidalos-Sage gegeben hätte.

Düsseldorf. **H. Wolf.**

---

240) **H. Francotte, l'industrie dans la Grèce ancienne.** Tome II. Bruxelles, société Belge de librairie. Liège, H. Vaillant-Carmanne, 1901. VI u. 376 S. 8.

Die Erwartung, welche wir auf den 2. Band dieses Werkes setzten (Jahrgang 1901, S. 350 dieser Zeitschrift), ist nicht getäuscht worden. Verf. hat seine Untersuchung mit gleicher Gründlichkeit, gleichem Scharfsinn und gleichem Weitblick zu Ende geführt. Der vorliegende Band beginnt mit den Schlufskapiteln des im 1. Bande nicht zu Ende geführten 2. Buches, behandelnd die Industrie als ökonomischer Faktor (3. Kapitel: Sklavenarbeit und die aus ihr erwachsende Konkurrenz — Lohn — öffentliche Arbeiten). Auch hier findet Verf. Veranlassung zu Ausblicken auf moderne Zustände, z. B. wenn er die staatliche Unterstützung, die Diobelie, das Theorikon und das Ekklesiastikon bespricht, Einrichtungen, deren Verderblichkeit einsichtige Politiker wie Demosthenes wohl erkannten; wenn er den landliebenden Athener mit dem Bauer der Ardennen vergleicht u. a. m. Das 7. Kapitel behandelt besonders eingehend die öffentlichen Arbeiten (Tempel und andere Staatsbauten); es stellt im einzelnen die Vorgänge dar, die sich vollziehen von dem für die Herstellung eines Baues gefafsten Beschlusse an, bespricht die vorläufigen Mafsnahmen, die Spezialkommissionen und ihre Zusammensetzung, die Baumeister, die in Betracht kommenden Behörden, die Buchführung, Verteilung der Arbeit in Lose, auswärtige Unternehmer, Verlauf der Arbeit, ihre Leitung und Überwachung, die Finanzierung des ganzen Unternehmens. Es folgen dann entsprechende (kürzere) Betrachtungen anderer Bauunternehmungen, von Schiffen, Festungswerken, Statuen und dem Kulte gewidmeten Gegenständen. Trotz reicher Mannigfaltigkeit, die Verf. den Quellen (besonders Rednern und Inschriften) zu entnehmen vermag, gelangt er doch zu dem Schlusse, dafs die griechische Industrie sogar in diesem Bereiche der Staatsunternehmungen sich in recht primitiven Formen bewegt. Bei diesem Kapitel stellt Verf. die wichtigsten einschlägigen Inschriften zusammen (nach alphabetischer Reihenfolge der Örtlichkeiten) nebst kurzer Angabe des Hauptinhaltes.

Das 3. Buch wendet sich der die industrielle Arbeit betreffenden

Gesetzgebung zu. Im 1. Kapitel werden die politischen und Verwaltungsmafsregeln besprochen. Nach einem Vergleich der verschiedenartigen Zusammensetzung der Bevölkerung der beiden wichtigsten Staaten Athen und Sparta und der daraus sich ergebenden grundsätzlichen Verschiedenheit der Lebensanschauungen werden besonders die von Solon überlieferten Gesetze, soweit sie auf industrielle Beschäftigung Bezug haben, beleuchtet und die Berichte der Späteren, namentlich Platos, Xenophons, Aristoteles', Plutarchs kritisiert. Gemäfs dem Zustande unserer Quellen werden die Verhältnisse in Athen am eingehendsten besprochen, aber auch über andere Städte Material zum Vergleich herangezogen: überall herrschen die gleichen Prinzipien, überall vermag sich die Industrie nur wenig zu erheben. Die Tyrannen sind es fast allein, die mit ihrer Baupolitik Mit- und Nachwelt im Auge haben. — Die auf die Industrie bezügliche Zivilgesetzgebung (2. Kapitel) kennen wir fast nur hinsichtlich der Kontrakte bei Übernahme öffentlicher Bauten. Platos „Gesetze“ geben nur die Grundsätze an, welche mafsgebend waren, und einige Inschriften bieten dazu die Erläuterungen aus der Praxis. Nach letzteren sucht Verf. eine Anzahl häufig vorkommender technischer Ausdrücke nach ihrer Bedeutung zu bestimmen (μισθωτός, μισθωτής, ἐργολάβος u. a.) und bespricht dann — ebenfalls an der Hand der Inschriften — die etwaigen Kautionen und eine Reihe von Einzelheiten, wie Termine, Verzögerung der Arbeit, Zahlungsbedingungen, Verantwortlichkeit des Unternehmers und des Bauleiters, Lösung des Kontraktes. — Ein besonderes Kapitel, das 3., hat der Verf. der Bergbauindustrie gewidmet. Wenngleich hier, wie natürlich, die Betrachtung der Laurionwerke den breitesten Raum einnimmt, so ist doch auch der Bergbau anderer Gegenden und anderer Art, z. B. die Marmorbrüche auf Naxos, sorgfältig besprochen. Verf. kommt zu dem Schlusse, dafs Boeckhs Ansicht, der Staat sei alleiniger Eigentümer aller Bergwerke, der Eigentümer des Bodens nicht auch zugleich Eigentümer des unter ihm Liegenden, manche Modifikation erfährt. Ein 4. Kapitel, „Handelsgesellschaften und Gewerksgenossenschaften“ (die niemals den gemeinschaftlichen Gewinn zum ausschliefslichen Zwecke hatten, sondern mit diesem immer den religiösen Gedanken verbanden) führt den Verf. zu dem letzten Teile seines Werkes: „Die Arbeit und die soziale Frage“ — ein Gedanke übrigens, der durch das ganze Werk wie ein roter Faden sich hindurchzieht.

Wenn auch nicht alle allgemeinen Gedanken, die Verf. hierfür als

grundlegend betrachtet, auf allseitige Anerkennung rechnen dürfen, so ist doch das zweifellos richtig, dafs im Altertume die soziale Frage sich niemals mit der Arbeiterfrage gedeckt hat, wie im ganzen heute, denn niemals haben die griechischen Arbeiter im Staate eine mafsgebende Rolle gespielt. Aber auch das Altertum kennt kühne Neuerer, die die soziale Frage rücksichtslos aufgerollt haben; freilich bleibt es fraglich, ob ihre Ideen in die Massen eingedrungen sind: es sind dies Plato (mit der „Republik" und den „Gesetzen") und Aristoteles (mit der „Politik"). Der Untersuchung der in diesen Werken niedergelegten Gedanken und ihres Verhältnisses zur Wirklichkeit ist das 4. Buch gewidmet. Verf. teilt seinen Stoff so ein, dafs er erst betrachtet, welche Würdigung Plato und Aristoteles den gesellschaftlichen Zuständen und der sozialen Organisation haben zu teil werden lassen — Kernpunkt ist hierbei der Reichtum, sein Wachsen und sein Einflufs auf Wissenschaft und Politik —, und sodann, welche Heilmittel der eintretenden Krisen Plato, welche Aristoteles kennt. Denn ihr Meister Sokrates hatte den Menschen gut und glücklich machen wollen, sie bauen den Staat in gleicher Weise auf. Hier zeigen sich auch die grundlegenden Verschiedenheiten des antiken (insbesondere platonischen) und modernen Kommunismus: weit entfernt eine Befriedigung individueller Wünsche zu sein, ist jener vielmehr geradezu eine Beschränkung derselben, denn Endzweck ist ihm das Wohl des ganzen Staates, nicht einer einzelnen Klasse. Die Einheit des Staates darf nicht unterbrochen, die Einigkeit nicht gestört werden; hierzu bedarf es der Erziehung der Einzelnen. Es lassen sich bei Plato wie bei Aristoteles manche fast moderne Gedanken finden, wenngleich Plato hinwiederum darauf ausgeht, in seinem Staate die alte ackerbauende und patriarchalische Gesellschaft einzuführen; tatsächlich lebten zu Platos Zeiten in manchen Gegenden Griechenlands die Leute nahezu wie die Bürger seiner Idealstadt. Aber der Verf. hat recht: um in diesem Gemeinwesen glücklich zu sein, hätten alle Menschen Heilige sein müssen. Auch Aristotetes konstruiert einen Idealstaat; aber seine Ideen sind eher der Verwirklichung fähig als die Platos; er bleibt dem Boden der Tatsachen näher; die beiden für ihn besonders in Betracht kommenden Regierungsformen sind Oligarchie und Demokratie; er begnügt sich aber nicht damit sie zu definieren und zu charakterisieren, er fragt sich auch, wie sie zu Grunde gehen und wie sie zu erhalten sind.

Es ist keine Frage, dafs Verf., wenn er hier von den Philosophemen

des Plato und Aristoteles in der Ausführlichkeit redet, wie es geschieht, über die Grenzen seines eigentlichen Themas hinausgeht, um schliefslich doch zu dem Ergebnis zu kommen, dafs insonderheit Aristoteles von der Industrie, die bei ihm sich mit dem Handel deckt, so gut wie kein Wort redet. Trotzdem weifs er, bei seinem Bestreben die Gegenwart mit dem Altertum zu vergleichen, bleibende Wahrheiten herauszufinden: auch die aufgeklärten Männer des Altertums erkannten, dafs die materiell reichen Gesellschaftsklassen und Gesellschaften oft am ärmsten sind an sittlichem Gehalt.

Nachdem Verf. so die philosophischen Theorieen betrachtet hat, geht er (im 4. bis 6. Kapitel) zu der Besprechung der Tatsachen über und behandelt die Stellung der Industrie in der aristokratischen Ackerbaupolitik — Typus: Sparta — und in der demokratischen Handelspolitik — Typus: Athen. Er weifs das Legendenhafte der Überlieferung von dem wirklichen Sachverhalte zu trennen und mit gesundem Urteil und klarer Beweisführung die Tatsachen festzustellen. Von Spartas Gesetzgebung hat er eine sehr ungünstige Meinung, so grofse Hochachtung er vor dem Charakter des Volkes hat. Die Spartiaten wufsten, dafs die ökonomische und soziale Organisation ihres Staates die Grundlage der politischen war, und sie schützten die eine wie die andere gegen jede Veränderung, somit auch gegen den Geist des Fremden; ihre Regierung war eine oligarchische, dem ausschliefslichen Vorteil der herrschenden Klasse dienend. Soweit es menschenmöglich ist, hielten sie die Zeit und den Fortschritt auf. Eine solche innere Politik mufste eine Erstarrung herbeiführen wie in China, sie war Handel und Gewerbe feindlich, hat beide geradezu geächtet, und die Entvölkerung Lakoniens war die Folge. — „Das letzte Wort dieser Utopie war das soziale Elend."

Ganz entgegengesetzt Athen mit seiner Handelspolitik. Auch hier hat sich das Staatsleben entwickelt auf der Grundlage des Ackerbaues; aber wenn dieser auch in der Wertschätzung der Menschen immer seine Stelle als Ernährer der Völker behalten hat, so sind doch Fortschritte in der Politik zu erkennen, die den aus den Zeitverhältnissen sich ergebenden Veränderungen Rechnung tragen: Drakon, Solon, Kleisthenes bezeichnen jedesmal den Abschlufs einer Krisis. Die durchgreifende Politik des Themistokles macht Athen mit einem Male zur Seestadt, der Seehandel fördert den Export, dieser die Industrie. Aber der sittliche Verfall ist auch hier wahrzunehmen. Plato und Aristoteles erblicken die letzte Ur-

sache hiervon allein im Gelde; allein es treffen eine ganze Reihe von Umständen zusammen, die jene Wirkung hervorbringen. An erste Stelle setzt Verf. auch hier die Institutionen des Staates selbst, die fortschreitende Demokratie: die Gesetzgeber wollten den Staat und den Bürger der Laune der einzelnen Machthaber entrücken — und überlieferten sie der Laune der Menge. Verf. betont wiederholt den Unterschied zwischen dem Sozialismus der Gelehrten und dem der Strafse, erkennt aber auch die zwischen beiden bestehende Wechselwirkung und Verbindung (wie sie z. B. in den Komödien des Aristophanes sich zeigt); er führt uns in das Feld der Armen und der Reichen, der Demokraten und der Oligarchen. — Bezeichnen schon die Hauptphasen der politischen Entwickelung — Drakon, Solon, Kleisthenes — bedeutende Krisen, die vieles umstürzen, vieles neue aufrichten, so auch die späteren Ereignisse, die trotzdem eine fast ideale Demokratie erkennen lassen.

Die Alten sind gleichgültiger gegen die Industrie als gegen den Handel; daher ist jene nicht ein so mächtiger sozialer Faktor, um eine Hauptrolle im Gesamtleben der Griechen zu spielen. Auch die Philosophen in ihren Idealstaaten, die vom Reichtum soviel Unheil fürchten, berücksichtigen sie wenig: für die Moralität erscheint ihnen der den Reichtum fördernde Handel als eine Gefahr, die Industrie aber ist dazu zu schwach. — Dennoch schliefst das Werk nicht mit einem verneinenden Urteil: wieviel mehr Faktoren eines glücklichen, menschenwürdigen Daseins hatten die Zeitgenossen Platos und Aristoteles' als die Homers! Aber die sittlichen Kräfte müssen in Tätigkeit sein, wenn die äufseren Lebensbedingungen dem Menschen Glück bringen sollen. So weifs Verf. den Blick wieder auf die Gegenwart zu lenken und für sie aus der geschichtlichen Erkenntnis („l'antiquité n'a pu supporter l'épreuve de la richesse") die Lehre zu ziehen.

Nachdem wir so eine Reihe der wichtigsten leitenden Gedanken des Werkes skizziert haben, legen wir das Buch aus der Hand mit der Befriedigung, dafs uns ein bedeutsamer Faktor der Entwickelung menschlicher Geschicke und zwar innerhalb einer der wichtigsten Perioden der Geschichte in festen Zügen, diese veranschaulicht durch zahlreiche Einzelmomente, in einer fesselnden Sprache und in meist überzeugender Fortführung der Gedanken vor Augen gestellt ist. Die äufsere Ausstattung des Buches ist vortrefflich; vielleicht hätte bei den griechischen und deutschen Zitaten die Drucklegung etwas sorgfältiger überwacht werden können.

Hanau. **O. Wackermann.**

241) **C. F. Lehmann, Beiträge zur alten Geschichte** (herausgegeben von C. F. L.). Erster Band. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1901. (Drei Hefte zus.) 508 S. 8. ℳ 20.—.

Die vorliegende Zeitschrift kommt einem seit lange gehegten Wunsche entgegen. Seit dem Aufblühen einer selbständigen, nicht nur als Teil der klassischen Philologie betriebenen geschichtlichen Erforschung des Altertums hatte man es als erforderlich empfunden, für diese Studien eigene Organe zu besitzen, damit die einschlägigen Arbeiten nicht in den verschiedensten Journalen zersplittert erschienen, und nicht in den wesentlich sprachlichen Zwecken gewidmeten Zeitschriften verloren gingen. Dieses Bedürfnis verstärkte sich, als im Gebiete des alten Orients mehr und mehr historische und kulturhistorische Dokumente zu Tage traten, deren Bearbeitungen in den orientalistischen Journalen nur selten Raum finden konnten, und, wenn es geschah, den meisten Historikern unbekannt blieben. Mehrfach wurden denn auch Versuche gemacht, die so vorhandene Lücke in der periodisch erscheinenden Literatur auszufüllen, doch haben dieselben meist bereits ehe sie in die Öffentlichkeit traten, ihr Ende gefunden, oder sind, wenn einmal einige Hefte einer solchen Zeitschrift ausgegeben wurden, bald wieder zu Grunde gegangen.

Die jetzt im ersten Bande vorliegenden Beiträge zur alten Geschichte erscheinen sicherer begründet als die älteren Unternehmungen. Die Verlagsbuchhandlung und die stattliche Reihe der Mitarbeiter versprechen dem Blatte eine günstige Zukunft, die Ausstattung ist eine gute, der Preis ein mäfsiger. Dem Programm des Herausgebers zufolge soll die Zeitschrift die innere Einheitlichkeit der alten Geschichte möglichst betonen, also Arbeiten über diese Geschichtsperiode von dem alten Oriente hinab bis in die frühbyzantinische Zeit zum Ausdrucke bringen, wodurch der Leser einen Einblick erhalten soll in die verschiedenen spezialistisch gesonderten Zweige der Bearbeitung dieser Gebiete und in die jeweils zu behandelnden wichtigen Fragen. Neben der politischen soll auch die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte berücksichtigt werden, deren Bedeutung für die Beurteilung des Altertumes mit dem Wachsen des Materiales immer mehr in den Vordergrund tritt.

Im wesentlichen enthält der bisher erschienene Band Abhandlungen, denen sich nur wenige Mitteilungen und Nachrichten anschliefsen. Die Beigabe eines ausführlichen, von Regling zusammengestellten alphabetischen

Namen- und Sachregisters ist mit Freude zu begrüfsen. Der Band ist im Laufe des Jahres 1901 in drei Heften ausgegeben worden, in gleicher Weise soll nunmehr jedes Jahr ein Band folgen. Was den Inhalt der vorliegenden Hefte im einzelnen angeht, so kann an dieser Stelle naturgemäfs nicht in eine kritische Besprechung der verschiedenen Aufsätze eingetreten werden. Wir müssen uns auf eine von wenigen Bemerkungen begleitete Inhaltsangabe beschränken, welche am besten die Vielseitigkeit des Gebotenen veranschaulichen wird.

Ein verhältnismäfsig grofser Raum ist der orientalischen Geschichte eingeräumt worden. In drei Abteilungen (S. 1—25, 189—211, 349—380) behandelt Ginzel die astronomischen Kenntnisse der Babylonier und ihre kulturhistorische Bedeutung, wobei er zunächst den gestirnten Himmel in das Auge fafst, dann den Sonnen- und Mondlauf und den Gang der Gestirne nach babylonischer Ansicht, endlich den mutmafslichen Entwickelungsgang der babylonischen Astronomie, wobei überall der Einflufs der jeweiligen Anschauungen auf die abendländische, insbesondere die griechische Astronomie berücksichtigt wird. Ausführlich erörtert der Herausgeber Lehmann die historische Semiramis und Herodot, und sucht im einzelnen klar zu legen, wie sich die Semiramis-Sage an die Königin Sammuramat anknüpfen konnte (S. 256—281. 481). Derselbe Verf. untersucht die Beziehungen zwischen Zeit- und Raummessung im babylonischen Sexagesimalsystem (S. 381—400) und die Entstehung des Sexagesimalsystems (S. 481—489). Den ersten Jahren des Darius Hystaspis und dem altpersischen Kalender hat Prášek eine Arbeit gewidmet (S. 26—50). Einen Übergang zur klassischen Geschichte bildet der Aufsatz von Regling zur historischen Geographie des mesopotamischen Parallelogramms, d. h. des Gebietes im nordwestlichen Mesopotamien zwischen Euphrat, Balissos und der grofsen Karawanenstrafse von Zengma nach Edessa (S. 443—476), welches auf Grund antiker und moderner Angaben eingehend geschildert wird. Es soll damit u. a. eine Vorarbeit für die vom Verf. beabsichtigte Bearbeitung der Partherkriege des Crassus gegeben werden.

Die Götterkulte von Thera stellt Hiller v. Gaertringen auf Grund der letzten Ausgrabungen dar (S. 212—227). Die Entwickelung der antiken Herrscherkulte vom späteren griechischen Heroenkult an durch die Königskulte der hellenistischen Periode und die römischen Kaiserkulte hindurch bis zum Aufhören der Institution im 4. Jahrhundert n. Chr. er-

örtert sehr eingehend Kornemann (S. 51—146). — Die politische Geschichte Griechenlands tritt im ersten Bande mehr zurück. Ihr gelten Arbeiten von Beloch über die Schlacht bei Kos (S. 289—294) und die attischen Archonten im 3. Jahrhundert (S. 401—423). Derselbe Autor behandelt auch Fragen des pyrrhischen Krieges (S. 282—288). Die drei ältesten römischen Tribus bespricht Holzapfel (S. 228—255), den Ursprung des Colonats P. M. Meyer (S. 424—426) und Rostowzew (S. 295 bis 299), das Dezemprimat und die Dekaprotie Seeck (S. 147—188), die Zahl der gallischen Civitates in der römischen Kaiserzeit Kornemann (S. 331—348). Eine Notiz über letztere Frage mit Bemerkungen über einige römische Kolonieen giebt Garofalo (S. 479—481), die Praefecti Aegypti unter Commodus stellt P. M. Meyer zusammen (S. 477—478. — Für diese Beamten gab neuerdings auch Ricci in den Proceedings of the Society of Biblical Archaeology XXIV p. 56 ff. 97 ff. zahlreiche Notizen). Quellenhistorische Untersuchungen endlich veröffentlichten Münzer über die Entstehung der Historien des Tacitus (S. 300—330) und Rappaport, Hat Zosimus I cap. 1—46 die Chronik des Dexippus benutzt? (S. 427—442), wobei er die für die spätere römische Kaisergeschichte wichtige Frage bejaht.

Die vorstehend aufgeführten Arbeiten bringen der alten Geschichte auf ihren verschiedensten Gebieten reiche Förderung und kann man daher der neuen Zeitschrift nur weiteren guten Erfolg in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen wünschen.

Bonn. **A. Wiedemann.**

---

242) **Waldemar Belck, Beiträge zur alten Geographie und Geschichte Vorderasiens.** II. Leipzig, Eduard Pfeiffer, 1901. S. 57—112. 8. ℳ 3.—.

Es sind dies die Fortsetzung der in Heft 3 dieses Jahrgangs der Neuen Phil. Rdsch. S. 58 angezeigten Beiträge.

1. Zur Geographie Assyriens: die Lage des Gebirges Nipur ist bisher nicht mit Sicherheit bestimmt. Besonders auf Grund einer Inschrift Asurbanipals verlegt Belck es östlich vom Tigris zwischen Dschesireh und Niniveh; es ist die die Ebene von Niniveh nördlich begrenzende Gebirgskette.

2. Zur Geographie Armeniens. Der Name der Provinz Alsnik ist identisch mit Alzi der Keilinschriften. In diesen werden nur Supan und Alzi als Teile Armeniens erwähnt; die meisten späteren Namen kleinerer

Teile sind erst nach der Zersplitterung zur Zeit der Arsacidenherrschaft entstanden. Ein Teil von Nordmesopotamien mit Nisibis wurde früher mit zu Alznik gerechnet; nördlich zog es sich hin bis zum Muradtschai und zur Ebene von Musch, östlich bis zum Wan-See, westlich bis über Amida hinaus Die römisch-byzantinische Landeseinteilung hat die Grenzen der einzelnen Provinzen hier wie anderswo verschoben.

3. Zur Peutingerschen Tafel. Parakata, die erste Station der Strafse Artasata-Satala, hat B. in der von Moses von Chorene Parachot genannten, jetzt den Namen Bulag Basch (Quellenhaupt) tragenden Burgruine südlich des Araxes wiedergefunden; die Strafse umging daher nicht den Ararat im Osten, und lief nicht auf dem linken Araxes-Ufer. Der weitere Verlauf, über Bajazet oder westlich nach Kagisman, ist noch nicht festgestellt.

4. Zur babylonisch-assyrichen Geschichte: Bemerkungen zur Stele Nabonids. Kritische Prüfung der einzelnen Kolumnen dieser Inschrift, über deren Beziehungen noch manche Zweifel bestehen.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

243) **Victor Thumser, Erziehung und Unterricht.** Ein Freundeswort an die Eltern. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1901. VI u. 68 S. gr. 8. ℳ 1.—.

Der Inhalt dieser Schrift besteht aus drei Vorträgen, die aus dem löblichen Bestreben, in einer methodischen Weise einen innigeren Verkehr zwischen Schule und Haus herzustellen, hervorgegangen und am 23. Februar, am 29. März und am 4. Mai des Jahres 1901 vor Zuhörern aus dem Elternkreise des Mariahilfer Staatsgymnasiums in Wien gehalten worden sind. Alle drei behandeln wichtige Fragen der Schulverfassung und des Schullebens, und zwar in verständiger und beherzigenswerter Weise. Der erste, der „die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums in der Gegenwart" zum Gegenstande hat, entwickelt die bekannten guten Gründe, welche für die Fortdauer dieser Schulart sprechen, und wendet sich, was dem Referenten besonders sympathisch ist, mit Entschiedenheit gegen die Halbheit des Realgymnasiums und gegen die ihren angeblichen Zweck doch nicht erfüllende „Einheitsschule", damit also auch gegen das Reformymnasium. In dem zweiten Vortrage, der „Schule und Haus" betitelt ist, werden die Aufgaben, welche die beiden Faktoren, die sich in den Einflufs auf das heranwachsende Geschlecht teilen, zu lösen

haben, einer näheren Prüfung unterzogen und dabei einerseits die Bedeutung der Mütter und anderseits der Wert der Schuldisziplinen und insbesondere der Beschäftigung mit den antiken Klassikern für die Erziehung gleich stark betont; als die eigentliche Krönung der beiderseitigen Einwirkungen wird dann mit Recht das fortwährende Zusammenwirken beider Teile bezeichnet. Der dritte Vortrag, der vom „Prüfen und Klassifizieren" handelt, hat es mit einer schultechnischen Frage zu tun und sucht nicht nur den Eltern das Verständnis für die Notwendigkeit der Ausübung der beiden genannten Tätigkeiten von seiten des Lehrers näher zu bringen, sondern auch, was noch wichtiger ist und von einem feinen pädagogischen Takte zeugt, die beiden Tätigkeiten selbst auf ihr richtiges Mafs zurückzuführen und den „Handkatalog" (das Notizbuch, den Schulkalender) des Lehrers zu Gunsten eines ungezwungeneren Verkehrs zwischen Lehrer und Schüler möglichst zurückzudrängen; der Verf. erkennt, wie die Doppelseitigkeit alles menschlichen Wesens, so auch die Notwendigkeit einer fortwährenden Ausgleichung der im Widerstreite aufeinander stofsenden Gegensätze. Am Schlusse dieses letzten Vortrages blickt Thumser auf die drei behandelten Themata noch einmal zurück und erbittet sich zugleich für spätere Vorträge, die er in Aussicht stellt, die weitere Teilnahme seiner Zuhörer und ihre Mitwirkung dazu durch Anregungen aus ihrem eigenen Kreise. Wie seine Hörer, so werden auch seine Leser ihm eine solche Teilnahme gern zusagen.

Bremen. **Edm. Fritze.**

---

244) **Adolf Rademann, Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische** im Anschlufs an Ciceros Reden für Sulla. Glogau, Flemming, s. a. (1901). II u. 56 S. 8 kart. *ℳ* 1.20.

In 34 Übungsstücken verarbeitet der Verf. die 93 Paragraphen der Rede für Sulla so, dafs auf jedes ziemlich umfangreiche Stück etwa 2—3 möglichst einen abgeschlossenen Abschnitt umfassende Paragraphen kommen. Die Aufgaben sind nicht gerade leicht zu nennen und dürften sich wohl im ganzen mehr für Prima als für Obersekunda eignen. Jedenfalls zeichnet sich das Buch vor manchen ähnlichen Erscheinungen neuerer Zeit vorteilhaft dadurch aus, dafs die Aufgaben durch blofse Gedächtnisarbeit und Rückübersetzungen nicht gelöst werden können, vielmehr bedarf es für die Übersetzung energischer Durcharbeitung des Abschnittes nach der

grammatischen, lexikalischen und stilistischen Seite, so dafs die Denktätigkeit und eigene Geistesarbeit des Schülers überall in Anspruch genommen wird. Ich glaube daher, das Buch, welches aus der Praxis hervorgegangen ist und gerade deshalb auch in hohem Grade für den Unterricht verwendbar erscheint, durchaus empfehlen zu dürfen.

Bückeburg. **E. Köhler.**

---

245) **Ludwig Holland, Li romans dou chevalier au lyon von Chrestien von Troies.** Dritte Auflage, neue, durch ein Glossar von **Alfred Schulze** vermehrte Ausgabe. Berlin, Mayer & Müller, 1902. XIII u. 280 u. 63 S. 8.

Seit Wendelin Foerster die Werke des Chrestien de Troies in einer neuen, auf Grund aller vorhandenen Handschriften sich aufbauenden Ausgabe ediert hat, ist die Ausgabe des Chevalier au lyon, wie sie L. Holland 1885 zuletzt erscheinen liefs, als in mancher Beziehung veraltet und überholt anzusehen. Dennoch enthält sie in den Anmerkungen ein so reiches und wertvolles Material, dafs es bedauerlich wäre, wenn diese einst epochemachende Ausgabe von dem Büchermarkt verschwände. Dieser Gesichtspunkt hat die Verlagsbuchhandlung, bei der augenscheinlich noch grofse Bestände der Ausgabe lagern, veranlafst, die letzte Auflage derselben unverändert noch einmal dem Publikum darzubieten, nachdem sie dieselbe durch ein von Alfred Schulze verfafstes Glossar bereichert hatte. Nur mit letzterem hat sich daher unsere Besprechung zu beschäftigen, da das Urteil über Hollands Ausgabe längst feststeht und der historische Wert derselben auch durch neue Editionen niemals wird berührt werden. Der Herausgeber des Glossars hat sich durch seine früheren Arbeiten auf dem Gebiete der romanischen Philologie bereits bestens bekannt gemacht, so dafs auch hier gutes von ihm zu erwarten war. Dieses günstige Vorurteil kann eine genauere Prüfung des Glossars nur bestätigen; indem er das Wörterverzeichnis durch die Aufnahme zahlreicher schwieriger Einzelverbalformen bereicherte, hat er die Hollandsche Ausgabe wohl tatsächlich zu neuem Leben erweckt, da sie nun zu einem ausgezeichneten Hilfsmittel für die Anfängerlektüre geworden ist und die genufsreiche und fruchtbringende Durcharbeitung des bedeutendsten der Artusromane dem jungen Studenten ermöglicht. Aber auch der Gymnasiallehrer, dem heute der Kampf mit der „neueren“ und „neuesten Methode“ im Unterricht die historische Basis seiner Studien mehr und mehr zu entziehen droht, wird die Ausgabe

als ein „Trösteinsamkeit“ und in Erinnerung an vergangene Zeiten gern benutzen.

Wernigerode. **Drees.**

246) E. Otto, Typische Motive in dem weltlichen Epos der Angelsachsen. Berlin, Mayer & Müller, 1901. 99 S. 8.

Ottos Arbeit gehört einem Gebiete an, das man in letzter Zeit wiederholt für die Literaturgeschichte fruchtbar zu machen suchte, dem der beschreibenden Ästhetik. R. Heinzel regte diese Richtung an in seiner Schrift über den Stil der germanischen Poesie, in seiner Beschreibung der isländischen Sage und des geistlichen Dramas im Mittelalter setzte er sie fort, R. Fischer folgte ihm in dem Buche „Zu den Kunstformen des mittelalterlichen Epos“, Petsch wandte das Verfahren für den Stil des Volksrätsels an, und nun versucht es Otto mit dem weltlichen Epos der Angelsachsen, aber er wählt sich nicht den Stil, sondern wie Heinzel den Inhalt zum Gegenstand. Er hebt die typischen Erscheinungsformen der Lebewesen, des Zuständlichen und der Vorgänge hervor, zerlegt jede dieser Gruppen wieder in Unterabteilungen und zergliedert, beschreibt und belegt alles, was er beobachtet, mit grofser Gewissenhaftigkeit. Bei den Lebewesen kommt er so zu vier Charaktertypen, Gott, König, Gefolgsmann und Ungeheuer, deren Eigenschaften und Geisteskräfte er im einzelnen darlegt. Unter dem Zuständlichen versteht er Waffen, Schatz, Landschaft, und er weist nach, dafs diese Dinge Selbstzweck und ein Hauptgegenstand poetischer Behandlung sind. Auch ihre Eigenschaften lassen sich typisch feststellen. Die Vorgänge endlich, Kampf, Reden, Gelage u. s. w. gliedert er nach dem Tun und Leiden der in Betracht kommenden Personen, deren Stimmung und Gedanken und hebt auch die sinnlichen Züge an ihnen hervor.

Die ganze Untersuchung ist sehr fleifsig angestellt, aber worin eigentlich ihr Wert besteht, und ob die aufgewandte Mühe dem Lohne entspricht, scheint nicht ganz klar zu sein. Die Ergebnisse könnten entweder der Ästhetik zu gute kommen, oder sie könnten völkerpsychologischer oder philologisch-literarhistorischer Art sein. Aber keiner dieser Fälle kommt in Betracht; denn alle Beobachtungen, die man hier nach schwerer Arbeit in umständlichen und oft sehr trockenen Zusammenstellungen vorfindet, freilich manchmal in zierliche, oft aber auch schwerfällige Formeln eingeschlossen — die sind jedem, der sich einmal mit altenglischer

Literatur beschäftigt hat, ohne weiteres geläufig, und man kann dieselbe Kenntnis genau so gut durch eigenes Lesen der Dichtungen gewinnen, was zudem anregender und fruchtbarer sein dürfte. Wir können mithin den Wert des Buches nur darin sehen, dafs es einmal diese längst bekannten Dinge genau und zusammenfassend festlegt.

Manches liefse sich übrigens auch beanstanden; so gleich die Fassung des Themas. Von einem rein weltlichen Epos der Angelsachsen läfst sich doch kaum reden. Selbst der Beowulf ist doch schon so sehr von geistlich-christlichen Elementen — für uns untrennbar — durchsetzt, und anderseits stehen die sogenannten geistlichen Epen besonders in Stil und Darstellung noch so stark unter national-heidnischen Einflüssen, dafs unseres Erachtens das gesamte Epos hätte zusammen behandelt werden können. Grofs ist jedoch bei dem hier angewandten Verfahren der Schade nicht, denn tatsächlich ist das geistliche Epos wie auch ein erheblicher Teil der übrigen germanischen Dichtung nebenbei vergleichend in Betracht gezogen; nur vermifst man dabei die altsächsischen Genesisbruchstücke. Bei der Einteilung der Lebewesen berührt es merkwürdig, dafs unter „Gott" ziemlich unterschiedslos der Christengott wie verschiedene heidnische Gottheiten verstanden werden, und Walküren und Götter, wenn es auch Loki ist, einfach unter die „Ungeheuer" zu rechnen, scheint auch nicht angängig.

Breslau. **H. Jantzen.**

---

247) **Lois Grosvenor Hufford, Shakespeare in tale and verse.** New York, The Macmillan Company. London, Macmillan & Co., Ltd., 1902. IX u. 445 S. 8. geb. 4 s. 6 d. net.

Die in der Vorrede von der Verf. ausgesprochene Hoffnung, dafs ihr Buch „may serve to attract readers of this generation to Shakespeare, as Lamb's charming ‚Tales' have done for so many years", könnte einem unbefangenen Leser beinahe den Eindruck erwecken, als ob die Lambschen tales nur noch ein literarhistorisches Interesse besäfsen, die Zeit ihrer unmittelbaren Wirkung vorüber sei. Wie wenig dies der Fall, zeigten aufs deutlichste die mannigfachen in den letzten Jahren erfolgten neuen Ausgaben des Buches, unter denen namentlich die Bearbeitung von Furnivall (mit Illustrationen von Copping, Paris und London, 1900) eine glänzende Aufnahme in der gesamten englischen Presse gefunden hat. (Eine amerikanische Ausgabe des Werkes erschien im folgenden Jahre.)

Neben Lambs mit Recht als klassisch anerkannter Darstellung hat das vorliegende Buch keinen leichten Stand. Den 20 von Charles und Mary Lamb gegebenen Erzählungen (denen Furnivall in der erwähnten Ausgabe seinerseits weitere 6 „sketches“ hinzugefügt hat) stehen bei Mrs. Grosvenor Hufford 15 gegenüber. Ausgeschieden wurden: „Pericles“, „Timon“, „Measure for Measure“, „All's well“ etc. und „Much Ado about nothing“, von denen man besonders das letztgenannte Stück ungern vermissen wird.

Die wesentlichste Abweichung des neuen Buches gegenüber dem alten besteht, zunächst äufserlich betrachtet, darin, dafs Mrs. H., wie der Titel ihres Werkes ja schon andeutet, die Prosa ihrer Inhaltsangaben durch eingestreute Abschnitte aus den betreffenden Dramen zu beleben gesucht hat. Diese Neuerung steht offenbar im Zusammenhang mit der Verschiedenheit des Leserkreises, welchen die beiden Bücher anstreben.

Während die Lambs ihre tales dem „young reader“ widmeten, „as an introduction to the study of Shakespeare“ wendet sich Mrs. H. neben den „young“ auch „to such of their elders as find the intricacies of the plots of the dramas somewhat difficult to untangle.“ Während die letzteren für die ihnen auf diese Weise bequem und in beschränkter Auswahl zugängig gemachten Proben des Shakespeareschen Textes vielleicht dankbar sein werden, wird der häufige Wechsel zwischen Erzählung und Zitat dem Verständnis solcher Leser, die mit dem Inhalt der Dramen erst bekannt gemacht werden sollen, kaum förderlich sein können. Dazu kommt, dafs der schnelle Übergang vom blofsen Referat zum Wortlaut des Textes und vice versa der Erzeugung einer einheitlichen Stimmung oder gar einer gespannten Erwartung entschieden hinderlich ist.

Als ein Beispiel in letzterer Hinsicht kann der Macbeth in seiner in unheimlicher Schnelligkeit der Katastrophe zueilenden Entwickelung gelten. Hier ist eine jede Unterbrechung der Stimmung für den Leser oder Hörer ein unersetzlicher Verlust. Ein Vergleich der beiden Darstellungen wird notwendig zu gunsten der zwar schlichten, aber dennoch stimmungsvollen und vor allem einheitlichen Prosa in Lambs Erzählung ausfallen müssen, um so mehr als es Mrs. H. hier (wie auch sonst) keineswegs immer gelungen ist, aus dem Shakespeareschen Text nur solche Stellen auszuwählen, „that are notable for strength and beauty, and those that have especial significance in revealing character“.

Was die Inhaltsangaben betrifft, so sind dieselben im allgemeinen

geschickt gemacht und in dem ansprechenden Plauderton des „Märchenerzählers" gehalten. Vermissen freilich wird der aufmerksamere Beobachter bisweilen das bei Lamb so häufig hervortretende Bestreben, die geschilderten Personen durch besondere Motivierung ihrer Handlungsweise dem Verständnis der „jungen Leser" nahe zu bringen. Ein Beispiel: In „As you like it" wird (bei Lamb) die plötzliche Verbannung Rosalindes durch den Usurpator, ihren Oheim, dadurch erklärlicher zu machen gesucht, dafs jener beim Anblick Orlandos, dessen Vater ein Freund des vertriebenen Herzogs war, naturgemäfs an die zahlreichen Anhänger erinnert worden sei, welche der letztere an seinem Hofe besitze. Dadurch wird dann auch seine Besorgnis angesichts der allgemeinen Beliebtheit Rosalindes (der Tochter des von ihm Vertriebenen) ohne weiteres begreiflich. In der Darstellung der Mrs. H. heifst es dagegen an der betreffenden Stelle lediglich: „After this, Duke Frederick became more tyrannical than ever; he condemned Rosalind to leave the court at once" u. s. w.

Wenn ferner in demselben Stück bei Lamb von Anfang an wiederholt auf das gute und zarte Herz der Celia hingewiesen wird, so gewinnt der Erzähler hierdurch den Vorteil, nachher die Liebe des weichherzigen Mädchens zu dem reuigen Sünder Oliver dem Leser einigermafsen verständlich zu machen.

Derartige feine Züge, die Lambs Darstellung ein so sympathisches und charakteristisches Gepräge verleihen, sind dem etwas nüchternen Erzählertone der Mrs. H. im allgemeinen fremd.

Ein frischer und flotter Ton der Darstellung und eine sichtbare Liebe zur Sache sollen der letzteren willig zugesprochen werden. Dessen ungeachtet bleibt ihr Buch freilich eine „Ilias post Homerum."

Stuttgart. **F. P. v. Westenholz.**

---

248) **Heinrich Schmitz, Englische Synonyma** für die Schule zusammengestellt. 2. Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. 92 S. 8. ℳ 1.—.

Ein kleines, vielen Amtsgenossen zweifellos sehr erwünschtes Buch, das aus der Praxis hervorgegangen für die Praxis zusammengestellt ist. Verf. gibt aus der grofsen Menge englischer Synonyma nur diejenigen, deren Kenntnis er von einem Abiturienten unserer höheren Schulen verlangen zu können glaubt. Die Beispiele sind bekannten Werken wie Macaulay's History of England, Chamber's History of England u. s. w.,

in einzelnen Fällen anderen synonymischen Handbüchern geschickt entnommen und leicht verständlich.

Angebracht wäre es vielleicht gewesen, in einzelnen Beispielen, wo die Anwendung verschiedener Synonyma gleich statthaft war, dies auch im Druck — etwa durch Einklammern des zweiten oder dritten sinnverwandten, an der betr. Stelle gleichberechtigten Wortes anzudeuten. So würde man Gruppe 161 sagen können: No part of England was so far distant from the sea as to be secure (safe) from attack, oder in Gruppe 162: The Normans abandoned their native speech (tongue). Das würde den Schüler in manchen Fällen der Mühe überheben, da Unterschiede zu suchen, wo tatsächlich keine zu finden sind.

Ein Register erleichtert wesentlich den Gebrauch des Büchelchens. Im Vergleich zur 1. Auflage ist die Zahl der Beispiele in der 2. Auflage gekürzt und dadurch Raum für ein Verzeichnis der in den Beispielen enthaltenen Wörter gegeben. Überall ist den Wörtern die Aussprachebezeichnung und, wo es notwendig schien, auch die deutsche Bedeutung beigefügt. Zu überlegen wäre es, ob es in einzelnen Fällen nicht aus praktischen Gründen vorzuziehen wäre, die Aussprachebezeichnung dem Worte im Text selbst folgen zu lassen. Nehmen wir zum Beispiel ein Wort wie 'canal'. Es wird dem Schüler nicht leicht einfallen, das Wort im Wörterverzeichnis nachzuschlagen, da ihm seine Bedeutung ohne weiteres klar ist; wenn er es aber nicht nachschlägt, stöfst er auch nicht auf die ungewöhnliche Aussprache des Wortes. — Ob alle oder welche Wörter ins Wörterverzeichnis aufzunehmen sind, darüber wird sich streiten lassen; einzusehen ist aber nicht, weshalb Wörter wie confide (Gruppe 132) oder mealy (Gruppe 197) nicht aufgenommen wurden, wohingegen manche Wörter, die zweifellos in jeder Grammatik im 1. oder 2. Jahrgange gelernt werden (wie to laugh, the knight u. s. w.) Aufnahme fanden.

In Gruppe 94 wäre in der Anmerkung noch to take for = (irrtümlich) halten für zu erwähnen gewesen.

Doch sollen diese geringfügigen Aussetzungen nicht den Wert des Büchelchens herunterdrücken; sie sollen vielmehr, wenn möglich bei der 3. Auflage berücksichtigt, die Brauchbarkeit dieses Schulbuches noch erhöhen helfen. Aus demselben Grunde sei hier auch auf folgende Druckfehler hingewiesen: S. IV Kläpper statt Klöpper; S. L theday statt the day; S. 37 the statt they; S. 39 deilig statt heilig; S. 55 Rachc statt Rache; S. 60 hy statt by.

Münster i. Westf. **H. Hoffschulte.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 1. November. Nr. 22, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

249) **Lysias' ausgewählte Reden** für den Schulgebrauch erklärt von **W. Kocks.** Zweite umgearbeitete Auflage von **R. Schnee.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes. VI u. 125 S. 8. ℳ 1.50.

Der Herausgeber dieses Bandes, der die 7., 12., 13., 16. und 19. Rede des Lysias enthält, hatte bei der neuen Bearbeitung keineswegs die Absicht, ein neues Buch zu liefern, sondern den als brauchbar und seiner Bestimmung entsprechend bewährten Stoff von kleinen Mängeln zu säubern und seine Benutzung durch einfache Mittel und Zutaten so erspriefslich wie möglich zu machen. Neu hinzugetreten ist zunächst, um den Kommentar von einer Menge sachlicher Erläuterungen zu entlasten, ein kurzer Abrifs des attischen Gerichtswesens (S. 4—12). Schnee hat mit einem alles Lob verdienenden Geschick auf knapp einem halben Bogen dem

Schüler eine Gesamtanschauung über diese Seite antiken Lebens zu vermitteln verstanden. Indessen kann ich die Befürchtung nicht unterdrücken, dafs eben diese kompendienhafte Kürze, deren sich der Verf. befleifsigt, diese überaus gedrängte, von zahlreichen terminis technicis durchsetzte Darstellung den jugendlichen Leser abschrecken, jedenfalls nicht dauernd zu fesseln imstande sein wird. Aus diesem Grunde möchte ich zur Erwägung stellen, ob es nicht zweckmäfsiger wäre, dem Schüler, von dem mit Recht verlangt wird, dafs er die realen Seiten des klassischen Altertums gebührend berücksichtigt, ein anderes, wohlfeiles Büchlein zur Privatlektüre zu empfehlen, ich meine Wagner, Eine Gerichtsverhandlung in Athen (Gütersloh, Bertelsmann). Dies anziehend und spannend geschriebene Werk dürfte für die Jugend einen ungleich gröfseren Reiz besitzen als die gedrängten Zusammenstellungen Schnees. Man mifsverstehe mich aber nicht: ich will keineswegs den vorliegenden Abrifs als überflüssig bezeichnen; er wird im Gegenteil vermöge seiner Übersichtlichkeit dem Schüler zur Rekapitulation des Gelesenen eine sehr bequeme und sichere Handhabe bieten und in diesem Sinne seinen Zweck in musterhafter Weise erfüllen. Jeder Rede ist eine schematisch geordnete Disposition beigegeben, auf welche durch Buchstaben und Zahlen am Rande des Textes hingewiesen wird. Dies ist eine sehr praktische Neuerung, da so die Aufmerksamkeit des Lesers für den Zusammenhang angeregt und wach erhalten wird. Auch der Druck, der gegen früher eine gröfsere Anzahl von Absätzen aufweist, trägt dazu bei, den Gedankengang der Reden recht deutlich vor Augen zu stellen. Der Kommentar ist mit gesundem Urteil und feinem pädagogischen Takt angefertigt. Wo man auch hinsieht, überall wandelt S. die goldene Mittelstrafse zwischen dem Zuwenig und dem Zuviel: nirgends begegnen uns abgerissene oder halbdunkle Andeutungen, mit denen der Sekundaner doch nichts Rechtes anzufangen weifs, er greift aber auch nirgendwo dem Unterrichte in der Klasse vor. Bei besonders schwierigen Stellen werden zur Ermöglichung eines richtigen Verständnisses Winke für eine wortgetreue und dabei doch — worauf S. das Hauptgewicht legt — elegante Übersetzung gegeben. Die wenigen Parallelstellen sind mit gutem Grunde nur Schulautoren entnommen. Die Methode des Herausgebers verdient volle Billigung, dafs man in einzelnen Punkten anderer Meinung sein kann, ist natürlich. Z. B. glaube ich kaum, dafs ein Sekundaner aus eigener Machtvollkommenheit sich die Konstruktion 13, 50 κρίσις, ἣν ἐκρίθη wird erklären können; hier wäre eine Note am Platz

gewesen, welche die Entstehung des ἥν (Akk. des Inh.) aus der aktivischen Ausdrucksweise κρίσιν κρίνειν τινά verdeutlichte. § 62 scheint S. das πολλάκις zu μείζω ziehen zu wollen, doch ist zu verbinden στρατηγήσαντες ὑμῖν πολλάκις. § 89 wird περὶ τούτων ἀπολογεῖσθαι erklärt als ταῦτα ἀπολογεῖσθαι „sich damit verteidigen". ἀπολογεῖσθαι περί heifst aber stets „sich gegen Vorwürfe verteidigen", vgl. Thuc. I 72. Hier liegt wie so oft ein Anakoluth vor, denn streng logisch dürfte entweder in dem Satz mit ὡς keine Negation stehen oder man erwartete statt ἀπολογεῖσθαι ein Verbum wie ἀποδεικνύναι.

Was den Wert der Ausgabe vom wissenschaftlichen Standpunkt aus anlangt, so scheint mir S., der im übrigen ein gründlicher Kenner des Lysias ist, zu wenig sparsam in der Aufnahme eigener wie fremder Konjekturen verfahren zu sein. Ich bespreche in Kürze alle Stellen, an denen er mit neuen Textesänderungen hervortritt, indem ich bemerke, dafs sich die Begründung derselben, soweit sie die 7. und 19. Rede betreffen, in dieser Zeitschrift 1898 Nr. 5, S. 98—104 findet, die der anderen im kritischen Anhang. 7, 14 schreibt S. mit einer Umstellung der Worte οὐδ' ὡς ἐγὼ — κινδύνων so: ἐγὼ δὲ (οὐχ οὕτως — κινδύνων) εἴ τι κτλ. Der in Parenthese stehende Satz scheint ihm zum Vorhergehenden, wo der Gedanke zurückgewiesen wird, dafs der Angeklagte von dem Umhauen des Ölbaums irgendwelchen Nutzen gehabt habe, wenig zu passen. Es bedarf aber einer Umstellung gar nicht, da die Worte οὐδ' ὡς ἐγὼ eine Steigerung des Vorangehenden bedeuten: der Angeklagte hätte von der Ausrodung des Baumes nicht nur keinen Nutzen gehabt, sondern es wären ihm daraus vor Gericht sogar grofse Nachteile erwachsen. — § 28 hält der Herausg. den Infinitiv εἶναι für überflüssig und ändert ihn in εἰδέναι ab. Doch läfst sich die handschriftliche Lesart sehr leicht durch Annahme einer σύγχυσις erklären: dem Autor schwebte ἐστιν oder ἦν vor, das φησιν des Zwischensatzes bewirkte aber den Übergang zu der abhängigen Ausdrucksweise, wie Plato Phileb. p. 20 d τὸ δέ γε μήν, ὡς οἶμαι, περὶ αὐτοῦ ἀναγκαιότατον εἶναι λέγειν. — § 30 wird unnütz das drastische ἀνασχέσθαι in das matte ἀποδέχεσθαι geändert. Jeder Zweifel an der Richtigkeit der Überlieferung wird schwinden, wenn ich zwei Stellen aus Plato anführe, Phileb. p. 13 b sowie rep. VIII p. 564 d. — § 34 wird für ἔργων vorgeschlagen τεκμηρίων. Der Anstofs wird aber beseitigt, wenn man mit Frohberger die beiden Genetive λόγων und ἔργων von ἔλεγχον abhängig macht. — 12, 37 fügt S. hinter δίκην ⟨ἱκανὴν⟩ ein.

Das wird schwerlich richtig sein, da so die sicher beabsichtigte Parechese *δίκην δοῦναι δύναιτο* durchbrochen würde. Viel eher liefse sich derselbe Gedanke durch Einschub des Artikels *τὴν* vor *δίκην* erreichen, vgl. Xen. Hell. II 3, 29, unbedingt notwendig scheint es mir aber nicht zu sein. — Auf den ersten Blick bestechend wirkt die Konjektur *ὁμοιότατα* § 51 statt *μοι ταῦτα* — gleichwohl ist sie unmöglich. Denn wer möchte dem Redner einen so kontorten Gedanken zutrauen wie den, dafs die Streitigkeiten zwischen Theramenes und Kritias hätten zum Austrag bringen sollen, welche von beiden Parteien ganz das Gleiche wie die Gegenpartei tun und auf dieselben Ziele hinausarbeiten sollte? Über den Sinn der Stelle kann kein Zweifel obwalten: altera factio alteram impugnavit, ut potestatem rerum sibi arriperet. Das *μοι* ist freilich unverständlich und wird wohl aus *μόνοι* verderbt sein. Was mit *ταῦτα πράξουσιν* gemeint war, wufste jeder Athener der damaligen Zeit, zudem wird es noch durch den folgenden Zusatz *καὶ τῆς πόλεως ἄρξουσιν* näher bestimmt. — Nicht nötig ist es, 13, 36 nach *ἔτι* ⟨*αὐτοὶ*⟩ einzuschalten, die Deutlichkeit erfordert es ebensowenig wie § 88 *ἡμῖν* zu *ἐμποδὼν* hinzuzusetzen. — 16, 5 wird ohne Not zu *ἐξαμαρτάνουσιν* hinzugefügt *εἰς τὸν δῆμον*, als ob dies sich nicht ohne weiteres aus dem ganzen Zusammenhange ergäbe. — Überflüssig ist auch *πάντας* nach *ἱππεύσαντας* (§ 7). Weshalb wird denn nicht konsequenterweise derselbe Zusatz auch in § 6 gemacht? — 19, 10 ist zu *ὑμῖν* auch meiner Meinung ein Partizip wie *διδόντος* zu ergänzen, es sei denn, dafs sich sonst irgendwo ein ähnlich hartes Zeugma nachweisen liefse. — Für das in dem nämlichen Paragraphen überlieferte *μὴ δῶσιν* ist bislang eine sichere Emendation nicht gefunden. Schnee proponiert *κλέπτωσιν* — nicht übel! — 19, 23 wird an *χαρίσασθαι* Anstofs genommen und dafür *χρήσασθαι* (= *δανείσασθαι*) vorgeschlagen. Die Tradition gibt aber einen sehr guten Sinn, das Hauptgewicht liegt auf *παρασχόντα*, nicht auf *χρήσασθαι*: „er hätte alles hingegeben, wofern er nur imstande war, sich jenem gefällig zu erweisen." — 12, 61 möchte ich *ὡς πλεῖστον* im Sinne von *ὡς μάλιστα* halten. Ebenda mufs zweifellos mit A. Schöne, Coniectanea critica (Kiel 1894), p. 11 — dem neuesten Herausgeber Thalheim scheint dies entgangen zu sein — *τοὺς αὐτοὺς λόγους* umgestellt werden *αὐτοὺς τοὺς λόγους*: etenim non eadem verba saepiusque repetita audire iucundum esse praedicat orator, sed ipsa testium verba, nec illa quidem a scriba ex tabellis recitata, sed a testibus ipsis pronuntiata. — 13, 23 wird mit allen neueren *καὶ ὡμολόγουν* getilgt.

Ich sehe nicht den leisesten Grund, hier ein Glossem anzunehmen. Wir haben in den Worten ἀφῃροῦντο, ἠγγυῶντο, ὡμολόγουν ein sehr schönes Beispiel der oratio trimembris, für welche Lysias eine besondere Vorliebe zeigt. — § 30 mufs das handschriftliche ἐκομίσθησαν beibehalten und nicht mit Markland der Singular hergestellt werden. Gemeint sind aufser Agoratos Hippias und Xenophon (§ 54).

Wie wenig der Herausg. selbst vor den stärksten kritischen Eingriffen zurückschreckt, zeigt sich vornehmlich in der Athetierung zahlreicher, gröfserer wie kleinerer Abschnitte, namentlich in der 13. und 19. Rede. Aufser vielen schon von anderer Seite als unecht erklärten werden noch folgende Stellen als interpoliert eingeklammert: 12, 81 κατηγορεῖτε — πέπρακται; § 84—85 ἢ ἑτέροις — ἀφήσετε; 13, 13 πολλοὺς — ἐξηλάθημεν; § 28 νῦν — ἀπέκτεινας; § 30 f. ἀπόκριναι — πολιτῶν; § 43—48; § 62—64 ἐντεῦθεν ἐποίησεν; § 86 ἢ ὅπου — θανάτου; § 96—97. 19, 51 αἴτιοι — ἐπιθυμοῦντες; § 63 πρὸς δὲ — στεφανωθῆναι. Schnee hat die schwachen Stellen in den Reden gut herausgefühlt und seine Begründung entbehrt nicht des Scharfsinnes, trotzdem ist mir seine Interpolationstheorie unannehmbar. Gewifs wird niemand leugnen, dafs Lysias manches geschrieben hat, was besser fortgeblieben wäre, noch mehr, was sich besser hätte sagen lassen; aber darum hat man noch längst nicht das Recht alles zu verdächtigen und überall den loquax falsarius zu wittern. Wenn sich auch hie und da Glosseme nachweisen lassen, so fehlt es doch an jedem Anhalt dafür, dafs der Archetypos von irgend einem gelehrten Abschreiber durch Glossen, Interpolationen und Fälschungen in der Zahl und dem Umfange, wie es S. will, entstellt worden ist. Eine sichere Entscheidung in dieser Frage läfst sich nicht fällen, ehe man sich nicht die ganze Art des Lysias und seiner Rhetorik klar gemacht hat. Während er wirklich grofs nur da ist, wo es keiner rhetorisch-technischen Durchbildung bedarf, in der Erzählung, führt er in den debattierenden Teilen seiner Reden die Gedanken, die er konzipiert, ohne Disposition aus, was ihm schon seitens Plato scharfen Tadel eintrug. Die Periode — ich meine die Periode als Kunstform — ist unserem Redner unbekannt, und weil diese fehlt, ist der Abschlufs der Gedankenreihen unsicher und viele seiner Deduktionen sind entbehrlich und müssig. Man stempele daher nicht die Schwächen des Autors zu Sünden der Interpolatoren!

Ich habe dem Herausg. mehrfach widersprechen müssen, doch können

diese Ausstellungen das Urteil über die Gesamtleistung nicht weiter beeinflussen. Darum wiederhole ich, was ich bereits eingangs ausgesprochen habe: der Gedanke, der das Buch hat entstehen lassen, ist ein durchaus praktischer; in umsichtiger Weise kommt es den Bedürfnissen des Schülers entgegen und ist wohlgeeignet, ihn für die Lektüre vorzubereiten und dieselbe zu einer recht erfolgreichen und nutzbringenden zu gestalten.

Kiel. **Gustav Wörpel.**

---

250) **M. Tulli Ciceronis pro Cn. Plancio oratio.** Für den Schulgebrauch erklärt von **L. Reinhardt.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. III u. 73 S. 8. ℳ 1.—.

Es ist sehr dankenswert, dafs diese Rede in die Bibliotheca Gothana aufgenommen ist, und mit Freuden zu begrüfsen, dafs sie einen so kundigen und umsichtigen Herausgeber gefunden hat. Denn die Rede pro Plancio verdient um ihres fesselnden Inhaltes willen einen Platz in dem Kanon der Schullektüre, eignet sich aber namentlich zur Privatlektüre für reifere Schüler. Diesen insbesondere will die Erklärung, die Reinhardt gibt, das Verständnis erleichtern oder erschliefsen und sie dadurch befähigen, sich den Genufs der Lektüre auch ohne Hilfe des Lehrers zu verschaffen. Die zahlreichen in der Rede berührten Fragen staatsrechtlicher und juristischer Natur bieten dem Herausg. häufig Veranlassung, über diese Dinge im einzelnen Belehrung zu geben, wie er es denn auch nicht versäumt, auf die feinen, oft versteckten, nur dem Kenner der Altertümer und der Geschichte ersichtlichen Beziehungen hinzuweisen, wodurch die Gedanken des Redners für den jugendlichen Leser oft erst einen festeren Halt, einen positiven Untergrund gewinnen. Eine sorgfältige Disponierung, die in den Anmerkungen eingefügt ist, läfst die Entwicklung des Gedankenganges erkennen, weist namentlich auch auf die Abschweifungen hin, die der Sprecher der peroratio — das war Cicero auch in diesem Prozefs — wie gewöhnlich, in willkürlicher aber nicht unangemessener Erweiterung seiner Aufgabe, sich erlaubt. Auf stilistische und rhetorische Dinge wird an vielen Stellen in geeigneter Weise eingegangen. Mit Recht wird auch schon in der Einleitung wie sonst öfters auf die vornehme, fast sieghafte Art des Redners aufmerksam gemacht, der es verschmäht die persönlichen Angriffe, die offenbar von den erbitterten Anklägern versucht waren, in gleicher Heftigkeit zurückzuweisen, vielmehr ohne sonderliche Erregung, mit sicherer Ruhe, oft überlegener

Ironie seinen Gegnern erwidert. Die Erklärungen und Übersetzungen sind meist treffend und geschmackvoll. Nur selten hätten wir Ausstellungen zu machen. So scheint uns § 55 (S. 43) für *tu haec habes* die Übersetzung „du hältst dich daran“ nicht dem Gedanken zu entsprechen; *neque tu haec habes* heifst vielmehr: „du hast hieran nichts Gewisses, du erkennst die Haltlosigkeit deiner Behauptung“; das sich anschliefsende *neque eis confidis* führt diesen Gedanken dann weiter aus: „du verlässest dich auch gar nicht darauf“. § 9 (S. 14) *dilectu aut sapientia* als Hendiadys zu fassen, verbietet *aut*. Anderes verdiente vielleicht eine Erläuterung oder Hilfe, sofern es sich eben darum handelt, einem Primaner das Verständnis zu erschliefsen. Doch in den weitaus meisten Fällen wird der Anfänger durch die gegebenen Fingerzeige und oft recht ausführlichen sachlichen Erklärungen (zusammen mit der Einleitung) zu klarem und vollständigem Verständnis geführt; gerade im Hinblick auf die letzteren wird auch der angehende Philologe oder Jurist (wenn anders dieser noch zu Cicero greift) sich der Ausgabe mit Nutzen bedienen. Dem Texte ist im ganzen die Ausgabe von C. F. W. Müller, Leipzig 1892, zu grunde gelegt; die Abweichungen sind, wenn nicht immer überzeugend, so doch durchweg geeignet, den Lesern, für die die Ausgabe in erster Linie bestimmt ist, einen verständlichen Text zu bieten. Druckfehler sind uns wenige aufgefallen. S. 33 Z. 1 ist *constantia* zu lesen, S. 38 Z. 2 stört das Komma hinter *si*, S. 7 (Mitte) ist das Versehen stehen geblieben: „die Gegner ... hatten sich Blöfsen gegeben, die Cicero ... zurückweist“.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

251) **Corpus Inscriptionum Etruscarum** Academiae Litterarum Regiae Borussicae et Societatis Litterarum Regiae Saxonicae munificentia auditus in societatem operis adsumpto Olavo Augusto Danielsson edidit **Carolus Pauli.** Volumen prius titulos 1—4917 continens. Lipsiae apud Ioannem Ambrosium Barth (Arthurum Meiner), 1893—1902. XII u. 644 S. gr. Folio mit 4917 Abbildungen. In Mappe ℳ 156. —.

Das hochbedeutende Werk, dessen in diesen Blättern schon früher wiederholt gedacht wurde, liegt nunmehr in seinem ersten Teile fertig vor, und die Wissenschaft darf sich dieses Erfolges aufrichtig freuen. Es ist ein Werk, das der Arbeitskraft des Herausgebers und der Opferwillig-

keit des Verlegers in gleicher Weise Ehre macht. Neun Jahre mühevoller Arbeit, mehr als das Doppelte der für das ganze Werk ursprünglich bestimmten Zeit, hat die Vollendung dieses ersten Bandes erfordert; aber es ist auch ein gewaltiges Stück Arbeit darin geleistet, zuletzt unter schweren körperlichen Leiden des Verf. Er hat den Abschlufs dieses ersten Teiles seines grofsen Lebenswerkes nicht mehr gesehen, aber sein Name wird, wie in der altitalischen Sprachforschung überhaupt, so besonders in der Etruskologie immer mit Ehren genannt werden.

Der vorliegende erste Band enthält die etruskischen Inschriften in der Richtung von Norden nach Süden bis einschliefslich Perusia und damit den gröfseren Teil des Inschriftenmaterials. Jede Inschrift wird in genauer Nachbildung gegeben, darauf die Lesung beigefügt, dann folgen die Angaben über frühere Behandlungen der betreffenden Inschriften nebst Lesarten und gelegentlichen Hinweisen des Verf. bei zweifelhaften Lesungen. Eine stattliche Reihe von Inschriften, die freilich fast sämtlich nur Namen enthalten, ist als neuer Erwerb gewonnen, bei allen schon früher vorhandenen aber ist die Lesung aufs sorgfältigste neu geprüft, und wenn auch natürlich viele Einzelheiten unsicher bleiben, so dürfen wir doch überzeugt sein, dafs das Werk für die etruskische Sprachforschung die sicherste und zuverlässigste Grundlage bildet.

Die Fortführung des Werkes hat der Professor O. A. Danielsson in Upsala übernommen, der als langjähriger Mitarbeiter Paulis mit dem Gegenstande völlig vertraut ist und deshalb volle Sicherheit bietet, dafs das grofse Unternehmen in demselben Geiste fortgesetzt wird. Der zweite Band wird die wichtigen Inschriften der südetruskischen Nekropolen, die Gerätinschriften, die aufserhalb Etruriens gefundenen Inschriften, unter ihnen die wichtigen Aufschriften der Agramer Mumienbinden, zu behandeln haben. Wir wünschen dem neuen Herausgeber für das ebenso mühevolle wie verdienstliche Werk den besten Fortgang!

Hannover. **H. Schaefer.**

---

252) **J. J. Bernoulli, Griechische Ikonographie,** mit Ausschlufs Alexanders und der Diadochen. München, F. Bruckmann A.-G., 1901. Erster Teil XIX u. 215 S. 8 mit 26 Tafeln. Zweiter Teil XI u. 241 S. 8 mit 33 Tafeln. ℳ 36. —.

Einem solchen Werke gegenüber befindet sich der Referent in einer eigentümlichen Schwierigkeit. Wo es sich um die Kritik der Bildnisse

von weit über hundert berühmten Griechen von den frühesten bis auf die spätesten Zeiten handelt, kann von einem Eingehen auf Einzelheiten überhaupt nicht die Rede sein, ohne dafs die Anzeige zu einer umfangreichen Abhandlung anschwölle. Es kann sich nur darum handeln, die allgemeinen Grundsätze, den Umfang und die selbstgesteckten Grenzen auf ihre Richtigkeit, bzw. Zweckmäfsigkeit, die angewandte Methode auf ihre Brauchbarkeit und Reichhaltigkeit zu prüfen. Einem Altmeister auf diesem Gebiete gegenüber wird gerade einer, der, wie ich schon viel auf ikonographischem Gebiete gearbeitet hat und daher die Schwierigkeiten der Aufgabe zur Genüge kennt, bei der Beurteilung mit der gebührenden Hochachtung, nicht vor der Autorität, sondern vor der enormen Arbeitsleistung und der umfassenden Gelehrsamkeit ans Werk gehen und sich bald von der Vorsicht und Besonnenheit, von der Vorurteilslosigkeit und nüchternen Kritik des Verf. überzeugen. Bedauern wird man vielleicht, dafs Alexander und die Diadochen ausgeschlossen sind, aber man wird den Grund dieser Beschränkung zu achten wissen. Ja man wird auch die weitere Beschränkung, die sich der Verf. auferlegt, gut heifsen, dafs er die Menge der nicht bestimmbaren Porträtbüsten ganz aufser Betracht gelassen hat.

In der Anordnung ist zu loben, dafs die dargestellten Persönlichkeiten nicht nach Kategorieen, sondern chronologisch aufgeführt werden. Denn das ist entschieden die zweckmäfsigste Anordnung, wenn auch dabei die historische Entwickelung der Porträtkunst bei den Griechen nicht zur Geltung kommt; der Verf. empfindet dies selber, aber nicht als Mangel, da er nicht die Absicht hatte, eine Geschichte der Porträtkunst zu schreiben, sondern nur die nachweisbaren Bildnisse der berühmtesten Griechen festzustellen. Auch hier legt sich aber der Verf. eine rühmenswerte Zurückhaltung auf. Unter den 108 von ihm aufgeführten Bildnissen von Berühmtheiten (gegen 66 bei Visconti) befinden sich immer noch viele, die nur für diese in Anspruch genommen werden; aber ob dies mit Recht oder Unrecht geschehe, das ist eben die Frage, die hier untersucht und beantwortet werden soll; und er kommt bei dieser Prüfung zu dem Ergebnis, dafs es sicher beglaubigte Bildnisse historisch bekannter Griechen kaum 30 gibt. Die Untersuchung ist durchweg mit der den Verf. zierenden Bescheidung geführt, nicht mehr herausbringen zu wollen, als möglich ist.

Die typographische Ausstattung ist sehr gut, die bildliche sehr reich und sorgfältig.

Die Literatur ist S. xII bis xv aufgeführt. Dafs Lavaters Physiognomik nicht berücksichtigt ist, möchte ich nicht gerade als einen Mangel des Werkes bezeichnen, doch glaube ich immerhin, dafs sie einige Berücksichtigung verdient hätte. K. B Stark hat gewifs recht mit seiner Mahnung, Gesch. der Archäol. d. Kunst 204: „Es liegen hier gänzlich heutzutage vergessen die Keime fruchtbarster Beobachtungen, welche aus gesichtetem und gesichertem reichem Material der Jetztzeit wieder aufzunehmen sind.“ So wäre z. B. doch die in der Physiognomik stehende Besprechung des jetzt für Sophokles, früher für Homer in Anspruch genommenen Kopfes Tafel XV durch Goethe (Weimar. Ausg. 37, 339) vielleicht einiger Berücksichtigung wert gewesen. Auch die 12 antiken Charakterköpfe, nach antiken Büsten gezeichnet von Peter Paul Rubens, in Facsimilereproduktion der Stiche nach diesen Zeichnungen erschienen in G. Hirths Kunstverlag 1884, finde ich nicht berücksichtigt, was aus verschiedenen Gründen zu bedauern ist. Hier findet sich z. B. eine prächtige Abbildung des Pseudoseneca, und aufserdem die einer Büste des Sophokles „ex marmore antiquo“, als deren Vorbild ich trotz einiger Abweichungen in Gewandung und Rahmen das verschollene Marmormedaillon des Fulv. Ursinus (Bd. I, Abh. 23), vermuten möchte. Die meisten Benennungen in diesem Hefte sind ja nachweislich falsch, aber als Material für die ikonographische Forschung sind diese Bilder doch nicht ganz zu verachten. Aber ich möchte auch diesen Hinweis keineswegs als einen Vorwurf für den Verf. betrachtet wissen. Das Werk spricht für sich selber und bedarf keiner Empfehlung.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

253) **Richard Horton-Smith, The theory of conditional sentences in Greek and Latin for the use of students.** London, Macmillan and Co., 1894. XXVIII u. 694 S. 8. geb.

Der Verf. hat in dem vorliegenden Buche die Theorie seiner 1859 erschienenen Erstlingsschrift weiter ausgebaut. Wenn wir es hier demnach mit den Früchten langjähriger Studien zu tun haben, so kann das Urteil über dieses Werk gleichwohl nicht günstig lauten. Das Buch baut sich auf eigene Beobachtungen des Verf. auf, wobei er völlig willkürliche Behauptungen aufstellt, da er mit der vergleichenden und historischen Sprachwissenschaft auf dem Kriegsfufs steht. Nach einer Einleitung S. 1—8 behandelt er S. 9—167 die griechischen, S. 168—283 die latei-

nischen Bedingungssätze und gibt nach einem kurzen Schlufswort 349 Anmerkungen mit „Suhnotes" und „Subsuhnotes" von S. 285—644, denen anf S. 645—694 sechs Indices folgen.

In der Einleitung stellt er drei Aktionsarten anf: vollendete, unvollendete und unbestimmte nnd erhält durch Einreihung derselben in die drei Zeiten: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft nenn Tempora, die er im Griechischen und Lateinischen gleichmäfsig (!) vertreten findet: 1) Vergangenheit: a) Plusquamperf. b) Imperf. c) Aorist-hist. Perf. 2) Gegenwart: a) Perfekt. b) Praesens. 3) Zukunft: a) Futnr. exakt. b) Futur. prim. c) Fntur. prim. Daranf setzt er ohne Begründung nnd Beweis die griechischen Konjunktive Perf., Praes. und Aoristi mit den lateinischen Konjunktiven Perf., Praes. nnd Praesentis; die griechische Optative derselben Tempora mit den lateinischen Konjunktiven Plusquamperf., Imperf. und Plnsquamperf. auf eine Stufe, indem er behanptet, dafs die erste Reihe die Potentialität für die Gegenwart, die zweite die Potentialität für die Vergangenheit jedesmal in ihren drei Aktionsarten bedeute! Dies möge genügen!

Das was der Verf. weiter über die Modi nnd die Verwandtschaft der lateinischen und griechischen Bedingungssätze sagt, ist alles ebenso unhaltbar. Das ganze Buch ist mit grofser Weitschweifigkeit geschriehen nnd verliert sich oft in Dinge, die mit den Bedingungssätzen nichts mehr gemein haben. Wehe dem Stndenten, der sich an dieses Buch hält! Anerkannt soll werden, dafs es eine sehr reiche Zahl von Beispielen enthält, die eine grofse Belesenheit in den verschiedensten Schriften des Altertums heweisen, anch mag die eine und andere Stelle dnrch die Übersetzung gut verständlich gemacht sein. Alle sprachlichen Theorieen dagegen sind gänzlich unbranchbar.

Coburg. **Eduard Hermann.**

254) **Hermann Ferdinand Hitzig, Injuria.** Beiträge zur Geschichte der Injuria im griechischen und römischen Recht. München, Theodor Ackermann, 1899. IV u. 89 S. 8. ℳ 2.—.

Während die Injuria im griechischen wie im römischen Recht von Philologen nnd Jnristen des öfteren behandelt ist, fehlte es bisher an einem Vergleiche des römischen Institutes mit dem griechischen, um daraus für das erstere das hie und da noch schwebende Dunkel zu lichten. Verf. stellt sich daher die Aufgabe, die Entstehung des römischen Institutes

und manche Erscheinungen in demselben durch Heranziehung des griechischen zu erklären, und behandelt sein Thema in zwei Kapiteln: 1. die Injuria im griechischen Recht, 2. (S. 55 bis zu Ende) Vergleichung mit dem römischen Recht.

Im ersten Kapitel wird über die drei Formen von Klagen, die das attische Recht kennt, gehandelt: die *δίκη αἰκίας*, die *δίκη κακηγορίας* und die *γραφὴ ὕβρεως*. Was zunächst die *αἰκία* betrifft, so handelt es sich in dem Gesetz jedenfalls um Mifshandlung durch Schlagen, und Voraussetzung der Klage ist, dafs der Angeklagte zuerst geschlagen hat. Der zuerst Geschlagene erhält die *δίκη αἰκίας* und geht selbst straflos aus, doch nicht etwa nach der Auffassung der Notwehr — ein Begriff, der sich überhaupt erst allmählich entwickelte; auch ist die *αἰκία* nicht vorsätzliche Mifshandlung, ebensowenig fahrlässige Körperverletzung. Der Prozefs gehört vor die Vierzigmänner, die ordentliche Behörde für Privatprozesse, und zwar ist das Kollegium der Phyle des Beklagten kompetent. Im Instanzenwege und bei höherem Streitwert kann jedoch auch ein Heliastengericht in Anspruch genommen werden. Bei Aristoteles lernen wir für seine Zeit einige Änderungen kennen. — Die *δίκη κακηγορίας* erfolgt auf Beschimpfungen durch Ausdrücke, die gesetzlich verpönt sind (*ἀπόρρητα*), deren Lysias (bes. X, gegen Theomnestos) eine Anzahl erwähnt, wenn wir auch den Katalog nicht besitzen. Schmähung durch Schmähung zu erwidern bleibt nicht straflos, auch wird Zorn und augenblickliche Erregung nicht berücksichtigt. Kompetent sind die Thesmotheten; die Strafe war 500 Drachmen. — Was die *γραφὴ ὕβρεως* betrifft, so ist zunächst zu beachten, dafs der Rechtsbegriff der *ὕβρις* in den Quellen nicht definiert ist. Unter den fünf Arten, die Plato kennt, ist nur eine gegen die Person (eines Freien) gerichtet, und gerade diesen Fall läfst er unerörtet. Immerhin läfst sich der Begriff einigermafsen feststellen. Jedenfalls kommt es bei *ὕβρις* vor allem auf die Absicht, die Gesinnung an, aus der die Tat entspringt. Ausgangspunkt für die Entwickelung des Hybrisbegriffes ist zwar die Vergewaltigung, indessen erweitert und bestimmt sich der Begriff dahin, dafs der Täter nicht blofs eines Anderen Interessen verletzt, sondern über seine eigene Rechtssphäre hinausgreift, also die Interessen des Gemeinwesens gefährdet; daher wird die Hybris auch durch eine öffentliche Klage (*γραφή*) verfolgt, steht nicht nur dem Beleidigten, sondern jedermann zu. Da eben die Majestät des Volkes in dem einzelnen Bürger mitverletzt ist, so gehört der Prozefs vor die Thes-

motheten oder kommt durch sie vor die Heliasten. Die Strafe hat das Gesetz nicht festgestellt, der Prozefs ist ein ἀγὼν τιμητός. Interessant sind die Erörterungen, die Verf. vom Standpnnkte des Juristen hier anfügt (S. 49 ff.) über Besonderheiten des Verfahrens, die bei Demosthenes gegen Meid. 47 (529) statuiert werden, während von den Philologen die Ächtheit des an dieser Stelle mitgeteilten Gesetzes vielfach bestritten wird.

Das zweite Kapitel bringt dann die Vergleichung der ganzen Materie mit den entsprechenden Instituten des römischen Rechtes. Wenngleich zwei wichtige Unterschiede sofort hervortreten: die frühzeitige Überwindung der Talion und das frühzeitige Auftreten der öffentlichen Strafverfolgung im attischen Rechte, so lassen sich doch im einzelnen auffallend nahe Verwandtschaften erkennen. Solche tritt besonders hervor zwischen der δίκη αἰκίας und der actio iniuriarum aestimatoria, die in ihrer Behandlung, namentlich in der Begünstigung der Klage durch beschlennigtes Verfahren so grofse Ähnlichkeit haben, dafs es mehr als wahrscheinlich wird, dafs die römische actio iniuriarum aestimatoria aus der griechischen δίκη αἰκίας übernommen worden ist. Verf. widmet diesem Punkte besonders eingehende Betrachtung, indem er zugleich die Verweisnng des Prozesses an die Rekuperatoren, das vadimonium (das in eigenartiger Weise der Beschleunigung des Verfahrens dient) und das Verfahren für iniuria atrox behandelt. Weniger bestimmt läfst sich die Ähnlichkeit der γραφὴ ὕβρεως mit der accusatio ex lege Cornelia de iniuriis erkennen; denn jene anzustrengen war jedermann berechtigt, für diese aber nur der Verletzte befugt. Freilich vollzieht sich weiterhin das Verfahren nach den Grundsätzen des Strafprozesses, und die Strafe ist eine Geldstrafe, die an den Staat fällt. Die δίκη κακηγορίας dagegen zeigt mit der Verbalinjurie des römischen Rechtes wenig Verwandtschaft, so dafs eine Übernahme aus dem attischen ausgeschlossen scheint; sie erinnert vielmehr eher an Erscheinnngen im germanischen Rechtsbrauch: im griechischen wie im nordisch-germanischen Recht finden sich Verzeichnisse von Schimpfworten mit ihren Straftarifen, in beiden fehlt eine Abgrenzung zwischen Schimpfwort und Verleumdung. — Den Schlufs bildet eine kurze Betrachtung der durch Sklaven verübten Injurie.

Die inhaltreiche Abhandlung wirft interessante Lichtblicke auf die Ausbildung des Rechts für die in Betracht gezogene Materie; der Beweis von dem Ursprunge der actio iniuriarum aestimatoria scheint uns, soweit

es nach dem gegenwärtigen Stande der Überlieferung möglich, erbracht zu sein.

Hanau. **O. Wackermann.**

255/256) **E. Krause, Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische** im Anschlufs an Ciceros Briefe und Tacitus für die oberen Klassen der Gymnasien. Glogan, C. Flemming, 1901. 83 S. 8. ℳ 1.60.

E. Krause, Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschlufs an die Klassenlektüre der Untersekunda. Glogau, C. Flemming, 1902. 80 S. 8. ℳ 1.60.

Beide Bücher empfehlen sich nicht blofs durch die tadellose Ausstattung, sondern auch dnrch die geschickte Bearbeitung des Inhaltes und die sorgfältige Behandlung der sprachlichen Form.

In dem für die oberen Klassen bestimmten Hefte beabsichtigt Kr. nicht engen Anschlufs an den Lesestoff, sondern will vielmehr dnrch kritische Beleuchtung der Darstellung des Schriftstellers, durch Zusammenfügung einzelner Notizen zu einem Gesamtbilde oder durch Heranziehung von Parallelstellen das Gelesene erläutern und vertiefen und so dnrch die Übungsstücke auch inhaltlich zum Verständnis der klassischen Schriftsteller Roms beitragen. So bietet das Buch, welches den Agricola und die beiden ersten Bücher der Annalen des Tacitus und eine historische Auswahl aus Ciceros Briefen behandelt, schon eine angenehme deutsche Lektüre.

Es werden z. B. die Grundsätze, welche Agricola in der Verwaltung Britanniens befolgt, mit den Anweisungen verglichen, die Cicero seinem Brnder über die Provinzialverwaltung gibt. Neben die Gedanken über den Tod Agricolas wird der Trostbrief des Sulpicius an Cicero gestellt. Weiter werden mit den Worten des Calgacus über die Habsucht der Römer diejenigen Ciceros in der Rede de imp. Gn. Pomp. verglichen. Das Verhältnis Domitians zu Agricola gibt Veranlassung, dasjenige des Tiberius zu Germanicus zu erwähnen und auf die Parteilichkeit des Tacitus in der Beurteilung des Tiberius hinzuweisen. Für Tiberius tritt der Verf. auch in mehreren Stücken ein, die sich an die Annalen anschliefsen. In dieser Weise sind fast alle Lesestücke inhaltlich anregend gehalten.

Da aber doch die Syntax in Prima wiederholt und die wichtigsten

Regeln der Stilistik eingeübt werden müssen, so hätte es sich empfohlen, gröfsere grammatische und stilistische Kapitel in einer Reihe aufeinanderfolgender Stücke zu behandeln und das auch äufserlich kenntlich zu machen. Denn grammatische Wiederholung und stilistische Unterweisung blofs gelegentlich zu treiben, ohne Zusammenfassung zu ganzen Kapiteln und unter bestimmte Gesichtspunkte, dürfte sich doch nicht als ausreichend erweisen.

In den Stücken über Ciceros Briefe, in denen sich der Verf. etwas enger an den lateinischen Text hält, wäre aus pädagogischen Gründen besser die indirekte Rede öfter anstatt der direkten angewendet worden.

Das für Untersekunda bestimmte Heft enthält Übungsstücke, die sich an Ciceros Rede de imp. Gn. Pomp. und an Liv. II anlehnen. Die Brauchbarkeit des Buches wird dadurch erhöht, dafs die betreffenden Abschnitte der Lektüre nicht immer nur in je einem, sondern oft in mehreren Stücken in verschiedener Weise behandelt sind. Auch hier aber wäre eine systematische Verarbeitung der einzelnen grammatischen Abschnitte in je einer Reihe von Stücken und eine äufsere Kenntlichmachung dieser Verteilung zu wünschen und noch mehr erforderlich als in dem für die obersten Klassen bestimmten Buche. — Ein Wörterverzeichnis am Schlusse bietet zu den einzelnen Stücken diejenigen schwierigeren Vokabeln und Wendungen, die in den behandelten Lektürestücken nicht vorkommen.

Dafs der Verf. von Liv. I absieht, weil Buch II ausreichenden Lesestoff für ein Vierteljahr biete und inhaltlich lehrreicher sei als die mythische Königsgeschichte, wird wohl kaum allgemeine Zustimmung finden. Die Schüler müssen doch die Haupterzählungen aus der Königsgeschichte überhaupt einmal kennen lernen, und wo kann das besser geschehen als bei der lateinischen Lektüre? Die zu lesende Rede Ciceros mufs entweder schon am Ende des zweiten oder höchstens in der Mitte des dritten Quartals erledigt sein; jedenfalls mufs Zeit zur Lektüre etwa folgender Kapitel aus Livius übrig bleiben: I 1—2, 4—7, 9—14, 24—26, 39, 42—44, 53—54, 57—68; II 1—2, 3—5, 9—15, 18, 19—20, 23—33, 34—40. Bleibt noch weiter Zeit zur Verfügung, dann mögen noch andere Abschnitte aus der ersten Dekade gelesen werden, z. B. III 25—29 und V 33—49 u. s. w.

Brieg. **F. Paetzolt.**

257) **Georg Capellanus, Sprechen Sie Lateinisch?** Moderne Konversation in lateinischer Sprache. Dritte, vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers), 1900. IV u. 118 S. ℳ 1.80.

Eine geistreiche, sehr unterhaltende Spielerei, die von einer erstaunlichen Gewandtheit im Gebrauch der lateinischen Sprache zeugt und beweist, wie diese auch zur Konversation über die modernsten Gegenstände, ich möchte beinahe sagen, gezwungen werden kann. Das Buch, das nun schon in 3. Auflage erscheint, wird aber nur dem Freude bereiten, der selbst etwas vom Lateinischen versteht und dem Verf. bei seinen mehr oder weniger gelungenen Versuchen in moderner Konversation folgen und seine Arbeit beurteilen kann. Denn es steckt in der Spielerei eine ganz respektable Leistung. Verf. verbreitet sich mit bewundernswerter Vielseitigkeit der Erfindung und in höchst ergötzlicher Auswahl in Frage und danebenstehender Antwort über die verschiedensten Seiten des modernen Lebens, über Einladungen, Toiletten, Besuche, Ballgespräche, über Post und Telegraph, Billardspiel u. a. und wird auch da, wo man ihm nicht beistimmen kann, den Anspruch auf das Zugeständnis erheben können, dafs sein Latein auf feinstem Sprachgefühl, sorgfältiger Benutzung klassischer Vorbilder (z. B. S. 1. 28. 86), guter Bekanntschaft mit der einschlägigen Literatur (z. B. S. 11) und genauester Kenntnis der Sprache selbst beruht. Auch eine gewisse Bereicherung des materiellen Wissens wird man dem Buch verdanken (z. B. S. 34). Von S. 108 an folgen berühmte Stellen und Verse, Wahlsprüche, Kuriositäten und Rätsel, die jeder mit Vergnügen lesen wird.

Der Nutzen des Buches für Selbstunterricht und Schule ist gering. Denn der Autodidakt kann noch gar nicht das Mafs sprachbildender Leistung würdigen, das in der Latinisierung so fernab liegenden Materiales anzuerkennen ist, und im Schulunterricht wird man selbst bei den modernen Bestrebungen nach Gebrauch der lateinischen Sprache im Unterricht, wie sie neuerdings an einigen Reformschulen gepflegt werden, kaum je in diese Kreise hineingeraten. Dankbar begrüfst habe ich nach dieser Richtung nur eine kurze lexikalische Zusammenstellung der bei den Neulateinern üblichen Formen geographischer Namen von Ländern, Städten, Gewässern und Gebirgen.

Barmen. **Gerhard Michaelis.**

---

258) **Jules Michelet, Tableau de la France.** Herausgegeben von **M. Hartmann.** Leipzig, P. Stolte, 1897. 54 S. 8. ℳ 1.20.

In dem Vorwort seiner Ausgabe des Tableau de la France von Michelet bemerkt Hartmann mit Recht, dafs wir keine Veranlassung haben, auf die angebliche Unwissenheit der Franzosen in geographischen Dingen herabzublicken. Wenn man von Paris absieht, besitzen bei uns nur wenige eine genauere Kenntnis Frankreichs. Wer Michelets Tableau aufmerksam durchliest, kommt gewifs zu der Überzeugung, dafs Paris noch nicht Frankreich ist, dafs auch in Frankreich jede Landschaft ihr ganz bestimmtes Gepräge hat, dafs Land und Leute in den einzelnen Provinzen dort ebenso grofse Verschiedenheiten aufweisen wie bei uns und dafs fast jede Provinz Frankreichs bedeutende Männer aufzuweisen hat, die als Feldherren, Gelehrte, Künstler oder Staatsmänner Hervorragendes geleistet haben. Wenn es nun eine Hauptaufgabe der Schule ist, den Schüler in das Leben der Gegenwart einzuführen, so hat sich Hartmann durch die Herausgabe von Michelets Tableau, wodurch den Schülern eine nähere Kenntnis der Landschaften Frankreichs ermöglicht wird, ein unleugbares Verdienst erworben. Michelet hat in dieser Beschreibung Frankreichs, die gleichsam die Grundlage zu seiner Histoire de France bildet, aus dem Vollen geschöpft. Er beschränkt sich darin nicht nur auf das Geographische und Geologische, sondern entwirft ein Gesamtbild des wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Lebens in den einzelnen Provinzen. „Unter der Berührung seines Griffels gewinnen die Provinzen Frankreichs das Aussehen von lebendigen Persönlichkeiten" (Hartmann). Die Eigenart der einzelnen Provinzen in landschaftlicher wie kulturgeschichtlicher Hinsicht ist von M. höchst anschaulich und fesselnd dargestellt worden. Einzelne Schilderungen, wie der Pyrenäen, der Ardennen, der Rouergue et Guyenne sind bei aller Knappheit recht ansprechend. An einigen Stellen bricht die Antipathie Michelets gegen England (S. 8, 32) und seine Vorliebe für Deutschland hervor (S. 48, 33).

Die durchweg einfache Sprache des Tableau bietet dem Schüler der höheren Klassen keine besonderen Hindernisse. Das Werk enthält jedoch eine Menge Anspielungen auf Sitten, Sagen und Persönlichkeiten, die unsern Schülern fremd sind. An der Hand des reichhaltigen, wenn auch keineswegs ganz vollständigen Kommentars wird der Schüler sich im allgemeinen über das Sachliche orientieren können. Einzelnes bleibt der Erklärung des Lehrers vorbehalten, so Mélusine S. 19, 10, Rabelais S. 17, 23,

Guillaume d'Orange S. 22, 9, la Fronde S. 60, 21 und mehrere Ortsnamen. Übersetzungen oder Erklärungen schwieriger Wendungen sowie Aussprachebezeichnungen finden sich in den Anmerkungen nicht. In den Anmerkungen steht auf S. 44 z. Z 34 Beaume statt Beaune. Zu der falschen Angabe des Textes auf S. 65, 36 „Rubens né à Cologne" fehlt die Bemerkung, dafs R. in Siegen geboren ist. Auf S. 21, 29 steht coliberts, in den Anmerkungen colliberts; auf S. 47, 10 franc-aleu statt franc-alleu (Sachs-Villatte).

Dem Texte ist eine kleine Karte beigefügt, auf der allerdings eine Reihe kleinerer Orte und Flüsse, die von Michelet besprochen werden, sich nicht finden Wenn auch Michelet Elsafs-Lothringen noch zu Frankreich rechnet, so hätten diese Provinzen doch auf der Karte als zu Deutschland gehörend bezeichnet werden sollen. — Im übrigen glaube ich, dafs Hartmanns Ausgabe des Tableau von den Schülern der höheren Klassen mit grofsem Nutzen gelesen werden kann.

Andernach. **H. Aschenberg.**

---

259) **Edmond Demolins, Les Français d'aujourd'hui.** Les Types sociaux du midi et du centre. Paris, Firmin-Didot, o. J. [1898]. 465 S. 12.

Der vorliegende starke Band behandelt Süd- und Mittelfrankreich, soll aber noch einen Nachfolger bekommen, der den Nordfranzosen gewidmet ist. Die offenbare Degeneration ihrer Rasse ist für unbefangene französische Patrioten schon lange ein Gegenstand trüber Betrachtungen gewesen, aber dabei sind auch die meisten stehen geblieben. Demolins indes, der mit warmblütiger Vaterlandsliebe die Ruhe des sezierenden Arztes vereinigt, geht mit den Mitteln der Wissenschaft der Sache auf den Grund, weil nur so dem immer weiter vordringenden Übel abgeholfen werden kann. Sein aufserordentlich gründliches Werk behandelt also keineswegs Fragen akademischer Art, sondern ganz aktuelle Dinge und kann jedem, der sich über nationalökonomische und soziale Verhältnisse des modernen Frankreich belehren will, auf das beste empfohlen werden.

Um das vorliegende Problem zu lösen, teilt Demolins Süd- und Mittelfrankreich nach der Verschiedenheit des Bodens und der sich daraus ergebenden vorherrschenden Berufsart in fünf Zonen ein. Die erste derselben erhält ihren Charakter durch den Hirtenberuf; er herrscht in den hochgelegenen Landesteilen vor und findet sich deshalb besonders im

Pyrenäen- und Alpengebiet, in der Auvergne und in deu anstofsenden Provinzen Gévandan und Ronergue. Die zweite Zone ist die der Ohstbaumkultur, die vor allem an den Ahhängen der grofsen Gehirgsmassen gedeiht; sie nmfafst folgende Landesteile: Limousin und Périgord (Kastanie, Nnfshaum), Provence (Ölbanm), Touraine, Gascogne und Armagnac (Weinstock); auch Corsica mit gemischter Banmfruchternte gehört hierher. Die dritte Zone betrifft die Landwirtschaft in kleineu Betriehen, die hauptsächlich in den Talbecken der französischen Flüsse, besonders der Rhone, Garonne und Loire zu suchen ist. Der Grofsgrundhesitz bildet eine eigene — vierte — Zone nnd herrscht anf deu Plateaus vor, die zu beiden Seiten jener Flufstäler ansteigen. Der Seemanns- und Fischerberuf ist im Tiefland, der fünften Zone, zu Hause und findet sich am ausgeprägtesten in der Bretagne vertreten. In jeder dieser fünf Ahteilnngen nntersncht nnn Demolins, welchen Einflufs Boden und Beruf im Verein auf die Bewohner ausüben und was für Typen darans entstehen. Es kann ja nicht wnndernehmen, dafs bei verschiedenartigen Ursachen auch die Wirkung uicht die gleiche ist, nnd des Verf. Untersuchungen ergehen denn auch mannigfache Differenzierungen. Die Unterschiede dieser Typen treten aher — und das ist das Entscheidende — ganz zurück gegen die gemeinsamen Züge, die den Berufen aller fünf Zonen und damit auch den entsprechenden Typen innewohneu. Dafs die Berufe der ersten vier Zonen starke Annäherungspunkte haben nnd gemeinsam nnter den Begriff der Landwirtschaft znsammengefafst werden können, liegt auf der Hand, und die wirtschaftliche Ausbeutung des Meeres in der fünften Zone ist ja etwas ganz Analoges. Welchen gemeinsamen Einflufs üben denn nun Boden und Beruf auf die Süd- nnd Mittelfranzosen aus? Sie befördern die Produktion durch Gesellschaftsarheit, sie gewöhnen dadnrch den einzelnen, sich an andere anznlehnen, und lassen bei ihm die Fähigkeit, sich mit eigenen Händen den Weg dnrchs Lehen zu hahnen, ganz und gar verkümmern. Und dieser unheilvolle soziale Einflufs von Boden und Beruf anf die hetreffenden Menschen ist nach Demolins die Wnrzel des Übels, das er zu bekämpfen heahsichtigt. Die ernsten Sätze seiues Schlufswortes, mit denen er die Sachlage scharf charakterisiert, mögen diese Besprechung abschliefsen; Demolins sagt dort (S. 428): „L'état social du Midi et du Centre de la France se ressent profondément de cet état de choses: L'homme n'est pas porté au travail régulier et iutense, à l'initiative indivіdnelle, à l'action privée; il trouve plus commode de vivre en s'appnyant

sur le groupe de la famille, des amis, des voisins, du clan, de l'Etat. Ce régime social développe plutôt le type du frelon que le type de l'abeille. Il favorise un égoïsme qui se dissimule sous les apparences menteuses de la solidarité. Son plus beau triomphe est d'avoir acclimaté en France cette „politique alimentaire“ qui permet aux intrigants de vivre sur le budget et aux dépens des travailleurs. C'est ainsi que le Midi pousse insensiblement la France dans la voie où sont déjà engagées la Grèce, l'Italie et l'Espagne; c'est la voie de la décadence.“

Peine. **K. Friesland.**

260) **Mdlle Bertha Schmidt, Précis de la littérature française.** Karlsruhe, J. Bielefeld, 1902. 164 S. 8. ℳ 2 —.

Das Buch ist für den Schulgebrauch bestimmt, und sein einziger Zweck ist, wie die Verfasserin in einem sehr kurzen Vorwort sagt, das Diktieren beim Unterricht zu vermeiden und den Schülern ein klares Bild von der Bedeutung der Schriftsteller und dem wesentlichen Inhalt ihrer Werke zu geben. Man wird nicht umhin können zu gestehen, daſs ihr das in bester Weise gelungen ist. Das Buch zeichnet sich vor allem durch Übersichtlichkeit aus; bei jedem Schriftsteller wird unter bestimmten stets wiederkehrenden Überschriften in knappen klaren Worten das Wichtigste über sein Leben und seine Werke gesagt, und die charakteristischen Züge, die Vorzüge und Schwächen eines jeden werden mit bemerkenswerter Schärfe hervorgehoben. Das gefällte Urteil wird man im allgemeinen als ein sachlich begründetes anerkennen müssen, und wenn die Verfasserin bei der Besprechung der neueren der naturalistisch-realistischen Richtung angehörenden Dramatiker und Romanschreiber bei voller Würdigung ihrer Verdienste die auf sittlichem Gebiete liegenden Mängel und Gefahren nicht verschweigt, so wird ihr das kein gerechter Beurteiler zum Vorwurf machen, vor allem nicht, wenn er der Bestimmung des Buches sich bewuſst bleibt.

Auch mit dem den einzelnen Verfassern nach ihrer Bedeutung zugewiesenem Raum würden die meisten Leser sich einverstanden erklären können, nur hätte man vielleicht V. Hugo und Daudet eine etwas eingehendere Berücksichtigung gegönnt, und unter den älteren auch wohl Rabelais und Montaigne; Calvin ist trotz seiner unleugbaren Bedeutung auch für die Sprache gar nicht erwähnt.

Eine willkommene Beigabe sind am Schluſs eine Reihe von Analysen

der bedeutenderen Dramen, unter denen erfreulicherweise auch die Perle der neuesten französischen Literatur, Rostands Cyrano de Bergerac, nicht fehlt.

So stehen wir nicht an zu erklären, dafs unseres Erachtens das in einfachem guten Französisch geschriebene sehr gehaltreiche Buch unter den für die Schule bestimmten Literaturgeschichten einen der ersten Plätze verdient.

Dessau. **Bahrs.**

261) **A. Kanzler, Hilfsbüchlein für den Gebrauch des Französischen als Unterrichtssprache.** Karlsruhe, J. Lang, 1902. VI u. 40 S. kl. 8. ℳ —.70.

In fünf Kapiteln, von denen die drei wichtigsten Grammatik, Unterricht und Schulzucht behandeln, stellt der Verf. die wichtigsten für den Klassenunterricht erforderlichen Wendungen und Ausdrücke zusammen. Die Frage, ob man auch bei grammatischen Erörterungen sich der Fremdsprache im Unterricht bedienen soll oder nicht, ist noch offen und auch von den verschiedenen Schulbehörden nicht in gleichem Sinne entschieden worden; bei schwierigeren Fällen, die zum ersten Male besprochen werden, wird man jedenfalls gut tun bei der Muttersprache zu bleiben, während bei der Wiederholung bekannter Erscheinungen die Besprechung wohl ohne Nachteil für die Schüler in der Fremdsprache vorgenommen werden könnte. Dafs dabei der Schüler ein Hilfsmittel notwendig braucht, kann man wohl kaum behaupten. Wer aber seinen Schülern eine solche Hilfe nicht glaubt vorenthalten zu sollen, der darf getrost zu dem Kanzlerschen Büchlein greifen, welches ihm hiermit bestens empfohlen sei.

Dessau. **Bahrs.**

262) **Vincenz Meindl, Sir George Etheredge,** sein Leben, seine Zeit und seine Dramen. [A. u. d. t.: Wiener Beiträge zur englischen Philologie herausgegeben von **J. Schipper.** Bd. XIV.] Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1901. 278 S. 8. ℳ 7.—.

Genau um dieselbe Zeit sind zwei Abhandlungen entstanden, die sich mit der interessanten und talentvollen Persönlichkeit des Dramatikers Sir George Etheredge (1634 oder 1635—1691) beschäftigen: die vorliegende Arbeit und ein in den „Englischen Studien“ (XXVII 234—252) erschienener Aufsatz von W. v. Wurzbach „George Etheredge“. Keine

von beiden Arbeiten erfüllt aber die Erwartungen, mit denen man an eine solche Monographie herantritt. Während W. v. Wurzbach sich mit einer kurzen Zusammenstellung von Tatsachen und knappen Hervorhebung der Hauptgesichtspunkte begnügt und dabei (wohl absichtlich) wenig in die Tiefe geht, hat Meindl den Versuch gemacht, den Dichter im Rahmen seiner Zeit auf grofsem historischen und sozialen Hintergrunde darzustellen, seine Monographie also zu einem grofsen Zeitbilde auszugestalten. Beide, v. Wurzbach sowohl wie Meindl, haben sich die Angaben alter und neuer Biographen zu nutze gemacht und das einschlägige Quellenmaterial, soweit es ihnen zugänglich war, ausgebeutet. Aber wenn das auch von Meindl in weit ausgiebigerem Mafse geschehen ist, so dafs manchmal gegenüber v. Wurzbach eine richtigere Erkenntnis gewonnen wird (wie z. B. betreffs der Ehe des Dichters S. 194 im Gegensatz zu v. Wurzbach a. a. O. S. 240 oder bei Besprechung der dramatischen Tätigkeit von Etheredge bezüglich des Einflusses der Franzosen), so fehlt seiner Darstellung doch die Vollständigkeit in der Verwertung des Materials, die wir bei einer Arbeit, die auf einem so breiten Grunde angelegt ist und in so vielen Punkten an englische Vorläufer anzuknüpfen hat, verlangen müssen. Wo noch so viel der Veröffentlichung harrt, waren Quellenstudien an Ort und Stelle, d. h. in England, unerläfslich, wenn man sich nicht wie v. Wurzbach mit einer kurzen Skizzierung des gegenwärtigen Standes der Forschung begnügen wollte. Bei Meindl rechtfertigt sich so jedenfalls nicht der Umfang der Arbeit, in der selbst allgemein bekannte Tatsachen sehr in die Länge gezogen sind. Geradezu lähmend aber wirken die zu einer unerträglichen Länge ausgesponnenen, überdies in recht schülerhaftem Ton gehaltenen Inhaltsangaben (für die drei Stücke 20 + 16 + 16 Seiten), denen dann sogar noch Würdigungen der einzelnen Charaktere mit mancherlei Wiederholungen angereiht sind. Bei solch zeilenweiser Angabe des Inhalts verliert selbst ein interessierter und wohlwollender Leser den Faden und die Geduld. Ich will nicht verkennen, dafs viel Fleifs auf die Arbeit verwandt ist, besonders in der Zusammentragung und Sichtung des Materials [1]), will auch gern zugeben, dafs sich manche Kapitel recht nett lesen, was aber vielleicht mehr dem Stoff als dem Verf. zu

1) Nicht ganz verständlich ist mir, warum der Verf. S. 3 behauptet, die Werke von Luttrell, Gildon u. a. nicht benutzt zu haben, während er sich doch mehrfach darauf bezieht. — Über den angeblichen Aufenthalt Sir George Etheredge's in Hamburg (vgl. S. 75) bemerkt Giles Jacob, The poetical register, London 1719: „Etheredge ... was ... sent Envoy to Hamburgh ... died in France."

danken ist, vermag aber die Monographie beim besten Willen nicht als eine irgendwie hervorragende Leistnng anzuerkennen. Es hätte eben anf Grund umfassenderer Studien mit weniger Worten mehr gesagt werden sollen.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

263) **John Ruskin, Die Königin der Luft.** Studien über die griechische Sturm- und Wolkensage. Übersetzt von **Gertrud P. Wolff.** Strafsburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Müudel), o. J. VIII u. 190 S. 8. geb ℳ 3. —.

Rnskin's „Queen of the Air" ist eine Sammlnng geistreicher Plaudereien, bei denen der Verf., ausgehend von den griechischen Mythen über Athene nnd die ihr nahestehenden Gottheiten, aus dem Hnndertsten ins Tausendste kommt und namentlich ästhetische und ethische Fragen von aktnellem Interesse behandelt. Seine mythologischen Theorieen, die zum Teil anf Gedankenspielerei hinauslaufen und der Mehrheit nach vom Standpunkte der modernen Wissenschaft als veraltet bezeichnet werden müssen, interessieren den hentigen Leser dabei weniger als die daran geknüpften Betrachtungen, in denen sich der Charakter und die Denkweise Ruskin's deutlich offenbaren, und die für unsere, durch die neueren nnklaren Stürmer und Dränger in mancher Hinsicht recht verwirrte Zeit manchen beherzigenswerten Wink auf dem Gebiete der Kunst und Ethik enthalten. Gewisse Einseitigkeiten nnd Verschrobenheiten findet man, wie überall bei Rnskin, natürlich anch hier; doch wird man diese neben den schönen und kraftvoll edlen Gedauken, die in dem Buche zum Ausdruck kommen, gern in Kanf nehmen. Von besonderem Interesse sind in dem vorliegenden Bande die Auseinandersetzungen über die Knnst als Mafsstab der geistigen Eigenart (S. 113 ff.), über die Frage der territorialen Ausdehnung der Nationen im Verhältnis zu der Zahl und Tüchtigkeit der Bevölkernng (S. 126 ff.), über die Anregung nützlicher oder nntzloser Arbeiten dnrch die kapitalbesitzenden Kreise (S. 141 ff.), über wahre und falsche Freiheit auf dem Gebiete der Kunst und der Sittlichkeit (S. 159 ff.) nnd über den Zusammenhang zwischen Kunst und Krieg (S. 123 ff.). — Die Darstellnngsgabe Ruskin's zeigt sich besonders in dem farbenvollen Prosadithyrambus auf die Luft (S. 107 ff.) und in dem originellen Vergleiche zwischen der Fliege und dem Kettenhunde (S. 162 ff.). Sehr richtige Bemerkungen über die Vorzüge und Mängel der griechischen Knnst enthält der angehängte Vortrag über den Herkules von Camarina.

Fräulein Wolff's Übersetzung liest sich durchweg glatt und flüssig; wie weit sie im einzelnen zuverlässig ist, können wir leider nicht beurteilen, da uns das englische Original nicht zur Hand ist. **-b-**.

Vakanzen.

Anclam, G. Hilfsl. Alte Spr.
Barmen, R.G. Zwei Obl.: 1) Chemie und Physik; 2) Lat. Deutsch. Dir. Lambeck.
Cöln, O.R. und R.G. Zwei Obl.: 1) Math. 2) N. Spr. Dir. Dr. Dickmann.
Eberswalde, G. Hilfsl. Lat. Gr. Deutsch. Magistrat.
Elberfeld, O.R.S. Obl. Math. Nat. Kuratorium.
Görlitz, G. Obl. Math.
Graudenz, O.R. Obl. Math. Dir. Groff.
Hannover, Sophienschule, Obl. N. Spr. Magistrat.
Hattingen, Prg. Obl. N. Spr. Dir. Traeger.
Itzehoe, H.M.S. Direktor. Schulkollegium.
Kattowitz, O.R S. Drei Obl.: 1) Math. oder Nat. 2) N. Spr. 3) ev. Rel. Magistrat.
Mainz, R.G. Obl. Handelswissensch. Minist. d. Innern. Darmstadt.
Melderich, R.S. Obl. N. Spr. Dir. Schnürau.
Neuhaldensleben, G. Hilfsl. Deutsch. Magistrat.
Stolberg, Prg. 2 Hilfsl. 1) Alte Spr. 2) Math.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 15. November. Nr. 23, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

264) **Lisia. Orazioni scelte commentate** da **Eugenio Ferrai.** Vol. I: Le accuse d'Eratostene e d'Agorato Seconda edizione rifatta da **Giuseppe Fraccaroli.** Torino, E. Loescher, 1902. XLVII u. 132 S. 8. L. 2.50.

Seit den letzten Dezennien ist in Italien in das Studium des Lysias frisches Leben gekommen — ich erinnere nur an die Arbeiten von Cavazza (1887), Cinquini (1890), Aurenghi (1892), Caccialanza (1892), Rossi (1900), Bassi (1901) —, so dafs nunmehr die hervorragendsten Reden sämtlich in kommentierten Ausgaben vorliegen. Von der 1886 erschienenen Ferraischen Edition hat sich nunmehr sogar eine neue Auflage als notwendig herausgestellt: dafs diese gegenüber der ersten ein im ganzen unveränderter Abdruck ist, beweist zur Genüge, dafs der Plan der Ferraischen Ausgabe den Bedürfnissen der lernenden Jugend angemessen entworfen und die Ausführung diesem Plane entsprechend gefunden worden ist. Die durch

eckige Klammern gekennzeichneten Zusätze des Neuherausgebers Fraccaroli eines Schülers von Ferrai, beschränken sich auf einige erweiternde Anmerkungen und Hinweise auf die neueste Literatur; sie sind vorwiegend kritischer Natur, sind demnach für den Schüler entbehrlich, um so schätzbarer aber für den Lehrer, der bei sorgfältiger Vorbereitung der Textkritik nun einmal nicht entraten kann. Der Standpunkt Fraccarolis ist im allgemeinen ein gemäfsigt konservativer, hier und da hätte er meines Erachtens noch stärker für die Tradition eintreten und manche textkritische Fragen der endgültigen Entscheidung näher führen können. Doch lag das letztere wohl gar nicht in seiner Absicht. Augenfällig ist die Abhängigkeit von den deutschen Ausgaben, mit denen das vorliegende Buch auch den Kardinalfehler gemeinsam hat, dafs es, natürlich unbewufst, den Lysias mehr als Philosoph, denn als Redner behandelt und die Verhältnisse zu wenig im Lichte veritablen Lebens ansieht. Die frisch und klar geschriebene, wenn bisweilen auch allzu wortreiche Einleitung entwirft ein dem jetzigen Stande der Forschung entsprechendes Bild von Lysias und seiner Bedeutung als Redner und Schriftsteller. Vor der nicht selten überschwenglichen Erklärung der beiden Reden findet sich eine ausführliche Vorbemerkung, die über alles für das Verständnis Wichtige gut orientiert. Alles in allem bezweifle ich nicht, dafs das Buch, dessen korrekter Druck und gefällige Ausstattung Anerkennung verdienen, Lehrer wie Schüler gute Dienste leisten wird.

Kiel. **Gustav Wörpel.**

265/266) **Papyri Argentoratenses Graecae** editae a **Carolo Kalbfleisch.** Vorlesungsverzeichnis der Universität Rostock S.-S. 1901. Rostock, H. Warkentien. 12 S. 4 mit 4 Tafeln. ℳ 2. —.

Papyri Graecae Musei Britannici et Musei Berolinensis editae a **Carolo Kalbfleisch.** Vorlesungsverzeichnis der Universität Rostock. S.-S. 1902. Rostock, H. Warkentien. 14 S. 4 mit 2 Tafeln.

Die Publikation einer Papyrussammlung stellt an diejenigen, denen die ehrenvolle Aufgabe der Bearbeitung zu teil wird, so vielseitige Anforderungen, dafs es nur zu begrüfsen ist, wenn sie die Herausgabe solcher Papyri, für deren Verständnis besondere Kenntnisse notwendig sind, den Spezialisten überlassen. So kommt es, dafs Kalbfleisch medizinische Fragmente der Strafsburger Bibliothek veröffentlichen durfte, nicht etwa

Stücke vom Werte des Londoner Anonymus, aber doch recht interessante Fragmente. Da ich mit der einschlägigen Materie nicht vertraut bin, so beschränke ich mich im Folgenden auf eine Inhaltsangabe.

Pap. Argent. Graec. 90 recto, Frag. A, B, C, enthält Rezepte gegen Augenkrankheiten: πρὸς λευκ[ώματα und πρὸς οὐλάς. Wahrscheinlich beziehen sich auch die übrigen Rezepte des Recto auf Augenkrankheiten, ebenso die des Verso (Taf. I, D), während ein etwas vollständigeres Fragment von anscheinend anderer Hand (Taf. II, E) von den Ursachen verschiedener Augenkrankheiten handelt. Die spärlichen Reste sind sehr zuverlässig gelesen und mit umfassender Gelehrsamkeit durch Hinweise auf die medizinische Literatur erklärt. Irgend ein vollständiges Rezept ergibt sich leider nicht. Die Tafeln I und II geben die Fragmente in etwas mehr als natürlicher Gröfse wieder, gestatten aber nur teilweise die Lesung des Herausgebers nachzuprüfen, da sie nicht sehr scharf sind. Trotz der Verschiedenheit der Schrift scheinen die Bruchstücke zu einem und demselben Volumen gehört zu haben, so dafs die Annahme nahe liegt, es habe in dieser Rolle ein Augenarzt das, was ihm für seinen Beruf wichtig schien, bei Gelegenheit bald sorgfältiger, bald weniger sorgfältig aufgezeichnet.

Pap. Argent. Gr. 1, dessen Recto ein Rechnungsbuch enthält, hat auf dem Verso die Reste von 5 Kolumnen, die auf Taf. III und IV etwas kleiner als das Original reproduziert sind. Diese Reste handeln von Fieberanfällen (πυρετοί) und zwar besonders von der Zeit ihres Eintretens, die der Anonymus ἐπισημασία, Galen gewöhnlich ἐπιβολή nennt, sowie vom gleichzeitigen Entstehen und Zusammentreffen mehrerer Fieber. Kalbfleisch glaubt, dafs der Traktat, der uns in einer eleganten Schrift des 2. Jahrhunderts n. Chr. vorliegt, der pneumatischen Schule angehöre, also in die Zeit zwischen Celsus und Galen falle. Mit aller vorsichtigen Zurückhaltung nennt er als Verfasser vermutungsweise den Lakedämonier Agathinos aus der Zeit der Flavier.

Das zweite Universitätsprogramm enthält im I. Kapitel einen genauen Abdruck des von F. G. Kenyon, *Catalogue of Greek Papyri in the British Museum Vol. II, p. XIV* kurz beschriebenen medizinischen Pap. Mus. Brit. CLV, der vom Einrichten der Luxation des Unterkiefers (καταρτισμὸς τῆς γένυος) handelt. Hierüber hat unseres Wissens zuerst Hippokrates, De articulis c. 30 u. 31 (II, 140, Littré = II, 146 Kuehlewein) gehandelt; zur Herstellung des Textes des Papyrus

dient aber vor allem der aus Rufus von Ephesos stammende Abschnitt in Oreibasios II, 27 (IV, p. 434 ed. Boussemaker & Daremberg). Der Verf. beschreibt vier Methoden des Einrichtens, verwirft aber drei derselben.

Das II. Kapitel bringt ein noch nicht numeriertes medizinisches Fragment der Kgl. Museen zu Berlin, das auf Taf. I abgebildet ist und nach der eleganten Schrift dem 1. nachchristlichen Jahrhundert anzugehören scheint. Es handelt vom Fortschaffen der Exkremente des menschlichen Körpers (ἔκκρισις resp. κομιδὴ τῶν παρακειμένων σκυβάλων) teils durch Anwendung von Salben (χρίσις), teils durch Perfusion (αἰόνησις), für deren Wesen und Wirkung ich auf die Ausführungen von Kalbfleisch S. 9 verweisen muſs.

Das III. Kapitel enthält Photographie und Umschrift des Verso von Pap. Berol. 7094, der in einer Halbkursive des 2. Jahrhunderts n. Chr. geschrieben ist. Es ist dies ein metrologisches Fragment, das verschiedene Hohlmaſse teils nach dem Gewichte bestimmt, teils mit anderen Hohlmaſsen vergleicht. Da hier auch des Herausgebers umfassende Gelehrsamkeit versagte, so wandte er sich für die Erklärung an Friedrich Hultsch, der denn auch von dem interessanten Bruchstück S. 11—14 eine gelehrte und scharfsinnige Interpretation vorlegt.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

---

267) **D. Wollner, Die auf das Kriegswesen bezüglichen Stellen bei Plautus und Terentius.** Ein Beitrag zur Beurteilung des Plautus als Dichter. II. Teil, 1. Abschnitt. Gymn.-Progr. Landau 1901. 40 S. 8.

Der erste Teil dieser Untersuchungen ist an gleicher Stelle im Jahre 1892 erschienen und dem Ref. nur aus Besprechungen bekannt, aus denen hervorgeht, daſs W. dort die Frage mehr im allgemeinen erörtert hat, während er mit dieser Fortsetzung in die Einzelheiten näher eingeht. Die vorliegende Abhandlung befaſst sich mit den Stellen, an welchen „militärische Verhältnisse im eigentlichen Sinne“ berührt werden und zerfällt in vier Abschnitte: Von der Anwerbung der Söldner und Einziehung der Dienstpflichtigen sowie der Aufstellung des Heeres, von Krieg, Kampf, Sieg und Niederlage, von Gefangenen, Beute und Kriegsrecht, sowie endlich von Kriegsgottheiten. Es werden alle wichtigeren Stellen besprochen und insbesondere daraufhin untersucht, ob Plautus (und Terenz, der mehr zur Ergänzung dient) griechische oder römische Verhältnisse beschreibt;

ist das erste der Fall, so ist natürlich anzunehmen, dafs er die Darstellungen aus seiner griechischen Vorlage entlehnt hat. Es zeigt sich, dafs nicht überall eine Entscheidung mit gleicher Sicherheit möglich ist; trotzdem reicht doch das vorhandene Material, das besonders im ersten Abschnitte recht ansprechend behandelt ist, aus, um das Schlufsurteil gerechtfertigt erscheinen zu lassen, „dafs die Selbständigkeit des Plautus (und das gilt entsprechend für Terenz) auf die sprachliche Form beschränkt, der sachliche Inhalt der griechischen Originale aber von ihr (?) nicht berührt wird“. Zu S. 79 hätte vielleicht auf die Stelle in der Einleitung zu Donatus in Ter. (S. 29, 19 meiner Ausgabe) ‘militi chlamys purpurea ... inducitur’ mit hingewiesen werden können. — Ein dritter Teil soll diejenigen Stellen berücksichtigen, an denen sich Übertragungen aus dem Gebiete des Kriegswesens finden; wir sehen ihm mit Interesse entgegen.

Bremerhafen. **P. Wessner.**

---

268) **A. Uppgren, Über sprachliche und metrische Komposition und Kunst des Terenz.** Beiträge zur lateinischen Sprachgeschichte und Metrik. 1. Heft. Lund, Hjalmar Moeller, o. J. (1901). 201 S. 8.

Von einem vollkommenen literarischen Werke ist zu verlangen, dafs es nach Inhalt und Form vollendet sei, doch vermag auf dem Gebiete der schönen Literatur zuweilen eine glänzende Hülle über die Dürftigkeit des Inhaltes hinwegzutäuschen, wie in der Wissenschaft man bei einem wertvollen Gehalt unter Umständen über eine mangelhafte Darstellung hinwegsehen wird. Wenn die letztere aber von der Art ist, dafs sie den Inhalt mit einer oft undurchdringlichen Hülle umgibt, dann steht es schlimm. Leider ist dies bei der vorliegenden Abhandlung der Fall. Ihr Verf. ist Ausländer, und an sich ist es ja sehr freundlich, dafs er sich unserer Sprache zur Veröffentlichung seiner Untersuchungen bedient; man wird in solcher Lage gern bei kleineren Fehlern und Verstöfsen ein Auge zudrücken, aber was uns hier geboten wird, geht doch etwas weit. Die Darstellung des Verf. leidet schon an und für sich an ziemlicher Unklarheit und Weitschweifigkeit (dieselben Mängel, die seinen lateinisch geschriebenen Untersuchungen ‘De verborum peculiaribus et propriis numeris etc.“ anhafteten); hierzu kommen aber noch ziemlich verzwickte Perioden mit lexikalischen und grammatischen Fehlern, falsche Verwen-

dung der Verhältniswörter — ein bis zum Überdrufs wiederholtes 'doch' macht beständig den Eindruck einer verhaltenen Polemik — und endlich eine fortwährende Einschränkung und Verklausulierung der eben ausgesprochenen Behauptungen, sodafs es oft eine wahre Qual ist, sich durch die Arbeit hindurchzuwinden. Fast jeden Satz mufs man sich erst in richtiges Deutsch übersetzen, was auch nicht immer leicht ist, und selbst dann fragt man sich noch oft, was der Verfasser denn eigentlich sagen will. Dafs es unter solchen Umständen schwer hält, sich ein klares Bild von dem Gehalt und Zweck der Ausführungen zu machen, erscheint begreiflich. Der Verf. hat offenbar die Absicht, ein umfangreiches Werk uns heftweise vorzusetzen; darauf deutet die 123 Seiten lange Einleitung, die weit über die Hälfte des ersten Heftes ausmacht. Sie hätte sich allerdings auch viel knapper und bestimmter gestalten lassen. Wenn ich den Verf. richtig verstanden habe — diese Einschränkung ist nach dem oben Gesagten durchaus erforderlich —, so will er dartun, wie die metrische Kunst und Komposition des Terenz abhängig ist einmal von dem Charakter der lateinischen Sprache überhaupt und sodann insbesondere von der damaligen Entwickelungsstufe derselben. Zu diesem Zweck wird in der Einleitung eine Charakteristik der lateinischen Sprache nach ihrer Lautgestalt gegeben, immer im Vergleich zur griechischen Sprache, wie denn auch später im speziellen Teile Terenz mit den griechischen Dramatikern verglichen wird. Aus dem der lateinischen Sprache eigenen Vokalismus und Konsonantismus und anderen damit zusammenhängenden Eigentümlichkeiten, so insbesondere aus der Quantität der Vokale und Konsonanten ergibt sich von selbst ein gewisser Wortrhythmus und weiterhin in der Verbindung der Wörter zur Rede eine Art Rhythmus der Sprache überhaupt, an den die römischen Dichter in gewissem Grade gebunden waren und der ihnen bei der Nachahmung der griechischen Muster allerhand Schwierigkeiten bereitete. Der Hauptunterschied zwischen griechischer und lateinischer Sprache besteht darin, dafs in jener die Wörter vorwiegend iambischen und anapästischen, in dieser vorwiegend trochäischen und daktylischen Rhythmus zeigen, oder mit anderen Worten, im Griechischen die steigenden, im Lateinischen die allenden Rhythmen überwiegen. Die Folge ist, dafs bei der Versbildung zur Verteilung der Wörter auf mehrere Versfüfse gegriffen werden mufs. Danach unterscheidet dann U. auch im 1. Teile der eigentlichen Untersuchung, der von der Bildung der Füfse beim iambischen und tro-

chäischen Versmafse (bei Terenz) handelt, heile und geteilte Füfse. Die Ergebnisse dieses Abschnittes, dem Zählungen nach der Ausgabe von Dziatzko zu grunde liegen, werden in Tabellenform geboten, wodurch man eine gute und bequeme Übersicht erhält; besonders interessant wird diese Statistik durch die Beifügung der entsprechenden Zahlen für Aristophanes (nach den Angaben Rumpels im Philol. 28, 600). Man wird dem Verf. für die mühselige Arbeit, die aller Anerkennung wert ist, von verschiedenen Seiten dank wissen und der Fortsetzung und Vervollständigung gern entgegensehen, vorausgesetzt, dafs die Form geniefsbarer wird.

Bremerhaven **P. Wessner.**

269) **Albert Mayr, Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta.** Mit 12 Tafeln und 7 Plänen. Aus den Abhandl. der königl. bayer. Akademie der Wiss. I. Kl. XXI. Bd., III. Abt. S. 645—725. 4. München, Verlag der königl. Akademie, in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth), 1901.

Wie notwendig eine erneute wissenschaftliche Untersuchung der bekannten sogen. phönikischen Denkmäler auf der Insel Malta, und der im Titel nicht genannten Insel Gozzo war, davon kann sich jeder überzeugen, der die mit mehr oder weniger Sicherheit vorgetragene Ansicht von der phönikischen Herkunft dieser eigentümlichen Bauten, der sogen. torri, kennt und sich dann fragt, worauf sich denn diese Ansicht überhaupt stützt. Es ist daher ein höchst verdienstliches Unternehmen des Herrn Dr. Albert Mayr, dafs er die Ergebnisse seiner im Genusse eines bayerischen archäologischen Reisestipendiums unternommenen Untersuchungen an diesen Altertümern in einer eingehenden Abhandlung zur allgemeinen Kenntnis bringt. Schon der Titel der Abhandlung verrät, dafs diese Untersuchungen den Verf. zu einer von der herrschenden Ansicht abweichenden Überzeugung geführt haben. Indem ich für die in Frage stehenden Denkmäler der Kürze halber auf Perrot & Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité 3, 292—307 verweise, wo auch die phönikische Herkunft derselben noch vertreten ist, wende ich mich dem für unsere Zwecke wichtigeren zweiten Teil der Abhandlung zu, in welchem nach eingehender Beschreibung der einzelnen Denkmäler, besonders der Gigantia auf Gozzo und Hağar Kim auf Malta im ersten Teil, die Frage nach Zeit und Herkunft dieser merkwürdigen Anlagen behandelt wird. Der Beweis, dafs sie nicht phönikischen Ursprungs sind, ist meines Er-

achtens schlagend erbracht. Zur Zeit als die Phöniker in diese Gegenden kamen, waren sie über eine derartige Bauweise ihrer Heiligtümer längst hinaus, der Beweis für phönikischen Ursprung, der in dem Vorkommen ähnlicher Bauten in dem syrisch-palästinensischen Binnenland gesucht wird, entbehrt jedes Bodens, wenn man bedenkt, dafs die phönikischen Kolonisten eben nicht aus bäuerlichen Kreisen, sondern von den Seestädten ausgingen, die zur Zeit jener Ausfahrten sich gewifs nicht an diese alten binnenländischen Formen, sondern an die ihrer Ausgangspunkte hielten. Noch beweiskräftiger als diese Erwägung sind die merkwürdigen Übereinstimmungen dieser Heiligtümer mit Anlagen auf den westlichen Inseln, Sardinien, den Balearen, in Spanien und selbst in Südfrankreich, insbesondere aber die Beobachtung, dafs diese Bauten ihrer ganzen Anlage nach und die darin gemachten Funde einer viel früheren Zeit angehören, als die Kulturstufe, auf der die Phöniker bei ihrem Vordringen in die westlichen Teile des Mittelmeeres schon standen. Der Verf. vermutet, namentlich gestützt auf Funde auf der Insel Pantallaria in der Nähe der afrikanischen Küste, libysche Einwanderung zu Ende der Steinzeit oder zu Beginn der Metallzeit. Anklänge an mykenische Altertümer lassen sodann einen Einflufs ägäischer Kultur auf diesen Inseln wahrnehmen, aber mit Sardinien, den Balearen und Spanien erscheinen Malta und Gozzo schon in einer Zeit verbunden, die der phönikischen Kolonisation in diesen Gegenden um Jahrhunderte vorausliegt. Mit dieser aber hat die Maltagruppe ihre selbständige Kultur bald eingebüfst, während dieselbe in den westlichen Gebieten noch lange neben und unter der phönikischen fortbestand. So bieten uns auch diese Untersuchungen einen wichtigen und wertvollen Beitrag zu der auch in Griechenland und Vorderasien zu machenden Beobachtung, dafs die fortschreitenden Forschungen auf diesen Gebieten uns viel ältere Kulturen allmählich erkennen lassen, als man vor einigen Jahrzehnten anzunehmen noch für möglich, ich möchte fast sagen, erlaubt gehalten hätten.

Im Anschlufs an die Besprechung dieser lehrreichen Studien des Verf. sei auch erwähnt, dafs er auch die altchristlichen Begräbnisstätten auf Malta untersucht und darüber in der Römischen Quartalschrift 1901, Heft 3 und 4 eingehend berichtet hat.

Eine wertvolle Ergänzung der früher (1898, Nr. 14) besprochenen Schrift von J. Führer, Forschungen zur Sicilia sotteranea, endlich möge hier auch noch kurze Erwähnung und Empfehlung finden, nämlich dessen

unter Mitwirkung von Paolo Orsi beschriebenes altchristliches Hypogeum im Bereiche der Vigna Cassia bei Syrakus, in den Abhandl. der k. bayer. Akad. der Wiss. I. Kl. 22. Bd., 1. Abt., worin neben der Topographie, Architektur und inneren Ausstattung des Hypogeums insbesondere die leider stark verblichenen Gemälde eine eingehende Beschreibung, Würdigung und Erklärung finden. ζ.

270) **U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Die Textgeschichte der griechischen Lyriker.** Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-hist. Klasse. N. F. Bd. IV, Nr. 3. Berlin, Weidmann, 1900. 121 S. 4. ℳ 8.—.

Die Abhandlung ist die Vorarbeit zu der von dem Verf. beabsichtigten Ausgabe der griechischen Lyriker. Sie zeigt dieselben Licht- und Schattenseiten, wie alle Arbeiten des Verf.: umfassende Gelehrsamkeit, glänzende Kombination, eigenmächtige Behandlung der Überlieferung, willkürliche Ersetzung dieser durch eigene Hypothesen, geringschätzige Beurteilung oder völlige Ignorierung der Leistungen anderer Forscher, selbstbewufste Darstellung in so überlegen und sicher klingendem Tone, als ob lauter neue Entdeckungen des Verf. vorgetragen würden und jeder Zweifel an ihrer Richtigkeit ausgeschlossen wäre. Daher wird man gut daran tun, sich bei Benutzung der Abhandlung stets die Vorschrift des Epicharm *νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν* gegenwärtig zu halten, um das Eigene des Verf. von dem Fremden, das Sichere von dem Zweifelhaften und Verfehlten zu sondern.

Zunächst spricht der Verf. über den Kanon der griechischen Lyriker. Schon früher hat er erklärt, der sogen. Kanon sei keine nach dem literarischen Wert der Dichter getroffene Auswahl, sondern nur eine Zusammenstellung der zur Zeit seiner Aufstellung noch vorhandenen Lyriker. Dafür will er jetzt den Beweis erbringen; aber dies ist ihm trotz allen Scharfsinns und aller Dialektik, die er aufbietet, nicht gelungen. Im Gegenteil, alle seine Ausführungen bestätigen in Wirklichkeit nur die bisherige Auffassung des Kanons; so das Epigramm Anth. Pal. IX 184, das Vorhandensein anderer Kanones bei Hygin, Dionysos und Quintilian, die von ihm aufgezählte Reihe nicht aufgenommener Lyriker, das lebhafte Studium der früheren Dichter im 4. und 3. Jahrhundert v. Chr., die kritische Tätigkeit der Alexandriner, die nachträgliche Aufnahme der Korinna.

Reicher an brauchbaren Ergebnissen sind die folgenden Teile, welche die Bedeutung des Kanons für die griechische Lyrik, die Echtheit des Überlieferten und die Sprachform der einzelnen Lyriker behandeln; aber die meisten sind nicht neu. Mit Recht wird die Annahme von zwei verschieden geordneten Ausgaben der Sappho zurückgewiesen; denn offenbar waren die Epithalamien in einem Buch, etwa dem achten, zusammengestellt, aber nicht allein wegen der verschiedenen Rhythmen, sondern hauptsächlich, weil sie chorisch, die andern monodisch waren. Auch darin wird man dem Verf. beistimmen, dafs Hipponax keine Epoden dichtete. Richtig ist auch, dafs in demselben Gedichte dieselbe Form nicht in verschiedenem Dialekt ausgedrückt sein kann.

Daneben fehlt es aber nicht an Subjektivem, Unsicherem und selbst Unrichtigem. Der poetische Wert des Bakchylides und der Korinna wird von dem Verf. sehr niedrig eingeschätzt, trotzdem jener von Hieron dem Pindar vorgezogen wurde und diese nach der Überlieferung den Pindar besiegte. Gestatten die paar Überreste von Gedichten der Korinna überhaupt ein Urteil über ihre Poesie? Unrichtig ist es, dafs *γέροια* mit der Zahl *α* als Titel eines ihrer Werke überliefert sei; die Überlieferung lautet *ἑτεροίων α'*, was sicher in *εἰρωΐων α'* zu ändern ist; denn von Heroen und Heroinen singt sie, wie sie selbst fr. 10 sagt. Das Zeugnis des Pausanias IX 22, 3 über die Verschiedenheit der Mundart des Pindar und der Korinna verwirft der Verf., obwohl es doch von vornherein wahrscheinlich ist, dafs sich die Lokaldichterin einer anderen Sprache wie der griechische Nationaldichter bediente. Die Namen Alkman und Anakreon will er für Kollektiva, wie Homer, halten, wofür — es handelt sich nicht um die Anakreonteen — weder in der Überlieferung noch in der Beschaffenheit der Überreste der geringste Anlafs gegeben ist; ebenso ist es mit Tyrtäos. Das von Stephanos der Sappho zugeschriebene Gedicht *δέδυκε μὲν κτλ.* spricht er dieser Dichterin ab, weil dieser Gedanke „ihr individuelles Geständnis nicht sein kann“; aber können die Worte nicht einer andern Person in den Mund gelegt sein? Ebensowenig genügt der Grund: „sonst würde Stesichoros der weitaus fruchtbarste Lyriker sein“, um die Überlieferung, er habe 28 Bücher Gedichte geschrieben, anzuzweifeln. Dafs Alkman ein Gedicht über die Odyssee gemacht hätte, hat Bergk nirgends gesagt; dafs er aber die Begegnung des Odysseus mit Nausikaa behandelte, ist kein „windiger Einfall“, wie der Verf. meint, sondern in den Überresten wohl begründet. Bei Beurteilung der Sprachform wird die Mög-

lichkeit der Verderbnis des überlieferten Wortes zu wenig beachtet. Stesichor. 52 tritt der Verf. für *πολιά* im Sinne von *γεγηρακυῖα*, *μαραινομένη* ein, ohne jedoch diese Bedeutung von *πολιός* zu belegen.

Der Abhandlung sind zehn Exkurse beigegeben, welche das in der Abhandlung Vorgebrachte erweitern und ergänzen. *β.*

---

271) **Harvard Studies in Classical Philology.** Vol. XII. 1901. 'Goodwin Volume'. Cambridge (Mass.), London (und Leipzig, Harrassowitz.) 352 S. 8. geb. ℳ 6.50.

Dieser aufsergewöhnlich starke Band ist dem früheren Professor William W. Goodwin von Schülern und Kollegen als Jubiläumsgabe dargebracht und enthält daher an erster Stelle eine griechische Widmung. Von seinem reichen Inhalt gibt das folgende Verzeichnis der einzelnen Abhandlungen eine Vorstellung; leider verbietet der beschränkte Raum auf alle näher einzugehen und so mufs ich mich mit einer kleinen Auswahl begnügen. Dafs ich dabei die Artikel auswähle, die mir näher liegen, wird vielleicht zu entschuldigen sein.

1) J. B. Greenough, Über Ellipse in einigen lateinischen Konstruktionen. 2) W. Everett, Catull und Horaz. 3) Cl. L. Smith, Vorläufige Untersuchung verschiedener Handschriften von Suetons Kaiserbiographieen. 4) J. Flagg, Die iambische Komposition des Sophokles. 5) J. W. White, Tzetzes' Anmerkungen zu den Vögeln des Aristophanes im Cod. Urbinas 141. 6) W. G. Hale, Die Entstehung der konjunktivischen und optativischen Bedingungssätze im Griechischen und Lateinischen. 7) M. Warren, Unveröffentlichte Scholien aus dem Vaticanus C des Terenz. 8) J. H. Wright, Sophoklesstudien. 9) L. Dyer, Plato als Dramatiker. 10) F. G. Allinson, Lucianea. 11) Ch. P. Parker, Musonius bei Clemens (v. Alex.). 12) P. Shorey, Plato, Lucretius und Epicurus. 13) H. N. Fowler, Der Ursprung der Angaben in Plutarchs Leben des Perikles Kap. 13. 14) J. R. Wheeler, Bemerkungen zu den sog. Kapuzinerplänen von Athen. 15) M. H. Morgan, Miscellanea. 16) J. C. Rolfe, Die Präposition AB bei Horaz. 17) A. A. Howard, Bemerkungen über eine Suetonhandschrift des 15. Jahrhunderts. 18) J. M. Paton, Die Antigone des Euripides. 19) G. E. Howes, Der Gebrauch von *μή* mit Partizip in Fällen, wo die Negation beeinflufst wird durch die Konstruktion, von welcher das Partizip abhängt. 20) C. H. Moore, Bemerkungen zu den Tragikerhypothesen. 21) J. H. Ropes,

Eine Beobachtung über den Stil des h. Lukas. 22) F. C. Babbitt, Der Gebrauch von μή in Fragesätzen. 25) W. N. Bater, Bemerkungen über den alten Athenetempel auf der Akropolis. 24) Ch. B. Gulick, Über den griechischen Infinitiv nach Verben des Fürchtens. 25) J. C. Hoppin, Argos, Jo und der Prometheus des Aeschylus.

Ich lasse einige Proben folgen.

Nr. 2: Zwischen den englischen Gelehrten Conington und Munro bestand vor Jahren eine lebhafte Kontroverse darüber, ob die Dichter der augusteischen Zeit höher stünden als ihre Vorgänger im ciceronianischen Zeitalter oder umgekehrt; Conington vertrat die erste Ansicht und Munro ebenso hartnäckig die zweite, worin er 1895 einen Nachfolger in Tyrrell fand, der in seinem Buche über die römischen Dichter entschieden dem Catull den Vorzug gab vor Horaz. Catulls Dichtung atme wahre, selbstempfundene Leidenschaft, Horazens Gedichte dagegen seien mühsam zusammengestoppelte Brosamen vom reichen Tische der Griechen. Nunmehr wird das Gleichgewicht wieder hergestellt, indem Everett auf Coningtons Seite tritt. Catull ist ganz und gar zügellose Leidenschaft, ihm fehlt die *σωφροσύνη* oder *ἐγκράτεια*, die die Grenzen der poetischen Kunst beachtet und durch Selbstkontrolle den wilden Ausbruch der Empfindungen zurückdämmt, die über das rein Persönliche hinausführt zum allgemein Menschlichen und dadurch in der Brust der Mitmenschen verwandte Saiten berührt. Eine solche Abgeklärtheit ist frei vom Übertriebenen und Abstofsenden wie vom Platten und Seichten und ermöglicht erst ein ebenmäfsiges, vollendetes Kuntswerk. Wie nun Catull diese Vorzüge fast durchweg vermissen läfst, so finden sie sich, von einigen Epoden abgesehen, in reichem Mafse bei Horaz, wie an verschiedenen Beispielen dargetan wird. — Mit Horaz beschäftigt sich auch Rolfe in Nr. 16. Er gibt zunächst eine historische Übersicht über den Gebrauch der Präposition in ihren drei Formen *a, ab, abs.* Das letztere findet sich vorwiegend mit älteren Latein, besonders in der Verbindung von *abs te,* wird dann immer seltener und verschwindet im augusteischen Zeitalter, um erst wieder bei den Archaisten und Kirchenschriftstellern aufzutauchen; bei den Dichtern der klassischen Zeit fehlt es. Was die anderen beiden Formen angeht, so finden wir bei den späteren Grammatikern das bekannte Gesetz, dafs *a* vor Konsonanten, *ab* vor Vokalen und *h* gebraucht werde. Dieser Gebrauch hat sich allmählich entwickelt, und zwar unterscheiden sich dabei Umgangs- und Literatursprache, Prosa und Poesie. Die letztere hat die

Anwendung von *ab* vor Konsonanten in der klassischen Zeit fast gänzlich aufgegeben; Catull, Tibull, Properz und Ovid weisen gar keine oder nur ganz wenig Fälle davon auf, hingegen machen Lukrez und Vergil eine Ausnahme (wegen ihrer Vorliebe für Archaismen), doch sind sie immer noch sparsamer damit als die gleichzeitigen Prosaisten, besonders Livius. Der Rhetor Seneca ist der erste, der das Grammatikergesetz befolgt; ihm folgen darin die Dichter und Prosaschriftsteller (Ausnahmen Plinius d. ä. und Tacitus) der silbernen Latinitas fast durchgängig. Horaz nun gebraucht *ab* vor Konsonanten im Verhältnis etwas häufiger als Catull, Tibull, Properz und Ovid; in Betracht kommen 6 Fälle, denen 20 mit *a* vor Konsonanten gegenüberstehen. Dabei zeigt sich, dafs mit einer Ausnahme (Epod. 17, 24) alle jene Fälle in den Oden stehen. Ähnlich findet sich bei Tacitus in den älteren Schriften *ab* äufserst selten vor Konsonanten, in den Annalen dagegen 33 mal; die umgekehrte Entwickelung zeigt Cicero. Die Ausnahmen bei Autoren, die sonst *ab* vor Konsonanten vermeiden, sind zum grofsen Teil auf formelhafte Verbindungen und Eigennamen beschränkt; dies trifft auch bei Horaz zu: 2 mal *ab Jove,* je 1 mal *ab dis* und *ab se,* ferner *ab Lamo*; für *ab labore* (a. d. Epod.) verweist R. auf seine Erklärung in Class. Rev. XIV, 261. Es folgen dann noch zwei Abschnitte über Wortstellung und Syntax, die ich hier übergehe.

Nr. 7. Von den Scholien (richtiger Glossen) des Vaticanus C des Terenz hat Schlee in seinen Scholia Terentiana unter der Rubrik Commentarius antiquior eine Anzahl veröffentlicht; Warren gibt nun nach den Photographieen der Harvard-Bibliothek eine Ergänzung zu Hecyra V 4 — Schlufs und Phormio. Diese Glossen sind — was W. nicht vermerkt hat — im wesentlichen identisch mit denjenigen, die Bruns 1811 aus einer Hallenser Handschrift s. XI veröffentlicht hat; bald hat der Vaticanus etwas mehr oder besseren Text, bald der Hallensis, und das letztere ist das häufigere. Beide Glossaturen sind also voneinander unabhängig, gehen aber auf denselben Grundstock zurück, über dessen Ursprung und Alter man meinen demnächst erscheinenden Bericht über die lateinischen Grammatiker und Scholiasten bei Bursian-Müller Bd. 113 S. 188 ff. vergleichen möge.

Nr. 15 von Morgan bringt Nachweise für *petitor* im Sinne von Amtsbewerber aus der klassischen Zeit, Bemerkungen über *quin* mit dem Konjunktiv in unabhängigen Fragen, eine Verteidigung der von Quintilian angeführten Lesart zu Horaz c. I 12, 41, ferner textkritische Besprechung

von Lysias in Eratosth. 44 und Cicero pro Quinctio 13, endlich eine längere Untersuchung über die Zeit von Ciceros Rede pro Roscio comoedo.

Nr. 3 und 17. 'Eine genauere Klassifikation der Handschriften (nämlich von Suetons Kaiserbiographieen) fehlt noch' lesen wir in Schanz' Literaturgeschichte; diesem Mangel, wenigstens zum Teil, abzuhelfen ist die Aufgabe, die sich Smith gestellt hat. In den Jahren 1897—1898 hat er die Handschriften des Vatikans (20) und auf der Reise noch diejenigen in Florenz (5), Venedig (4), München (1) und Leiden (1), sowie endlich die Londoner (5) geprüft und exzerpiert. Von diesen 36 Handschriften gehören 2 dem 11., 1 dem 12., 5 dem 13., 6 dem 14. und die übrigen 22 dem 15. Jahrhundert an. Auf Grund der Lesarten sowie verschiedener Lücken und Umstellungen — die oft abweichende Einteilung in Bücher und Paragraphen ist für diesen Zweck nicht zu brauchen — versucht Sm. eine Klassifikation und kommt zu folgendem Resultat: es sind im ganzen zwei Klassen und in jeder derselben wieder zwei Gruppen zu unterscheiden, nämlich: I 1) Memmianus-Gruppe (aufser dem Cod. Memmianus = Paris. 6115 s. IX noch Gud. 268 s. XI und Monac. 5977 s. XV) und 2) Mediceus-Gruppe (Med. 68, 7 s. XI, Med. 66, 39 s. XIII, Vatic. Reg. 833 s. XIV ex.) sowie zwischen beiden stehend und sich mehr der zweiten nähernd Vatic. 1904 s. XI/XII (Lipsii), sodann II 1) Florentinus-Gruppe (Vat. 1860 s. XIV, 1310 s. XIII ex., Med. 64, 8 s. XIII, S. Cruc. 20, 3 s. XIII ex., Med. 64, 9 s. XIV, Brit. 15 C III s. XII und 15 C IV s. XIII) und II 2) der Rest, mit Ausnahme des Vat. 1908 s. XIV ex., lauter Handschriften des XV. Jahrhunderts, unter denen sich wieder 7 zu einer Untergruppe (Urbinas-Gruppe) vereinigen lassen. Von besonderem Interesse ist noch der Vatic. 1905 a. 1466, der eine Anzahl von Lesarten aufweist, die Roth in seinen Text aufgenommen hat, aber handschriftlich nicht belegen konnte. Sm. vertritt die Ansicht, dafs diese guten Lesarten nicht schlankweg auf Humanistenkonjekturen zurückgeführt werden dürften; vielmehr lägen hier Reste einer guten, älteren Tradition vor, die von der sonstigen Überlieferung unabhängig sei.

Dieselbe Meinung finden wir bei Howard, der allerdings gleich zugibt, dafs ein sicherer Beweis für älteren Ursprung direkt kaum zu erbringen ist. Er hat im Jahre 1899 den Paris. 5809, ebenfalls s. XV, untersucht und dabei gefunden, dafs eine beträchtliche Zahl von Lesarten, die Roth älteren Gelehrten oder alten Ausgaben zuweist, in dieser Hand-

schrift stehen. Derartige Fälle lassen sich vereinzelt auch aus älteren Handschriften nachweisen, so z. B. aus Paris. 5801 s. XII und 5802 s. XIV in. Es dürfte sich demnach die Bemerkung bei Schanz (nach Roth praef. XXIX—XXX), die zahlreichen Handschriften des 15. Jahrhunderts seien für die Kritik wertlos, nicht in vollem Umfange aufrecht erhalten lassen. Übrigens scheint mir die Beschreibung, die H. vom Paris. 5809 gibt, mehr auf italienischen Ursprung (Florenz, Vespasiano?) hinzudeuten. — Dem Bearbeiter der neuen Suetonausgabe (Jhm) werden die beiden Abhandlungen gewifs willkommen sein.

Die beigegebenen Abbildungen bringen 1) eine Seite des Codex Urbinas Graecus 141 zu Nr. 5, 2) zwei Pläne von Athen aus dem 17. Jahrhundert zu Nr. 14 und 3) eine noch unveröffentlichte Vase des strengeren attischen Stils mit einer neuen Darstellung des Jo-Mythus. — Die Register beschliefsen, wie üblich, den stattlichen Band.

Bremerhaven **P. Wessner.**

---

272) **Ferdinand Dümmler, Kleine Schriften.** Leipzig, S. Hirzel, 1901. Bd. I: XXXIV u. 356 S. 8 nebst dem Porträt des Verfassers; Bd. II: VIII u. 550 S. 8; Bd. III: VIII u. 374 S. 8 mit Textabbildungen und 11 Tafeln. *ℳ* 38.—.

Es war gewifs ein guter Gedanke, dem Andenken des so früh dem Leben und seiner Wissenschaft entrissenen Verfassers dadurch ein Denkmal zu setzen, dafs seine Kleinen Schriften, meist in Zeitschriften und Baseler Gelegenheitsschriften zerstreut, gesammelt herausgegeben würden, und so ein Gesamtbild von dem umfassenden Schaffen des Gelehrten abgäben. Indem zahlreiche Freunde mit dem überlebenden Vater des Frühvollendeten sich zu dieser Art von Denkmal vereinigten, haben sie nicht nur ein schönes Werk der Pietät vollbracht, sondern auch der Wissenschaft, der er mit hingebendem Eifer gedient hat, einen wertvollen Dienst geleistet. Denn darüber kann kein Zweifel sein, dafs Dümmlers Schriften es wie wenige wert sind, in einem Sammelwerk dem wissenschaftlichen Gebrauch zu bequemerer Benutzung dargeboten zu werden, und das Zustandekommen einer solchen Sammlung konnte nach unseren buchhändlerischen Verhältnissen nur auf dem Wege solchen Zusammenwirkens gesichert werden. Unter solchen Umständen kann es die Aufgabe des Ref. nicht sein, die den Fachgenossen gröfstenteils längst bekannten Schriften des Verf. einer Beurteilung zu unterziehen, sondern nur über

den Inhalt und die Anordnung des Sammelwerkes Bericht zu erstatten und die Leser zur Benutzung der schönen Gelegenheit einzuladen, sich mit Dümmlers Lebensarbeit bekannt zu machen.

Der Stoff gliedert sich naturgemäfs in drei Teile. Dem ersten Band, der die Schriften zur griechischen Philosophie enthält, ist eine mit Wärme geschriebene Lebensbeschreibung und Charakteristik Dümmlers von Franz Studniczka, ein chronologisches Verzeichnis seiner Schriften und ein Nachweis des ersten Erscheinungsortes derselben vorausgeschickt. Nur die als selbständiges Buch erschienenen Akademika sind nicht aufgenommen, dagegen haben ungedruckte im Nachlafs vorgefundene Arbeiten neben den von Dümmler selbst veröffentlichten Aufnahme gefunden. Die Schriften jedes Bandes zerfallen in Abhandlungen bzw. Vorträge und in Rezensionen. Dafs auch die Rezensionen Dümmlers, soweit sie selbst die betreffenden Fragen förderten, aufgenommen sind, ist gewifs willkommen zu heifsen, um so mehr, als die Herausgeber dieselben nur eben soweit abgedruckt haben, als sie einen bleibenden Wert haben. Die Herausgabe des ersten Bandes lag in den Händen Karl Joëls. Er enthält u. a. die Bonner Dissertation von 1882 „Antisthenica“ und einige umfassende Arbeiten zu Platonischen Dialogen und besonders zu Platons Staat, darunter einen nach des Verfassers Tod in der „Zukunft“ abgedruckten akademischen Vortrag über Platons Staat.

Der zweite Band, herausgegeben von Otto Kern, enthält „Philologische Beiträge“. Hier begegnen wir in der ersten Abteilung (Religion, Kultur, Sage) zunächst der bisher ungedruckten Baseler Antrittsvorlesung über den Zorn der Hera, einem wertvollen Beitrag zum Verständnis der Mythologie dieser Göttin. Mit Beifall ist der Wiedearbdruck des Artikels Athena aus Pauly-Wissowas Realencyklopädie zu begrüfsen, ebenso der der Baseler Festschrift „Delphika“, und die Aufnahme der schönen ungedruckten akademischen Vorträge über Gesetzgeber und Propheten in Griechenland und über das griechische Weihgeschenk. Die zweite Abteilung bringt das grofse bisher ungedruckte Bruchstück über das hellenische Königtum. In der dritten Abteilung ist der Aufsatz über die Quellen zu Polygnots Nekyia aus dem Rheinischen Museum 1890 trotz der Bekämpfung, die er durch C. Robert gefunden hat, immer noch eine höchst beachtenswerte Verwertung der Beschreibung des Pausanias zur Vervollständigung unserer Kenntnis des Epos. Die vierte Abteilung enthält die epigraphischen Arbeiten Dümmlers.

Der dritte Band ist der Archäologie gewidmet und herausgegeben von J. Böhlau. Ich kann es hier unterlassen, einzelne Aufsätze besonders hervorzuheben und will nur betonen, dafs auch hier sich das Schaffen Dümmlers als ein so tiefgründiges und ergiebiges erweist, dafs man noch lange immer wieder auf seine Arbeiten wird zurückgreifen müssen, so dafs auch dieser Band die Berechtigung zu dem Unternehmen der Sammlung seiner Schriften vollauf bestätigt. Und wenn Studniczka in der Einführung die Befolgung des Grundsatzes der Vollständigkeit mit dem Charakter der Sammlung als eines literarischen Monuments für den Verf. rechtfertigen zu müssen glaubt, so rechtfertigt sich das Unternehmen doch von selbst durch den bleibenden Wert der vereinigten Schriften Dümmlers. Wenn wir auch diese Sammlung nicht gerade als ein dringendes Bedürfnis bezeichnen können, so ist sie doch ein äufserst willkommenes Hilfsmittel, und schon aus diesem Grunde verdienen die Herausgeber und alle, die zum Zustandekommen derselben beigetragen haben, aufrichtigen Dank.

Calw. **P. Weizsäcker.**

273) **F. Hornemann, Die neueste Wendung im preufsischen Schulstreit und das Gymnasium.** I. Der Kieler Erlafs vom 26. November 1900. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausgegeben von **H. Schiller** und **Th. Ziehen.** IV. Band, 2. Heft. Berlin, Reuther & Reichard, 1901. 68 S. gr. 8. ℳ 1.60.

Von dem Grundgedanken ausgehend, dafs Berufsstände im wesentlichen nichts anderes sind als Bildungsschichten, hält es Verf. für angemessen, dafs der dreigeteilten Einheit des Volkskörpers, dem Stande der ländlichen Arbeiter, dem städtischen Mittelstande und den studierten Berufen, eine in drei Stufen unterschiedene allgemein bildende Nationalschule entspreche. Seine Auseinandersetzungen, so zutreffend und anregend sie im einzelnen auch sein mögen, da sie in der Hauptsache auf geschichtlichen bezw. sozialgeschichtlichen Erwägungen beruhen, sind jedoch zur Zeit lediglich für den Theoretiker von Wert; an der Tatsache, dafs die neunstufigen realistischen Anstalten mit dem Gymnasium gleichgestellt sind, können sie nun einmal nichts ändern.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

274) **August Preime, Die Frau in den altfranzösischen Schwänken.** Ein Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters. Cassel, Th. G. Fischer & Co., 1901. 171 S. 8. [Die Abhandlung erschien gleichzeitig als (Göttinger?) Inaugural-Dissertation.] ℳ 2. —.

Nachdem schon vor 17 Jahren eine deutsche Dissertation über die Frau im altfranzösischen Karlsepos erschienen ist (einer französischen Abhandlung von Loliée, „La femme dans la chanson de geste", die Körting in seiner Encyklopädie III 309 anführt, gedenkt Preime nicht), war es eine dankenswerte Aufgabe, die Rolle, welche die Frau in den altfranzösischen Schwänken spielt, zum Gegenstande einer Sonderuntersuchung zu machen. Da bei weitem die meisten dieser Schwänke das sexuelle Thema behandeln, so stand für eine solche Untersuchung ein überreicher Stoff zu Gebote.

Ob die Schilderungen der altfranzösischen „fableaux" (denn so, nicht fabliau, ist wohl trotz der „geistreichen" Bemerkungen Bédiers [s. Preime S. 1, Anm. 1] zu sagen) von der Frau als getreu anzusehen sind, ist eine Frage, die man nicht ohne weiteres bejahen kann.

Ein wie schiefes Bild von der modernen französischen Frau würde man erhalten, wollte man die Romane der naturalistischen Schule als allgemein gültige Quellen einer französischen Kulturgeschichte unserer Zeit auffassen. Und dabei haben doch Zola und seine Nachäffer das Bestreben, die Dinge zu schildern, wie sie sind, wenn auch manche dieser Schriftsteller sich gerade deshalb der Schilderung sexueller Abscheulichkeiten mit Vorliebe zuwenden mögen, weil sie wissen, dafs ein ziemlich beträchtlicher Teil des Bücher lesenden und kaufenden Publikums dafür besonderes Interesse zeigt. Die Verfasser der alten Schwänke hatten aber sicherlich nicht die Absicht, einer späteren wissenschaftlichen Kulturgeschichte vorzuarbeiten; ihre Gedichte waren nur zur Unterhaltung bestimmt; und wenn wir erfahren, dafs solche Geschichten zuweilen auch in Gesellschaft von Damen vorgetragen wurden, so ersehen wir daraus freilich, wie sich im Laufe der Zeiten die Anschauungen von feiner Sitte geändert haben. Meistens waren aber auch damals nur Männer beim Vortrag anwesend, und da mag man denn die Farben besonders stark aufgetragen haben, um jene zum Lachen zu bringen. Jedenfalls darf man solche Schilderungen nur 'cum grano salis' als Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters verwenden.

Preimes Abhandlung zerfällt in zwei Teile. Zunächst gibt er eine Charakteristik der äufseren und der inneren Eigenschaften der Frau im allgemeinen, wie sie sich in den Schwänken abspiegelt, und behandelt dann ausführlicher die einzelnen Abarten der Frau, die unverheiratete (das Mädchen), das weibliche Dienstpersonal, das Pfaffenliebchen, die Dirne, die Kupplerin, die Frauen des geistlichen Standes, wie die verheiratete (als Gattin, Mutter, Witwe)

Die Darstellung ist im allgemeinen klar, würde aber an Übersichtlichkeit und Kürze noch gewonnen haben, wenn der Verf. die Belege für seine Aufstellungen in einen Anhang verwiesen hätte; denn dann würde er nicht einen und denselben Beleg mehrere Male abgedruckt haben. So macht es Herrmann in seiner Leipziger Dissertation „Schilderung und Beurteilung der gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs in der Fabliauxdichtung" (1900), welche Arbeit P. oft in wenig erquicklicher Weise angreift.

Wolfenbüttel. **M. Goldschmidt.**

---

275) **Julius Voigt, Das Naturgefühl in der Literatur der französischen Renaissance.** Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie XV. Berlin, E. Ebering, 1898. 130 S. 8.

Die Zahl der Darstellungen, die dem Naturgefühl der Völker gewidmet sind, ist nicht klein, aber wie der Verf. in der Einleitung seiner Schrift richtig bemerkt, behandeln sie sämtlich die Zeit der französischen Renaissance recht stiefmütterlich. Und doch ist ja gerade diese Epoche diejenige, welche bei allen Völkern, über die sie hereinbricht, das Konventionelle über den Haufen wirft und das Persönliche und Innerliche an die Stelle setzen will. Für die Lyrik kann es ja gar keine wichtigere Zeit geben, und wir sind Voigt zu Dank verpflichtet, dafs er die Frage, wie denn die Verinnerlichung jener Epoche sich in der Literatur kund tut, im Punkte des Naturgefühls anschneidet. Seine fleifsige Arbeit zeigt, dafs es den Dichtern der französischen Renaissance gelungen ist, sich von der rein schematischen Darstellung, die bis dahin der lyrischen Naturbeschreibung noch anhing, frei zu machen und einem Rousseau die Wege zu ebnen.

Was zunächst die Lyrik der Vorrenaissance betrifft — von der Mitte des 15. bis zu der des 16. Jahrhunderts —, so deutet sich der auch in Frank-

reich eindringende Humanismus besonders in zwei Stileigentümlichkeiten an, die in voller Ausprägung erst später auftreten, nämlich in gelehrtem, mythologischem Ballast und in überschwänglicher, süfslicher Sentimentalität. Im ganzen bleibt man aber infolge des allmählichen Zuströmens des neuen Geistes bei den altfranzösischen formelhaften Wendungen, und Marot und Margarete von Valois sind die einzigen dichterischen Talente jener Zeit welche sich auf eine innige Wiedergabe der Natur und ihrer Einwirkungen auf das Gemüt verstehen.

Der Hauptteil der Abhandlung ist naturgemäfs der Vollrenaissance gewidmet, die ja mit Du Bellays 1549 erschienener „Deffence et illustration“ beginnt und etwa 50 Jahre andauert. Das Manifest der Plejade leitet bekanntermafsen eine gewaltsame und übereifrige Nachahmung der antiken Literatur ein, und die fortwährende Anlehnung an klassische und aufserdem an italienische Muster drückt auch der Lyrik jener Zeit den Stempel auf. Die Geistesrichtung, die der Befreiung des Individuums dienen wollte, wurde gerade zu dem entgegengesetzten Zweck nutzbar gemacht, und die neue Mode, der man sich sklavisch unterwarf, erwies sich für eine wirkliche Lyrik als ebenso hemmend wie das konventionelle Gewand der altfranzösischen Zeit. Man empfand gewifs ebenso einfach wie wir, aber zumeist brachte man es nicht fertig, dem einfachen Gedanken ein ebensolches Kleid zu verleihen. Man stand zu sehr unter dem Einflufs der Vorbilder, als dafs man die erhaltenen Natureindrücke frisch und ursprünglich hätte wiedergeben können, und nur zu deutlich weist das gelehrte Rüstzeng und die petrarkische Süfslichkeit der französischen Renaissancelyrik auf die beiden Hauptquellen der neuen Bewegung hin. Es braucht kaum gesagt zu werden, wie sehr darunter der dichterische Wert der Poesieen jener Zeit gelitten hat. Aber es wäre ungerecht, wollte man nicht anerkennen, dafs bei allen Mängeln in der Form die französische Lyrik der Renaissance gegen die der altfranzösischen Epoche doch einen Fortschritt bezeichnet. Und der liegt auf dem Gebiet neuer dichterischer Motive. War auch die Bildung, die man damals dem französischen Geiste aufpfropfte, etwas ganz Fremdes, so hob sie doch die Dichter jener Zeit bezüglich des Naturgefühls auf die Stufe, auf der die klassischen Vorbilder gestanden hatten. Gleich ihnen begann man nun besonders das Schöne und Heitere in der Natur zu schätzen; das Verhältnis zu den Tieren erfuhr eine wesentliche Verinnerlichung; die bukolische Dichtung der Griechen schuf eine starke Vorliebe für idyllische Gegenden; die Landschaft wurde künstlerischer als

zuvor entworfen, und zu alle dem gesellte sich der Ausdruck heifser Sehnsucht nach dem Frieden, den nicht die Welt, sondern nur die Natur und die Betrachtung ihrer Reize dem Menschen gewähren kann. Das sind Motive, die das Altfranzösische nicht kannte; sie zeigen, dafs seitdem die Auffassung der Natur künstlerischer und damit individueller geworden ist, und manch treffliches Stimmungsbild zeigt von dichterischem Können und feiner Naturempfindung. So darf man sagen, dafs die Lyriker jener Zeit bezüglich des Naturgefühls auf der Höhe ihrer klassischen Vorbilder stehen, aber darüber hinaus sind sie nicht gekommen; das wäre auch ein zu grofser Sprung gewesen. Die moderne, romantische Naturbetrachtung, das Verständnis für das Erhabene der Bergriesen und Meereswogen, wird damals erst in schwachen Tönen angeschlagen; dahin gehört etwa der Sinn für das Einsame in der Natur und das Spüren von Gottes Odem in ihren Wundern. Um in den vollen Besitz dieser Art Naturgefühl zu gelangen, bedurfte es einer starken Ausbildung der künstlerischen Persönlichkeit, und die war im 16. Jahrhundert noch nicht erreicht.

Diese allgemeine Charakteristik findet sich nun bei Voigt im einzelnen ausgeführt und belegt; er bespricht nacheinander die Plejade, deren Nachahmer, die aufserhalb jenes Kreises stehenden Dichter, und schliefst, nachdem noch Montaigne berührt, mit einer Reihe von Reisebeschreibungen. Doch soll von diesen Einzelheiten hier nicht weiter die Rede sein: die mag jeder nachlesen, dem durch obige Charakteristik die verdienstvolle Arbeit nahe gebracht ist. In einem Anhange untersucht Voigt schliefslich noch, in welcher Weise das Naturgefühl in der lateinischen Poesie der französischen Renaissance zum Ausdruck kommt.

Peine. **K. Friesland.**

---

276) **O. Hartenstein, Studien zur Hornsage.** Mit besonderer Berücksichtigung der anglonormannischen Dichtung vom wackern Ritter Horn und mit einer Hornbibliographie versehen. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des Mittelalters. (Kieler Studien zur englischen Philologie. Herausgegeben von **F. Holthausen.** Heft 4.) Heidelberg, C. Winter, 1902. 152 S. 8.

Der Hauptwert dieses schönen und wohlüberlegten Buches besteht darin, dafs es ein Gebiet der Forschung, das bisher schon ziemlich oft behandelt wurde, ohne dafs man noch zu ganz sicheren oder auch nur allgemein anerkannten Ergebnissen gelangt wäre, einmal gründlich und

übersichtlich zusammenfafst, so dafs man nunmehr, wenn man weiter arbeiten will, was noch sehr notwendig und wünschenswert wäre, sich ohne Mühe über das schon Geleistete unterrichten kann. Das erreicht der Verf., indem er zunächst eine sorgfältige Hornbibliographie zusammenstellt, dann eingehend die bisherigen Forschungen über den anglonormannischen Roman von Horn und die englischen Horndichtungen bespricht. Er bleibt aber nicht dabei stehen, die schon bekannten Tatsachen einfach aufzuzählen, sondern — und das ist ein weiterer Vorzug seiner Arbeit — er erledigt sich dieser Aufgabe auch mit Kritik, indem er ihren Wert prüft, klar und deutlich das Unwahrscheinliche von dem Wahrscheinlichen sondert und sich selbst unter Angabe seiner Gründe, die zum Teil auch Neues bringen, für das eine oder andere entscheidet. Am meisten tritt seine Selbständigkeit hervor, als er die schwierige Frage nach den Beziehungen der verschiedenen Horndichtungen zu einander behandelt. Zuerst stellt er fest, dafs in der früheren Kritik die gröfste Zahl der Urteile für die gegenseitige Unabhängigkeit aller Fassungen spricht, dann geht er selbst daran zu untersuchen, wie dieses Verhältnis vielleicht näher zu erklären sei, und kommt dabei zu folgendem Ergebnis: Aus einem Urhorn flossen mehrere uns auch unbekannte englische Mittelglieder. Aus einem derselben ging King Horn hervor, aus einem anderen der anglonormannische Roman, aus einem dritten im Norden Englands die Hornballaden. Die Romanze von Horn Child habe zwei Ursprungsquellen, 1) den anglonormannischen Roman, 2) ein weiteres nordenglisches Mittelglied. Von allen Bearbeitungen stehe King Horn der ursprünglichen Fassung am nächsten. In den darauf folgenden Ausführungen über die Geschichte der Sage und des Stoffes schlägt sich Hartenstein auf die Seite derer, die für die englische Heimat der Sage auftreten. Doch hier sind seine Erörterungen nicht überzeugend: Wenn er die Namen als besondere Stütze für seine Ansicht anführt, so mufs er doch selbst zugeben, dafs eine ganze Anzahl davon rein nordisch ist. (Beiläufig sei übrigens erwähnt, dafs der im Horn Child vorkommende König Houlac von Südengland bei Saxo Grammaticus als Huglec (Hugletus) rex Hiberniae (VI, 185/6 Holder) erwähnt wird Dafs die Verkleidung des Helden als Pilger ein spezifisch englischer Zug sei, ist auch nicht zutreffend; man braucht blofs an König Rother zu denken. Zur endgültigen Lösung der Frage gehört, wie H. mit Recht selbst betont, vor allem auch einmal eine gründliche historische und hagiographische

Untersuchung der Namen. Von späteren Bearbeitungen des Stoffes bespricbt er dann noch ausführlicher den Roman von Pontbus und Sidonia sowie Fr. Rückerts Dichtung „Kind Horn".

Breslau. **H. Jantzen.**

---

277) **Paul Torge, Aschera und Astarte.** Ein Beitrag zur semitischen Religionsgeschichte. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902. 58 S. 8. geh. ℳ 2. —.

Das Wort אשרה wird bekanntlich von den einzelnen Schriftstellern des Alten Testamentes, hei denen es vorkommt, in ganz verschiedenem Sinne gebraucht. Einmal scheint man darunter einen Baum zu verstehen, ein anderes Mal einen Pfahl, an manchen Stellen ein Götterbild, und endlich sogar eine Gottheit selhst. Torge stellt im Anfange seiner Arbeit die hisher über die Bedeutungen des Wortes geäufserten Ansichten übersichtlich zusammen und wendet sich sodann zur selbständigen Betrachtung des vorhandenen Materials. Er behandelt zunächst den Baumkultus im Alten Testament, sodann die Ascheren in Israel nach den alttestamentlichen Belegstellen, ferner die Einführung der Aschera in Israel und ihr Material, die Bedeutung der Ascheren im Alten Testament, die Masseba im Alten Testament, die Gottheiten Baalat, Astarte und Aschera, die „Himmelskönigin" (מלכת השמים), die Aushreitung des Astartekultus, und endlicb nocb einmal hesonders die Göttin Aschera. — Der Name אשרה haftet, wie er im einzelnen nachweist, „eigentlich an dem heiligen Pfahl, der im Kultus kanaanitischer Gottheiten und besonders wohl der Astarte Verwendung gefnnden hatte, ähnlich wie die Chammanim in der Verehrung des Baal-Cbamman. Jene bahen ihren Namen von diesem empfangen, als dessen Symbole sie galten. So waren die Ascheren gewifs zunächst Sinnhilder einer alten aher noch nachweisharen Göttin Ascbera, nach der sie aucb henannt worden sind. Von hier aus gingen sie in den Dienst der Astarte über und wurden schliefslich selhst als Bezeichnung für jene gebraucbt. Ja nocb mehr! Nicht nur an den Stellen, wo binter dem Ausdrnck „Aschera" eine Göttin hervorschimmert, ist es eine Benennnng der Astarte, auch die so oft wiederkebrenden Wendungen: „eine Aschera aufrichten" oder „umhauen", sind offenbar weiter nichts als Tropen für „den Astartedienst einführen" oder „abschaffen". Der stete Gebrauch dieser bildlichen Ausdrucksweise von seiten der offiziellen Geschichtschreiber verrät viel zu viel Absicht, als dafs man ihn unauffällig finden könnte. Das Volk be-

dient sich seiner nicht, vielmehr bezeichnet es dieselbe Gottheit mit einem ihr viel adäquateren Namen „Himmelskönigin“ (Jer. 7, 18; 44, 17. 18. 19. 25). — Was die Göttin Aschera selbst anlangt, so ist diese jetzt tatsächlich von H. Winckler auf einer Tontafel von Tell-el-Amarna in einem theophoren Männernamen gefunden worden. Delitzsch setzt hebr. אשרה = assyr. *aširtu*, einer Femininform zu Ašur, und deutet es als „die Segenspendende, die Heilbringende“.

Wir empfehlen Torges Untersuchung allen denen, welche sich für das betreffende Gebiet interessieren, angelegentlichst zur Lektüre. Von besonderem Interesse für klassische Philologen ist § 9 „Die Ausbreitung des Astartekultus“. — Zu § 2 „Der Baumkultus im Alten Testament“ bietet manche Parallelen der Aufsatz von C. Hahn, Heilige Haine und Bäume bei den Völkern des Kaukasus (Ausland 1891, S. 810 ff.). -e-.

Vakanzen.

Altona-Ottensen, R.G. Obl. Rel. und Deutsch. Dir. Strehlow.
Bocholt, G. 2 Obl. a) Math. b) Lat. und Griech. Dir. Waldau.
Charlottenburg, R.S. 2 Obl., N. Spr. oder Deutsch, Gesch., Erdk. u. Rel. Magistrat.
Dessau, G. Obl. N. Spr.
Dessau, O.R. (R.G.) Obl. N. Spr.
Frankfurt a. M., Lessing-G. Obl. Math. Kuratorium.
Graudenz, H.M.S. Obl., Deutsch u. Gesch. Magistrat.
Haspe, R.G. Obl. Math. oder N. Spr. Dir. Dr. Neuendorff.
Königsberg i. P., G. Direktor. Magistrat.
Köln, O.R. u. Ref.-R.G. 2 Obl. a) Math. b) N. Spr. Dir. Dr. Dickmann.
Krefeld, G. Obl. Deutsch u. Gesch. Oberbürgermeister.
Krefeld, O.R. 2 Obl. a) Deutsch u. Gesch. b) Math. Dir. Quassek.
Meiderich, R.S., Obl. N. Spr. Dir. Schuüran.
Myslowitz, Prg. 2 Obl., Lat., Gr., Deutsch u. Gesch. Dir. Dr. Aust.
Ohlau, G. Obl. klass. Phil. Magistrat.
Potsdam, R.G. Obl. Math. Magistrat.
Rheydt, O.R. u. G. 2 Obl. a) Deutsch, Gesch. u. Geogr. b) N. Spr. Dir. Rolfs.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 29. November. Nr. 24, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

278) **Ausgewählte Reden des Demosthenes.** Erklärt von **A. Westermann.** 1. Bändchen. 10. verbesserte Auflage besorgt von **E. Rosenberg.** Berlin, Weidmann, 1902. 268 S. 8. ℳ 2.20.

E. Rosenberg bezeichnet die neue Auflage mit Recht als eine verbesserte. Er hat die gesamte Demosthenes-Literatur der letzten zehn Jahre herangezogen, um sie für seine Zwecke auszunützen. Dies ist der Einleitung, dem Kommentar und dem Text zugute gekommen.

Die Stellen, an denen der Text der neuen Auflage von dem der neunten Auflage abweicht, hat der Herausgeber auf Seite 268 zusammengestellt. So schreibt er jetzt II 28 nach Deuerling *Ἀμφίπολίς γ' ἂν ληφθῇ* st. *Ἀ. κἂν λ.*, III 7 nach pr. Σ *καὶ ἅπαντες ἐθρύλουν τοῦτο* st. *δ πάντες ἐθρ. τοῦτο*, III 35 nach pr. Σ *πλὴν μικρόν* st. *μικρῶν*, IV 40 nach Dobree *οὐδὲν δ' ἀπολείπετε* st. *οὐδενὸς δ' ἀπολείπεσθε*, V 8 nach Thalheim *ποιησάμενος* st. *ἐποιήσατ'*, V 14 *οὐδένας* st. *οὐδένα*, V 21 *ἐδόκει* st. *δοκεῖ*, VI 15 *συλλαμβάνειν* mit andern st. *συμβάλλειν*, VI 18 *θεραπεύει τι τούς* st. *θεραπεύει τινάς*, VI 24 *ἀπιστία* st. *ἀπιστία*, VIII 16

κακοδαιμονῶσι mit Wolf und Lobeck st. κακοδαιμονοῦσι, VIII 33 mit Blafs und Thalheim ἐκεῖνος st. ἐκείναις. Au allen diesen Stelleu wird man ihm beistimmen, und auch I 24 hätte er unbedenklich mit Thalheim nach Harl. καθ' ὑμῶν st. καθ' ἡμῶν und III 15 πάρεισιν st. παρ' ὑμῖν schreiben können. Aber I 7 ist Oeris ταὖτ' ἂν ἐγνωκότες st. ταῦτ' ἂν ἐγν., dem sich der Herausgeber zuneigt, entschieden zurückzuweisen; denn nicht um Einverständnis handelt es sich hier, sondern nur darum, dafs die Olynthier, von den Athenern zum Kriege überredet, nur bis zu einem gewissen Punkte, d. h. bis zur Erlangung günstiger Bedingungen oder Vorteile, zum Kriegführen entschlossen gewesen wären, und dieses bezeichnet eben ταῦτα. Ebensowenig ist II 12 hinter πάντες das Pron. αὐτῷ zu tilgen; dagegen spricht schou der Rhythmus. IV 17 ist die Parenthese im Anschlufs an v. Bamberg mit δεῖ γὰρ ... εὐκαταφρόνητόν ἐστιν zu weit ausgedehnt; sie beschränkt sich auf οὗτοι παντελῶς ... εὐκαταφρόνητόν ἐστιν; denn ἵν' ᾖ διὰ τὸν φόβον κτλ. schliefst sich an den Satz δεῖ γὰρ κτλ. an. Das von Σ III 34 gebotene εἰς τοῦτ' ὑπάρχοι ist recht ansprechend, aber στέρεσθαι st. φέρεσθαι VIII 67 unbrauchbar.

Der Kommentar ist, wie es sich bei einer zehnten Auflage von selbst versteht, zweckentsprechend und gut. Da und dort können aber auch jetzt noch Verbesserungen angebracht werden. So stimmen z. B. IV 3 und V 8 Text und Kommentar nicht miteinander überein, dort steht εἵνεκα und ἕνεκα, hier ποιησάμενος und ἐποιήσατ'. IV 15 bleibt unklar, auf welches οὕτω die Anmerkung sich bezieht, dem wäre durch die Schreibung οὕτω μεγάλη abgeholfen. IV 33 ist im Kommentar ἀπαιτοῦντες, die Lesart des früheren Textes, neben der jetzigen Lesart ζητοῦντες noch beibehalten. IV 35 stimmt die Reihenfolge der Anmerkungen οὐκ οἶδ' εἴ τι, οὐδ' εἰς ἕνα und καὶ τοσοῦτον ὄχλον καὶ παρασκευήν nicht zum Text. Der Herausgeber liest hier ἀναλίσκεται, wodurch eine ganz unerträgliche Konstruktion entsteht; denn er mufs aus εἰς ἅ als Subjekt ἅ und aus dem Nebensatz ἔχει als Prädikat ergänzen; diese Schwierigkeiten beseitigt die Schreibung ἀναλίσκετε, die andere Ausgaben bieten. IV 7 wird bemerkt: 'aus dem οὗ ist für die Fortsetzung des Satzes ein ἐν ᾧ zu ergänzen'; aber warum soll οὗ nicht Adverb = ἐν ᾧ sein? πράττειν steht, wie oft, absolut. IV 8 wird πάντα ταῦτα mit „alle diese Völkerschaften" erklärt; aber von solchen ist im Vorhergehenden gar keine Rede; πάντα ταῦτα kann sich nur auf ἅπανθ' ὅσα κτλ. beziehen; die Leidenschaften μῖσος, δέος, φθόνος) sind hier in besonders wirksamer Weise personifi-

ziert. IV 12 ist ἐπιστῆναι mit „persönlich kennen lernen" zu schwach übersetzt, und δέξασθαι „wiedergewinnen" zerstört das Bild; die Athener sollen persönlich eingreifen und Amphipolis, das die Umstände ihnen anbieten, in Empfang nehmen. IV 13 wird zu πλῆθος τῶν στρατευομένων, 'welche in παρασκευή enthalten sind', ergänzt; aber warum denn nicht τῆς παρασκευῆς selbst? Ebenso unnötig ist es, zu πλῆθος ὅσον und πόρους οὕστινας χρ., wie der Kommentar meint, οἴομαι δεῖν zu ergänzen; das vorhergehende ἀπαλλάξαι ἂν τῶν τ. πραγμάτων ἡμᾶς οἴομαι pafst ganz gut; vgl. zu dem Satz § 15: τίς πορισθεῖσα παρασκευὴ καὶ πόση καὶ πόθεν κτλ. IV 18 wird zu μηδενός bemerkt: 'μή steht, weil der Satz kondizionalen Sinn hat: weil dann nichts hindern würde'; das Partiz. ist kausal, μηδενός aber durch den Finalsatz, in dem es steht, gefordert; auch IV 39 ist οὐκ nicht, wie der Kommentar verlangt, mit δεῖ zu verbinden, sondern bezeichnet den scharfen Gegensatz zu dem folg. ἀλλά. Eine auffallende Konstruktion liegt IV 48 vor, abhängig von φασίν zuerst Infin., dann ὡς, dann wieder Infin.; es wäre zu erwägen, ob nicht οἱ δὲ πρ. πεπομφέναι ὡς βασιλέα zu schreiben wäre st. οἱ δ' ὡς πρ. πέπομφεν ὡς β.; nachdem πέπομφεν st. πεπομφέναι verschrieben war, stellte sich ὡς zur Herstellung der Konstruktion von selbst ein.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

279) **Friedrich Blafs, Grammatik des neutestamentlichen Griechisch.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht, 1902. XII u. 348 S. ℳ 6.—; geb. ℳ 6.80.

Wenn ein Mann, dessen Name anerkanntermafsen unter den hervorragendsten Kennern des Griechischen überhaupt glänzt, nach sechs Jahren, während deren er noch dazu den Matthäus und Johannes herausgegeben hat, seine Grammatik des neutestamentlichen Griechisch in zweiter „verbesserter und vermehrter" Auflage erscheinen läfst, so hätte es nicht erst seiner ausdrücklichen Versicherung bedurft, dafs Prof. Fick — diesen werden wir wohl unter dem „Sie" des Nachwortes zu verstehen haben — und andere „hoffentlich einen Fortschritt zum Besseren finden" werden. Wem es, wie Blafs, gleich auf den ersten Wurf gelungen ist, den Anforderungen, die man an ein solches Buch billigerweise stellen kann, nahezu mustergültig gerecht zu werden, dem darf und wird man aufs Wort glauben, dafs „verbessert" und „vermehrt" keine inhaltslosen Phrasen sind. Und

in der Tat, nicht nur den in den Rezensionen und Zeitschriften anderer Art, die ihm in großer Anzahl zukamen, enthaltenen Bemerkungen ist der Verf. nachgegangen, auch das Stellenregister, wohl der fehlerhafteste Teil der 1. Auflage, ist jetzt von Dr. Ernst Lippelt „ganz neu gearbeitet worden“, und nicht nur die in der Zwischenzeit neu erschienene Literatur zeigt sich aufs gewissenhafteste ausgenutzt, sondern auch von früheren Schriften sind noch gar manche aufs beste verwertet. Unter der neu angezogenen Literatur möchte ich hier nur nennen Cramer, An. Ox.; Dieterich, Unters. zur Gesch. der griech. Spr.; Eckinger, Die Orthographie lat. Wörter in griech. Inschr.; Lagarde, Übersicht der Bedeutung der Nomina; Mayser, Gramm. der Pap. der Ptolemäerzeit; Schürer, Gesch. des jüd. Volkes; Thumb, Die griech. Sprache im Zeitalter des Hellenismus. Wenn trotzdem in Hinsicht auf Einteilung und Anordnung so gut wie nichts geändert zu werden brauchte, so ist dies eben nur ein erneuter Beweis für die bereits die 1. Auflage auszeichnende exakte Arbeitsmethode des Verf., der uns von vornherein mit einer ausgereiften Frucht eingehenden Studienfleißes und kritischen Feinsinnes beschenkt hatte. Ist nun auch unter so gelagerten Umständen leicht begreiflich, wenn von neuen Ergebnissen in streng wissenschaftlichem Sinne nicht wohl die Rede sein kann, so findet man doch, läßt man sich die Mühe, die neue Auflage an der Hand der alten zu kontrollieren, nicht verdrießen, im ganzen Buche kaum einen Absatz, der nicht in dankenswerter Weise einen Fortschritt zum Besseren aufwiese, sei es nun durch Bezugnahme auf eine neue Literaturquelle oder durch weitere Belege oder durch manchmal recht unscheinbare und erst bei näherem Zusehen in ihrer Tragweite bemerkliche Zusätze, z. B. § 63, 6, oder sei es — last not least — durch prägnantere und knappere Fassung. Die Besserungen letztgenannter Art hier im einzelnen anführen zu wollen, ginge zu weit; doch sei es gestattet, wenigstens auf ein paar Pröbchen hinzuweisen. So heißt es jetzt § 2, 3 oder „eher“ aramäische Vorlagen; § 34, 8 „aber“ (st. „auch“) *ἐκ δηναρίου* um einen Denar; § 39, 2 „im ganzen“ st. „durchaus“.

Weit wichtiger sind nach Umfang und Behandlung die Fortschritte, welche die Behandlung des eigentlichen grammatischen Stoffes genommen hat. Ganz neu ist § 48, 5 über die persönlichen Pronomina der 1. u. 2. Pers. Sing. in allgemein gültigen Aussagen, § 82, 7 über die Reden in den Evangelien, sowie, wenn auch keines eigenen Abschnittes gewürdigt, die Behandlung der Indefinita in § 13, 4. Erweiterungen und Zusätze

von beachtenswerterer Erheblichkeit finden sich ferner § 39, 5; § 47, 1 (*τὸ δόκιμον*), § 56, 5; § 65, 5. 7; § 71, 3; § 75, 2. 6; § 77, 6. 10; § 79, 2; § 82, 2 u. bes. 3 von den rhythmischen Beeinflussungen, die bei dem gebildeten Verfasser des Hebräerbriefes in die Erscheinung treten, ein Abschnitt, dem schon § 2, 4 in dem unerhörten *νέα διαθήκη* ein Wetterleuchten vorangegangen ist. Noch ausführlicher allerdings hat Verf. an anderer Stelle darüber gehandelt, vgl. S. 305[2]. An wertvollen neu hinzugetretenen Einzelheiten vollends ist bei der Gründlichkeit, die allen Arbeiten von Blafs eignet, kein Mangel. Ich verweise nur auf das unter den Appellativen des lat. Sprachelements neu aufgenommene *δηνάριον* und *Φιλιππήσιοι* nebst einschlägigen Exkursen (§ 2, 2), den Inschriftenbeweis für die Korrekheit der Formen *ἐπαρχεία* und *λογεία* (§ 3, 5), die Assimilationen *ἐγ γαστρί*, *ἐγ Κανᾶ*, *ἐμ πραΰτητι*, *ἀνέγλιπτος* (§ 3, 12), die Wiedergabe von lat. *quă* mit *κο* in *κοδράντης quadrans* (§ 3, 14), *αὐτῆς ὥρας* „sofort" (§ 4, 1), *α* st. *η* (§ 6, 1); die weiteren Analogieen zu *τέλειος* und *τέλεος* (§ 6, 4), den Dativ *σπείρᾳ* (§ 7, 1), das metaplastische *θάμβος* (§ 9, 3), den Exkurs über das doppelte Augment von *ἀποκαθίστημι* (§ 15 extr.), die Bemerkungen über *πνέω* (§ 22, 2), die Neuaufnahme von *ἀπολογεῖσθαι*, *ἐμβριμᾶσθαι* (*-οῦσθαι*), *ὀρύσσειν* (§ 24; die beiden ersten auch § 20, 1 und *ἐμβριμᾶσθαι* noch § 37, 1), der Adverbialformen *πρώτως*, *ταχύ* und *ταχέως* (§ 25, 1 und der Partikelverbindungen *ἐπάν*, *ὡσάν*, *ὡσεί* und *ὡσπερεί* (§ 26, 2; erstere auch § 78, 3), *πολυδιδάσκαλος* sowie die richtige Bildung *τροποφορεῖν* gegenüber der falschen Lesart *τροφοφορεῖν* (§ 28, 2), *ὀψὲ ἐγένετο* und *ἦν πρωί* (§ 30, 4, womit zusammenzuhalten ist § 76, 1), den Plur. *ὕδατα* sowie *σάββατα* = *σάββατον* (§ 32, 5); den singulären transitiven Gebrauch von *τρίζειν* (§ 34, 1), *ὑποκρίνομαι* mit doppeltem Akk. (§ 34, 5), *μεσονύκτιον* (v. l. *μεσονυκτίου*) „um Mitternacht" (§ 34, 7), *περισσεύω* mit Gen. (§ 36, 4), *ὑπεράνω* mit Gen. (§ 36, 11), dem Dat. beim Pass. von *μνηστεύω* (§ 37, 4), die Bemerkungen über die Persönlichkeit des Lukas, ob *Λουκᾶς* = *Λούκιος* (§ 47, 10), pleonastisches *ἄλλος* (§ 51, 6), den intransitiven Gebrauch von *ἐπανάγω* und *μεταίρω* (§ 53, 1), den transitiven von *ἀνατέλλω*, *εὐσεβέω*, *προάγω* und *προηγέομαι* (§ 53, 2; die beiden letzten auch § 53, 1 schon in der 1. Auflage), den passiven von *βιάζεσθαι*, *εὐαγγελίζεσθαι* und *μνησθῆναι* (§ 54, 1), *ἐκδίδοσθαι* „verpachten" (§ 55, 1), den Gebrauch des Imperfekts im Sinne des Futurs (§ 56, 8) und zur Bezeichnung des Gewesenen = lat. Perf. (§ 57, 6), die Bemerkungen

über ἐπυνθανόμην und ἐπυθόμην (§ 57, 4), die Bedeutung von ἔρχου (§ 58, 2), ὑποδεικνύω mit Inf. (§ 61, 4), den Hebraismus von εἰ in Schwüren und Beteuerungen = dafs nicht (§ 65, 5), das asyndetisch verknüpfende πάλιν (§ 72, 2), die kausale Färbung von ὅπου (§ 78, 6). Dagegen ist § 6, 3 noch als dritte Form λεγειών hinzuzufügen, die trotz des § 3, 2 ausgesprochenen Grundsatzes entsprechend dem sonst beobachteten Verfahren nicht fehlen darf. Auch geht es wohl nicht an, den Akk. τριήρην (§ 8. 1) als attisch auszugeben.

Die neue Auflage zeichnet sich aber nicht blofs durch Vervollständigung des Materials aus, auch die Brauchbarkeit des Buches ist gegenüber der 1. Auflage bedeutend erhöht worden. Zur Erhärtung dessen will ich hier unter Beiseitelassung alles Neuaufgenommenen nur die Artikel der Register aufführen, die in der 1. Auflage fehlten: Hermas, Imperfekt bei ὅταν, Johannes τε selten und zweifelhaft, Kunstprosa, Lukas ἕως, ἄχρι, μέχρι, Matthäus Wortstellung, Paulus Nom. u. Akk. des Inf. mit Artikel, Ἀβίας, ἀλλήλων, ἀποστερέω, ἀρκέομαι ἐπί mit Dat., ἁρπάζω Fut., Βηθσαϊδά(ν), γάρ Stellung, διαφέρω, δυνατόν ohne ἐστίν, ἐξαιτέομαι, ἑπτάκις τό, εὐ augmentiert, doch ist hier wegen εὐηγγελιζόμην und εὐηρεστηκέναι noch S. 41 hinzuzufügen, ἡλίκος, θάνατοι, τῷ θεῷ bei ἀστεῖος, -ίζω Fut., -ινος und -ιος Adj. auf, τί καί, κεφαλαιόω, μανθάνειν ἀπό 127, μετὰ τοῦτο (ταῦτα) asyndetisch, -μονή Subst. auf, μωρός (resp. μῶρος), νή, νῶτος, οἴομαι, ὅς Stellung, ὀσφῦς, -ότης Subst. auf, οὐρανόθεν, οὗτος asyndetisch anknüpfend, ὄφελον 40; ὀψὲ σαββάτων, ὀψώνια, παραιτέομαι 190; παρρησιάζομαι Augm., πεύθομαι 96; περιπατέω Präs. und Aor., περισσεύω Augm., πίπτω, πλήν 63, προστάσσω 246; σεαυτοῦ 170; σουδάριον, Σουσάννα, στήκω 17, Στωικός, τε 63, τέλος (εἰς τέλος überhaupt neu), τοιγαροῦν und τοίνυν 63 f., υι zu ϋ, ὑπομιμνήσκω 94, ὑποστρέφω, φαίνω Fut. Pass., φιμόω, φύω intrans., χάρις τῷ θεῷ, -ωλός.

Aufserdem bringt selbst S. xi f. noch ein Dutzend Berichtigungen und Zusätze.

Werfen wir zum Schlufs noch einen Blick auf das äufsere Gewand, so sehen wir die neue Schulorthographie mit eiserner Konsequenz durchgeführt, blofs in den Registern finden sich noch einige Überreste der alten, und zwar, wie es scheint, C st. K absichtlich beibehalten. Absicht spricht auch deutlich aus der Abkürzung Litspr. Dafür ist ebenda die alphabetische Reihenfolge jetzt sorgfältiger eingehalten, doch stehen θάνατος und -ιος

je um zwei Stellen zu früh, aufserdem ist sub *καί* das zweite „*καί ταῦτα* mit Part.“ zu tilgen und das erste Mal 174 beizufügen. Ebenso ist S. 333 Sp. 2 Z. 12 *πνέες* zu streichen. Falsch ist das Zitat S. 331 Sp. 2 Z. 32. Bei *πεισμονή* und *τίς* für *ὅστις* mufs es XII st. XIII heifsen, bei *προσπίπτω* XI st. XII. Im übrigen ist der Druck musterhaft korrekt. Von etwa dreizehn Versehen, die mir im ganzen aufgestofsen sind, dürfte das S. 326 Sp. 2 Z. 21, wo *εὐσεβέω* zu lesen ist, noch das schlimmste sein. Dabei darf ich freilich nicht verhehlen, dafs ich mir eine vergleichende Prüfung des, wie schon oben bemerkt, von anderer Hand neu bearbeiteten Stellenregisters geschenkt habe.

Nach dem Gesagten kann wohl kein Zweifel mehr obwalten, dafs Philologen wie Theologen dem Herrn Verf. für diese vermehrte und verbesserte Auflage seiner neutesamentlichen Grammatik innigen Dank schulden. Als Referent kann ich die Anschaffung derselben nicht warm genug empfehlen.

München. **Ph. Weber.**

280) **Jahreshefte des österreichischen archäologischen Institutes in Wien.** Band IV. Mit 7 Tafeln und 251 Textfiguren. 2 Bl., 212 S. u. 208 Sp. 4. Wien, Alfred Hölder, 1901. ℳ 15.—.

Einladend, wie eine reichgedeckte Tafel, ist auch der vierte Band der „Jahreshefte d. österr. arch. Inst.“ Die *pièce de résistance* dieser Tafel ist Lusoi. In Literatur und Inschriften nur selten erwähnt, ist dieses hochgelegene arkadische Gemeinwesen in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. zerstört worden (S. 4 Anm. 13). Am bekanntesten ist Lusoi dadurch, dafs nach der Sage in der dortigen Quelle die Proitos-Töchter von ihrem Wahnsinne geheilt wurden. Der Name *Λοῦσοι* oder *Λοῦσα* und der Kult der *Ἄρτεμις Ἡμέρα* oder *Ἡμερασία* hängt aufs engste mit dieser Sage von der Reinigung und Besänftigung der wahnsinnigen Töchter zusammen. Das Heiligtum wurde von neueren Reisenden kaum mehr beachtet, aber, wie sich leider herausgestellt hat, in den letzten zwei Jahrzehnten und besonders noch in allerletzter Zeit unmittelbar vor den österreichischen Ausgrabungen durch die Bauern von Chamaku in geheimen Grabungen einer Reihe von Kultgegenständen heraubt. Nachdem Dörpfeld, Wolters und Wilhelm das Heiligtum im September 1897 recht eigentlich neu entdeckt hatten, schritt das österr. arch. Institut im

Frühjahr 1898 rasch an die Ausgrabung, die bis im Juni 1899 mit Unterbrechungen fortgesetzt wurde und zur Aufdeckung des Heiligtums und zur Auffindung zahlreicher Bronzeinschriften, nicht aber zur Entdecknng der einst so berühmten wundertätigen Qnelle führte. Den Bericht über die Ausgrabnng erstatten S. 1—89 der Archäolog Wolfgang Reichel, dessen frühzeitiger Tod für das österreichische Institut einen schweren Schlag bedeutet und im Beiblatt Sp. 69—72 aufs tiefste beklagt wird, nnd der Epigraphiker Adolf Wilhelm. Es geht nicht wohl an, aus diesem Berichte, der aufser einer Zusammenstellung der Nachrichten der Alten nnd der Geschichte der Erforschung der Stätte eine Beschreibung der Bauten nnd der Einzelfunde (neben Bronzen hauptsächlich Terracottafiguren) und die Bearbeitung der Bronzeinschriften enthält, Einzelheiten herauszuheben. Es ist das auch nicht nötig; denn wer diese mustergültigen, nicht zu knappen, aber auch nicht zn breiten Ausführungen mit ihren vortrefflichen Illustrationen (nicht weniger als 158 Nnmmern, die Inschriften eingerechnet!) in die Hand bekommt, wird sicherlich den ganzen Bericht durchlesen. Der sonst vorzüglichen Bearbeitung der Inschriften dnrch Wilhelm würde es znm Vorteil gereichen, wenn sie nicht so oft durch nicht nnmittelbar zur Sache gehörige Vermntungen zu abgelegenen Inschriften beschwert wäre. Stellen wie S. 68 Anm. 47, S. 70 Anm. 49, S. 71 Anm. 50, S. 73 Anm. 52, S. 79 Anm. 54 enthalten ja an sich ganz nützliche, znm Teil vortreffliche Bemerkungen, belasten aber die Arbeit nnnötigerweise und laufen zudem Gefahr, von denen übersehen zu werden, für die sie in erster Linie bestimmt sind.

Dem Gebiete der Archäologie gehören aufserdem folgende Arbeiten an. Hans Graeven glaubt in den Inderkämpfen des Dionysos anf zwei Elfenbeinpyxiden, deren eine (Tafel I u. II) dem Wiener kunsthistorischen Mnseum, die andere (Figur 168 u. 169) Albert Freiherrn v. Oppenheim in Köln gehört, Abkömmlinge einer Originalkomposition aus hellenistischer Zeit erblicken zu dürfen, die ihrerseits in engem Anschlufs an eine verlorene hellenistische Dichtung, die den Inderkampf des Dionysos besang, entstandeu wäre (S. 126—142). — Ludwig Pollak beschreibt S. 144—150 fünf neue Repliken des Kopfes der Athena Parthenos und teilt hierbei beachtenswerte Beobachtungen über das Verfahren der alten Kopisten und über die Unmöglichkeit der mechanischen Reproduktion chryselephantiner Statnen, zumal chryselephantiner Kolossalstatuen mit. — Die vou P. Hartwig auf Tafel V u. VI abgebildete

Statuette eines Athleten im Museum zu Boston, gefunden 1896 bei Frascati (S. 151—159), ist deswegen interessant, weil sie das für uns wenig ästhetische Motiv der Reinigung der Strigilis zeigt, das jedoch nach den Nachweisen des Verf. auf Vasen und geschnittenen Steinen häufiger vorkommt, als man bisher wohl allgemein annahm. — Reich an feinen Beobachtungen und feinsinnigen Bemerkungen ist der Aufsatz von O. Benndorf, Über die Grofsbronzen des Museo nazionale in Neapel (S. 169—189). Nachdem Benndorf unechtes ausgeschieden hat, sucht er die Tatsache zu erklären, dafs der Gesamtbestand ein so merkwürdig einheitliches Aussehen zeigt. Die Ursache findet er teils in der Zurichtung, die diese Statuen im vorigen Jahrhundert erfuhren, teils in der Tatsache, dafs diese Bronzen, so gut als die grofse Masse der Wandgemälde aus Herculaneum und Pompeji, den letzten 150 Jahren vor der Zerstörung dieser Städte, also einer verhältnismäfsig kurzen Spanne Zeit, angehören. Mit Ausnahme eines einzigen archaischen Jünglingskopfes, der Original sein wird, sind, wie Benndorf knapp und schlagend nachweist, alle übrigen kunstgeschichtlichen Stücke Nachbildungen. Da und dort wird es Enttäuschung hervorrufen, dafs er zeigt, dafs die im Jahre 1900 gefundene versilberte Bronzestatue eines Epheben, die im ersten Enthusiasmus direkt neben den Idolino gestellt wurde, entschieden überschätzt wurde und am ehesten der Pasitelischen Kunstrichtung zuzuweisen ist. Technisch wichtig sind die Beobachtungen Benndorfs über Fersenlöcher bei Grofsbronzen (S. 177 f.). Dafs auch die sechs sogen. „Tänzerinnen“ der *Villa dei papiri* nichts weniger als Originale sind, wird S. 181—185 gezeigt, während der reizende sitzende Hermes sehr wohl ein Original sein kann (S. 186). Unerfreulich vom kunstgeschichtlichen Standpunkt aus sind die römischen Bronzen, die ausnahmslos dem Porträtfach angehören. Aber gerade durch ihren unerfreulichen Eindruck beweisen sie, dafs die relativ vollendeten Nachbildungen guter Originale nicht aus den lokalen Erzgiefsereien hervorgegangen sein können. Vielmehr werden diese Nachbildungen aus Griechenland stammen, wo zur Zeit, als die hellenische Zivilisation Rom und das lateinische Italien eroberte, nicht nur Marmorskulpturen in Masse reproduziert wurden, sondern offenbar auch die vervielfältigenden Erzgiefsereien, zumal diejenigen Athens, sich eines blühenden Betriebes erfreuten, wie heutzutage die Neapels, das die halbe Welt mit seinen Reproduktionen von Antiken versieht. — In spätere Zeit führt uns der Tafel VII abgebildete Bronze-

aufsatz im Besitze von Hans Grafen von Wilczek in Wien, den Josef Strygowski S. 189—203 mit seiner ausgedehnten Denkmälerkenntnis bespricht, ohne freilich vorläufig zu einer bestimmten Einordnung der ganz eigenartigen Bronze nach Kunstrichtung und Zeit zu gelangen. — Eine Mädchenstatuette mit Vogel im Vatikan behandelt S. 209 - 212 Carl Hadaczek.

An die Besprechung dieser archäologischen Arbeiten schliefse ich die von drei tüchtigen topographisch-historischen Studien an. Es tut einem geradezu wohl, dafs nach der doch im wesentlichen destruktiven Behandlung der Perserkriege durch Hans Delbrück es Adolf Bauer gewagt hat, auf Grund genauer Kenntnis der Örtlichkeit und sorgsamer Prüfung der Überlieferung, die ihn namentlich zur Verwerfung von drei wesentlichen Punkten in der Darstellung des Ephoros (Diodor) geführt hat, die Seeschlacht von Salamis zu schildern (S. 90—111). Die relative Unsicherheit einzelner Aufstellungen wird ja vom Verf. selber zugegeben werden, jedoch stehe ich nicht an zu erklären, dafs die von ihm durchgeführte Kritik der Quellenberichte mir die einleuchtendste Lösung der zahlreichen Schwierigkeiten zu ergeben scheint. — Sehr scharfsinnig und überzeugend bestimmt Walther Judeich S. 111—125 die Lage von Gargara (auch Alt-Gargara) und Lamponeia an der Südküste der Troas, während die Bezeichnung der Felswarte auf dem Adatepe als „Altar des idäischen Zeus" möglicherweise richtig ist, aber durchaus nicht zwingend zu beweisen ist. — F. Schaffer beschreibt S. 204—207 an der Hand einer Kartenskizze die sämtlichen von ihm bereisten kilikischen Hochpässe und macht es wahrscheinlich, dafs Menon (Xenoph. Anab. I, 2, 20) mit Epyaxa über den heutigen Aidost-Bel (3400 Meter) gezogen ist.

Reichen Gewinn kann auch aus diesem vierten Bande die Epigraphik ziehen, und zwar finden sich hier nicht nur Inschriften aus dem eigentlichen Arbeitsgebiet des österreichischen Institutes, sondern, abgesehen von einer etruskischen Inschrift aus Südtirol (Beiblatt Sp. 1—4) und den schon erwähnten Bronzeinschriften von Lusoi, eine ganze Anzahl griechischer Inschriften, teils neue, teils alte in neuer Beleuchtung. So zeigt Paul Kretschmer (S. 142—144), dafs in der alten Felsinschrift von Naxos, I. G. A 411 (besser Bull. de corr. hell. IX, 495 n. 2), auch die dritte Zeile linksläufig ist. Die Lesung οἰφόλης (s. Hesych. u. W.), zu der Fr. Hiller v. Gaertringen als völlig beweisend

das nach links gewendete Schlufssigma nachgewiesen hat, gibt auch dieser naxischen Inschrift obscönen Sinn, wie ihn viele theräische haben. Auch der Pflug unter der Inschrift ist in diesem Sinne, als Hindeutung auf den *ἄροτος παίδων* zu fassen. Zu den Belegen S. 144 Anm. 5 füge ich hinzu *ταύτην γνησίων παίδων ἐπ' ἀρότῳ σοι δίδωμι* aus Menanders Perikeiromene Vs. 38 (Oxyrhynch. Pap. II No 216 S. 16). Mit Recht bemerkt übrigens Kretschmer, dafs das Liebespärchen Kariou und Dorophea, das doch wohl dem Sklavenstande angehört, sich nicht selber das Attribut *οἰφόλης* gegeben haben wird, die Inschrift also eine Schmähinschrift ist. — Schöne Funde hat Ad. Wilhelm im Nationalmuseum von Athen gemacht. Zu der Fluchinschrift des Museums von Bukarest (Ditt. Syll.[2] 816) hat er eine mit Ausnahme des Namens und eines Wortes völlig übereinstimmende Inschrift gefunden, die aus Rheneia stammt und noch dem 2. Jahrhundert v. Chr. angehört (Beiblatt Sp. 9—18). Die Inschrift, die einen zunächst ganz christlich anmutet, mufs wegen der Zeit und wegen der Anrede *τὸν κύριον τῶν πνευμάτων καὶ πάσης σαρκός* und *κύριε ὁ πάντα ἐφορῶν καὶ οἱ ἄγγελοι θεοῦ, ᾧ πᾶσα ψυχὴ ἐν τῇ σήμερον ἡμέρᾳ ταπεινοῦται μεθ' ἱκετείας* aus jüdischen Kreisen stammen, wie denn eine nicht unansehnliche jüdische Ansiedelung auf dem anliegenden Delos sich für ziemlich frühe Zeit nachweisen läfst. — Ferner fand Wilhelm in der gleichen Sammlung den Stein, der das Grabepigramm aus Rheneia Kaibel E. G. 214 enthält, und teilt dasselbe Beiblatt Sp. 17—19 in gesicherter Lesung mit. Dazu publiziert er noch ein Grabgedicht auf einen aus Alexandreia gebürtigen Arzt Dorotheos, der im phokischen Städtchen Tithoreia starb. Von dort mufs also der Stein stammen, den er ohne Angabe seiner Herkunft ebenfalls im Nationalmuseum zu Athen fand. — Der gleiche Gelehrte steuert „Zu den Inschriften aus Magnesia am Mäander" im Beiblatt Sp. 21—36 zahlreiche wichtige Bemerkungen bei, wobei auch für andere Inschriften manch glücklicher Ergänzungsvorschlag gemacht wird. — Interessant ist eine unlängst in Olbia gefundene Inschrift, die einen staunenerregenden Pfeilschufs des Olbiopoliten Anaxagoras auf eine Strecke von 282 Orgyien (über 500 Meter) verewigt. Der Herausgeber E. v. Stern (Beiblatt Sp. 57—60) und Jos. Karabacek (Sp. 61—70) begleiten diese erste positive Angabe über die im Altertum mit dem Bogen erzielte maximale Schufsentfernung mit interessanten allgemeinen Erläuterungen, die besonders die auf Denkmälern des Ok-meidân in Konstantinopel auf-

gezeichneten Leistungen türkischer „champions“ und Sultane betreffen. — Auch Fr. Hiller v. Gaertringen steuert aus seinem Arbeitsgebiete, Rhodos, zwei neue, nicht uninteressante Inschriften bei (Sp. 159—164), dazu (Sp. 164—166) aus den Papieren des schwedischen Arztes Hedenborg eine schon 1853 von C. T. Newton gesehene, aber nicht publizierte rhodische Ehreninschrift für Anaxibios, Sohn des Pheidianax, zu der das Gegenstück, ein delischer Volksbeschlufs zu Ehren desselben Anaxibios, schon seit längerer Zeit bekannt war (Bull. de corr. hell. X, 118 ff. n. 3)

Beiträge zur römischen Epigraphik ergab auch diesmal die Durchforschung der Donauländer, die das österreichische Institut als eine seiner Hauptaufgaben betrachtet. Mit welchem Eifer und Erfolg in seinem Auftrage Serbien bereist wurde, zeigte der II. Bericht aus Serbien von Fr. Ladek, A. v. Premerstein und N. Vulić (Beiblatt Sp. 73 bis 162, Fortsetzung zu Bd. III, Beiblatt Sp. 105 ff.). Eine solche Denkmälerstatistik kann nicht nur Wertvolles verzeichnen, doch fehlt es auch diesmal nicht an bedeutungsvollen Stücken. Hervorzuheben ist die durch einen neuen Fund fast vollständig gewordene Veteranenliste von Viminacium (Sp. 81—97), die einiges Neue lehrt hinsichtlich einzelner militärischer officia, wie *cerarius* und *librarius*. Während einige Inschriften dazu beitragen, die Geschichte der römischen Legionen in Mösien zu vervollständigen, ist Nr. 15 (Sp. 109 f.) wegen der Reliefdarstellung wichtig für die Bestimmung des Charakters des *decurio ex singularibus*. Der Archäologe sei hingewiesen auf die Nemesis-Statue Sp. 120 Fig. 11 und auf die Darstellung der Zurückführung der Alkestis auf einer Grabstele Sp. 124 Fig. 14. Religionsgeschichtlich interessant sind die Ausführungen über den Herkules-Kultus in Dalmatia zu Nr. 75 Sp. 153 f., wirtschaftsgeschichtlich wichtig, was ebendort über die Besitzesverhältnisse in Dalmatia gesagt ist. Eine Ergänzung zu diesem sorgfältigen Antikenbericht bilden die epigraphisch-archäologisch-topographischen Notizen aus Südserbien von Tihomir R. Gjorgjević (Beiblatt Sp. 161—168) — Die von Jung Bd. III, Beiblatt 179 f. n. 3—5 veröffentlichten Inschriftfragmente aus dem Glacis der Festung Karlsburg versetzen A. v. Domaszewski in die Möglichkeit, im Beiblatt Sp. 3—8 die sehr wichtige Inschrift CIL III 7741, welche die Errichtung einer *schola speculatorum* unter Septimius Severus bezeugt, zu ergänzen. — Eine ungemein fleifsige und sorgfältige Denkmäler- und Inschriftenstatistik von Pola und

Umgebung bietet uns R. Weifshäupl, Zur Topographie des alten Pola, Beiblatt Sp. 169—208, eine Arbeit, die uns sehr deutlich fühlen läfst, wie energisch und weitausgedehnt einst die Römer dieser Gegend ihre Kultur eingeprägt haben. — Vom gleichen Verfasser rührt ein kurzer Bericht über Ausgrabungen bei Altura in der Nähe von Pola her, wo Mommsen das alte *Nesactium* angesetzt hat (Beiblatt Sp. 7—10). — Aus Konstantinopel publiziert der dortige österreichische Gesandte Franz Freiherr v. Calice einen nicht uninteressanten Grabstein eines Soldaten der cohors XI urbana. Auf dem Steine, der in die Gartenmauer der englischen Botschaft eingelassen ist, ist, wie es scheint, die ganze Feldausrüstung des Soldaten in Relief wiedergegeben (S. 207 f. und Bd. V Beiblatt Sp. 51).

Von Konstantinopel gehen wir hinüber nach der kleinasiatischen Türkei, dem zweiten Hauptarbeitsgebiet des österreichischen Institutes. Von dort kommen zwei wichtige Beiträge. An der Hand eines von Heberdey in Fugla, dem alten Pogla, in Pisidien gefundenen Inschrift erläutert einer der besten Kenner dieser Verhältnisse, M. Rostowzew, im Beiblatt Sp. 37—46 die Organisation der kaiserlichen Domäne und Stadt Pogla, nachdem er gezeigt hat, wie die kaiserlichen Kolonen sich zunächst zu einem Kultverbande (*κοινόν*) zusammentun, der nachher quasi-munizipale Rechte bekommt, ja, wie eben diese Inschrift lehrt, geradezu zur Stadt (*πόλις*) werden kann. — Allgemeineres Interesse darf eine von Fr. Hiller v. Gaertringen auf Tenos gefundene Inschrift beanspruchen (S. 166—168), die den bekannten P. Quinctilius Varus als *ταμίας* ehrt, d. h. als Quästor der Provinz Asia, der, wie der Herausgeber nachweist, Tenos mit einer Anzahl der Kykladen schon in vorsullanischer Zeit zugeteilt wurde.

Zum Schlufs erwähne ich einen Beitrag von O. Keller zu der nicht enden wollenden Diskussion über die älteste Forumsinschrift, betitelt „Über das Romulusgrab, die älteste Forumsinschrift und die beiden Löwen" (Beiblatt Sp. 47—56). Verf. wird kaum auf allgemeine Zustimmung rechnen können, wenn er mit Gamurrini an der Stelle, wo die Inschrift gefunden wurde, wirklich (wie Modestow) das Romulusgrab ansetzt, während seine Bestreitung der windigen Hypothese Enmans, die ganze Anlage sei ein Heiligtum des Terminus, gewifs allgemeine Billigung finden wird. Hübsch ist, was er im Anschlufs an die pseudoakronischen Scholien zu Hor. Epod. 16 über die

beiden Löwen als Grabeswächter, deren Basen erhalten sind, ausführt. — So ist fast kein Gebiet der klassischen Altertumswissenschaft, das aus dieser Institutspublikation nicht Nutzen ziehen könnte. Es liegt im Charakter solcher offiziellen Publikationen, dafs der Herausgeber und Leiter, wenn er nicht selber Beiträge liefert, zurücktritt Wer aber den vorliegenden Band sorgfältig durchgeht, der wird nicht nur da, wo O. Benndorf aus seiner erstaunlichen Denkmäler- und Quellenkenntnis den Mitarbeitern mit seinem Namen bezeichnete Ergänzungen zur Verfügung stellt (vgl. S. 37 Anm. 36a; S. 58; S. 98 Anm. 6; S. 165; S. 200; Beiblatt Sp. 35 Anm. 12), sein nie versagendes Interesse an den Leistungen seiner Mitarbeiter beobachten, sondern überall seine sanft führende Hand verspüren. Der Dienst, den er so als spiritus rector der Wissenschaft leistet, kann nicht leicht zu hoch angeschlagen werden.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

---

281) **Friedrich Köhler, Die Alliteration bei Ronsard.** Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgegeben von **H. Breymann** und **J. Schick.** XX. Heft. Erlangen und Leipzig, A. Deichert Nachfolger Gg. Böhme, 1901. XVI u. 153 S. 8. ℳ 4. —.

Die Arbeit gibt mehr, als der Titel besagt, denn sie wird eröffnet mit einer wohl so gut wie vollständigen Bibliographie über den Begriff und die Verwendung der Alliteration im allgemeinen, der dann eine kurze, aber sorgfältige Darstellung des Anreimes in den klassischen, den romanischen und den germanischen Sprachen folgt. Nachdem dann noch Wortwiederholungen sowie die vokalische und konsonantische Alliteration erörtert worden, geht der Verf. zu seinem eigentlichen Thema über. Den gröfseren Teil des Buches (S. 40—152) füllt schliefslich ein systematisches Verzeichnis der Alliterationen bei Ronsard nach folgender Ordnung: I. Personennamen. II. Geographische Namen. III. Tiernamen. IV. Formelhafte Verbindungen. V. Nichtformelhafte Verbindungen. VI. Zusammengesetzte Alliteration. VII. Verknüpfung zweier oder mehrerer Verse durch Alliteration. Als Ergebnis seiner gründlichen Untersuchung sagt der Verf. zum Schlufs, „dafs Ronsard, wie andere romanische Kunstdichter, einen weit ausgiebigeren Gebrauch von der Alliteration macht, als bisher allgemein angenommen wurde. Ferner kann man sich der Erkenntnis nicht mehr verschliefsen, dafs die Alliteration bei Ronsard eine geradezu über-

raschend mannigfaltige Anwendung findet. Er verwendet sie in verschiedener Absicht, entweder um ein Band zwischen dem Gedanken und dem Laute herzustellen, oder um seinen Versen Nachdruck zu verleihen, oder endlich, um sie fliefsend, glatt, geschmeidig zu machen und auf diese Weise die Wirkung und den Wohlklang seiner Dichtung zu erhöhen". Der Verf. betont dann noch, einer Bemerkung Krietes (D. Allit. in der italienischen Sprache. Diss. Halle 1893) gegenüber, dafs Ronsard in der Hinsicht auch Tasso nicht nachstehe.

Mit diesem Ergebnis kann man durchaus einverstanden sein, da die Arbeit vollauf den Beweis für das Behauptete liefert. Dafs man deshalb nicht jeder Einzelheit in der Darstellung zuzustimmen braucht, ist klar. Eine Lücke in der Auffassung der vokalischen Alliteration bei Germanen und Romanen scheint Ref. darin zu liegen, dafs die Verschiedenheit in der Vokalbildung, starker und leiser Einsatz, nicht in Betracht gezogen wird. Wenn bei den Romanen peinlich genauer Gleichklang der Vokale erforderlich ist, bei den Germanen aber alle Vokale untereinander alliterieren, so liegt der Grund für letztere Eigentümlichkeit doch wohl darin, dafs das Charakteristische in der germanischen vokalischen Alliteration in dem Vorhandensein des Kehlkopfverschlufslautes liegt. Was ferner die sogen. schwache Alliteration anbetrifft (playful blushes, brave proudly u. s. w.), so ist der Ausdruck, eine solche dürfe „nie und nimmer zugelassen werden" (S. 27) nicht am Platze; denn es kommt nur darauf an festzustellen, ob ein Dichter sie tatsächlich künstlerisch verwendet oder nicht; von dem Augenblick an, wo es geschieht, mufs der Ästhetiker dieses Kunstmittel anerkennen. Die Kapitel „Alliteration in der Wortwiederholung, A. im Wort- und Klangspiel" gehören insofern nicht recht in die Arbeit, als bei der Wortwiederholung der Anlaut keine gröfsere Rolle spielt als der In- bzw. Auslaut; ähnlicherweise können die Beispiele auf S. 32 ebensogut für den Reim in Anspruch genommen werden. In seinem Eifer geht der Verf. schliefslich zu weit, wenn er in der Ausmalung dessen, was die Alliteration zu leisten hat, sich zu Wendungen verleiten läfst wie folgende: „Mit *p* bringt er zum Ausdruck: Die Strenge der Bestrafung (Ha! je vous *p*unirai du *p*éché de *p*aresse)." „Einem ähnlichen Zweck wie *p* dient auch *t*; so versinnlicht er z. B. damit die Macht der Hand Gottes: Elle fit bas *t*omber la *t*erre Et *t*ournoyer l'eau" (S. 35). „So versinnlicht er z. B. die Freuden der Liebe mit *b*: Et la *b*ouche qui passe en *b*eauté le coral, S'elle veut me *b*aiser, ne se fera point mal" (S. 36). „Er

hebt die Verdienste Jesu um die sündige Menschheit hervor und tut dies durch eine Häufung von Alliteration mit *p* (S. 37 unten) u. s. w." Ref. will die Möglichkeit der Tonmalerei natürlich durchaus nicht in Abrede stellen, glaubt aber, dafs man bei der Deutung sich auf ganz allgemeine Empfindungen bezw. Eindrücke beschränken mufs, dafs ferner der Dichter meistens durch den Anlaut des wichtigsten Begriffes, sei es etwa *péché* oder aber *baiser*, zu der Wahl der Alliteration bestimmt wird, nicht aber durch die charakteristische Färbung der Laute *p*, *b*, *t* etc. an sich, soweit nicht die Sprache selbst in der Beziehung schon vorgearbeitet hat, wie in *tonnerre, brayant, tintamarre* etc.

Berlin. **B. Röttgers.**

---

282) **Les Genres Littéraires** (Évolution des Genres). Paris, Librairie Classique Paul Delaplane. kl. 8.

Preis jedes Bändchens geh. fr. —. 75.

Es ist ein sehr praktischer Gedanke der Delaplaneschen Buchhandlung, zu billigem Preise eine Reihe von kleinen handlichen Kompendien aus dem Gebiete der Philosophie und Pädagogik (vgl. diese Zeitschrift 1902, S. 207) und aus dem der Literaturgeschichte erscheinen zu lassen. Die Heftchen sind natürlich in erster Linie für Examinanden bestimmt. Von der hier speziell in Frage kommenden Sammlung sagt der Prospekt: „Nous espérons être utile aux jeunes gens qui préparent un examen quelconque: brevet supérieur, baccalauréat, licence ès lettres. Mieux que dans un cours d'histoire littéraire, ils pourront suivre, depuis le moyen âge jusqu'à nos jours, le développement de la comédie, par exemple, ou de l'épopée. Et nous leur permettrons ainsi de replacer plus aisément dans l'évolution du genre la pièce de théâtre ou le poème que leur font expliquer leurs professeurs." Unleugbar ist es von grofsem Interesse und Wert, jede einzelne Literaturgattung in ihrer Entwickelung für sich studieren zu können: der Überblick über die gesamte Literaturgeschichte wird durch eine solche Vorbereitung jedenfalls bedeutend erleichtert. Erschienen sind bis jetzt von der Sammlung: L'Épopée, Le Roman, La Comédie und Drame et Tragédie von Léon Levrault, Professor am Gymnasium in Angers, und aus der Feder eines Gymnasialprofessors in Lyon, M. Roustan: L'Éloquence und La Lettre. Die beiden letzten Nummern liegen uns hier vor. Sie sind in gefälliger, klarer Darstellung und mit gründlicher Sachkenntnis geschrieben. Jedenfalls werden sie ihren oben an-

gegebenen nächsten Zweck trefflich erreichen nnd aufserdem auch, dem Wnnsche der Heransgeber entsprechend, noch in weiteren Kreisen manchem Freunde der französischen Literatnr ein bequemer und znverlässiger Wegweiser sein. -b-

283) **A. C. Bradley, A Commentary on Tennyson's In Memoriam.** London, Macmillan & Co.; New York, The Macmillan Company, 1901. XII n. 223 S. 8. geb. 4 s. 6 d. net.

Bradley's Kommentar ist aus Vorlesnngen hervorgegangen, die der Verf., jetzt Professor of Poetry an der Universität Oxford, im Jahre 1884 am University College in Liverpool gehalten hat. Bradley sagt über Zweck und Umfang seines Buches selbst folgendes: "The purpose of this book is strictly limited. My main object is to be of use to such readers as care to study *In Memoriam* closely, by showing the bearing of the sections on one another, and by dealing with many of the difficnlties of interpretation which I have encountered in my own reading of the poem, in conversation, in teaching, and in books on the subject. The qnotations of parallel passages are sometimes meant to serve this latter purpose, sometimes merely gratify literary curiosity regarding the point discnssed at the end of the Introduction [Tennyson's Debt to other Poets]. I have abstained almost wholly from 'aesthetic criticism', chiefly because, althongh it interests me more than the kind of comment to which this book is restricted, I do not think the two kinds harmonise well." Von der einschlägigen Literatnr sind namentlich benntzt: des jüngeren Lord Tennyson's 'Memoir'; Gatty's 'Key to In Memoriam'; J. F. Gennng's 'Tennysons I. M.'; Miss Chapman's 'Companion to I. M.'; E. C. Tainsh's 'Stndy of Tennyson's Works', nene Ansgabe 1893, nnd J. Knowles' Artikel im Nineteenth Century Januar 1893. Der eigentliche Kommentar füllt die Seiten 77—219. Vorher geht eine Einleitung, den Schlufs bildet anf S. 220—223 eine nach der Absicht des Verf. vollständige Liste der Varianten zwischen der ersten Ausgabe nnd dem jetzigen, wohl seit 1884 nnverändert gebliebenen Texte. — Die gehaltvolle Einleitung behandelt 1) The Origin, 2) The Composition, 3) The Structnre of *In Memoriam*; 4) The 'Way of the Soul'; 5) The Ideas nsed in *I. M.*; 6) The Metre, nnd Debt to other Poets. Unter dem „Weg der Seele" versteht Bradley den Entwickelungsgang des Fühlens nnd Denkens bei dem tranernden Dichter, der in schwerem Ringen mit dem znerst fast vernichtenden Schmerze sich all-

mählich zu innerer Klärung und Ruhe durchkämpft; die „Ideas used in the Poem“ sind Tennyson's Ansichten über die höchsten Probleme des menschlichen Denkens: Gott, Seele und Unsterblichkeit.

Der den eigentlichen Kern des Buches bildende Kommentar zu den einzelnen Abschnitten gibt überall zuerst kurz den Gedankengang des Gedichtes an und bespricht sodann des näheren die erklärungsbedürftigen Wörter und Stellen. Die in der Einleitung berührten literarischen Beziehungen werden im einzelnen verfolgt, und in weitem Umfange werden natürlich auch Tennyson's eigene Schriften zur Erklärung herbeigezogen. Der Verf geht überall mit großer Gründlichkeit zu Werke. Seine Erklärungen zeugen von trefflicher Sachkenntnis und sind wirklich geeignet, den Leser in das Verständnis des an Schwierigkeiten so reichen Gedichtcyklus einzuführen.

Wir können deshalb sein Buch allen Freunden Tennyson's aufs beste empfehlen. -s-

---

284) **J. B. Greenough & G. L. Kittredge, Words and their Ways in English Speech.** London, Macmillan & Co; New York, The Macmillan Company, 1902. X u. 431 S. 8. geb. 5 s. net.

Ähnlich wie Behaghels Buch über die deutsche Sprache, ist der vorliegende Überblick über die Entwickelung interessanter und besonders charakteristischer Wörter im Englischen für den weiten Kreis derjenigen Gebildeten bestimmt, die, ohne philologisch geschult zu sein, sprachlichen Dingen ein gewisses Interesse entgegenbringen. Die wissenschaftliche Zuverlässigkeit des in dem Buche gebotenen Materials ist dadurch in keiner Weise beeinträchtigt worden, und dabei haben die Verfasser es verstanden, ihren Stoff, den sie im wesentlichen dem Oxforder Wörterbuch, den Arbeiten Skeat's und den etymologischen Beiträgen Sheldon's in Websters International Dictionary entnommen haben, in so interessanter Weise zu verarbeiten und so selbständig und originell auszuspinnen, daß auch der Sprachgelehrte und selbst der Anglist von Fach ihre Studie mit Vergnügen und Nutzen lesen werden. Zur allgemeinen Orientierung über den Inhalt teilen wir die Überschriften der einzelnen Kapitel mit: The Origin of Language. Language is Poetry. Learned Words and Popular Words. Learned Words become Popular. Technical or Class Dialects. Slang and Legitimate Speech. The Literary Language. The Latin in English. Fashion in

Language. Complexity of the English Vocabulary. Unity of the English Vocabulary. Cognates and Borrowed Words. The Development of Words. Fossils. The Conventional Character of Language. Generalization and Specialization of Meaning. Special Processes in the Development of Meaning. Transference of Meaning. Degeneration of Meaning. Euphemism. Hyperbole or Exaggeration. Folk-Etymology. Doublets and Homonyms. Words from Places or Persons — Ein Anhang bringt noch einen Exkurs über die „Googoo-theorie" bezüglich der Entstehung der Sprache und einige bibliographische Angaben; daran schliefst sich ein Sachregister, und zuletzt folgt ein wegen seiner Vollständigkeit sehr schätzenswertes alphabetisches Verzeichnis der besprochenen Wörter. — Als besonders interessant verdienen folgende Abschnitte hervorgehoben zu werden: S. 25 f. die namentlich für Ausländer lehrreichen Bemerkungen über gewisse Synonyma; S. 29 ff. das ganze Kapitel über die Popularisierung gelehrter Wörter; S. 126 f. die kleine Auseinandersetzung über den Begriff „Sprachgefühl", für welchen dem Engländer ein kurzer Ausdruck fehlt; S. 193 ff. die Zusammenstellung der sprachlichen „Versteinerungen" im Englischen; S. 80 ff. der knappe und klare Überblick über die Entstehung der englischen Schriftsprache; S. 104 f. die Bemerkungen über einige dem Lateinischen entnommene stehende Abkürzungen; S. 31 ff. die Zusammenstellung der alltäglichen Ausdrücke, welche die heutige Sprache der mittelalterlichen Physiologie, Medizin und Astrologie, sowie der Scholastik und schliefslich der griechisch-römischen Philosophie verdankt. Auch auf das Kapitel über die sprachliche Übertreibung (S. 309 ff.), auf den Abschnitt über town, city, home u. s. w. (S. 142 f.) und auf die Ausführungen über den Slang (S. 55 ff.) und über den Einflufs der Mode auf die Sprache (S. 110 ff.) sei noch besonders hingewiesen.

Wir verdanken dem Buche manche angenehme Stunde und empfehlen es allen Fachgenossen aufs angelegentlichste zur Lektüre. -t-

---

285) **Francis B. Gummere, The Beginnings of Poetry.** New York, The Macmillan Company. London, Macmillan & Co., 1901. X u. 483 S. 8. geb. 12 s. 6 d. net.

Gummere denkt sich die Anfangsgeschichte des Dichtens etwa in folgender Weise. Die mehr oder weniger geschlossen lebenden Menschenhorden der Urzeit kamen bei gewissen Gelegenheiten, d. h. nach erfolgreichen Jagden, vor oder nach einem Kampfe, bei Todesfällen, bei Ver-

mählungen oder in den frühesten Stadien zu Zeiten allgemeiner Liebeserregung, später auch nach Einheimsung der Feldfrüchte, zu einem besonders deutlichem Gefühl der geselligen Zusammengehörigkeit der Individuen. Der nächstliegende und wichtigste Ausdruck dieses Gefühls waren rhythmische Gebärden, d. h. taktmäfsige Körperbewegungen und rudimentäre Gesänge, welche eine gleichmäfsige Beteiligung aller Individuen ermöglichten und der kollektiven Empfindungsäufserung der Horde einen organisch einheitlichen Charakter verliehen. Ganz von selbst stellten sich auch bei gemeinsamer Arbeit, die zuerst wohl namentlich von den Frauen besorgt wurde, taktmäfsige Bewegungen der arbeitenden Körperorgane und rhythmische Lautäufserungen ein. Die Lautäufserungen waren bei den verschiedenen Gelegenheiten zuerst wohl einfache Empfindungsrufe, die mit monotoner Gleichmäfsigkeit stundenlang wiederholt wurden. Später wurde neben diesen interjektionalen Lautreihen, die vielleicht noch in manchen neueren Refrains fortleben, oder an ihrer Stelle, der Vorgang, welcher die Veranlassung zu der allgemeinen Erregung bildete, in einem kurzen Satze konstatiert, und zunächst wiederholte man auch diesen Satz unverändert bis zur Erschöpfung. Allmählich ging man dann dazu über, einen solchen Satz zu variieren (der Anfang zum Parallelismus membrorum); dann wurde das Ereignis, welches die Gemüter beschäftigte, etwas ausführlicher erzählt, und es bildete sich so die Urform der Ballade, aus der sich nach verschiedenen Richtungen hin später Epos und lyrische Dichtung entwickeln sollten. Nicht selten ahmten die rhythmischen Körperbewegungen die im Vordergrunde des Interesses stehenden Tätigkeiten und Vorgänge nach, und so entstand ganz von selbst eine embryonale Form des Dramas. Die *taktmäfsigen Körperbewegungen und die rhythmische Gliederung der gesungenen Worte bildeten unter allen Umständen einen wesentlichen Faktor des uranfänglichen Dichtens.* — Da die elementarste Poesie stets der Ausdruck einer *gemeinsam* empfundenen Stimmung war, so *beteiligten sich* anfangs auch *alle Mitglieder der Horde gleichmäfsig* und *ohne das Hervortreten irgend eines Individuums* an derselben. Später kam in diese einförmige Betätigung des Chores allmählich etwas Abwechslung. Sie wurde unterbrochen durch den Vortrag einzelner, welche sich der Reihe nach ablösten oder Wechsel- und Streitgesänge anstimmten; hie und da trat allmählich auch ein führendes Talent hervor, welches für den ganzen Chor den Ton angab und nach und nach

immer selbständiger wurde. Der Chor wurde im Laufe der Zeit immer passiver, bis er schliefslich ganz verstummte. Damit sind wir bei der individuellen Dichtung angelangt, die in ihrer fortschreitenden Entwicklung in einen immer schärferen Gegensatz zu der geselligen Dichtung trat und sich zuletzt sogar im Prinzip von dem wichtigsten Charakteristikum derselben, von dem Rhythmus, lossagte, um allein die gesteigerte Stimmung und die schöpferische Phantasietätigkeit als das eigentlich Wesentliche gelten zu lassen. Wie bedeutsam aber der Rhythmus im Grunde ist, zeigt sich nach Gummere in der Tatsache, dafs auch heute noch der Dichter dann am nachdrücklichsten und unmittelbarsten zu unserem Herzen spricht, wenn er seine Gedanken in rhythmische Formen kleidet.

Dies sind in grofsen Zügen die Hauptgedanken des Gummereschen Werkes. Der Verf. gründet seine Theorieen auf ein aufserordentlich reichhaltiges Material aus dem Gebiete der Volks- und Völkerkunde und der vergleichenden Literaturgeschichte. Die einschlägige wissenschaftlich-kritische Literatur von Aristoteles bis auf die neueste Zeit ist in ihren wichtigsten Erscheinungen wohl vollständig berücksichtigt [1]. Gelegentlich wirkt die durch diese Ausführlichkeit bedingte Breite etwas ermüdend, so namentlich in dem grundlegenden zweiten Kapitel (Rhythm as the essential fact of poetry), wo unseres Erachtens eine etwas knappere Darstellung auch zum Ziele geführt haben würde. Man mufs aber andererseits zugeben, dafs der Verf. es versteht, für seine Breite durch eine Menge feinsinniger und sehr anregender Bemerkungen zu entschädigen. Selbst wer den Hauptschlufsfolgerungen nicht in allen Punkten beistimmt, wird die geistvolle Arbeit mit grofsem Interesse und unzweifelhaftem Nutzen lesen. Kein Psycholog, Philolog und Kulturhistoriker sollte es versäumen, sich mit derselben eingehender zu beschäftigen. **P.**

1) Wir möchten nur noch auf eine von Gummere nicht erwähnte Arbeit von Richard Fritzsche hinweisen, welche 1885 im Programm des Königl. Gymnasiums zu Chemnitz erschienen ist. Die Abhandlung führt, wie Gummere's Buch, den Titel „Die Anfänge der Poesie", beschäftigt sich aber fast ausschliefslich mit der Frage nach der anfänglichen Entwicklung der poetischen Illusionen (Metapher und Projektion)

286/88) **Babel und Bibel.** Ein Vortrag von **Friedrich Delitzsch.** Mit 50 Abbildungen. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902. 52 S. 8. geb. ℳ 2. —.

Bibel und Babel. Eine kulturgeschichtliche Skizze von **Eduard König.** 4. Auflage. Berlin, M. Warneck, 1902. 51 S. 8. geb. ℳ —. 80.

Bibel und Babel, El und Bel. Eine Replik auf Friedrich Delitzschs Babel und Bibel von **W. Knieschke.** Westend-Berlin, Akademische Buchhandlung W. Faber & Co., 1902. 64 S. 8.

Der unter dem Titel „Babel und Bibel" zum Abdruck gelangte Vortrag des bekannten Assyriologen Friedrich Delitzsch wurde am 13. Januar 1902 in der Singakademie zu Berlin im Beisein des Kaisers für die Deutsche Orientgesellschaft gehalten und am 1. Februar im königlichen Schlosse zu Berlin wiederholt. Der Hauptzweck der Vorlesung ist die Vermehrung des in neuerer Zeit wieder besonders erwachenden öffentlichen Interesses für die babylonisch-assyrischen Ausgrabungen, und zwar soll die Laienwelt besonders dadurch für jene Forschungen erwärmt werden, dafs ihr nachgewiesen wird, welche Bedeutung dieselben für das Verständnis und die Beurteilung der für die heutige Weltanschauung der meisten immer noch grundlegenden biblischen Bücher besitzen. Der Verf. behandelt sein Thema mit grofser Wärme und gibt in wenigen Grundzügen ein anschauliches Bild der wichtigsten Beziehungen zwischen der babylonisch-assyrischen und der israelitischen Kultur und Religion. Leider reifst ihn das Feuer der Begeisterung und der Eifer für seine gute Sache einige Male zu etwas gewagten Schlüssen und Behauptungen hin, die vor der streng wissenschaftlichen Kritik nicht standhalten können. Die oben an zweiter Stelle genannte Streitschrift des Bonner Hebraisten König hat den Zweck, die wichtigsten dieser Punkte herauszuheben und namentlich mit bezug auf einige Stellen bei Delitzsch nachzuweisen, dafs „die Bedeutung der Ausgrabungen am Euphrat nicht darin liege, dafs sie zur Totengräberarbeit für die religionsgeschichtliche Prärogative der Bibel werden." König hat jedenfalls recht mit seinen Ausführungen über die objektive Zuverlässigkeit der assyrischen Tontafeln (S. 9 ff.). Ebenso mufs man seinen Einwänden gegen die Auslegung des bei Delitzsch auf S. 38 abgedruckten Bildes rückhaltlos beistimmen, und endlich sind seine Angriffe auf die in „Babel und Bibel" ausgesprochene Theorie über den Ursprung des Monotheismus bei den Semiten und im speziellen über

die Gottesnamen J a h v e h und El gut begründet. Im übrigen können wir uns nicht in allen Punkten mit Königs Argumentation einverstanden erklären, und namentlich teilen wir durchaus nicht seinen orthodoxkirchlichen Standpunkt, welcher den rein menschlichen Charakter der jüdischen Religionsentwickelung völlig verkennt und heidnische Rohheiten wie den auf Jahvehs Befehl an besiegten Feinden vollstreckten entsetzlichen Kriegsbann durch geschichtsphilosophische Betrachtungen ethisch rechtfertigen will. Leider müssen wir uns hier ein genaueres Eingehen auf Einzelheiten versagen, da derartige Erörterungen, welche zum teil etwas weit ausholen müfsten, nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift passen würden.

Eine noch extremere und jedenfalls noch viel unverhohlener ausgesprochene Richtung der Altgläubigkeit als König vertritt der Verf. der dritten Schrift, Pfarrer W. K n i e s c h k e in Sieversdorf. Seine Abhandlung will, „ohne Drangabe der Wissenschaft, aber doch im Sinne einer *theologia lucis* geschrieben, sein den gläubigen Seelen eine Stärkung, den Schwachen ein Stützpunkt, den fleischlich Sicheren und Verächtern ein Mene Tekel; aber auch der Wissenschaft möchte sie zurufen 'ein wenig bescheidener, geht nicht als Gold aus, was noch keins ist, schonet die Gewissen'" (S. 5). Im allgemeinen ist für uns eine Diskussion von Knieschkes Ausführungen von vornherein ausgeschlossen, da für unser logisches Denken andere Normen gelten als für das seinige, oder um seine eigenen Worte (S. 27) anzuführen, es „scheiden sich die Geister, und eine Verständigung ist hier unmöglich". Immerhin wollen wir nicht in Abrede stellen, dafs seine „Replik" auch hie und da Gedanken ausspricht, denen wir zustimmen müssen — der Hauptsache nach sind es Angriffe auf Delitzschs Buch bezüglich der oben von uns selbst als schwach bezeichneten Punkte. Am Schlufs seiner Arbeit bezieht Knieschke sich auf mehrere Schriften Königs. Es würde nichts geschadet haben, wenn er auch dessen „Lehrgebäude der Hebräischen Sprache" benutzt hätte. Denn hätte er dort in der zweiten Abteilung des zweiten Bandes den § 249 i zu Rate gezogen, so würde er das, was bei ihm auf S. 17 über assyr. *ti'âmtu* und hebr. תְּהוֹם zu lesen steht, wohl nicht geschrieben haben.

Doch wir müssen abbrechen. Zum Schlufs sprechen wir noch die Hoffnung aus, dafs Delitzschs Buch, welches auch durch seine zahlreichen vortrefflichen Abbildungen eine Fülle von Belehrung bietet, der Sache

der assyrischen Ausgrabungen in recht weitem Umfange nützen möge, und dafs es diesen Forschungen beschieden sei, den Glauben an übernatürliche Vorgänge und direkte Offenbarung in der Religionsgeschichte der Israeliten immer mehr zu erschüttern. Die wirklich wertvollen Errungenschaften auf ethischem Gebiete, welche die Menschheit dem alten Testamente verdankt, werden dadurch an bleibender Bedeutung nur gewinnen. π

Vakanzen.

Allenstein, R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Anclam, G. Obl. Lat. Griech. Dir. Dr. Stamm.
Braunschweig, H.M.S., zwei Obl. 1) Deutsch u. Gesch. 2) Engl. Frz. Magistrat.
Danzig, O.R., zwei Obl. Magistrat.
Görlitz, R.S. Obl. Rel., Deutsch, Gesch. Magistrat.
Görlitz, R.G. Obl. N. Spr. Magistrat.
Graudenz, H.M.S. Obl. Deutsch und Geschichte.
Königsberg i. Pr., R.S. Obl. Deutsch u. Gesch., desgl. Frz. u. Deutsch. Magistrat.
Magdeburg, R.G. Obl. Rel. Latein. Magistrat.
Naumburg, (S) H.M.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Rixdorf, R.G. u. R.S. Obl. Rel. u. Deutsch. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 13. Dezember. Nr. 25, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

289) Αἰσχίνου περὶ τῆς παραπρεσβείας. Texte grec publié avec une Introduction et un Commentaire par **Jean-M. Julien** et **Henri L. de Péréra.** Paris, Librairie C. Klincksieck, 1902. LXIV u. 123 S. 8. 4 fr.

Die Ausgabe ist, wenn auch nicht ausdrücklich als solche bezeichnet, für Schüler bestimmt und bringt textkritisch nichts Neues. Der Text folgt der Ausgabe von Blafs, Aeschinis orationes, Teubner 1896, abgesehen von einigen Abweichungen, die S. LXI—LXIV aufgeführt sind und die in der Hauptsache mit der abweichenden Ansicht van Herwerdens (Mnemosyne, nova series, vol. XXV, p. 189—202) über den Hiatus begründet werden.

Die Einleitung enthält zuerst die Vita des Äschines (S. V—XX), zu der die einschlägige Literatur, wie Schäfer, Demosthenes, und Blafs, Attische Beredsamkeit, sorgfältig benutzt ist. Einige Einzelheiten sind der Schrift von Stechow, De Aeschinis oratoris vita, Berlin 1841, entnommen, und Castets' (Eschine l'orateur, Paris 1872) einseitig apologetischer Standpunkt wird mit Recht verworfen. Der Vita folgt eine Darlegung des Gesandt-

schaftsprozesses und der damaligen politischen Verhältnisse (S. xxi—xxxii); sodann wird die Rede ausführlich disponiert, Äschines als Redner gewürdigt und sein Stil unter Anführung der Tropen und Figuren besprochen (S. xxxiii—liii). Die Hauptquelle dafür ist aufser Weil, Plaidoyers politiques de Démosthène, und Croiset, Histoire de la littérature grecque, Blafs, Attische Beredsamkeit. Darauf wird eine Übersicht über die Handschriften und Ausgaben des Äschines gegeben unter Zugrundelegung der Weidnerschen Klassifikation der Handschriften (S. liv—lx). Den Schlufs der Einleitung bilden die oben bereits erwähnten Notes critiques (S. lxi bis lxiv).

In dem Kommentar sind die Verfasser bemüht, schwierigere Stellen durch Angabe der Konstruktion zu erklären und durch eine passende Übersetzung das Verständnis des Textes zu erleichtern. Öfter sind allerdings Irrtümer unterlaufen und Behauptungen aufgestellt, die erst des Beweises bedürfen. So findet sich S. 11 bei *μνημονεύειν ὅτε* die Bemerkung: „Die Konstruktion von *μνημονεύειν* mit *ὅτε* ist viel häufiger als die mit *ὅτι*.“ Das kommt doch sehr auf den Zusammenhang an, ob die Zeitumstände, unter denen etwas geschieht, oder eine blofse Tatsache gemeint sind. S. 17 *εἰπόντος, ὅτι φοβοῖτο* heifst es: „Die Zeitenfolge (la concordance des temps) wird im allgemeinen immer genau beobachtet von Äschines“, während doch im Griechischen nur von einer Modusfolge die Rede sein kann. S. 20 soll in *καταπτύει δωροδοκίας* das Substantiv als Akkusativ gefafst werden: „il crache sur moi des accusations de corruption“; die Parallelstellen bei anderen Schriftstellern weisen aber deutlich Genetive auf, z. B. Lucian, Icarom. 30 *πλούτου*. Dafs *κρατεῖν* (S. 24) selbst in der Bedeutung „besiegen“ regelmäfsiger mit dem Genetiv als mit dem Akkusativ verbunden werde, bedarf des Beweises. Dafs beide Konstruktionen auch in dieser Bedeutung nebeneinander vorkommen, ist richtig. S. 62 bei *ἑνδεκάτου* ist die Bemerkung: „c'est le seul exemple chez Eschine de cet adjectiv ordinal qui n'est pas fréquent d'ailleurs chez les écrivains grecs excepté Homère“ überhaupt unverständlich; denn abgesehen von der Zufälligkeit des Vorkommens einer Zahl findet sich *ἑνδέκατος* auch öfter bei Xenophon. S. 104 heifst es bei *τὰς ἀνοσίας ταύτας τέχνας ἆρα μέμνησθε ὡς*: „Es ist nicht möglich, diesen Akkusativ von *μέμνησθε* abhängen zu lassen. Man mufs also hier ein Anakoluth annehmen.“ Aber der Gedanke ist doch einfach: „Erinnert ihr euch seiner Ränke, wie er u. s. w.“ Oder sollte *μιμνήσκομαι* mit

dem Akkusativ überhaupt beanstandet werden? Dann genügt es bei Äschines selbst zu vergleichen I, 160 *τοὺς νόμους*, III, 72 *τὸ ῥῆμα*, III, 166 *τὰ μιαρὰ καὶ ἀπίθανα ῥήματα* und III, 254 *τὸν καιρόν*. S. 110 bei *τὸν προδότην πῶς χρὴ θεωρεῖν; προδότην* als Subjektsakkusativ zu fassen in dem Sinne „quelle doit être sa théorie?" ist mindestens bedenklich, warum nicht einfach „wie soll man den Verräter beurteilen?" S. 111 wird der ursprüngliche Sinn von *βλασφημία* als religiöser angegeben. Isokrates braucht zwar öfter *βλασφημεῖν εἰς θεούς*, die eigentlich religiöse Bedeutung tritt aber doch erst im Neuen Testamente auf. S. 123 in *οἷστισιν ἐγὼ κέχρημαι καὶ τῶν αὐτῶν ἐπιτηδευμάτων μετέσχηκα* wird der Dativ *οἷστισιν* als abhängig von *κέχρημαι* und *τῶν αὐτῶν* bezeichnet, während er doch offenbar von *κέχρημαι* und *μετέσχηκα* abhängt.

Die Realien sind sorgfältig erklärt, besonders die juristischen Termini, meist unter Angabe der Literatur. Zweierlei ist auch hier zu bemängeln. Während S. 42 eine Erklärung der Tageszählung im Monat gegeben ist, vermifst man später an den betreffenden Stellen die Angabe der Monatsnamen und des Jahresanfangs bei den Athenern. Sodann wird in den geographischen Erklärungen S. 75 fälschlich angegeben, dafs das Gebiet der Ötäer zum Mittelpunkt die Stadt Öta gehabt habe. Eine Stadt Öta ist aber nur im Gebiete der Malier nachzuweisen.

Abgesehen von diesen Mängeln ist die Ausgabe immerhin ein erwünschter Beitrag zur Äschinesliteratur, zumal der Gedankengang des Äschines und die bezüglichen Stellen in der Anklagerede des Demosthenes, soweit möglich, in dem Kommentar eine eingehende Berücksichtigung erfahren haben. Der Druck ist deutlich und korrekt. Nur der griechische Text ist leider in recht kleinen Lettern gesetzt.

Magdeburg. **Paul Detto.**

---

290) **Fridericus Leo, De Ciri carmine coniectanea.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1902. 22 S. gr. 8.

Nachdem die Individualkritik in bezug auf das unter Vergils Namen überlieferte Epyllion Ciris zu einem rein negativen Resultat gelangt ist, ungeachtet sich bedeutende Kräfte an der Lösung des Problems versuchten, bietet sich nunmehr für die sogen. niedere Kritik ein weites Feld zur Betätigung. Vorstehendes Universitätsprogramm enthält eine Anzahl Verbesserungsvorschläge, die ich einer kurzen Besprechung unterziehen will. V. 5 schreibt Leo *ut mens curet*, ich halte Büchelers Lesung bei

Skutsch, Aus Verg. Frühz. S. 83 *ut mens quiret* für eine emendatio palmaris, nur mufs man das ut nicht final, sondern kousekutiv auffassen. — V 7 wird statt suspendit mit dem Korrektor des Helmstadiensis H *suspendi* geschrieben, ich glaube ohne Grund: wie hier suspendit intransitiv und dasselbe ist wie suspensa est, so gestattet sich der Cirisdichter mit ähnlicher Freiheit deponunt V. 96, das nicht in depeudent abzuändern ist, in der Bedeutung von deponuntur zu gebrauchen. — Der in den Hdss. lückenhaft überlieferte Vers 13 wird so ergänzt: quod si mirificum genus, o M[n]es⟨*sala parentum*⟩ und erklärt „saeculorum admirationi nomen iuvenis propagabitur, dummodo velit atque ad aeternam sibi gloriam consequendam praevertatur". Indes lehrt der parallelismus membrorum, dafs der Dichter uns mit 'mirificum genus omne' eine Perspektive auf sein grofses Lehrgedicht über den Kosmos eröffnet, und deshalb wird jedenfalls etwas wie Birts 'sonare valerem' im Urtext gestanden haben. — Recht probabel kommt mir die Ergänzung von V. 47 vor *iam tandem* ⟨*reddita vota*⟩. — V. 79, 80 stellt Haupt zweifellos richtig um, Leo ordnet die Verse so: 77, 78, 83, 84, 79, 80, 81. Aber abgesehen von dem dadurch entstehenden unbeholfenen Satzgefüge und dem harten Asyndeton der beiden Vordersätze (cum vinceret, quod ausa est), ist es nicht einzusehen, weswegen die Begründung V. 83 f. durchaus voranstehen mufs: man sagt doch ebenso richtig 'sie wurde verwandelt, weil sie wagte', wie 'weil sie wagte, wurde sie verwandelt'. — V. 79 wird et in *en* geändert. et-que dient allerdings sehr selten zur Verbindung einzelner Begriffe und ist deshalb von deu Kritikern ebenso wie et-quoque und et-atque angefochten worden, aber ein Solözismus ist es darum noch längst nicht, vgl. Liv. IV, 2, 3 'id et singulis universisque semper honori fuisse'. — Die Konjektur von Heinsius zu V. 89 *somnia sunt* sucht Leo zu widerlegen, da es unverständlich sei, cur tam contumacibus verbis poetas omnes doctosque nugatores facere voluerit. Er glaubt in H., der 'omnia sim' bietet, die Spuren des Echten gefunden zu haben und proponiert *iam Nisi potius liceat*, sodafs *Nisi* mit dem *Scyllam* des nächsten Verses zu verbinden wäre. Zur Verteidigung des *somnia sunt* genüge es auf Aetna V. 79 und Xenophanes, el. 1,22 hinzuweisen. — Mit Unrecht lehnt L. V. 118 Vollmers Emendation *deicere* statt *dicere* ab, indem er das ducere on A. und L. durch Einschub des Verses

nec parat armatas adversum ex urbe cohortes

zu halten sucht. Unnütz ist es ferner, eine Lücke nach V. 185 zu statuieren,

in welcher der Pakt zwischen Scylla und Minos erwähnt sei, da es doch zur Genüge bekannt ist, dafs der Cirisdichter die einzelnen Momente der Handlung mehr andeutet als ausführt. — V. 121 läfst sich caesarie, V. 215 testatur halten, ebenso V. 126 cano und V. 214 evolat, das zu egreditur eine beabsichtigte Steigerung bildet. — Richtig ist meines Erachtens auch V. 218 *ad caeli* und nicht in das überaus matte *adclinis* zu ändern. Man hat die Tradition hinreichend durch Ennius p. 156 (Vahlen) geschützt: 'mundus caeli vastus constitit silentio'. — Sehr prosaisch ist V. 175 *vel* ⟨*sic*⟩ (= hoffnungslos) *speculatur amorem*: die Scylla blickt vielmehr in der Verzweiflung gen Himmel zu den Sternen; daher scheint mir Sudhaus' Verbesserung *honorem* ganz evident zu sein, vgl. Aetna V. 70. — Lahm nimmt sich auch das V. 257 eingeschaltete *sic* aus. — An den Ausfall eines Verses denkt L. vor V. 223: *currit et ut potuit gressu sectata senili,* und hinter den Worten neque enim pote

V. 227: ⟨*causa*: *medullis*
fixa imis mentem miserae tibi⟩.

Desgleichen vermifst er V. 407 einen Gedanken und gibt der Stelle folgende Gestalt:

vos ego, vos adeo, venti testabor et aurae,
vos o ⟨qui ponti, colitis qui caerula caeli;
vos, vos⟩ humana si qui u. s. w.

Die Entscheidung in diesem Falle hängt von dem korrupten *o numantina* ab, in dem nach dem übereinstimmenden Urteil der Kritiker ein Eigenname — Heyne dachte an *Pandionia* — stecken mufs, der keinen Zweifel läfst, dafs von Prokne und Philomela die Rede ist. — V. 356 wird wieder im Anschlufs an H. *inepte* und dann *insolitae* geschrieben, doch scheint mir die Ausdrucksweise 'insolita virgo' anstatt 'insolitus sermo virginis' zu gezwungen zu sein. Vielleicht ist dem Korrektor von H. mit *insolitus* das Richtige geglückt: das Asyndeton ist entschuldbar, weil 'sermo novus' gewissermafsen einen Begriff bildet. — V. 434 wird nach fragili *nitida* eingeschoben, leichter läfst sich jedoch der Fehler beseitigen, wenn wir mit den alten Ausgaben zu Anfang des Verses ein *dives* einschieben, das ja durch Haplographie sehr leicht ausfallen konnte, vgl. V. 488. — V. 436 ist 'incensam' richtig von Laetus hergestellt, *inpendens* scheint mir zu 'metus deorum' ein ungeeignetes Epitheton. — V. 471 schlägt Leo vor *hinc Venus illi Sunias,* doch pafst patet nur auf sinus Sunius. — Unannehmbar ist für den Ref. die Konjektur *alternam* V. 484, so leicht

sie auch scheinen mag. Gewifs liegt in der Schilderung der Verwandlung ein unverkennbarer Rückblick auf die Sagenkritik von V. 54 ff. vor, aber dafs der Dichter die doppelte Version des Mythus (übrigens kennt er mehr als zwei Versionen) durch 'alterna puella' zum Ausdruck habe bringen wollen, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit. Eher dürfte an Stelle des handschriftl. 'externam' *eximiam* mit Haupt, oder *electam* mit Sudhaus zu setzen sein. — Zum Schlufs publiziert Leo eine neue Kollation des Helmstadiensis, welche den Apparat von Baehrens zumeist als richtig, die Angaben von Ribbeck dagegen ziemlich oft als unzuverlässig erscheinen läfst.

Die Lektüre der angezeigten Schrift hat in mir die Überzeugung gefestigt, dafs man in der Texteskonstituierung der Ciris möglichst konservativ verfahren und der Überlieferung gröfsere Geltung verschaffen mufs, als bisher geschehen ist, wie dies im Aetna, der gleichfalls unter den gewaltsamen Eingriffen philologischer Heilkunst zu leiden hatte, mit gröfstem Erfolge Sudhaus getan hat. Eine neue Ausgabe unseres Gedichtes auf Grund einer methodischen Behandlung der Handschriftenfrage ist ein dringendes Bedürfnis.

Kiel. **Gustav Wörpel.**

---

291) **Georgius Schmid, De Pandaro venatore Homerico** et de capra aegagro. Inest hic libellus Commentariis Ministerii Instr. Publ. Petropoli 1901. Lipsiae vendit G. Fock. 36 S. 8. ℳ 1.20.

Den Widerspruch, dafs Pandarus nach Il. IV 103. 121. 90 f. II 826 ff. aus Zeleia am Aisepos stammt, nach V 105 dagegen aus Lykien zum Kampf aufgebrochen ist und dort nach V 171 ff. sich eines unbestrittenen Rufes als Bogenschütze erfreute, suchte Aristarch zu beseitigen, indem er nach Analogie des doppelten Phrygien neben dem eigentlichen ein troisches Lykien konstruierte, und nicht blofs Strabon, Arrian, Eustathius folgen ihm, sondern auch die meisten Neueren; C. Fellows dagegen meint, der Dichter habe die Stadt *Τλώς* in Lykien mit *Τρώς* verwechselt, und macht Pandarus zum König des nördlichen Lykiens, während Sarpedon das südliche beherrscht habe. Anders der Verfasser der vorliegenden Schrift: Das Wild, dessen Gehörn dem Pandarus das Material für seinen Bogen lieferte, die auch Paseng genannte Bezoarziege, hat im Gegensatz zu dem Alpensteinbock und den übrigen örtlich beschränkten Arten der Gattung

capra aegagrus eine weite Verbreitung, aber nur im Hochgebirge. Sie fand sich und findet sich noch jetzt am Taurus, in Armenien, am Kaukasus und Paropamisus und an vielen Stellen Kleinasiens: in Kilikien, Grofsphrygien und Lykien üben Engländer und andere noch jetzt die Jagd auf Wildziegen aus, aber Troas ist, weil ohne hohes Gebirge, ein Stand dafür weder jetzt, noch früher ein solcher gewesen. Darum kann Pandarus seinen αἴγαγρος nicht im heimischen Reviere bei Zeleia erlegt haben, vielmehr hat er seiner Passion aufser Landes im fernen Lykien gefrönt; dort traf ihn der Ruf zum Kriege, dem er folgte, indem er über Zeleia vor Troja zog. Was O. Keller in seinem bekannten Buch über die Tiere des klassischen Altertums für das Vorkommen des Steinbocks in Troas anführt, sucht Schmid zu widerlegen, indem er auf dem Wirtel No. 1883 bei Schliemann (Ilios p. 466) statt eines Steinbockes einen Hund sieht, und die Sachkenntnis Nikanders, der von Steinböcken in Troas zu erzählen weifs, bezweifelt. Wenn die kleinen Darstellungen auf Terracottagegenständen aus der 7. Stadt No. 1466 und 1471 (Ilios p. 691. 692) wirklich Steinböcke sein sollen (von einem Barte findet sich keine Spur), so liegt die Annahme nahe, dafs diese Gegenstände importiert sind. Den möglichen Einwurf, dafs die Wildziegen in homerischer Zeit weniger verfolgt worden und darum näher an die menschlichen Wohnungen herangekommen seien, entkräftet der Hinweis auf die in ihrer Art einzige Ziegeninsel Od. IX 117 ff. Wenn also Lykier als Bundesgenossen der Troer in der Ilias vorkommen — die Genossen des Pandarus werden bei Homer niemals Lykier genannt — so sind darunter die Mannen des Sarpedon und Glaukos zu verstehen. So erklärt es sich auch, warum Athene den Pandarus ermahnt, zu dem Apollo λυκηγενής zu beten, und warum die Stadt Pinaris in Lykien noch in späterer Zeit den Pandarus verehrte.

Nur in einem Punkte bin ich mit dieser streng geschlossenen Argumentation nicht einverstanden, der Deutung des trojanischen Wirtels. Wenn nämlich der Jäger, wie S. selbst annimmt, nicht hetzt, sondern schiefst, so kann eine Notwendigkeit, dafs ein Hund zwischen ihm und dem Wilde erscheine, nicht anerkannt werden. Eine Prüfung des Wirtels im Berliner Museum für Völkerkunde macht mich vielmehr geneigt, gegen S. und die offizielle Erklärung („Hirschjagd mit laufendem Jäger, Hund und zwei Hirschen") Schliemann beizustimmen, der die dargestellten Tiere alle drei für Hirsche hält. Bei dem letzten Tiere nämlich zeigt — was auf der Abbildung bei Schliemann nicht zu erkennen ist — die eine der

beiden Linien, die S. für Hundeohren ansieht, deutlich eine Gabelung, und auch bei der anderen Linie ist eine solche angedeutet. Dann hätten wir drei Hirsche von verschiedenem Alter, wie auch auf Wirtel Nr. 1884.

Die Textlegung der Heimat des Pandarus, wohl der Hauptertrag der ganzen Schrift, wird aber durch diesen Widerspruch nicht berührt. Denn dafs mit dem fraglichen Tiere ein Steinbock gemeint sein könne, halte auch ich für unmöglich: eine Vereinigung von so verschiedenartigem Wild wäre ein Zeichen von sehr mangelhafter Naturbeobachtung, die wir selbst einer in der Darstellung hilflosen Zeit nicht zutrauen dürfen. oder vielmehr dieser erst recht nicht.

Über die Nebenprodukte der Schrift, die eine weitere Durchforschung der Naturgeschichte des Steinbocks im Altertum ergibt, fasse ich mich möglichst kurz.

Das noch jetzt an Wildziegen reiche Kreta wird das Urbild der Ziegeninsel sein, darum ist Od. IX 116 und X 509 der Lesart des Aristarch *λάχεια* vor dem Zenodoteischen *ἐλάχεια* der Vorzug zu geben. Wenn S. auch hymn. in Apoll. 197 *οὔτε λάχεια* schreiben will, wie ich vermute, so ist an dieser Stelle (p. 15) in dem sonst fehlerfreien Text ein Druckfehler zu berichtigen. Dafs die Wildziegen von Samothrake sich durch gewundene Hörner auszeichnen, spricht für die Konjektur J. G. Schneiders Varro rer. rust. II 1, 5 *στρεψικέρωτας* anstatt rotas, wofür Ref. auch noch Oppian. cyn. II 329 *στρεπτοῖσιν κεφαλῆφι κορυσσόμενοι κεράεσσι* von Wildziegen und Schafen gesagt, beibringen könnte, wenn Schneider nicht etwa schon selbst diese Stelle angeführt hat. Auf Delos hat es keine Wildziegen gegeben, darum mufs bei Kallimachus LXIII 3 *ὑμέων* von Hausziegen als ihren Verwandten verstanden werden. Auf den meisten griechischen Felseneilanden dagegen war die Wildziege so verbreitet, dafs der Verf. für *αἰγίλιψ* Il. IX 15, XVI 4, XIII 63, II 633 die Erklärung quae a capris peti solet vorschlägt (*λίπτω* = *ἐπιθυμῶ*). Ithaka hinwiederum hatte in homerischer Zeit keine Wildziegen, und doch hat Eumaios eine Wildziegenhaut als Decke, und die jungen Leute führten den Hund Argos gegen Wildziegen. Das Rätsel wird gelöst durch die Beobachtung eines modernen Reisenden: O. Reiser erzählt bei L. v. Liburnau, auf der Insel Oxea, die nicht weit von Ithaka entfernt ist, habe er gehört, vor nicht langer Zeit habe es dort noch Wildziegen gegeben, aber die Bewohner von Ithaka wären herübergekommen und hätten sie ausgerottet. Von Homers richtiger Naturbeobachtung zeugt auch, dafs

er den Pandarus den αἴγαγρος δεδεγμένος ἐν προδοκῇσιν auf dem Anstand erlegen läfst. Er trifft ihn ὑπὸ στέρνοιο, in ima parte ossium pectoris, πρὸς στῆθος adverso pectore icto, denn wenn der Steinbock nicht „im Feuer liegt", ist er für den Jäger verloren. Wenn Od. XIV 50 der Steinbock ἰονθάς barbatus genannt wird, so stimmt das mit der Eigentümlichkeit des asiatischen Paseng, dessen Bart bis $^1/_4$ m lang wird, auch mit dem russischen Namen des Kaukasusbockes borodâtsh, der dasselbe bedeutet. Auch in der Länge der Hörner des Steinbocks (ἑκκαιδεκάδωρα = $1^1/_4$ m) hat Homer nicht übertrieben. Wie aber steht es mit dem aus den Hörnern des erlegten Steinbocks gefertigten Bogen des Pandarus? Gegen die übliche, auch von Blümner gebilligte Ansicht hält S. mit Fellner und v. Luschau einen blofs aus zwei verbundenen Steinbockhörnern verfertigten Bogen für nicht elastisch genug, um von Menschenhand gespannt zu werden. Zwar sprechen auch Simias (Anth. Pal. VI 113) und Philostratus (imagg. I 10) von Bogen aus Steinbockgehörn, aber was sie bieten, ist nichts als Reminiszenz aus Homer. Darum hält S. die Steinbockhörner nicht für das eigentliche Material, sondern nur für einen Schmuck des im übrigen hölzernen Bogens des Pandarus und weist denselben Zierrat bei Armbrüsten aus den Alpen im 14. Jahrhundert nach. Dagegen läfst sich nichts sagen, als dafs neben dieser sozusagen rationalistischen Erklärung auch noch eine andere möglich ist, die ebenfalls der Naturwahrheit Homers nicht zu nahe treten würde, nämlich dem Bogenschützen par excellence einen Wunderbogen beizulegen. Wenn aber S. nun weiter auch Oppian verdächtigt, der cyn. II 511 f. Bogen aus Horn überhaupt verfertigt werden läfst, und wenn er überall, wo κέρας und cornu vom Bogen gebraucht wird, nicht an Horn, sondern an Holz vom Hartriegel (cornus mascula) denkt, so schiefst er damit über das Ziel hinaus. Denn abgesehen davon, was schon Forcellini gegen eine solche Erklärung von Virg. ecl. 10, 59 Partho torquere Cydonia cornu spicula einwendet: obstat quod arbor generis est feminini; so hat cornus zwar ein sehr hartes Holz (die Ziegenhainer werden daraus gemacht), aber um allgemein zu Bogen verarbeitet zu werden, dazu ist dieses wegen der vielen Knoten (Ovid. metam. 7, 678 si cornus, nodus inesset) nicht biegsam genug. Die technischen Bedenken gegen Bogen aus Horn gelten ja auch nur von hohlen Hörnern; Bogen von Hirsch- und anderen nicht hohlen Gehörnen sind tatsächlich nachgewiesen: Globus XLVI 13 p. 201 ist z. B. ein solcher aus Renntiergeweih abgebildet, der

bei den Eskimos des Kumberlandsundes vor Einführung der Feuerwaffen in Gebrauch war.

Die ganze Schrift, die in gefälligem Latein abgefafst ist, offenbart eine bei Philologen nicht gerade häufige Belesenheit in naturwissenschaftlichen Werken und bewahrheitet wieder einmal die Beobachtung, dafs die Bestellung eines Grenzgebietes besonders fruchtbringend werden kann.

Havelberg. **O. Tüselmann.**

292) **Georg Wissowa, Religion und Kultus der Römer.** (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. Herausgegeben von **J. v. Müller.** Fünfter Band, vierte Abteilung.) München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1902. XII u. 534 S. 8. geh. ℳ 10. —.

Wissowas lange erwartetes Werk liegt vollendet vor uns; und wenn er zu der Ausarbeitung weit über ein Jahrzehnt gebraucht hat — noch die Drucklegung hat 3½ Jahre in Anspruch genommen —, wenn man mit immer gröfserer Spannung der Veröffentlichung entgegensah, so darf nun unsere Freude über das neue und zuverlässige Hilfsmittel, unsere Genugtuung über die Frucht deutscher Forschung und Gelehrsamkeit um so gröfser sein. Denn in der Ausführlichkeit wie in der Beschränkung entspricht das Werk allen Anforderungen, die man verständigerweise überhaupt an dasselbe zu stellen befugt ist: in der Ausführlichkeit, insofern alle, auch die geringfügigsten in Betracht kommenden Fragen erörtert sind; in der Beschränkung, insofern, dem Charakter eines Handbuches entsprechend, durchweg die sicheren Ergebnisse der Forschung nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft mit erschöpfender Begründung vorgetragen werden. Schwerlich war wohl auch ein berufenerer Bearbeiter dieses Teiles des v. Müllerschen Handbuches zu finden als Wissowa, der, in den Bahnen Theodor Mommsens, dem auch das Buch gewidmet ist, wandelnd, seit langer Zeit durch eine Reihe von Arbeiten auf dem Gebiete der römischen Antiquitäten — und welche Seite dieser letzteren käme in dem vorliegenden Buche nicht in Betracht — sich wie wenige bewandert gezeigt hat. Aus diesem Grunde darf es auch nicht wunder nehmen, wenn Verf. an einer grofsen Anzahl von Stellen sich selbst zu zitieren genötigt ist.

Wie das Werk in seinen Mitteilungen durch eigene eindringende Forschung seines Verfassers oder durch sorgfältige Prüfung des von Anderen Gefundenen zuverlässig ist, so ist es auch durch seine Methodik muster-

gültig. Es ist dem Verf. darum zu tun, das Nationalrömische und das durch spätere Zutaten An- oder Eingefügte zu unterscheiden. Der oft nahe liegenden Versuchung, eine „vergleichende“ Religionsbetrachtung anzustellen, ist er stets aus dem Wege gegangen, nicht selten, wie er selber bekennt, mit Selbstüberwindung; denn er ist der Überzeugung, dafs diese Betrachtungsweise, trotz der anregenden und geistvollen Untersuchungen von Männern wie W. Mannhardt, H. Usener, E. Rohde u. a., hier oft mehr verwirrend als fördernd gewirkt hat, indem sie geneigt war, „alles bei römischen Autoren unter römischen Namen Überlieferte, sofern es die behauptete Urbedeutung einer Gottheit zu bestätigen schien, für italische Sagen und Mythen anzusehen, und ursprüngliche, auf indogermanische Urzeit zurückgehende Übereinstimmung der Vorstellungen annahm, wo spätere Übertragung vorlag“ (S. 12). Es fehlt eben in Rom eine allein Erfolg versprechende Vorbedingung für diese Art der Untersuchung, eine einheimische Sagenwelt. Dennoch wird Verf. die Möglichkeit einer vergleichenden Betrachtungsweise auch für die römische Mythologie nicht ganz und überall in Abrede stellen; seine Aufgabe ist nur durch die Form des „Handbuches“ darauf beschränkt, das jetzt Feststehende im Zusammenhange darzubieten, wie er denn auch von der Besprechung offener Fragen, wenn nicht in Kürze zu ihrer Lösung etwas Positives beizutragen ist, oder von Hypothesen sich fernhält. Trotzdem gibt er gern einen Hinweis, wo noch unerledigte Fragen bestehen, und mit einer kurzen Andeutung scheint er oft der Einzelforschung noch zu lösende Aufgaben zeigen zu wollen. Noch eine andere Beschränkung legt der gegenwärtige Bestand unserer Quellen auf, nämlich die, nur von Götterlehre und Kultus der Römer zu handeln, während als letztes Ziel der Forschung wohl die Erkenntnis der italischen Volksreligion dastehen mag. Wenn aber auch dies Ziel für absehbare Zeit noch unerreichbar erscheint, so vermag Verf. in seinem Werke doch eine grofse Summe von Einzelheiten über die Religion der italischen Stämme beizubringen, nur dafs er sie, seiner Aufgabe gemäfs, zur Erklärung der Herkunft der römischen Gottheiten und ihrer Auffassung verwertet.

Es ist also die römische Staatsreligion, die zur Behandlung kommt, im Sinne der theologia civilis des Varro, im Gegensatz zur theologia mythica der Dichter und der theologia physica, der Spekulation der Philosophen. In der Einleitung werden zuerst die Quellen kritisch betrachtet, und als einzig brauchbar hingestellt der Festkalender, die anti-

quarisch-historische und die juristische Literatur, sowie inschriftliche und monumentale Quellen; wie denn z. B. über Laren, Penaten, Genius erst die Hauskapellen und Sakralbilder in Pompeji Aufklärung gebracht haben. Die mythologische Dichtung ist schon deshalb auszuscheiden, weil die Dichter, so sehr sie in der Kenntnis der Götterlehre mitten inne zu stehen scheinen, die geltenden Vorstellungen für etwas gleichartig Gegebenes betrachten, während es ihnen entgeht, dafs die Götter ihrer Zeit römische und griechische Charakterzüge vermischt an sich tragen. In knapper und treffender Charakteristik werden dann die Arbeiten auf diesem Gebiete der Altertumswissenschaft gewürdigt von Niebuhr an, der erst eine geschichtliche Betrachtung auch der römischen Religion möglich gemacht hat, bis auf Reifferscheid, Nissen, Jordan, Mommsen, v. Domaszewski u. a. Ein allgemeiner und vorbereitender Teil (S. 15—90) bringt einen geschichtlichen Überblick über den Entwickelungsgang der römischen Religion selber: die Religion der ältesten Zeit bis zur Erbauung des kapitolinischen Tempels, die Periode bis zum zweiten punischen Kriege, die Zeit bis zum Ausgange der Republik mit der durchgreifenden Hellenisierung des Kultus und dem Verfalle der Staatsreligion, endlich die Religion der Kaiserzeit bis zur Zeit der Auflösung seit den Antoninen. Mit Befriedigung und dem Gefühle der Sicherheit, das eine erfahrene Führung erweckt, folgt man der lichtvollen Darlegung der Religionsgeschichte von ihren ersten Anfängen an, wo jede ideale Ausgestaltung fehlt, alles in der ganzen Götterordnung auf die Bedürfnisse und Interessen der römischen Gemeinde bezogen ist, den weiten Weg der Entwickelung hindurch mit der Bereicherung und der der politischen Entfaltung parallel gehenden Erweiterung des Kreises bis zu dem übermächtigen Eindringen ägyptischer und orientalischer Fremdkulte und dem Ende der römischen Religion.

Wie in diesem Abschnitte das Zurückdrängen des alten Kultes, das Eindringen neuer, zumeist griechischer Vorstellungen im allgemeinen erörtert wird, so wird auch in den beiden folgenden Hauptteilen bei den einzelnen Gottheiten sowohl wie bei den Kultgebräuchen auf die Geschichte der Entwickelung und Veränderung der Vorstellungen und Zeremonien Gewicht gelegt; Verf. stellt nicht blofs dar, was ist, sondern auch, was und wie es geworden ist. So vermag er in die ursprüngliche Vorstellung des römischen Ackerbauers der alten Zeit einzudringen und nicht selten eine überraschende Erkenntnis der ursprünglichen Bedeutung man-

cher Kulte zu eröffnen. Der erste dieser beiden Hauptteile (S. 91—317) behandelt die Götter der römischen Staatsreligion: die di indigetes, die di novensides italischer und griechischer Herkunft, die neugeschaffenen Gottheiten (Personifikationen abstrakter Begriffe, die Dea Roma und die Divi imperatores), endlich die sacra peregrina; der andere (S. 318—490) die Formen der Götterverehrung (nach einem gehaltvollen Abschnitt über die sakralrechtlichen Grundlagen): die gottesdienstlichen Handlungen, Festzeiten, Spiele, Örtlichkeiten, Priesterschaften (unter den letzteren möchte man wohl die Quindecimviri sacris faciundis und die Haruspices, die Verf. unter einen Paragraphen stellt, lieber getrennt sehen). Zu diesem Teile gehören zwei wertvolle Anhänge: S. 492 bis 515 der übersichtliche und aufserordentlich sorgsam ausgearbeitete Festkalender, und S. 516—519 ein Verzeichnis aller derjenigen Tempel, deren Charakter sich als aedes publica feststellen läfst, in chronologischer Anordnung nach den Stiftungsjahren, ohne Rücksichtnahme auf spätere Restaurationen. — Die Bibliographie ist mit Umsicht und geradezu staunenswertem Fleifse gesammelt und verwertet; auch von kleineren Gelegenheitsschriften, Universitäts- und Schulprogrammen und Dissertationen, von Aufsätzen oder Bemerkungen in Zeitschriften und dergleichen, wird dem Verf. kaum etwas einigermafsen Brauchbares entgangen sein. In den Anmerkungen liegt oft in wenigen Worten eine Summe von Untersuchungen, die bisherige Annahmen berichtigen oder des Verf. Auffassung rechtfertigen (wie z. B. S. 173 Anm. 10 zu Inuus); unter den zahllosen Zitaten der alten Schriftsteller finden sich nicht weniger als 160, deren Emendation oder Erklärung berührt worden ist.

So sind wir überzeugt, dafs mit dem hier vorliegenden Teile des J. v. Müllerschen „Handbuches“ der Wissenschaft ein wesentlicher Dienst geleistet ist; das Buch wird fortan ein unentbehrliches Hilfsmittel sein in der Hand des Gelehrten, des Forschers und des Schulmannes; nicht minder brauchbar ist es für das Studium.

Hanau. **O. Wackermann.**

293) **W. Soltau, Unsere Evangelien, ihre Quellen und ihr Quellenwert** vom Standpunkt des Historikers aus betrachtet. Leipzig, Dieterich, 1901. 149 S. 8. geb. ℳ 3. —.

Die Kritik der kanonischen Evangelien ist ein ebenso wichtiges wie schwieriges Problem. Entstehen konnte sie erst auf dem Boden der evan-

gelischen Kirche als eine rein wissenschaftliche Aufgabe, aber hier mufste sie auch notwendig entstehen, weil ihre Ergebnisse von höchster, praktischer Bedeutung sind. Die Evangelienkritik hat eine jahrzehntelange Geschichte hinter sich, ohne dafs bei der eigentümlichen Schwierigkeit der Aufgabe schon das letzte Wort gesprochen wäre. Doch hat sie schon viel geschafft, und es darf eine Reihe von Behauptungen als sicherer Boden angesehen werden, auf dem jede Kritik weiterbauen mufs. Dazu gehört vor allem die vollständige Trennung des synoptischen Problems von dem des vierten Evangelinms in dem Sinne, dafs ersteres für sich gelöst werden mufs, während letzteres, an sich zwar selbständig behandelt, doch zugleich mit Beziehnng auf die Synoptiker erörtert werden mufs. Das hat weiter zu der Erkenntnis geführt, die nunmehr als ein fast allgemein anerkanntes Resultat gelten darf, dafs das vierte Evangelium, das späteste von allen, nicht in demselben Sinne historischen Charakter trägt, wie die Synoptiker. Die geschichtliche Frage des Lebens Jesu mufs auf Grund des synoptischen Problems gelöst werden. Für letzteres bilden die Elemente einerseits mündliche und schriftliche Erzählungen, anderseits die geschichtlich bezeugten Matthäuslogia. Nachdem nun die sogen. Matthäushypothese ziemlich allgemein aufgegeben ist, ist man einig in der geschichtlichen Reihenfolge: Markus, Matthäus, Lukas. — Die Schwierigkeiten liegen aber in der genaueren Bestimmung der Qnellen und des Mafses und Grades der Abhängigkeit der einen Schrift von der anderen, was zur Unterscheidung von Urschriften und Überarbeitungen geführt hat.

Verf. oben genannter Schrift behandelt alle vier Evangelien. Er legt Wert darauf, ihre Quellen und ihren Qnellenwert rein als Historiker dargelegt zu haben. Es schadet ja nicht, wenn das betont wird, obwohl die eigentliche, wissenschaftlich vollwertige Evangelienkritik doch stets den rein historisch-kritischen Charakter für sich in Anspruch genommen und niemals beansprucht hat selbst religiöse Probleme zu lösen, sondern für solche nur sichere Grundlage geben will, gerade wie auch der Verf. die Wichtigkeit der Untersuchungen für religiöse Erkenntnis hervorhebt Das Hauptinteresse wendet S. dem synoptischen Problem zu, über das er schon 1899 eine kleine Schrift: „Eine Lücke der synoptischen Forschung“ veröffentlicht hat. Er kommt hier zur Annahme eines Proto-Matthäus im Unterschiede von dem kanonischen Matthäus. Dies Resultat wird in das vorliegende Buch aufgenommen, das eine vortreffliche Erörterung der synoptischen Frage bildet, die es in allgemein verständlicher Weise wei-

teren Kreisen zugänglich machen will. Also die Markus-Hypothese bildet auch hier die Grundlage, doch wird ein Ur-Markus abgelehnt, nur Ergänzungen und Zusätze zugestanden, die übrigens, natürlich aufser dem späten Zusatz 16, 9 f., vielleicht von Markus selbst herrühren können. Dem Markus, dem Begleiter des Petrus, wird das Evangelium zugeschrieben und ihm der gröfste geschichtliche Wert zugestanden, besonders hinsichtlich der Reihenfolge der Erzählungen. Es ist für einen Historiker selbstverständlich, aber hier doch sehr wohlgetan, wenn hinzugesetzt wird, dafs die geschichtliche Berichterstattung damit noch lange nicht dem historischen Vorgange gleichgesetzt wird. — Für das erste Evangelium wird der Name des Matthäus begreiflicherweise nur für die zu Grunde liegende Sammlung der Logia in Anspruch genommen und schon Proto-Matthäus als Bearbeitung aufgefafst, die aber den antipharisäischen und undogmatischen Charakter der Logia beibehalten hat. Erst die Zusätze des Deutero-(kanonischen)Matthäus vertreten den dogmatisch-katholischen Standpunkt.

Beim dritten Evangelium wird jede Tendenz entschieden abgelehnt und sein rein literarischer Charakter betont, für dasselbe übrigens begreiflicherweise eine erweiterte Logia-Sammlung angesetzt. Als Verfasser wird Lukas festgehalten, der Verfasser der „Wirstücke" der Act. Wenn nun die kanonischen Act. eine weitere Bearbeitung der Aposteldenkwürdigkeiten des Lukas darstellen (es wird hier besonders auf die sprachlichen Untersuchungen von Hawkins, horae synopticae hingewiesen), so wird auch beim dritten Evangelium noch eine Überarbeitung angenommen werden müssen, die manche Widersprüche erklärt.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf Einzelheiten einzugehen, über die die Meinungen noch auseinandergehen, es kann nur wiederholt werden, wie die vorliegende Erörterung des synoptischen Problems vortrefflich auch weiterem Kreise die Frage verständlich macht. Dabei ist das Urteil sehr besonnen, wie besonders auch der kurze achte Abschnitt über den Quellenwert der synoptischen Evangelien zeigt, wo z. B. für Markus Mythisches nur als Weiterbildung historischen Kernes angenommen wird. (Selbst 6, 32 ff. wird als auf irgend einem Faktum beruhend angesetzt, während der eigentliche Kern der Erzählung doch augenscheinlich parabolischer Natur ist.)

Es folgt noch eine Erörterung der Verhältnisse des vierten Evangeliums. Anerkanntermafsen ist hier die Kritik noch weit vom letzten Wort

entfernt, und auch S. ist der Meinung, dafs hier noch lange nicht alle Schwierigkeiten überwunden sind. Eine genaue Analyse des Evangeliums führt ihn zu folgendem Ergebnis: Dem Evangelium liegt aufser der synoptischen Tradition vor allem zu Grunde eine Sammlung von Johannes-Logia, „von Herrenworten mit kurzen Einführungen, welche in irgend einer Weise auf die Erzählungen des Apostels Johannes zurückging“. Auf dieser Grundlage entstanden die Reden des kleinasiatischen Presbyters Johannes, des Verfassers vom ersten Brief Johannis, der diese Redestücke dann mit den Johannes-Logia vereinigte und weitere, besonders synoptische Zusätze machte. Der neue Schlufs ist dann durch spätere Streitigkeiten veranlafst [1]).

In diesem Zusammenhang werden hierauf noch kurz die Verhältnisse der drei Johannes-Briefe und der Apokalypse berührt. Von letzterer werden die Sendschreiben 1, 4 — 3, 22 und 22, 6—21 dem Apostel Johannes zugeschrieben. In einem letzten Abschnitt wird der „Kanon der vier Evangelien“ in kurzer Übersicht nach den Darlegungen Harnacks behandelt.

Die kleine Schrift eignet sich gut zur Orientierung über die Evangelienkritik für solche, die diesen Fragen sonst ferner stehen, und sei hiermit bestens empfohlen.

Buxtehude. **B. Pansch.**

---

294) **Fr. Lotsch, Grammaire française** à l'usage des écoles supérieures allemandes. Cours supérieur complémentaire. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1902. VIII u. 170 S. 8.
brosch. ℳ 2.20; geb. ℳ 2.60.

Die Grammaire française ist für Schüler bestimmt, die bereits einen Elementarkursus im Französischen durchgemacht haben. Wenn damit gesagt sein soll, dafs das Buch erst nach dem in U II erfolgenden Abschlufs der Grammatik, also von O II an zu benutzen sei, so kann ich seinen Zweck billigen. Denn auf der Oberstufe läfst sich die französische Sprache vielfach auch im grammatischen Unterricht verwenden, namentlich wenn es sich um Wiederholung handelt; ja, hie und da ist dies schon in den mittleren Klassen möglich. Zur zwingenden Notwendigkeit wird

1) Vgl. dess. Verf. Aufsatz in der Zeitschrift für neutest. Wissenschaft 1901, Heft 2.

dadurch die Benutzung einer in der fremden Sprache abgefafsten Grammatik freilich nicht, auch nicht für die Oberklassen.

Hinsichtlich des Inhaltes seines Buches hat der Verf. möglichste Vollständigkeit angestrebt und überläfst es dem Lehrer, das auszuscheiden, was er für entbehrlich hält. Gegen dieses Verfahren läfst sich um so weniger etwas einwenden, als es bekanntlich sehr schwer ist, so auszuscheiden, dafs andere damit zufrieden sind. Als wesentlich neu in seiner Grammatik bezeichnet der Verf. die Berücksichtigung des Ministerialerlasses vom 26. Februar 1901. An und für sich ist das nicht neu; in anderen Grammatiken ist der Erlafs auch schon berücksichtigt. Aber neu ist mir die Auslegung des Erlasses und die dadurch bedingte Fassung der Regeln. Ich halte es für selbstverständlich, dafs wir unseren Schüler in allen den Fällen keine Fehler rechnen, wo es auf Grund des Ministerialerlasses in französishen Schulen nicht mehr geschehen darf. Wenn der französische Schüler z. B. *du bon pain* schreiben darf, dann mufs es der deutsche auch dürfen, ohne dafs ihm ein roter Strich an den Rand seines Heftes gesetzt wird. Aber es will mir bedenklich erscheinen, die seitherigen Regeln, die immer noch den herrschenden Sprachgebrauch darstellen und daher in den Grammatiken ihren Platz an erster Stelle zu beanspruchen haben, als veraltet zu bezeichnen. Der Erlafs sagt nur: „On tolérera *du, de la, des* au lieu de *de* partitif . . . Ex.: de *ou* du bon pain, de bonne viande *ou* de la bonne viande, de *ou* des bons fruits.“ Die vorliegende Grammatik dagegen gibt S. 30 zunächst die Regel über den Article partitif, in der ich übrigens die Worte „Pour désigner . . . une partie des personnes ou des choses *dont on parle*“ nicht als glücklich gewählt bezeichnen kann — und dann unter anderen Beispielen auch die folgenden: du bon pain, de la bonne viande, des bons fruits. In einer Fufsnote liest man: Ancienne règle: Si le substantif est précédé d'un adjectif, on prend *de* au lieu de l'article partitif: de bon vin, de bons fruits . . . Lotsch gibt also das, was in dem erwähnten Erlafs für zulässig erklärt wird, als Regel und druckt die immer noch gültige Regel als „ancienne“ in einer Fufsnote ab. Hätte er ein zutreffenderes Verfahren eingeschlagen, dann wäre ich vielleicht einverstanden. Unter diesen Umständen aber kann ich das Buch nicht empfehlen.

Giefsen. **L. Dietrich.**

295) **Franz Meder, Erläuterungen zur französischen Syntax.** Leipzig, Rengersche Buchhandlnng, 1899. 8.

Der Verf. will eine Lücke in der Reihe der Lehrbücher ausfüllen, indem er „auf wissenschaftlicher Grundlage die Gesetze der französischen Grammatik historisch-psychologisch zu erläntern sucht. Der Zweck seiner Schrift ist: den da uud dort zerstreuten Stoff kurz zusammenzufassen nnd dahei teils selbständig, teils unter Verwertung des schon Vorhaudenen die Hauptgesetze der französischen Syntax auf ihren psychologischen Untergrund hin zu analysieren und womöglich historisch zu begründen. Persönlichem Bedürfnis entsprungeu, richtet sie sich an die Lehrer des Französischeu aller höheren Schulen, um ihnen bei Erläuterungen und Erklärungen als Anhalt zu dienen."

In der Tat, diese hesonders von Mätzner und A. Tohler gepflegte Art, für grammatische Erscheinungen nicht nur historische, sondern anch logische Erklärungsgründe zu suchen und zu finden, ist für jeden Lehrer des Französischeu aufserordentlich belehrend und wird volle Anerkennung finden, wenn schon, wie der Verf. selhst zugibt, „vieles, was zur Sprache gekommen, üher deu eigentlichen Schulunterricht hinausgeht". Und man darf hinzufügen, dafs auch manches anf suhjektiver Auffassung beruht, und dafs da und dort auf die Erklärung mehr Zeit und Fassnngskraft verwendet werden müfste, als die sichere Aneignung des Sprachgebrauchs erfordert. Um Gedächtnis und Auffassung zu erleichtern, ist es nötig, an schon Gelerntes anzuknüpfen, und da leistet im Gymnasialunterricht das Lateinische erspriefsliche Dienste, während gerade Meder verhältnismäfsig selten auf dasselbe zurückgeht.

Für faire, laisser etc. (S. 22) verweisen wir auf die in Nr. 18 dieser Rundschau erschienene Besprechung des ersten Teiles der Tohlerschen Beiträge. Dafs qni ... ne, que ... ne (S. 51) sich hehanptet hat, wo das Lateinische qnin gehrauchte, selhst in Ausrufen, wie qui de uous n'a ses défants, wo qui ... ne dem que ... ne in que ne montons-uous à cheval sich analogisch uachhildet, ist für den Lateinschüler ebenso interessant wie irgendwelche Versuche, die Erscheinung aus dem Sinne heraus zu erklären. In Ah! qu'il faut avouer que ... (S. 53) geht que nicht auf quid, sonderu auf quam znrück. Die Erklärung der Präposition à in c'est à qui, à qui mieux mieux sollte von S. 62 nach S. 77 verwiesen werden, denn dieses à bezeichnet nicht sowohl ein Dativverhältnis als vielmehr die Art nnd Weise. Ils se disputèrent à qui serrerait sa main,

sie stritten sich in der Weise, wer ihm die Hand drücke; ils lui serrèrent la main à qui mieux mieux in der Weise, wer es besser macht, macht es besser; à l'envi in der Weise, dafs auch der Unwillige mittut. Nimmt man bei chemin faisant (S. 9) an, faisant sei nicht aus dem Gerundium, sondern dem Gerundivum hervorgegangen, so bedarf die Stellung von chemin keiner Erklärung. Doch benehmen diese Einzelheiten Meders Schrift ihren Wert durchaus nicht: sie gibt den Lehrern des Französischen vortreffliche Winke.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

296) **The Plays of Richard Brinsley Sheridan.** London, Macmillan and Co., Limited New York: The Macmillan Company, 1900. VIII u. 455 S. 8. geb. 3 s. 6 d.

Jedem Freunde der dramatischen Literatur Englands wird ein Neudruck wie der vorliegende eine willkommene Zugabe zu seiner Bibliothek sein. In der Ankündigung dieser bei Macmillan erscheinenden Library of English Classics wird ausdrücklich betont, dafs der Herausgeber Mr. A. W. Polland jedem der 25 Bände ein bibliographisches Geleitwort beigeben, im übrigen jedoch sich weiterer 'fresh editorial matter' enthalten wird. Der Gedanke, eine auf die weiteren Kreise der Gebildeten berechnete Klassikerbibliothek nicht allzu sehr mit gelehrten Exkursen und erklärenden Anmerkungen zu befrachten, entbehrt nicht der Berechtigung, wenn nämlich eine bedeutende dichterische Persönlichkeit in ihrem Werdegange und ihren Lebensschicksalen lückenlos bekannt geworden ist und ihre Werke auch textlich dem Verständnis übergrofse Schwierigkeiten nicht bieten. Diese Voraussetzungen treffen bei Richard Brinsley Sheridan nicht zu, und der gröfste Lustspieldichter nach Shakespeare hätte es wohl verdient, dafs seinen Dramen ein auf den Ergebnissen neuester Forschungen ruhender, wenn auch kurzer Lebensabrifs vorangeschickt wäre, zumal die englische Literaturforschung damit leicht eine alte Ehrenschuld hätte sühnen können.

Mr. W. Fraser Rae ist es gelungen, uns in seinem zweibändigen Werke 'Sheridan, A Biography, London, Bantley and Son, 1896' unter Benutzung bis dahin unerschlossener Quellen von dem Dichter und Parlamentarier Sheridan ein ganz anderes Bild zu entwerfen als es leichtfertige und unberufene Memoirenschreiber von dem Schlage der Watkins, Moore, Smyth u. a. einer dem anderen nachgezeichnet haben.

Was ist und wird nicht alles in Schulausgaben und Literatur-

geschichten über Sheridans Trunksucht gefabelt! Was will das besagen zu einer Zeit, in welcher es als eine Empfehlung galt 'to be as drunk as a Lord' und Pitt und Genossen desselben Fehlers in viel höherem Grade geziehen werden können? Ferner über seine Verschwendungssucht und seine Schulden! Sheridan hinterliefs $ 5000 Schulden, welche seine Familie aus seinem Nachlafs bezahlte. Pitt $ 40000, welche auf Staatskosten beglichen wurden!

Vor allem hat Rae die unwahren und in alle Literaturgeschichten und Ausgaben Sheridanscher Dramen übernommenen Berichte über des Dichters letzte Lebenszeit durch Mitteilung eines authentischen Familienbriefes widerlegt, welchen Charles Sheridan, des Dichters Sohn aus zweiter Ehe, unter dem 16. Juli 1816 an seinen Bruder Tom richtete, der Berichtigung zahlreicher anderer Irrtümer zu geschweigen.

Es ist mir zweifellos, dafs dieseits und jenseits des Kanals die Dramen Sheridan's und besonders die Rivals und die School for Skandal ohne die Beigabe erklärender Anmerkungen nicht durchweg verständlich sind, und in einem solchen Falle soll nach meinem Dafürhalten der Herausgeber das Notwendigste zur Aufhellung des Textes beissteuern, wie dies z. B. für englische Leser G. A. Aitken in seiner Ausgabe des letzteren Lustspiels — London, J. M. Dent and Co., 1897 — getan hat. Ohne solche 'notes' schränkt sich der Genufs der Lektüre erheblich ein.

Der Herausgeber hat in den Rivals III, 2, in seiner Ausgabe S. 50, letzte Zeile, gesetzt: she is coming to statt too und beruft sich, um diese Lesart festzuhalten, auf eine Stelle in der Duenna II, 3, S. 138, Z. 1 v. o. In dieser hat to come to allerdings die Bedeutung sich fügen, nachgeben, einwilligen; diese jedoch, nur um der Analogie willen, auch für die erstere anzunehmen liegt kein zwingender Grund vor. Schon Riechelmann hat in seiner verdienstlichen Schulausgabe der Rivals[2], Leipzig, Teubner, 1883, richtig to come in seiner ersten Bedeutung gefafst und too drucken lassen: Faulkland hat seine Braut Julia gekränkt. Sie verläfst ihn in Tränen, er hört sie draufsen schluchzen und will sie zurückrufen. Zweimal scheint ihm, dafs sie ihre Schritte zurücklenkt. Auch wenn sie zurückgekommen wäre, hätte dies noch nicht Nachgiebigkeit bedeutet; sie hätte ja ihrem Bräutigam wegen seines lieblosen Benehmens Vorhaltungen machen können.

Mehr Glück hat der Herausgeber mit einer anderen Stelle der Rivals V, 3, S. 92, Z. 11 v. u. gehabt: Sir Lucius O'Trigger und Acres erwarten ihre Gegner. Ersterer meint, sie werden nicht kommen, sagt aber dann:

'Hah! — No, faith! I think I see them coming!' Riechelmann sagt: No faith und übersetzt: kein Verlafs. Sir Lucius wird doch eines besseren belehrt und ruft erstaunt Hah! Daraus ergibt sich die Interpunktion No, faith! Nein, wahrhaftig u. s. w.

Drnck und Ausstattung des Bandes verdienen Anerkennung, der Preis ist nicht zu hoch gegriffen. Ich glaube, dafs Verleger und Publikum ihre Rechnung finden würden, wenn ersterer sich entschlösse, noch mehr als die vorgesehenen 25 Bände seiner heimischen Klassiker herauszugehen und diese nötigenfalls mit einer knappen literarischen Einleitung und angehängten erklärenden Anmerkungen zu versehen.

Königsberg i. Pr. **Hermann Hartmann.**

---

297) **Bonner Beiträge zur Anglistik.** Herausgegeben von **M. Trautmann.** Heft IX: Sammelheft. Heft X: Uno Lindelöf, Die südnorthumbrische Mundart des 10. Jahrhunderts. Die Sprache der sogen. Glosse Rushworth ². Heft XI: Sammelheft. Bonn, P. Hansteins Verlag, 1901. 220, VII u. 152, 154 S. 8.
ℳ 7.—; ℳ 5.—; ℳ 5.—.

An das V. und VI. Heft dieser Sammlung, auf die wir in Nr. 3 des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift (S. 67—70) hingewiesen haben, schliefsen sich zunächst die oben genannten Hefte IX—XI an, während VII und VIII mit dem Beowulf von Trautmann und den altenglischen Metren von Krämer darauf folgen sollen.

Heft IX enthält zwei Abhandlungen; in der ersten (S. 1—104) behandelt Heinrich Steffens „Versbau und Sprache des mittelenglischen stabreimenden Gedichtes 'The Wars of Alexander'". Sie ist nach genau denselben Grnndsätzen und Anschauungen — übrigens anch wieder mit grofsem Fleifse — gearbeitet, nach denen Mennicken Versbau und Sprache von Huchowns „Morte Arthure" im V. Hefte dieser Beiträge behandelt hatte, d. h. nach den von Trautmann aufgestellten und verfochtenen metrischen Theorieen; unsere Meinung darüber ist dieselbe geblieben, die wir a. a. O. ausgesprochen hatten. — Den zweiten Teil des Heftes (S. 105—220) nimmt eine höchst dankenswerte Arbeit ein, ein „Wörterbuch zur Interlinearglosse des Rituale Ecclesiae Dunelmensis" von Uno Lindelöf. Es enthält eine erschöpfende Behandlung des wichtigen altnorthumbrischen Denkmals nach Stevensons Ausgabe und Skeats Kollation. Alles Sichere ist von den zahlreichen Unsicherheiten wie z. B. Nominal-

geschlecht und Flexionsverhältnisse, die sich in dem Werke finden, in praktischer Weise durch den Druck geschieden und so leicht kenntlich gemacht. Sämtliche Ableitungen und Zusammensetzungen sind immer unter dem Simplex verzeichnet. Ein Anhang enthält die wenigen fragmentarischen Glossen, ein zweiter die im Wörterbuch selbst nicht berücksichtigten Rubriken in altenglischer Sprache und endlich ein dritter die im Rituale vorkommenden Eigennamen und sonstigen Fremdwörter.

Heft X entstammt der Feder desselben Gelehrten und führt den Titel: „Die südnorthumbrische Mundart des 10. Jahrhunderts. Die Sprache der sogen. Glosse Rushworth[2].“ Diese ebenfalls sehr wichtige und verdienstliche Arbeit ist eine Ergänzung zu des Verfassers „Glossar zur altnorthumbrischen Evangelienübersetzung in der Rushworth-Handschrift“ (Helsingfors 1897) und untersucht mit großer Genauigkeit die sprachlichen Verhältnisse dieses Denkmals (Laut- und Flexionslehre); wir erhalten dadurch sehr erwünschte genauere Aufschlüsse über die Eigenart der northumbrischen Mundarten, deren deirischem Zweige die untersuchte Glosse angehört. Der lateinische Text der sogen. Rushworth-Handschrift stammt wahrscheinlich schon aus dem 8. Jahrhundert, während die Glossen dazu in der zweiten Hälfte des zehnten entstanden sind. Diese Übersetzungen zerfallen in zwei gänzlich gesonderte Teile, die von verschiedenen Bearbeitern herrühren und als Ru.[1] und Ru.[2] bezeichnet werden. Über die Sprache von Ru.[1] hat bereits E. M. Brown (Göttingen 1891/92) gehandelt, für Ru.[2] leistet jetzt Lindelöf diese Arbeit, die eben deswegen so schätzenswert ist, weil die Glossen die Mundart sehr selbständig und charakteristisch wiedergeben. Da auf Einzelheiten an dieser Stelle nicht einzugehen ist, möge dieser kurze Hinweis auf die schöne Arbeit genügen.

In dem Sammelheft XI sind zwei Arbeiten wiederum der Metrik gewidmet; es ist die erste (S. 1—64), in der Joseph Fischer „Die stabende Langzeile in den Werken des Gawaindichters“ nach der aus den früheren Bonner metrischen Studien schon bekannten Methode behandelt, und die letzte (S. 139—154), in der Fischer und Mennicken gemeinsam („Zur mittelenglischen Stabzeile“) ihre Anschauungen gegen Luicks von uns schon angeführte Äußerungen im Beiblatt zur Anglia XII, 33 ff. verfechten. — Von den beiden anderen Arbeiten ist die von Johannes Bonrauel „Zur Quellen- und Verfasserfrage von Andreas, Crist und Fata“ (S. 65—138) eine sehr eingehende Untersuchung, die eine solche

Fülle von Einzelheiten verarbeitet, dafs wir uns hier auch auf eine knappe Übersicht über die Ergebnisse beschränken müssen. Andreas ist eine Bearbeitung, nicht Übersetzung der Acta Apostolorum Apocrypha, was man schon wufste; Bourauel hebt aber mit Recht hervor, dafs sicher verschiedene Handschriften dieses Werkes und aufserdem noch andere Quellen benutzt worden sind. Der Dichter kann sich auch nicht ausschliefslich auf griechische Werke gestützt haben, sondern er hat auch lateinisch geschriebene herangezogen. Zu den beiden ersten Teilen des Crist weist er ebenfalls eine Reihe von Quellen nach, die alle lateinisch sind, und für die Fata betrachtet er als Quellen die Notitia des heiligen Hieronymus, des Isidorus Hispalensis Schrift De vita et obitu Sanctorum und das Martyrologium Bedas; wahrscheinlich sind auch das Breviarium Apostolorum und die *πράξεις Θωμᾶ*, letztere allein griechisch, verwendet worden. Bezüglich der schwierigen Verfasserfrage kommt er zu dem Ergebnis, dafs der zweite Teil des Crist von Cynewulf stamme, während dies für den ersten und dritten Teil nicht bewiesen sei. Für die Fata und den Andreas führt er aus, dafs beide Cynewulf zum Verfasser haben und dafs beide Werke in der Absicht des Dichters ein einziges, dreiteiliges Gedicht bilden. — Trautmann selbst endlich ergreift das Wort, um S. 133—138 noch einige neue Vermutungen „Zum zweiten Waldhere-Bruchstück" im Anschlufs an seine Bemerkungen in Heft V, 162 ff. der Bonner Beiträge mitzuteilen. **-tz-.**

---

298) **Morris Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens.** 1. Lieferung. Giefsen, J. Richter, 1902. 80 S. 8. ℳ 1.50.

Die vom Verf. — er ist Professor der semitischen Sprachen in Philadelphia — durchgesehene und überarbeitete deutsche Ausgabe seines Werkes über die Religion Babyloniens und Assyriens soll etwa zehn Lieferungen umfassen. Sie verdient wegen der Klarheit der Darstellung, wegen der vorsichtigen und umsichtigen Verwertung des schwierigen und recht lückenhaften Materials durchaus empfohlen zu werden. Die Einleitung: Quellen und Methode der Forschung, gibt einen vortrefflichen Überblick über den Gang, den die Untersuchungen auf diesem Gebiete während des 19. Jahrhunderts gehabt haben. Sie nimmt nur solche Ergebnisse auf, die allgemeine Anerkennung gefunden haben; die schwierige Frage z. B., ob Sumerier oder Semiten Schöpfer der ersten Kultur und der Schrift sind, wird klar behandelt, aber keine einseitige Entscheidung getroffen. — Das

Buch wird drei Hauptteile enthalten: das Pantheon; die religiösen Texte; Kult und Dogmen. Auch klassische Philologen dürfen an dem Werke nicht gleichgültig vorübergehen.

Oldesloe. **R. Hansen.**

Vakanzen.

Anklam, G. Obl. Kl. Phil. Dir. Dr. Stamm.
Aschersleben, G. Obl. Deutsch u. Lat. Magistrat.
Charlottenburg, R.G. Obl. Klass. Phil. Magistrat.
Ems, R.S. Obl. N. Spr. Kuratorium.
Leipzig, R.S. II. Obl. Gesch. Deutsch. Rat der Stadt.
Magdeburg, R.G. Obl. Rel., Lat., Deutsch. Magistrat.
Mülheim (Rhein), G. Obl. Französ. Dir. Dr. Goldscheider.
Mülheim (Ruhr), Luisensch. Obl. Deutsch. Dir. Ed. Meyer.
Rheydt, O.R. u. G. Obl. Deutsch, Gesch, desgl. N. Spr. Dir Rolfs.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 27. Dezember. Nr. 26, Jahrgang 1902.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

299) **Philonis Alexandrini opera quae supersunt.** Vol. IV. Edidit **L. Cohn.** Berlin, G. Reimer, 1902. XXXII u. 307 S. 8. ℳ 10.—.

Die von L. Cohn und P. Wendland besorgte Neuherausgabe des Philo macht rüstige Fortschritte; es liegt jetzt schon der 4. Band vor. Dieser wurde von L. Cohn mit derselben Umsicht und Sachkenntnis bearbeitet, die in den früher erschienenen Bänden zutage tritt, reiht sich also ebenbürtig an jene an.

Der 4. Band umfaſst die Schriften De Abrahamo, De Iosepho, De vita Mosis I. II und De decalogo. Die zur Herstellung des Textes benutzten Handschriften und sonstigen Hilfsmittel, soweit sie nicht schon in den früheren Bänden behandelt sind, werden in den Prolegomena eingehend besprochen. Es sind cod. Paris. gr. 435 = C, Vindobon. suppl. gr. 50 = V, Venet. gr. 42 = B, Oxon. colleg. Lincoln. 34 = E, Laurent. conv. soppr. 59 und Mazarinaeus 1310 = Z, der letztere von S Reiter, die

anderen von L. Cohn entweder zuerst oder von nenem verglichen. Die Schrift De vita Mosis bestand ursprünglich nur aus zwei Büchern, wie der Herausgeber überzeugend nachweist; aber in der Überlieferung wurde das zweite in zwei Teile, die als 2. nnd 3. Buch bezeichnet werden, getrennt. Der Herausgeber hat sie wieder zu einem Buche vereinigt. Von dem Palimpsest zu der Schrift De decalogo in der Vatikanischen Bibliothek erhielt er zu spät Nachricht, um ihn in seiner Ausgabe noch zu verwenden; er wird es wohl in einem Nachtrag tun.

Zum Schlusse will ich noch einige Bemerknngen zum Dekalog, die sich mir beim Durchlesen der Schrift ergeben haben, beifügen. In § 1 sind die Worte *διάνοια* und *ἐπιστήμη* wohl zu vertauschen, also *ἕνεκα τῆς πρὸς ἐπιστήμην φιλομαθοῦς διανοίας, ἢ κτλ.* — § 4 ziehe ich das vom besten cod. M überlieferte *ὑποζευγνύντες* dem aus anderen Handschriften aufgenommenen *καταζευγνύντες* vor; ebenso § 12 *τοὺς κάμνοντας, οὐ πρότερον σ. καὶ π. παρέχειν ἀξιοῦντες ἢ τὰ κτλ.* und § 18 *ὅτι τοὺς νόμους τοὺς μὲν αὐτὸς ὁ θεὸς ..., τοὺς δὲ διὰ κτλ.*, beides von M überliefert. — § 38 ist entweder mit M *ἐγώ εἰμι θεὸς* oder mit der Vnlg. *ὁ θεός σου* zu lesen. — § 61 schliefst der Herausgeber *ἄν* zwischen *τὸν αὐτὸν τρόπον* nnd *τοῖς αὐτοῖς* ein; ich möchte es lieber in *καί* ändern. — § 92 ist überliefert *οὐδενὸς ἀμφισβητουμένου τὸ παράπαν τὰ μὲν αὐτῶν ἐν τῷ λόγῳ προσαναπληροῦντες ὅρκοις*; der Herausgeber schreibt *τὰ μείονα τῶν* st. *τὰ μὲν αὐτῶν*; ich ziehe *τὰ πολλὰ τῶν* vor. Trotzdem niemand Widersprnch erhebt, bestätigen sie ihre meisten Behauptungen bis zum Überdrufs mit Schwüren und Beteuerungen. — § 94 ist *πολυωνύμῳ* wohl verschrieben aus *πολυκυδίστῳ*. — § 101 ist *ὑπὸ θεοῦ τοῦ μηδὲ χρόνων εἰς τὸ ποιεῖν δεομένου* überliefert, was der Heransgeber in *ὑπὸ θεοῦ τοῦ μὴ χρόνων ⟨μήκους⟩ εἰς κτλ.* zu ändern vorschlägt, offenbar in Erinnerung an § 99 *μήκους χρόνων οὐ προσδεόμενος*. In diesem Falle wäre *ὑπὸ θεοῦ τοῦ μήκους χρόνων εἰς τὸ ποιεῖν ⟨οὐ⟩ δεομένου* vorzuziehen; es genügt aber *μηδὲν* st. *μηδέ* zu schreiben. — § 106 erkennt der Herausgeber in der Überlieferung *πρὸς τὰ πέντε* bezw. *πρὸς τὰ ἕτερα πέντε* richtig *προστάττεται*, wozu aber noch *πάντων* zu fügen ist. — § 110 schlägt der Herausgeber vor: *⟨ἑκάτεροι δὲ⟩ ἡμιτελεῖς τὴν ἀρετήν*; näher liegt *ἡμιτελεῖς ⟨δ' εἰσὶ⟩ τὴν ἀρ.* — § 113 ist *τὰ θηρία πρὸς ἀνθρώπους ἡμεροῦσθαι φιλεῖ* st. *δεῖ* zu lesen; *φι* verschwand in der Endnng von *ἡμεροῦσθαι*. — § 117 vermutet der Herausgeber *ἐπελαφρίζοντες* st. des überlieferten *ἐπελαφριζόμενοι*; besser gefällt mir *ἐν ἐλαφρῷ ποιούμενοι*,

das auch dem Sinne mehr entspricht. — § 123 schreibt der Herausgeber *οἴστρου γὰρ* [*τοῦ*] *κατασχόντος*; ich schlage *γάρ τινα* vor; übrigens liefse sich auch *γάρ του* halten, da *κατέχειν* bei Spätern nach Analogie von *κρατεῖν* auch mit dem Genetiv verbunden wird. — § 126 fehlt das Subjekt, das man am einfachsten durch Einschaltung von *οὗτοι* zwischen *ἀποδεικνύουσιν* und *οἴκους* gewinnt. — § 138 ist überliefert *πολλοῖς καὶ μεγάλοις καὶ πᾶσι χαλεποῖς*, was meiner Meinung nach aus *πολλοῖς καὶ μεγάλοις κακοῖς καὶ χαλεποῖς* verschrieben ist; wie *τὰ κακά*, wird auch *τὰ χαλεπά* substantivisch gebraucht. In demselben Paragraph haben die codd. *ἧς οὐκ ἔστιν ἐν βίῳ κτῆμα ἱερώτατον*; die Vulg. lautet *ἱερώτερον*. Der Herausgeber vermutet *⟨κάλλιον⟩ κτῆμα ἱερώτατον*; meiner Meinung nach ist *ἱερώτατον* verschrieben aus *ἱερώ⟨τερον καθαρώ⟩τατον*, vgl. Plat. Phaedr. p. 239 C: *οὐκ ἐν ἡλίῳ καθαρῷ τεθραμμένος, ἀλλ' ὑπὸ συμμιγεῖ σκιᾷ*; auch an *λαμπρότατον* liefse sich denken. — § 157 will der Herausgeber *ὑποστέλλει* durch *ὑποτάττει* ersetzen; warum nicht *ἐπιστέλλει*? — § 159 ist wohl zu lesen: *ἑβδόμην δὲ λέγει καὶ τὴν σὺν ἑξάδι τῇ γ. καὶ τὴν ἄνευ ἑξάδος ἐπιπροστεθείσης αὐτῇ κτλ.* — § 163 erscheint mir *ἓξ γὰρ ἐνιαυτούς* angemessener. — § 171 ist *ἐξαρνήσει παρακαταθηκῶν* zu lesen; auch sonst sind hier lauter Abstrakta verwendet.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

300) **Edw. A. Sonnenschein, T. Macci Plauti Rudens.** Editio minor with an appendix on scansion for the use of schools. Oxford, Clarendon Press, London, H. Frowde, 1901. VIII u. 176 S. 8. geb. 6 s. 6 d.

Diese Ausgabe ist eine Art Auszug aus der gröfseren kritischen und erklärenden Ausgabe desselben Gelehrten vom Jahre 1891 und ist für Schüler und angehende Studenten bestimmt. Alle Abweichungen von der Überlieferung sind durch kursiven Druck kenntlich gemacht, eine Erörterung textkritischer Fragen ist jedoch grundsätzlich ausgeschlossen; eine Rechtfertigung der in den Text aufgenommenen Konjekturen aus dem letzten Dezennium wird für die neue Auflage der gröfseren Ausgabe in Aussicht gestellt. Eine knappe Einleitung orientiert über die Anlage des Stückes und die Bühneneinrichtung; es folgt auf S. 1—66 der Text, dem sich auf S. 67—160 Anmerkungen anschliefsen, die der sprachlichen und sachlichen Erklärung gewidmet sind, auch gelegentlich prosodische Winke enthalten. Die plautinische Metrik und Prosodie wird in der Appendix

(S. 161—176) in den Hauptzügen dargestellt; schwierigere Fragen (Hiat, Verhältnis von Wort- und Versaccent, Metra der lyrischen Partieen) werden nur, soweit unumgänglich, gestreift, im übrigen aber beiseite gelassen. Text und Appendix sind mit Schreibpapier durchschossen. — Der Hauptwert der Ausgabe liegt in den Anmerkungen, die reichliche Parallelstellen und Zitate aus der alten Literatur enthalten. Für 'schoolboys' dürften sie allerdings zum Teil etwas zu hoch gehalten sein, Studierenden aber ist die Ausgabe zu empfehlen, zumal wir keine deutsche erklärende Ausgabe dieses Stückes besitzen.

Bremerhaven. **P. Wessner.**

301) **Guil. Vollgraff, De Ovidi mythopoeia quaestiones sex.** Diss. inaug. Berolin. 1901. 97 S. 8.

Der Verf. verfolgt in mehreren Sagen der Metamorphosen Ovids einen öfters ausgesprochenen Gedanken (vgl. z. B. Bethe, Quaest. Diodor. mythogr. 97 f., Ribbeck, Gesch. d. röm. Dicht. II 289), dafs der Dichter bei seiner Arbeit ein mythographisches Handbuch benutzt habe. So begreiflich es von vornherein ist, dafs bei einer solchen Masse von Mythen eine oder mehrere bequeme Stoffsammlungen dem Dichter zur Hand gewesen sind, so schwer ist der Nachweis ihrer Verwendung im einzelnen. Dieser Nachweis ist auch dem Verf. selten gelungen. 1. Die Lycaonsage S. (5—36). Die Benutzung eines Handbuches ist nicht unwahrscheinlich. Zwar würde ich dafür nicht die Hereinziehung römischer Verhältnisse met. I 200 ff. geltend machen — diese Freiheit mufs dem Dichter namentlich im Anfange seines Werkes auch einer dichterischen Vorlage gegenüber gewahrt bleiben —, auch v. 218 ist mifsverständlich herangezogen (vgl. Magnus, Berl. philol. Wochenschr. 1901, 1227, Tolkiehn, Wochenschr. f. klass. Philol. 1901, 1254), doch ist die Übereinstimmung Ovids mit den mythographischen Quellen und namentlich der Zusammenhang der Sage mit der Deukalionischen Flut der These günstig. Dafs O. v. 224 f. eingefügt haben soll, um 200 ff. anbringen zu können, halte ich für keinen glücklichen Gedanken; eher könnte es eine zweite, in einem Kompendium angemerkte Version des Versuches, die Gottheit des Juppiter zu erproben, sein. Der Widerspruch gegen Maafs in betreff des lateinischen Lycaonidenepylls und des interessanten Mediceischen Metamorphosenkatalogs scheint mir unzureichend. Die Betrachtung der Zeugnisse für die Lycaonsage führt den Verf. zu einer Auseinandersetzung mit

Immerwahr, Kulte u. Myth. Arkad. I 14 ff. und einer eingehenden Analyse der Anfangskapitel des achten Buches des Pausanias. Über die älteste Form der Sage urteilt Verf. kaum richtig; das Beste darüher hätte er nicht sowohl bei Weizsäcker bei Roscher unter Lykaon, als bei Ed. Meyer, Forsch. z. alten Gesch. I 53 ff. finden können. — 2. In der Daphnesage (S. 37—45) ist der Einfall beachtenswert, dafs die doppelte Rezension met. I 543 ff. auf doppelte Angabe der Eltern in einem mythogr. Ahrifs zurückgehe (dagegen ausführlich Magnus a. a. O. 1227 ff.). Bei den römischen Zügen S. 39 wäre Ribbeck, Gesch. d. röm. Dicht. II 299 zu zitieren gewesen. Ausgeschlossen aher ist die Benutzung eines dichterischen Vorgängers nicht. Die Eingangsscene zwischen Cupido und Apollo sieht wie eine alexandrinische Götterfabel aus (vgl. Rhode, Griech. Roman 149, 4). S. 42 ff. wird eine Vermutung über die Verbindung des Python — mit dem Daphnemythus und heider mit der Flutsage vorgetragen. — 3. Die Bemerkungen zur Phaethonsage (S. 45—61), zum Teil gegen Knaacks (Quaest. Phaethont.) musterhafte Untersuchungen gerichtet, sind wenig förderlich. Gut ist eine neue Übereinstimmung zwischen Ovid. met. II 129 und Nonn. XXXVIII 258 beigebracht. Der Widerspruch zwischen in diem und den Zeichen des Tierkreises S. 55 war schon von Knaack S. 68 heobachtet. Aber bestimmen zu wollen, wie weit in derselben Erzählung O. seinem Kompendium gefolgt sei (nach V. bis II 62 unter Annahme eigener Zusätze) und wo die Benutzung des Alexandriners beginne, halte ich für ein aussichtsloses Unternehmen. Zudem liegen doch in dem ersten Teile Beziehungen zu Euripides vor, wie Knaack S. 23 richtig erkannt hat. Die ganze Szene, das Gespräch Phaethons mit Clymene öher seine Herkunft, hahen im Gegensatz zu Nonnus beide Dichter, und das von Knaack ebenfalls herangezogene, von V. ignorierte fr. Eur. 771 zeigt dieselbe örtliche Vorstellung wie met. I 773. Den zweiten Teil soll O. missis subsidiis mythographicis aus einem alexandrinischen Dichter hahen. Aher gerade für eine so kurze Episode wie die Verwandlung des Cycnus II 367 ff., die für den Zusammenhang ohne Bedeutung und leicht auszuscheiden ist, scheint mir die Benutzung eines Mythographen, der sie eben an der Stelle hatte (vgl. Hygin. f. 154), am begreiflichsten (Magnus a. a. O. 1229). Übrigens geht hier V. weiter als Knaack, der die Arbeitsweise Ovids S. 67 ff. viel natürlicher erklärt hat. Die Untersuchung S. 58 ff. über die beiden Berichte Hygins f. 152^b u. 154 ist in zu engem Rahmen geführt, als dafs eine Entscheidung möglich wäre. — 4. In der Behandlung der

Sage von Europa und Cadmus (S. 61—80) zeigt der Verf. mit Erfolg eine engere Verwandtschaft von O. und Nonnus auf, namentlich für die Schildernng des Weges von Delphi nach Theben, nur hätte er sich eine so hezeichnende Stelle wie met. III 17 presso gressn ∾ Nonn. IV 314 nicht entgehen lassen sollen und auch anf die starken Abweichnngen im Drachenkampfe aufmerksam machen, gelegentlich auch seine Vorgänger in diesen Beohachtungen nennen müssen, z. B. Schwartz, Ind. lect. Rost. 1890 p. 16, Crusins bei Roscher II 877. Dafs die Bemerkung S. 66 A. 141 nicht zutrifft, hat schon Ehwald, Burs. Jahrber. über Ovid v. J. 1902, hervorgehoben. Met. III 108 f. u. Nonn. IV 433 f. sind nicht wohl zu vergleichen, weil hier die Anschauung bei beiden Dichtern verschieden ist. Die Polemik S. 68 ff. gegen die nmsichtige und wohlbegründete Anordnnng und Beurteilung der testimonia dnrch Crusius hätte unterbleiben sollen, wenn sie nicht mit hesseren Gründen geführt werden konnte. Die Einwirknng des Chorliedes aus Eurip. Phoeniss. 638 ff. anf die Gestaltung der mythographischen Tradition schlägt Verf. meines Erachtens zn gering an; Spiro, De Eurip. Phoen. S. 15, führt doch sehr bemerkenswerte Berührungspunkte zwischen Nonnus und Enrip. an, s. anch Crusius bei Roscher II 875. 877 A. Die Beurteilung von E. Schwartz, Quaest. Herodot., Ind. lect. Rost. 1890 p. 10 ff. ergibt nichts für Ovid. Die Ansicht des Verf. läuft daranf hinaus, dafs O. und Nonnus ein alexandrinisches Gedicht benntzt haben S. 80, übrigens aher einem mythographischen Führer gefolgt sind S. 70; wohl möglich. — 5. Im fünften Abschnitt (S. 81—83) will Verf. die Notiz von der Verjüngung der Ammen des Bacchus met. VII 294 ff., die bisher als sicherer Beweis dafür galt, dafs O. ὑποθέσεις henutzt habe (aus hypothes. Eurip. Med. Robert, Bild und Lied 231, 5, Wilamowitz, Eurip. Herakl. I[1] 147, 42), aus einem Mythographen herleiten, gestützt anf Hygin f. 182, nnd hat damit Kroll, Deutsche Literaturztg. 1901, 2577 überzeugt. Aber die Hyginstelle ist konfus und korrupt — Hygin spricht von Nysäischen Nymphen, und Nymphen bedürfen doch, wie Hanpt zu met. VII 294 richtig bemerkt, keiner Verjüngung — nnd eine Beeinflussung durch O. nicht ausgeschlossen, vgl. M. Schmidt z. St. S. 35. Überdies spricht für die Ansicht Roberts immer die Anknüpfung an die Sage von Aeson, die hei Hygin fehlt. — 6. Am einleuchtendsten erscheint die Ansicht des Verf. in dem letzten Abschnitte De excerptionihns mythographicis (S. 83—93), wo er die Aufzählnngen von Götterbeinamen wie met. IV 11 ff., von Heldentaten wie

VII 432 ff., XII 106 ff., von erlegten Gegnern wie XIII 256 ff., von Götterliebschaften wie amor. III 6, 23 ff., von geographischen Namen wie met. I 579 f. u. ä. auf Benutzung von Kompendien zurückführt. Die Vermengung der Scylla Nisi mit der homerischen, die bei O. wiederholt vorkommt, will Verf. aus der Verwendung eines Handbuches erklären, als dessen Verfasser der malus auctor in der bekannten Cirisstelle v. 63 (Skutsch, Aus Vergils Frühzeit 88) vermutungsweise angedeutet wird. Aber Skutsch S. 94 hat gewifs richtig diese Verwechselung mit den dunklen Vergilversen ecl. VI 74 ff. in Zusammenhang gebracht. — An Druckfehlern, besonders in den griechischen Zitaten (z. B. S. 52 *αὐτοῦ τι* für *αἰτοῦ τί*, S. 67 *μέλλων* für *μελέων*), und kleineren Versehen (z. B. unverständlich S. 60 A. 129) fehlt es nicht, doch ist die Arbeit in flottem Latein geschrieben, das dem Batavus wohl ansteht.

Leipzig. **R. Holland.**

---

302) **J. Kirchner, Prosopographia Attica.** Vol. I. Berolini, G. Reimer, 1901. 603 S. VIII.

Die Frucht einer sechzehnjährigen, mühevollen und entsagungsreichen Arbeit liegt in diesem Bande vor, der die Namen und prosopographische Angaben über fast 9000 Athener und Athenerinnen enthält. Die mit dem attischen Bürgerrecht beschenkten Fremden und solche Personen, deren attische Herkunft zweifelhaft ist, sind darin mit aufgenommen, gleichgültig ob Zeitgenossen in der Hitze des politischen Kampfes den Vorwurf fremder Herkunft gegen sie erhoben haben oder ob die vorhandenen Angaben nicht ausreichen, um ihr attisches Indigenat festzustellen. Als Zeitgrenzen sind sachgemäfs das Jahr des Beginnes der zehnjährigen Archontenliste und der Beginn unserer Zeitrechnung gewählt.

Der Verf., der zu mehreren Bänden des CIA die Indices verfafst und in zahlreichen Detailuntersuchungen sich als gründlicher Kenner bewährt hat, bietet mit diesem Werke der gelehrten Forschung ein ebenso vorzügliches als unentbehrliches Hilfsmittel. Die in der Sammlung der attischen Inschriften notwendige Beschränkung auf die Steine attischer Fundorte ist hier selbstverständlich aufgegeben; es werden alle Athener, auch die durch aufserattische Inschriften bekannten, angeführt und ebenso selbstverständlich alle blos literarisch überlieferten Namen. Für onomatologische Forschungen z. B. liegt daher hier zum ersten Male das gesamte Material vor und für die Statistik der Namen, die bisher auf Pape-

Benseler für die literarisch und auf die Indices zum attischen Corpus für die inschriftlich überlieferten Namen aufgebaut werden mufste, gewährt jetzt K.s Buch die wünschenswerte Vollständigkeit.

Der erste Band umfafst die Buchstaben A—K, der zweite wird den Schlufs und eine Zusammenstellung nach den Demen bringen, die gleichfalls lehrreiches Material nach verschiedenen Richtungen bieten wird. Durch eine praktische Druckeinrichtung ist sowohl Kürze als Deutlichkeit in der Wiedergabe der Zeugnisse erreicht; auch die Artikel über die bekanntesten und berühmtesten Namen umfassen nicht mehr als einige Seiten. Auf den Namen folgen zunächst die Stellen der Inschriften und Münzen, die denselben enthalten, wobei Verschiedenheiten der Namensform oder Schreibweise mit Heranziehung der literarischen Überlieferung besonders angemerkt werden; hierauf wird kurz, wo möglich mit Angabe der Jahreszahlen — denen vom Anfang des 3. Jahrhunderts ab die Archontennamen beigefügt sind — angeführt, was mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit über das Leben und die Taten der betreffenden Person bekannt ist; den Schlufs bilden, wo solche Nachrichten vorliegen, die Stellen über die äufsere Erscheinung, den Charakter, Porträtdarstellungen und Weihungen. Besondere Sorgfalt hat der Verf. naturgemäfs auf die Feststellung verwendet, welche Angaben von Namen sich auf dieselbe Person beziehen; bei der Häufigkeit derselben Namen und der Kürze vieler Anführungen war dies an sich schon ein tüchtiges Stück Arbeit, deren Ergebnisse jetzt mühelos verwertet werden können. Durch Hinzufügung von Ordnungszahlen zu den in einer Familie öfter vorkommenden Namen sowie durch die Einfügung von sehr zahlreichen Stammbäumen ist Ordnung und Übersichtlichkeit in die Masse der Angaben gebracht. Name, Vatersname und Demotikon, wo letztere bekannt sind, wurden mit Majuskelbuchstaben gedruckt. Dies war der deutlicheren Hervorhebung wegen geboten, allein die dafür gewählten Typen sind leider undeutlich: die Ähnlichkeit von *H*, *Π* und zwei aufeinanderfolgenden *I* ist zu grofs, Kombinationen dieser Buchstaben erfordern geradezu eine förmliche Entzifferungsarbeit. Diese kleine Unbequemlichkeit ist aber auch das einzige, was an dem Buche auszusetzen ist, von dessen Zuverlässigkeit und Genauigkeit mir zahlreiche Stichproben Zeugnis gegeben haben.

Graz. **Adolf Bauer.**

303) **Joseph Schreiner, Elysium und Hades.** Eine religionsgeschichtliche Studie. Mit einer Karte. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler, 1902. 71 S. 8.

Ref. kann das neue Buch des Verf. so wenig ernst nehmen, wie dessen Hercules redivivus, über den er in der N. Ph. R. 1900 Nr. 6 berichtet hat. Der Standpunkt des Verf. ist derselbe geblieben. Er sucht die Prototype griechischer Sagengestalten im historischen Volke Israel und kommt dabei zu gewagtesten historisch-mythologischen, wie etymologischen Gleichungen. Da ich von solchen schon vor zwei Jahren einige Proben gegeben habe, so kann ich es diesmal unterlassen, und will nur verraten, dafs der Verf. Elysium und Hades der Griechen in den Gefilden Jerichos und dem Toten Meere mit seinen Umgebungen gefunden zu haben glaubt. Die Willkür der aufgestellten Gleichungen ist unbeschreiblich. Wenn er z. B. Elysium und das Elysäusgefilde bei Jericho zusammenbringt, so müfste man nach seinem etymologischen Verfahren mit dem gleichen Rechte auch im Namen der Zungenhalbinsel El-Lishân, die Schreiner als Prototyp der *Λευκὰς πέτρη* fafst, den Namen Elysium wiederfinden dürfen. Hier liegt doch auch ein Namensanklang vor, hier wird er aber nicht verwertet, weil er ins übrige System nicht pafst. Der Versuch einer Widerlegung von Schreiners Aufstellungen ist ebenso aussichtslos wie überflüssig. Ihn wird man nicht überzeugen, und andere werden sich schwerlich von seinen gewagten Behauptungen bestechen lassen. Nur das sei noch erwähnt, dafs die bekannte Selbstabschliefsung des Volkes Israel gegen die Aufsenwelt denn doch den Zweifel an einem regen Verkehr desselben mit den Westvölkern nicht so unbegreiflich erscheinen läfst, wie er dem Verf. vorkommt (S. 8). Im Gegenteil, die weitgehende Beeinflussung der griechischen Mythologie durch den Verkehr mit den Juden wird eben durch diese Abgeschlossenheit der Juden im höchsten Grade unwahrscheinlich.

C. ——— **P. W.**

304) **G. Tropea, La Stele arcaica del Foro romano.** Cronaca della discussione IV. Messina, 1901. 32 S. 8.

Dieser vierte Bericht umfafst die Zeit vom Oktober 1900 bis zum August 1901. Es werden folgende Veröffentlichungen aufgeführt und dem Inhalt nach mitgeteilt: O. Keller, Zu den ältesten römischen Inschriften (Besprechung von B J. Modestow, Die Denkmäler der römischen Königs-

zeit und die älteste lateinische Inschrift auf dem römischen Forum, und R. Frese, Zur archaischen Forumsinschrift), Berl. philol. Wochenschrift 1900, 1244—46; Bartholomaes Bericht in der Wochenschrift f. klass. Philologie 1900 (31. Okt.); L. Mariani, Rezension von H. Thédenat, Le Forum romain et les Forums imperiaux, in der Rivista stor. ital. 1900 Nov.-Dez.; L. A. Milani, Locus sacer, mundus e templum di Fiesole e Roma, Rendic. della R. Accad. dei Lincei IX 5; C. F. Gamurrini, Della stipe votiva nella tomba di Romolo, a. a. O. Sitz.-Ber. vom 18. Nov. 1900; Boni in den Notizie degli Scavi vom August 1900; A. De Marchi, Ancora del rex nella Stela arcaica del Foro, Riv. di Filol. e di Istruz. Class. 39, 1; R. Thurneysen, Vermutungen zur Iouxmenta-Inschrift, Rhein. Mus. N. F. 56, 2; O. Keller, Über das Romulusgrab, die älteste Foruminschrift und die beiden Löwen, Jahresh. d. österr. archäol. Inst. IV 47—56. — Milani vermutet, das sogen. Romulusgrab sei der von Plutarch erwähnte 'mundus' des Komitiums, der augurale und religiöse Mittelpunkt der 'Etrusco ritu' gegründeten Stadt; der schwarze Stein sei ein Meteor gewesen, das Symbol der Tellus, während der konische Stein, mit dem die beiden Löwen ein Ganzes bildeten (M. vergleicht damit das Löwentor zu Mykenä), den Jupiter Terminus darstellte; beim Galliereinfall sei die Anlage zerstört und dann der ursprüngliche Lapis niger durch einen ausländischen Marmorblock (M. vermutet aus Eleusis) ersetzt worden. Alle diese Vermutungen haben ebensowenig Wahrscheinlichkeit für sich, wie die Behauptung, das Tullianum sei ursprünglich ein Kuppelgrab der römischen Könige (wieder eine Parallele mit etruskischen und griechischen Anlagen) gewesen, aber bereits seit 632 v. Chr. dazu verwendet worden, Staatsgefangene lebendig zu begraben. — Gamurrinis Artikel ist im wesentlichen eine Polemik gegen Savignoni. Er hält die Anlage für ein 'monumentum funebre', an dem vom Ende des 7. bis zum Beginn des 5. Jahrhunderts ein Kult stattfand; dieser Periode gehörten auch in der Hauptsache die Votivgegenstände an, während einige jüngere bei Gelegenheit der verschiedenen Auffüllungen des Platzes, jedenfalls ziemlich lange vor Maxentius (4. Jahrhundert v. Chr.), an denselben Ort geraten seien. — Sehr ausführlich referiert Tropea sodann über Bonis Untersuchungen der verschiedenen Schichten auf dem Komitium, die — es werden nicht weniger als 24 unterschieden! — unter Angabe der in ihnen enthaltenen Fundstücke genau beschrieben werden; bei Tropea vermifst man die zweite Schicht. Wie weit die subtile Unterscheidung berechtigt ist, läfst sich

nach dem Bericht allein nicht beurteilen. — De Marchi beschäftigt sich mit dem auf dem Inschriftenstein genannten 'rex'. Da nach seiner Ansicht in Rom nicht, wie in Athen, ein allmählicher Übergang von der Monarchie zur Aristokratie stattfand, vielmehr das Königtum ein plötzliches, gewaltsames Ende nahm, so sei nicht der König allmählich auf seine sakralen Funktionen beschränkt worden, sondern der 'rex sacrorum' sei an die Stelle des Königs als Träger der sakralen Gewalt derselben getreten. — Die Vermutungen Thurneysens beziehen sich auf einzelne Wörter der Inschrift, die er abweichend von seinen Vorgängern zu ergänzen sucht. — Keller setzt die Inschrift, in deren zweitem Teil es sich — wegen des 'Kalator' — sicherlich um den 'rex sacrorum' handelt, ans Ende des 6. Jahrhunderts und weist die beiden Löwen, in denen er Grabwächter erblickt, sowie den 'Lapis niger' einer späteren Zeit zu. — Aufser den oben angeführten Veröffentlichungen erwähnt Tropea noch mehrere Artikel des Pater De Cara (eines 'degli acritici antidiluviani'!) in der Civiltà Cattolica, auf die näher einzugehen nicht der Mühe lohnt; ferner verzeichnet er verschiedene Anerkennungen seiner Chronik und bekämpft die verallgemeinernde Tendenz des 'Giusto Multanovi' unterzeichneten Artikels 'Wissenschaftlicher Chauvinismus in Italien' in den Preufsischen Jahrbüchern 103 H. 1. — Wir schliefsen auch diesmal mit dem Dank für die gewissenhafte Berichterstattung, die sich, wie stets, möglichster Objektivität befleifsigt.

Bremerhaven. **P. Wessner.**

---

305) **Rudolf Menge, Einführung in die antike Kunst.** 3. Auflage. Leipzig, E. A. Seemann, 1901. 338 S. 8. geb. 6 *M*.

Ein Wort der Empfehlung über dieses vortreffliche Buch zu sagen ist nicht nötig, es ist in Wahrheit eine Einführung in die Kunst, wie man sie nicht besser geben kann. Frei von jedem gelehrten Balast mufs das Buch in jedem Primaner Verständnis für Archäologie wecken und fördern. Die Sprache ist edel, die Holzschnitte gut. Die Schilderung der Akropolis von Athen S. 103 ff. ist ein wahres Kabinettstück.

Trotzdem möchte ich einige Wünsche vortragen, die bei einer neuen Auflage berücksichtigt werden könnten. S. 62 wäre eine Abbildung und kurze Beschreibung des Bechers von Vafió zu geben. S. 67 müfste auch das Wort „Metope" erklärt werden, wie die übrigen Kunstausdrücke. S. 69 würde eine polychrome Tafel am Platze sein. S. 71 vermisse ich die Angabe über die Normalzahl der Säulen eines dorischen

Tempels für die Länge = 2 n + 1 der Breite. S. 73 werden die Kerkopen in die Nähe von Thermopylä versetzt, nach Apollodor hausen sie bei Ephesus. Auch ist es nicht zwingend von einem Brüderpaar zu sprechen. Wenngleich nur zwei K. in der Metopenplatte dargestellt werden, können doch mehr dieser Kobolde dagewesen sein. S. 76 möchte es sich empfehlen auch eine Seitenansicht des Apoll von Tenea zu geben, damit der blöde Ausdruck des Gesichtes erkannt werde. S. 106 ist die Legende des Pausanias, Phidias habe die Athena Promachos aus der marathonischen Beute angefertigt, mit einem „angeblich“ nicht genügend zurückgewiesen.

Von der Hera Ludovisi möchte wohl S. 260 nachzutragen sein, dafs dieser Kopf, ähnlich wie die sogen. Klytia, das Porträt einer römischen Dame der Augusteischen Zeit ist, wenngleich sich die Persönlichkeit nicht wie bei der Klytia nachweisen oder vermuten läfst.

Bei der Erklärung des Ganymed von Leochares würde ich Goethes „Aufwärts an Deinen Busen allliebender Vater“ dem kurzen „Empor“ vorziehen. Wenn S. 163 der Kunsthistoriker Overbeck genannt wird, so könnten mit demselben Rechte am geeigneten Platze Brunn, Furtwängler u. a. erwähnt werden.

Ob nicht die Niobidengruppe besser der hellenistischen Zeit zugeschrieben werden mufs, ist noch eine offene Frage. Mir scheint die Gruppe, weil der Augenblick dargestellt ist, in dem das furchtbare Geschick plötzlich über die jugendliche, blühende Schar hereinbricht, dem Laokoon und dem Farnesischen Stiere näher zu stehen. Fast alle Figuren haben etwas „Pose“, was der Kunst des Skopas und seines Kreises noch fremd ist.

S. 197 ist leider, wie auch sonst wohl in kunsthistorischen Büchern, eine veraltete Abbildung des Pergamener Altars mit sechs statt vier Säulen an jeder Seite der grofsen Treppe geblieben. Hier müfste bei neuer Auflage ein anderer Holzschnitt eingesetzt werden.

Warum aber die Verlagshandlung diesem Werke über antike Kunst einen so ganz modernen und geschmacklosen Einband gegeben hat, das ist ganz unbegreiflich.

Wolfenbüttel. **Brancke.**

---

306) **Rudolf Petersdorff, Germanen und Griechen.** Übereinstimmungen in ihrer ältesten Kultur im Anschlufs an die Germania des Tacitus und Homer. Wiesbaden, C. G. Kunze, 1902. 135 S. 8. ℳ 2.60.

Die Arbeit geht von dem beachtenswerten, durch die Ergebnisse der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Vorgeschichte, sowie namentlich der reichen altorientalischen, mykenischen und ältesten germanischen Kultur bestätigten Grundgedanken aus, dafs tatsächlich eine nahe Geistesverwandtschaft zwischen Hellenen und Deutschen besteht, wie denn hauptsächlich die griechische Poesie und Philosophie einen besonders grofsen Einflufs auf die ganze deutsche Dichtung und Wissenschaft ausgeübt hat. Verf. betont auch mit Recht, dafs selbst die politische und nationale Entwickelung beider Völker manche Ähnlichkeiten aufweist. Dafs er bei der genaueren Erklärung des Tacitus in schwierigeren Fällen Homer herangezogen wissen will, beruht auf der durch die neuesten Lehrpläne geforderten „inneren Verknüpfung verwandter Lehrfächer", welche namentlich durch die nähere Verbindung der altklassischen Lektüre mit der alten Geschichte und durch gegenseitige Vergleichung sachlicher Übereinstimmungen in ersterer herbeigeführt werden kann. Verf. gibt hier übrigens nur und zwar absichtlich, was auch zu billigen ist, die wichtigsten Forschungsresultate ohne eigene nähere Begründung wieder und handelt zuletzt von der näheren lokalen Berührung der wichtigsten indogermanischen Völker Europas, hauptsächlich natürlich der alten Germanen und Griechen.

Man wird sich vielleicht nicht mit allen Einzelausführungen, obwohl sie nirgends gesucht erscheinen, befreunden können, immerhin bleibt schon der Versuch des Verf., ein so schwieriges Thema für die praktischen Schulbedürfnisse mit Geschick zu bearbeiten, recht dankenswert.

Wollstein (Posen). **K. Löschhorn.**

---

307) **Life and Letters in the fourth Century** by **Terrot Reaveley Glover.** M. A. Classical Lecturer and formerly Fellow of St. John's College Cambridge, late Professor of Latin in Queens University Canada. Cambridge at the University Press, 1901.

London, C. J. Clay and Sons. Leipzig, F. A. Brockhaus. XIV u. 396 S. 8. geb. 10 S.

Auf verhältnismäfsig engem Raum hat der Verf. dieses Buches ein gestalten- und farbenreiches Bild der gesamten geistigen Welt eines Jahrhunderts entworfen, das er mit Fug ein solches grofser Bewegungen und grofser Menschen nennt. Zwei Weltherrscher, denen nicht nur die schmeichlerischen Stimmen der Zeitgenossen, sondern die Geschichte dieses Beiwort gegönnt hat, stehen an seinem Ein- und Ausgange. Von dem einen bis zum andern entscheidet sich der endgültige Sieg des Christentums, wird im Schofse desselben unter Kämpfen um die Glaubenseinheit das Gebäude der rechtgläubigen Dogmatik der alten Kirche im wesentlichen vollendet, versöhnen sich bereits wieder in der Masse der Laienschaft und einem Teil des Klerus der neue Glaube und die christlichen Lebensformen mit der alten Weisheit und weltlicher Lebensfreude und erwächst demgegenüber gleichzeitig der ecclesia triumphans im Mönchtume eine Miliz von unbedingter Hingebung. Jede dieser Bewegungen geht von grofsen Persönlichkeiten aus oder stellt in ihrem Verlaufe solche auf dem Plan, die fast ausnahmslos ihre Weltanschauung und die Ziele ihrer Lebensarbeit literarisch dargelegt und der Nachwelt vererbt haben. Aber auch der unterliegenden Partei der Altgläubigen und Ungläubigen fehlt es nicht an Helden und Wortführern, zumal unter Philosophen und Geschichtschreibern, und noch einmal, ehe mit dem nächsten Jahrhundert die Welt dem Chaos und demnächst einer neuen Gestaltung durch den germanischen Geist anheimzufallen beginnt, treibt der hellenistische in beiden Kultursprachen auch dichterische Blüten von eigenem Reize und hoher Schönheit, wenngleich auch ihnen gegenüber schliefslich dem christlichen Sänger die Palme gebührt.

Man sollte meinen, eine solche Periode, in der zudem mit den Wurzeln unserer Kirchen auch die Keime des Herrschertums von Gottes Gnaden und des modernen Rechts- und Beamtenstaates ruhen, müfste vor mancher anderen nicht blofs wissenschaftlich durchforscht, sondern in ihren Grundzügen wenigstens auch allen Gebildeten vertraut sein. Wie wenig aber dies letztere der Fall ist, darüber ist noch vor kurzem auch bei uns von berufener Seite Klage geführt, und in Übereinstimmung mit Harnacks Urteil auf der Berliner Schulkonferenz von 1900 nennt unser Verf. „die ganze Zeit im allgemeinen wenig bekannt“, ihre weitschichtige Literatur „kaum gelesen, es sei denn von wenigen Gelehrten, die für

irgend eine besondere Untersuchung jene Werke als Quellen benutzen". Aus dieser Erkenntnis erwuchs ihm der Plan seines Buches, eine Darstellung des 4. Jahrhunderts zu geben, die wissenschaftlich wohl fundiert zugleich durch Form und Geist, insbesondere aber durch das menschliche Interesse, das jene Reihe grofser oder doch charakteristischer Persönlichkeiten mit ihren Schicksalen und Schöpfungen erwecken müssen, geeignet wäre, weitere Leserkreise anzuziehen und zu fesseln. Um dabei aus dem Vollen zu schöpfen, hat er den rechten Weg eingeschlagen: er hat zunächst nichts aus zweiter Hand genommen, sondern ist selber zu den Quellen gestiegen und hat sich erst einmal „quer durch die Periode hindurchgelesen" — so durch den Ammian in vierzehn Tagen „and I fund him fascinating"; dann erst, heimisch in der Luft und dem Gesamtcharakter der Zeit, hat er mit wiederholtem eindringenden Einzelstudium die Porträts und Lebensbilder jener überragenden Geister ausgeführt, „sorgsam und mit Liebe", bemüht zu zeigen, wie jeder einzelne von ihnen mit mehr oder weniger Erfolg die allen gemeinsamen Probleme auf seine Weise zu verwirklichen und zu lösen oder doch sich damit abzufinden suchte, aber nicht minder bemüht diese Versuche jedesmal von dem besonderen literarischen, religiösen, politischen Milieu aus zu beleuchten und in ihren Wirkungen auf Umgebung und Folgezeit zu würdigen.

Die Gliederung des Werkes war durch den Plan gewiesen: vorauf ein allgemein orientierendes Kapitel, das die Gebiete und Hauptrichtungen der Zeitkultur als Aufzug gieht, danach als Einschlag vierzehn Kapitel Lebensbilder, jedes in sich zum selbständigen Essay abgerundet. Den Reigen eröffnet Ammianus Marcellinus als der Geschichtschreiber des Jahrhunderts; es folgt sein Held Julian, in dem das Heidentum als Staatsreligion und äufsere Macht, dann Quintus von Smyrna, in dem es als poetische Lebensstimmung liquidierte, das letztere Kapitel zumal ein Meisterstück feinfühliger und verständnisvoller Analyse. Weiter Ausonius, der Typus der religiös indifferenten Gelehrtenbildung der abendländischen Provinzen, der liebenswürdige, aber in jeder Hinsicht schwächliche Gelegenheitspoet, dem alles zum Schulverse wurde, aber doch einmal in der Mosella mit ihren überraschenden Naturbeobachtungen etwas gelang, das aus dem Rahmen der Zeitliteratur in ferne Zukunft weist. Nun eingeschoben ein Kapitel über Pilgerinnen, das uns die frommen Frauen vom Schlage der Melania und der Paula, insbesondere aber die Aquitanierin Silvia und

von ihr geschildert die heiligen Stätten des Ostens vorführt. Auf Symmachus, den Formalstilisten und letzten schwachen Fürsprecher des stadtrömischen Heidentums, und Macrobius als Vertreter zugleich eines populären Neuplatonismus und der gelehrten Allegoristerei folgt an der Hand von Augustins Bekenntnissen die Geschichte der Wandlungen dieses wunderbaren und gewaltigen Menschen vom Neuplatoniker durch den Manichäer zum gläubigen Christen — seine kirchliche Lebensarbeit bleibt unerörtert, wie denn überhaupt der Verf. die rein theologischen Leistungen des Jahrhunderts vor life and letters im engeren Sinne zurücktreten läfst. Um so eingehender werden darauf die Dichtungen der beiden namhaftesten Poeten am Schlufs der Periode, Claudian und Prudentius, behandelt, der letztere zumal in seinen vollen Ehren als christlicher Dichter ersten Ranges gewürdigt und zugleich als der typische Spanier treffend gekennzeichnet. An seine Seite tritt der literarische Repräsentant des Mönchtums, im Stil der erste Meister einfacher französischer Klarheit, Sulpicius Severus. Aus dem griechischen Osten stellt Glover ihnen dann zwei Gestalten gegenüber, die wiederum unter sich auf das schärfste kontrastieren, einen glaubenslosen Pessimisten, den Epigrammatiker Palladas von Alexandria, und den milden, liebenswürdigen Bischof Synesius von Kyrene mit seiner ausgebreiteten und vielseitigen Schriftstellerei. Den Schlufs macht ein Kapitel über den griechischen und den frühchristlichen Roman und andere dahin gehörende Stücke der Volksliteratur, wie das sogen. Nikodemusevangelium und das Leben des heiligen Antonius.

Man ist zunächst geneigt, hie und da über die Auswahl der Persönlichkeiten mit dem Verf. zu rechten: auf der einen Seite Ambrosius, Hieronymus, auch Paulin von Nola — den er mit a dull, wordy, worthy creature doch allzu gering einschätzt — auf der anderen etwa Libanius oder Hypatia sähe man gern auch in Lebensgröfse vorbeiziehen. Doch hat er Sorge getragen, dafs sie alle, wenn auch als Nebenfiguren in den Lebensbildern der anderen, ihren Platz finden. Überhaupt ist es erstaunlich, welche Fülle von Menschen, Vorgängen und Zuständen beiher zur Darstellung kommen, worüber dann nach guter englischer Sitte ein sehr sorgfältiger und ausführlicher Index den Leser zurechtweist.

Schon in der Anordnung tritt das Streben nach eindrucksvollen Gegensätzen und fesselnder Abwechslung hervor. Die Behandlung der Stoffe im einzelnen zeigt dieselbe Tendenz, ohne dafs jedoch der wissenschaftliche Charakter der Arbeit darunter litte. Neben einfach erzählender oder

referierender Darstellung für jedermann finden sich an geeigneter Stelle philologische Exkurse und Spezialuntersuchungen über die Heimat des Quintus, über Claudians Kenntnis der heiligen Schrift, über die Virgilstudien des Prudentius und dergleichen. Überall zeigt der Verf., dafs er neben den Quellen auch die Literatur darüber im weitesten Umfange beherrscht: obwohl er im Vorworte von zusammenfassenden Werken über die ganze Periode fast nur englische und französische namhaft macht, läfst doch jede Seite erkennen, wie vertraut er auch mit den deutschen Publikationen ist, zumal den neueren von Burckhardts Konstantin bis Seecks Untergang der antiken Welt; auch die Ausgaben der Monumenta, des Wiener Corpus und der Teubnerschen Sammlungen sind ausgenutzt und alles mit ruhigem, selbständigen Urteil verarbeitet. Trotz seiner Schätzung Seecks, dessen Symmachus u. a. er mit Recht a wonderfully thorough piece of work nennt, hält er sich z. B. in den Rassen- und Deszendenzfragen vorsichtig zurück und folgt auch sonst den Meistern nur mit Zweifel bewundernd, immer Extreme meidend, immer bedacht, zuerst selbst vorurteilsfrei zu verstehen, dann gerecht zu werden. Diesem Streben entspricht es, dafs er seine Helden möglichst ausgiebig selber zu Worte kommen läfst, Gelehrte und Ungelehrte, Dichter und Prosaiker, Erzähler und Grübler. Meisterhaft trifft er dabei als Übersetzer den rechten Ton, gelegentlich auch in guten Versen; sein Stilgefühl ist ebenso fein, wie sein Ausdruck reich und mannigfaltig. Kein Wunder, zeigen doch seine zahlreichen und meist glücklichen Zitate und Parallelen, dafs er wie einer auch in der schönen Literatur der modernen Kulturvölker von Shakespeare bis Rudyard Kipling, von Dante bis Goethe heimisch ist. Über seiner eignen Darstellung, deren Farben stark und leuchtend, aber nicht grell sind, liegt ein leichter humoristischer Hauch, der allerdings gelegentlich in einer für uns befremdlichen Weise sich auch wohl zu einem Witzworte oder einer Äufserung kecker Laune verdichtet. Alles in allem hat man bei ihm neben dem Gefühl der Sicherheit, was Tatsachen und Urteile angeht, zugleich die Freude an der künstlerischen Arbeit eines universell gebildeten Geistes von männlicher Freiheit und jugendlicher Frische. Um dieser seltenen Vereinigung von Vorzügen willen habe ich das Werk von der ersten bis zur letzten Seite mit ungemindertem Interesse gelesen und empfehle jedem, auch wenn ihm der Gegenstand an sich fern liegen sollte, ja dann erst recht, sich den gleichen Genufs zu verschaffen. Vor allem aber wünsche ich, dafs das schöne Buch recht bald einen kongenialen

Übersetzer finden möge: es würde die Mühe reichlich lohnen und eben jetzt bei dem neu erweckten und erwachenden Interesse an der Zeitperiode, die es behandelt, vielen willkommen sein.

Wolfenbüttel. **W. Brandes.**

---

308) **K. A. Schmid, Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit,** bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern. Fortgeführt von **Georg Schmid.** Fünfter Band. Erste Abteilung. Geschichte des Gelehrtenschulwesens in Deutschland seit der Reformation. Von *Hermann Bender.* — Das „neuzeitliche, nationale" Gymnasium. Von *Georg Schmid.* Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1901. VIII u. 511 S. gr. 8. ℳ 16.—.

— — Fünfter Band. Zweite Abteilung. Geschichte des Realschulwesens in Deutschland. Von *R. Hoffmann.* — Das höhere Bildungswesen in Frankreich von 1789 bis 1899; dasselbe in England im 19. Jahrhundert; das Bildungswesen der Jesuiten seit 1600. Von *E. v. Sallwürck.* — Geschichte des höheren Mädchenschulwesens in Deutschland und Frankreich von *J. Wychgram*, in England von *A. Hamann.* — Nachtrag zur Geschichte der preufsischen Gymnasien und Realgymnasien. Von *G. Schmid.* Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1901. VI u. 316 S. gr. 8. ℳ 10.—.

Das umfangreiche Werk, zu dem die beiden Bände, deren Titel oben angeführt sind, gehören, wird mehr und mehr zu einem Repertorium für alle verschiedenen Seiten und Stufen des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Freilich hat es in einer Hinsicht den Charakter einer eigentlichen Geschichte der Erziehung eingebüfst: es stellt nicht mehr die Entwickelung der Erziehung und der sie beherrschenden Systeme in einem rein historischen Vortrage und in einem einheitlichen Zusammenhange dar, sondern es ist zu einer Sammlung von Einzelgeschichten geworden, welche die vielen Erscheinungsformen, die auf dem Gebiete der Erziehung durch die Mannigfaltigkeit des Lebens und durch die Eigenart der Völker hervorgerufen worden sind, getrennt behandeln; allerdings ist dabei das

deutsche Erziehungswesen vor dem der anderen Völker bevorzugt worden und ihm räumlich der Hauptanteil an der Darstellung zugefallen. Diese Teilerscheinung liegt ebenso sehr in der Natur der Sache, wie jene allgemeine; wie sich die rein historische Behandlung für das Ganze als unmöglich erwiesen hat, weil der innere Zusammenhang der verschiedenen Entwickelungsformen zu locker geworden ist, so hat sich auch die deutsche Urheberschaft bei der Vorführung der modernen Erscheinungen stärker fühlbar machen müssen.

Während nun dies letztere vom deutschen Standpunkte aus nicht weiter zu bedauern ist, so erregt jenes erstere doch insofern einen gewissen Anstofs, als das wissenschaftliche Gesamtgepräge unter dem Zerfalle in Einzeldarstellungen gelitten hat und innerhalb dieser letzteren selbst der Ton mehr chronikalisch als historisch geworden ist. Wenn man z. B. die Darstellungsweise Hermann Benders, des leider schon 1897 verstorbenen Rektors des Gymnasiums in Ulm, der die Geschichte des Gelehrtenschulwesens in Deutschland seit der Reformation bis zu den preufsischen Lehrplänen von 1882 in der ersten Abteilung des fünften Bandes geschrieben hat, mit derjenigen von Paulsen in seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ vergleicht, so hat man bei dem jüngeren Werke die Empfindung einer gewissen Nüchternheit und Trockenheit, eines gewissen Mangels an einer philosophischen Durchdringung des Gegenstandes; Paulsen behandelt den Stoff mehr von allgemeineren Gesichtspunkten aus und in einer dem Leser interessanteren Betrachtungsweise. Das mufs selbst der einräumen, der, wie der Schreiber dieser Zeilen, das Schlufsergebnis, zu dem Paulsen gelangt, nicht für richtig hält und die Betreibung des Griechischen nach wie vor als eine wesentliche Aufgabe des humanistischen Gymnasiums betrachtet. Aber für diese Schattenseite des jüngeren Werkes sind, wie gesagt, die einzelnen Autoren gar nicht verantwortlich zu machen; durch die früheren Bände ist so viel von der Geschichte der inneren Vorgänge, des theoretischen Urgrundes der Erscheinungen, der Hauptträger der geistigen Bewegungen vorweggenommen worden, dafs da, wo von der Entwickelung der äufseren Formen des Erziehungswesens die Rede sein sollte, in mancher Beziehung nur eine Nachlese zu liefern, nur eine Berichterstattung über Tatsachen zu geben war.

Und diese Berichterstattung hat überall in der Hand sachkundiger und erprobter Gewährsmänner gelegen. Nach der Anschauung des Ref. fällt namentlich für die Geschichte des Gelehrtenschulwesens neben dem erfolg-

reichen Bemühen um Zuverlässigkeit und Sachlichkeit der Umstand ins Gewicht, dafs Bender und Georg Schmid, der den letzten Abschnitt über das „neuzeitliche, nationale“ Gymnasium in der ersten Abteilung (auf S. 337 bis 511) und den Nachtrag zu der Geschichte der preufsischen Gymnasien und Realgymnasien in der zweiten Abteilung (auf S. 310—316) geschrieben und sich auch in ein paar Anmerkungen zu der Benderschen Darstellung (auf S. 192. 240 u. 272) scharf gegen Paulsen ausgesprochen hat, beide in gleicher Weise fest und treu zur Fahne des alten humanistischen Gymnasiums halten. Georg Schmids eben erwähnter „Nachtrag“ beschäftigt sich übrigens schon mit dem Zustande, der in Preufsen durch die Berliner Konferenz von 1900 und die auf sie zurückzuführenden Lehrpläne von 1901 geschaffen worden ist.

Auf Einzelheiten einzugehen, hat bei einem solchen Werke und an dieser Stelle keinen Zweck. Seltsam erscheint, dafs auf dem Titelblatt und in der Inhaltsangabe von V, 1 der Ausdruck „das ‚neuzeitliche, nationale' Gymnasium“ gebraucht wird und die Überschrift der linken Seiten im Texte immer „Das ‚zeitgemäfse, nationale' Gymnasium“ lautet. Auf S. 325 in V, 1 ist die Angabe „K. G. Heiland (damals“ [1850] „Gymnasialdirektor in Halberstadt)“ unrichtig; Heiland ist bis zum September 1851 Lehrer, nicht Direktor des Gymnasiums in Halberstadt und dann Direktor der Gymnasien in Öls, Stendal und Weimar und Provinzalschulrat in Magdeburg gewesen.

Bremen. **Edm. Fritze.**

---

309) **Antoine** und **Eule, Résumés pratiques de Littérature française.** Leipzig, Richard Wöpke, 1901. 200 S. 8.

Die Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preufsen 1901 stellen als allgemeines Lehrziel der Realanstalten im Französischen u. a. „einige Kenntnis der wichtigsten Abschnitte der Literaturgeschichte des französischen Volkes“ hin. Neben den anderen wichtigen Zielen des neusprachlichen Unterrichts wird die Belehrung in der französischen Literaturgeschichte bei der ohnehin nicht allzureichlich bemessenen Stundenzahl und bei der Fülle des zu bewältigenden Stoffes ziemlich in den Hintergrund treten müssen und mehr oder weniger im Anschlufs an die Primalektüre zu geschehen haben. Zu einer eigens angesetzten Literaturstunde wird es daher in den meisten Fällen kaum kommen. Immerhin ist das vorliegende Werkchen jedem Lehrer des Französischen

eine willkommene Gabe. Es macht von vornherein nicht den Anspruch darauf, eine erschöpfende Geschichte der französischen Literatur zu geben und beschränkt sich nach einer kurzen Übersicht über die wichtigsten Namen der altfranzösischen Zeit auf das 17. und 18. Jahrhundert, deren Hauptvertreter in ihren bedeutendsten Werken vorgeführt werden. Hierbei wird neben einer kurzen Inhaltsangabe der Hauptwerke der grofsen Schriftsteller auch die Inhaltsangabe ihrer weniger wichtigen Werke gegeben, was meines Erachtens insofern überflüssig ist, als der Schüler, für den das Büchlein auch bestimmt ist, unmöglich aus einigen wenigen Zeilen ein entsprechendes Bild von dem Inhalt eines Werkes erlangen kann, und auch der Lehrer mit jenen zahlreichen Angaben kaum etwas anzufangen weifs. Auf den Hauptteil der Résumés, welcher die Blütezeit der französischen Literatur umfafst, folgt dann noch, auf 40 Seiten zusammengedrängt, ein Überblick über die Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Die ganze Anlage des Buches macht eine gewisse Knappheit des Stils und des Inhalts nötig. Dann hätten die Verfasser dem Werke aber einen Dienst erwiesen und seine Brauchbarkeit erhöht, wenn sie — und das gilt besonders für den letzten Teil — sich auf die wichtigsten Namen des 19. Jahrhunderts beschränkt und diese etwas ausführlicher behandelt hätten. Ein blofses Aufzählen von Namen hat für den Zweck, dem das Buch dienen soll, keinen Wert und etwas weniger wäre hier mehr gewesen. — Die Ausstattung des Werkchens ist gut, Papier und Druck sind billigen Wünschen entsprechend, die Anordnung des Stoffes ist übersichtlich.

Krefeld. **Johannes Ellenbeck.**

---

310) **Karl Wimmer, Lehrbuch der französischen Sprache.** I. Teil: Die vollständige Formenlehre. Zweibrücken, Fritz Lehmann, 1902. VIII u. 302 S. 8. geb. ℳ 3.—.

Allseitige Sprachdurchbildung ist nach den eigenen Worten des Verf. der Zweck dieses auf vieljähriger Erfahrung beruhenden Lehrganges, dessen Entstehung Liebe zum Beruf und die Neigung, an seinen ernsten, edlen Aufgaben fördernd mitzuwirken, veranlafst haben. Dafs dies keine Redensarten sind, beweist schon ein flüchtiger Blick in das mit grofsem Fleifs und anerkennenswerter Gewissenhaftigkeit geschriebene Buch, das auf jeder Seite den erfahrenen Schulmann verrät. Vorangestellt sind einige phonetische Vorübungen, darauf folgen 71 Kapitel, die mit viel

Geschick zusammengestellt sind: zuerst steht ein Lesestück, dann folgt ein Abschnitt mit Einzelsätzen, die sich an das Lesestück anlehnen, hierauf eine „Conversation“ mit französischen Fragen und deutsch gestellten Aufgaben, zum Schlufs „Exercices“, die aus Dictée, Übungen, Komposition und Thèmes (deutschen Sätzen) bestehen. Die Stücke sind vortrefflich ausgewählt, und die Verarbeitung derselben darf als wohlgelungen bezeichnet werden. Der Lehrgang ersetzt demnach vollständig ein Lesebuch, zumal auch in einem kleinen Anhang noch verschiedene Texte geboten werden. Der grammatische Teil entspricht in seiner Gliederung den Übungsstücken und enthält die gesamte Formenlehre; zum Schlufs werden die Vokabeln der einzelnen Kapitel gegeben. Eine gelegentliche Ausstellung beeinträchtigt den Wert des Buches nicht; so müfste vermieden sein: (S. 53) Frage einen (mehrere) Mitschüler, ob er schon ... An Druckfehlern ist mir aufgefallen: chataignes (S. 39), zu-rieden (S. 43), S. 57 steht à voix basse ... d'argent schon einmal im vorhergehenden Satz, nach Frühstück (S. 93), dît (für dit) (S. 123), éte (S. 191), nacquis (S. 239), le mode (S. 261). — Das Buch sei gern allen Kollegen warm empfohlen.

Nauen. **Fries.**

---

311) **Bret Harte, On the Old Trail.** Leipzig, Bernh. Tauchnitz, 1902. 278 S. 8. ℳ 1.20.

Leider wird uns Bret Harte nichts mehr erzählen, denn er ist am 6. Mai d. J. gestorben. In diesem letzten Buche, das wir von ihm haben, führt er uns noch einmal on the old trail in jenes goldreiche Land, das er so wohl zu schildern verstand, und läfst die verschiedensten Charaktere in der von ihm bekannten Lebendigkeit vor dem Auge Gestalt gewinnen, wobei er, wie auch in anderen seiner Schriften, mit kurzen, energischen Zügen das nötige Kolorit hervorzuzaubern weifs. Ein Knabe, der für eine ihrem Gemahl ungetreue schöne Frau schwärmt und sogar die Schule schwänzt; ein berühmter Advokat, den die Augen einer anderen Schönen zu einem ihm unsympathischen Prozefs zu überreden vermögen, die dann aber mit dem erstrittenen Gelde einen albernen Tropf und nicht den darob verdutzten Verteidiger als Gatten heimführt; ein tyrannisches, mehrmals verheiratetes und wieder geschiedenes Weib, dessen Männer im Andenken an die Frau, die sie besessen, gute Freunde werden; eine ererbte Goldmutung, mit der Verloben und Aufgehen alter Kameradschaft ver-

bunden ist; ein Goldgräber, der Weib und Kameraden betrogen und im Stich gelassen hat, und dem unter fremdem Namen alles zu glücken scheint, bis ihn die Nemesis ereilt; das merkwürdige Entkommen und Wiedereingefangenwerden eines mexikanischen Pferdediebes und Banditen; das tragische Geschick zweier Golddiebe aus den Sierras, deren Schlupfwinkel von einem anderen, die Schule schwänzenden, Knaben entdeckt wird; endlich die ergötzliche Schilderung der Verlegenheiten der Mitglieder eines Komitees, die in ihrer schnell aufblühenden Niederlassung die Statue der Glücksgöttin heimlich aufstellen lassen wollen, denen aber die launige Fortuna einen recht argen Streich spielt: das sind die kaleidoskopischen Bilder, die uns hier in neun Erzählungen geboten werden, in denen auch Gestalten wie Jack Hamlin und Colonel Starbottle als alte Bekannte aus früherer Zeit wieder auferstehen.

Für manchen deutschen Leser wird die interessante Lektüre hie und da durch Amerikanismen und die Wiedergabe der Dialekte erschwert sein, die von der buntzusammengewürfelten Gesellschaft gesprochen werden.

Drucker und Verleger haben sich erfolgreich bemüht, ein tadelloses Werk zu liefern, in dem es dem sonst überall geschäftigen Druckfehlerteufelchen auch nicht einmal gelungen ist, sich bemerkbar zu machen.

Borna. **E. Teichmann.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Ed. Hölzel, Wien,** betr. Hölzels Wandbilder für den Anschauungs- und Sprach-Unterricht.



